This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

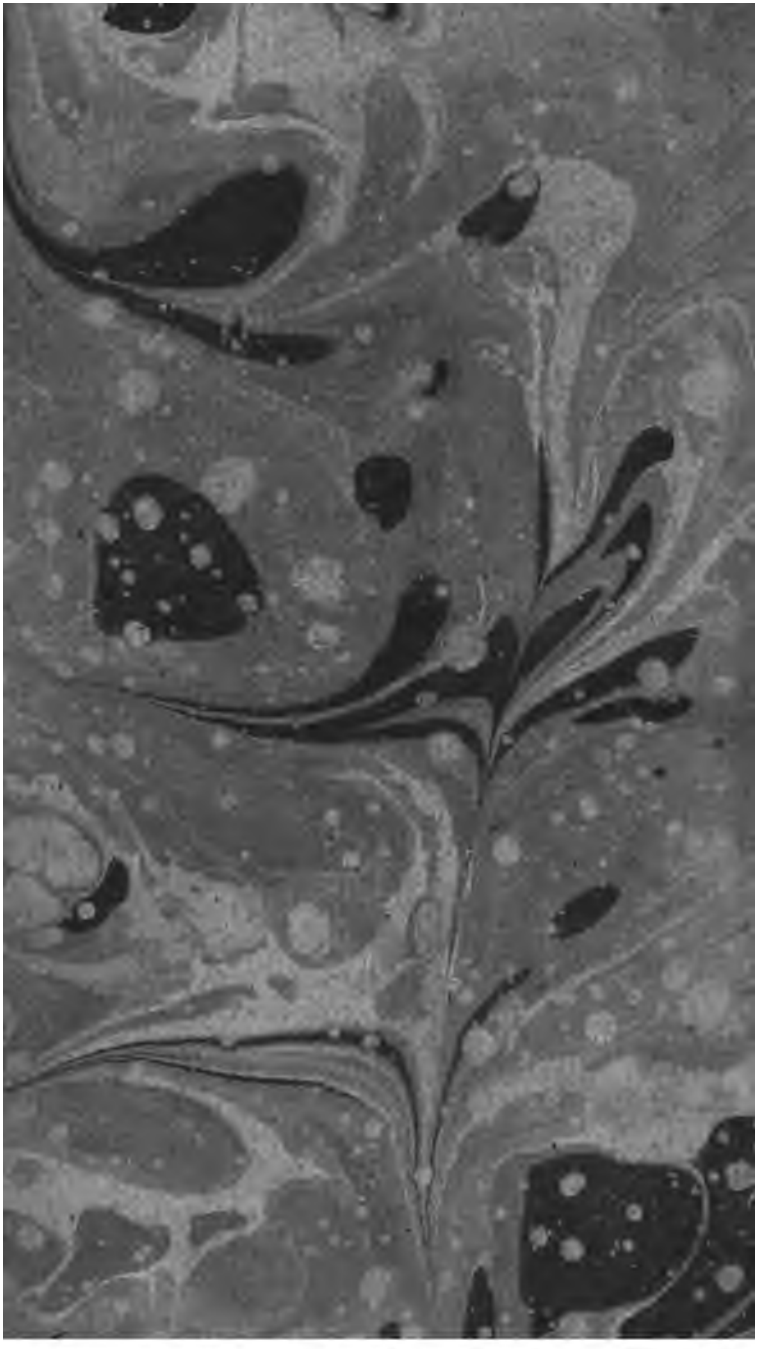
**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

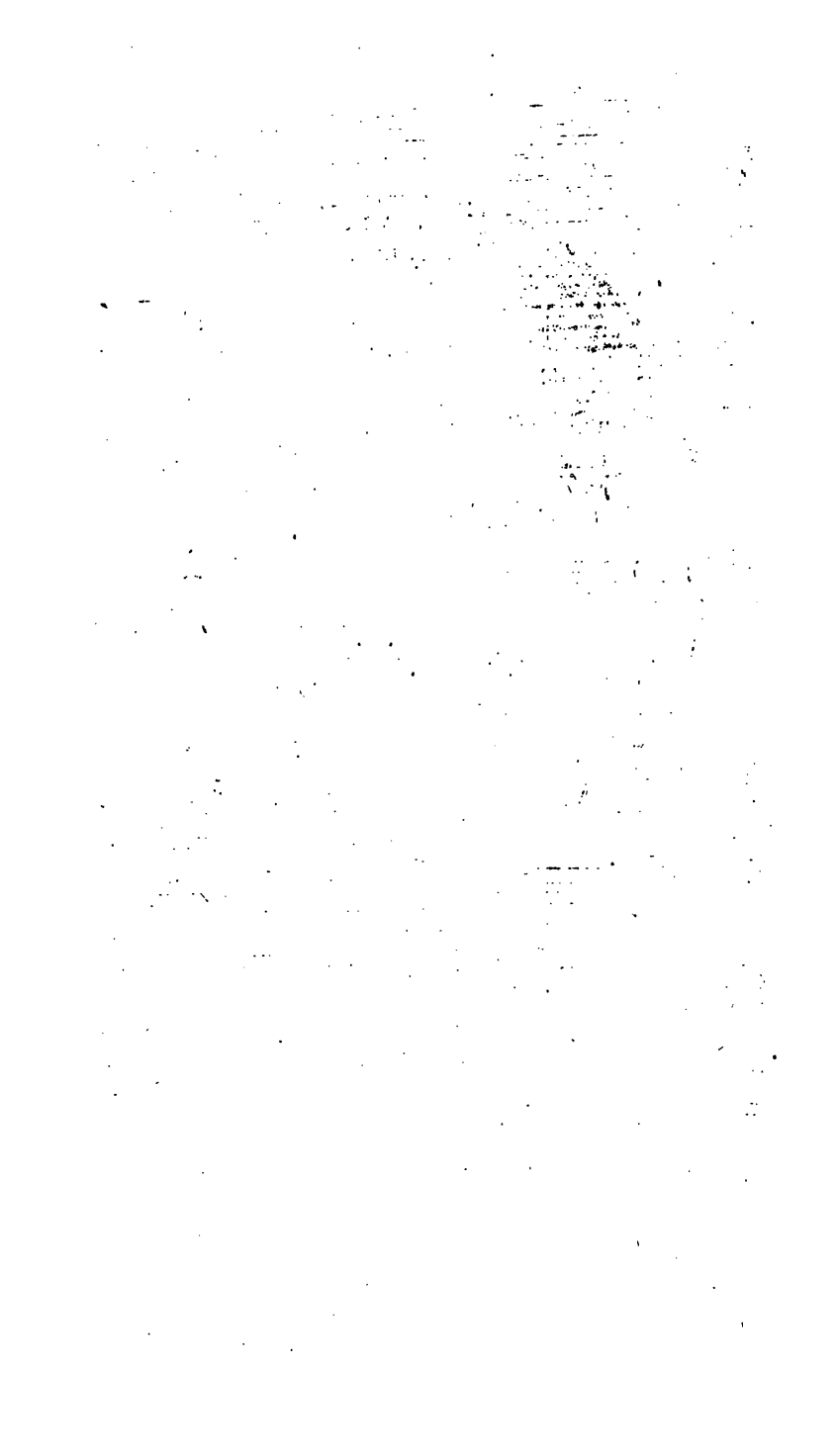
A 946,870

Litt. I.
8

ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TURRIS



Z
100
.A3



WILHELM HEINSE
Profelsor zu Mainz
geb. 1749 zu Langenwiesen
in Thüringen

# Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des hundert und ſiebenten Bandes erſtes Stück.

---

Kiel,
verlegts Carl Ernſt Bohn, 1792.

Faculty Research Prof.
de Jong Fer
2-27-31
23643

# Vorbericht.

Da ich den Verlag der **Allgemeinen deutschen Bibliothek** von Herrn Nicolai übernommen habe, welche von diesem Stücke an in meiner Universitätsbuchhandlung zu Kiel herauskommen wird, so halte ich es für meine Pflicht, den Lesern nur mit Wenigem anzuzeigen, daß diese Veränderung des Verlags in dem Innern des Werks keine wesentliche Veränderung verursachen wird.

Zu Besorgung der Herausgabe werde ich einen Gelehrten wählen, welcher alles, was zum Besten dieses Werks nöthig ist, um so leichter wird besorgen können, da alles dazu in guter

Ordnung und seit vielen Jahren zweckmäßig eingerichtet ist, und da mir Herr Nicolai in allem, was dazu gehört, seinen guten Rath gegeben hat, und ferner geben wird.

Die Herren Mitarbeiter haben sich gütig erklärt, ihre Beyträge, so wie bisher, ferner fortzusetzen, und ihre Anzahl ist kürzlich noch durch verschiedene verdiente Gelehrte vermehret worden; so daß ich gewiß versprechen kann, daß dies Werk sich in seinem seit so vielen Jahren allgemein anerkannten Werth beständig erhalten wird.

Die Allgemeine deutsche Bibliothek wird also ununterbrochen auf die bisherige Art fortgesetzt werden. Die Stücke, welche die Recensionen bis zum Jahre 1791 begreifen, gehen in fortlaufender Zahl der Bände, so wie bisher fort; und es erfolgt sodann auch, wie bisher gewöhnlich gewesen, ein Anhang, welcher doppelte Register über das Quadriennium von 1788 bis 1791 enthalten soll. Aber

vom

vom Jahre 1792 an hoffe ich, (ohne daß in der innern Einrichtung etwas Wesentliches verändert werden wird,) die äußere Eintheilung etwas bequemer einrichten zu können, nach einem Plane, welchen Hr. Nicolai schon vor mehrern Jahren ausführen wollte, und welchen er mir zu diesem Behufe mitgetheilt hat.

Es sollen nämlich mit Anfange des Jahres 1793 die Recensionen der Bücher vom Jahre 1792 und künftig von den folgenden Jahren in kleinern Heften, öfter und zu bestimmten Zeiten erscheinen, so daß sie, wenn es verlangt wird, auch mit den Posten können versendet werden; und es wird vom Jahre 1793 an, der **Allgemeinen deutschen Bibliothek ein allgemeines deutsches litterarisches Intelligenzblatt** beygefügt werden, worin jedermann, gegen billige Gebühren, litterarische Nachrichten bekannt machen, und selbst Vertheidigungen gegen Recensionen in der allgemeinen deutschen Bibliothek oder in andern Journalen einrücken lassen kann,

Ordnung und seit vielen Jahren zweckmäßig eingerichtet ist, und da mir Herr Nicolai in allem, was dazu gehört, seinen guten Rath gegeben hat, und ferner geben wird.

Die Herren Mitarbeiter haben sich gütig erklärt, ihre Beyträge, so wie bisher, ferner fortzusetzen, und ihre Anzahl ist kürzlich noch durch verschiedene verdiente Gelehrte vermehret worden; so daß ich gewiß versprechen kann, daß dies Werk sich in seinem seit so vielen Jahren allgemein anerkannten Werth beständig erhalten wird.

Die **Allgemeine deutsche Bibliothek** wird also ununterbrochen auf die bisherige Art fortgesetzt werden. Die Stücke, welche die Recensionen bis zum Jahre 1791 begreifen, gehen in fortlaufender Zahl der Bände, so wie bisher fort; und es erfolgt sodann auch, wie bisher gewöhnlich gewesen, ein **Anhang**, welcher **doppelte Register** über das Quadriennium von 1788 bis 1791 enthalten soll. Aber

vom

vom Jahre 1792 an hoffe ich, (ohne daß in der innern Einrichtung etwas Wesentliches verändert werden wird,) die äußere Eintheilung etwas bequemer einrichten zu können, nach einem Plane, welchen Hr. Nicolai schon vor mehrern Jahren ausführen wollte, und welchen er mir zu diesem Behufe mitgetheilt hat.

Es sollen nämlich mit Anfange des Jahres 1793 die Recensionen der Bücher vom Jahre 1792 und künftig von den folgenden Jahren in kleinern Heften, öfter und zu bestimmten Zeiten erscheinen, so daß sie, wenn es verlangt wird, auch mit den Posten können versendet werden; und es wird vom Jahre 1793 an, der **Allgemeinen deutschen Bibliothek ein allgemeines deutsches litterarisches Intelligenzblatt** beygefügt werden, worin jedermann, gegen billige Gebühren, litterarische Nachrichten bekannt machen, und selbst Vertheidigungen gegen Recensionen in der allgemeinen deutschen Bibliothek oder in andern Journalen einrücken lassen kann,

wenn ſie in anſtändiger Schreibart abgefaſſet ſind. Ich behalte mir vor, künftig, wenn alles gänzlich eingerichtet ſeyn wird, dem Publikum nähere Nachricht von dieſer blos zum Beſten deſſelben abzielenden Veränderung zu geben. Ueberhaupt verſpreche ich, daß ich von meiner Seite weder an Fleiß, noch an Ordnung, noch an Aufmerkſamkeit, noch was ſonſt zum beſſern Fortgange der Allgemeinen deutſchen Bibliothek beytragen kann, etwas werde ermangeln laſſen. Kiel, den 11. April 1792.

I.

Carl Ernſt Bohn.

# Verzeichniß

## der im erſten Stücke des hundert und ſiebenten Bandes recenſirten Bücher.

I. Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts und deren Beförderung, von J. J. Spalding. 3
II. E. Swedenborgs theologiſche Werke. 15
III. Verſuch einer Geſchichte der Venetianiſchen Staatsinquiſition, von J. Ph. Siebenkees. 37
IV. *A. I. Retzii* Faſciculus Obſervationum botanicarum ſextus. 51

# Kurze Nachrichten.

## I. Proteſtantiſche Gottesgelahrheit.

Auszug aus D. M. Luthers Tiſchreden, mit Anmerkungen von D. C. F. Bahrdt. 55
Ueber die Heterodoxie unſerer Zeit, und deren Einfluß auf Religion, Sittlichkeit und Menſchenglück. 64
F. S. G. Sacks Reden bey und nach der Confirmation Sr. K. Hoheit des Prinzen Ludwig und Ihro K. Hoheit der Prinzeßin Wilhelmine von Preußen. 66.
Ebend. Reden bey der zwiefachen Vermählung in dem Königlichen Hauſe. 67
Predigten von C. G. Kibbeck, 3te Samml. ebend.
J. W. G. Wolff über die nöthige Vorſicht, Verſtorbene nicht früher zu begraben, als bis wir ihres Todes völlig gewiß ſeyn können. 68.
Des größern bibliſchen Erbauungsbuches N. Teſt. 5r und 6r Theil, von D. G. F. Seiler. 70
Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Feſttagsepiſteln, von D. J. W. Rau, 2ten Theils 2ter und 3ten Theils 1ter Abſchnitt. 72

Predigten über einzelne Materien für diejenigen, die nach christlicher Weisheit und Tugend fragen. 75
Magazin für Prediger, 11r Theil. 74
Trostschriften zur Aufrichtung für Leidende, 2te Samml. 75
Wöchentliche Beyträge zur Beförderung der ächten Gottseligkeit, 188 Bändchen. 76
Sammlung von Amtsreden zur Vorbereitung auf den Genuß des heiligen Abendmals, von J. J. Lachmann, 1ter Theil. ebend.
Der Faden im Labyrinthe der Religion. 79
Der Landprediger am Altar und Krankenbette, von W. H. Bayerdörfer. 85
Kurze Predigten über die evangelischen Texte, von D. E. C. Klevesahl, 1r und 2r Band. 87
Evangelisches Handbuch für Christen, von J. C. Lavater. 88

## II. Katholische Gottesgelahrheit.

P. B. Mayr's Vertheidigung der natürlichen, christlichen und katholischen Religion, 5r Theil. 90
Desselben Antwort auf zwey sogenannte Kritiken über sein Werk. ebend.
Desselben Apologie seiner Vertheidigung der katholischen Religion, ebend.
Weder die christliche Religion, noch die Römischkatholische Kirche ist die alleinseligmachende. 118

## III. Rechtsgelahrheit.

Die Ehe des Bürgerstandes nach den Reichsrechten. 119
Ueber das polnische Reichsgrundgesetz: Neminem captivabimus nisi Iure victum aut in maleficio deprehensum etc. von Steiner. 121
Animadversionum de veteribus Legum Latoribus et Scriptoribus Iuris Attici etc. edidit *C. G. Richterus.* 124
Versuch über die Frage: ob ein Herr seinen verpflichteten Beamten ohne Ursache seiner Dienste entsetzen oder entlassen könne? 126
Kurze Geschichte eines merkwürdigen Cassendiebstahls zu Nürnberg und der dadurch veranlaßten Inquisition. 129

Betrachtungen über Leopolds des Weiſen Geſetzgebung in Toskana, von D. C. D. Erhard. 130

## IV. Arzneygelahrheit.

Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauche praktiſcher Aerzte, 14ten Bandes 1— 3s Stück. 132

Die Axe des weiblichen Beckens, von D. J. C. Sommer. 136

D. J. H. W. Elsinge über den Vorfall der Gebährmutter und den Gebrauch der Mutterkränze in dieſer Krankheit. ebend.

D. A. F. Heckers Therapia generalis chirurgica. 139

D. L. Ch. Althofs praktiſche Bemerkungen über einige Arzneymittel, 1s Bändchen. 142

Weikard der Empiriker, von M. A. Molitor. 144

D. G. F. Hildebrandts Lehrbuch der Anatomie der Menſchen, 3r Band. 145

D. J. Aſtrucs Abhandlung von Geſchwülſten und Geſchwüren, aus dem Franzöſiſchen, 1r und 2r Theil. 146

Ausführliche und genaue Beſchreibung zweyer höchſtmerkwürdiger und ſchwerer Geburtsfälle, von J. P. Hagen. 148

An Hrn. Hofr. Hagen zu Berlin über deſſen Sendſchreiben an Hrn. Hofr. Stark zu Jena, von J. F. Bok. ebend.

Berichtigung des Sendſchreibens des Hrn. Hofr. Hagen in Berlin — von Ch. L. Murſinna. ebend.

J. P. Hagens erſte und letzte Antwort auf die des Hrn. Murſinna und Bok wider ihn herausgegebene Schriften. ebd.

## V. Schöne Wiſſenſchaften und Poeſien.

Principes generaux des belles Lettres par Mr. *Storch*. 150

Asmus omnia ſua ſecum portans, oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen, 5r Theil. ebend.

Das Mädchen von Orleans, traveſtirt von Ritter Fas, 1ter Band. 152

Marcus Valerius Martialis, in einem Auszuge, lateiniſch und deutſch, 5ter Theil. 155

Deutschlands Flora, von G. F. Hoffmann. 238

Der Abbildungen in- und ausländischer Pflanzen, 5ten Jahrgangs 1tes bis 6tes Zehend. 241

*C. à Linné* Genera Plantarum eorumque characteres naturales — curante *Th. Haenke*, Vol. I. II. 241

## XIII. Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Neue Welt- und Menschengeschichte, vom Anfange der Welt bis auf gegenwärtige Zeit, aus dem Französischen, 11ter Theil, oder der R. Gesch. 1r B. 12r Th. oder der R. Gesch. 2r Band. 242

Recherches philosophiques sur les Grecs, par M. de *Pauw*, Tom. I. II. 244

— — aus dem Französischen übersetzt vom Herrn Prof. Villaume. ebend.

## XIV. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Historische Abhandlungen der Königl Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, aus dem Dänischen, von P. A. Heinze, 5ter Band. 262

Eloge historique de Sophie Charlotte d'Hanovre Reine de Prusse, Troisième mémoire, par Mr. *Erman*. 263

## XV. Gelehrtengeschichte.

Historisch-litterarisch-bibliographisches Magazin, von J. G. Meusel. 4s Stück. 264

Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst, von J. G. Müller, 1r Band. 286

Repertorium der theologischen Litteratur, 2r und 3r Th. 269

XVI. Bibli-

## I. Biblische, hebräische, griechische und [illegible] Philologie, nebst der Patrizik und den [illegible] Alterthümern.

[illegible]

## II. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

[illegible]

## XVIII. Erziehungsschriften.

[illegible]

## [illegible] Handlungs-, Finanz- u. Polizeiwissenschaft, nebst Technologie.

[illegible]

Deutſchlands Flora, von G. F. Hoffmann. 238

Der Abbildungen in- und ausländiſcher Pflanzen, 5ten Jahrgangs 1tes bis 6tes Zehend. 241

*C. à Linné* Genera Plantarum eorumque characteres naturales — curante *Th. Haenke*, Vol. I. II. 241

## XIII. Allgemeine Weltgeſchichte und alte Geſchichte.

Neue Welt- und Menſchengeſchichte, vom Anfange der Welt bis auf gegenwärtige Zeit, aus dem Franzöſiſchen, 11ter Theil, oder der N. Geſch. 1r B. 12r Th. oder der N. Geſch. 2r Band. 242

Recherches philoſophiques ſur les Grecs, par M. de *Pauw*, Tom. I. II. 244

— — aus dem Franzöſiſchen überſetzt vom Herrn Prof. Villaume. ebend.

## XIV. Mittlere und neuere politiſche und Kirchengeſchichte.

Hiſtoriſche Abhandlungen der Königl Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen, aus dem Däniſchen, von P. A. Heinze, 3ter Band. 262

Eloge hiſtorique de Sophie Charlotte d'Hanovre Reine de Pruſſe, Troiſième mémoire, par Mr. *Ermann*. 263

## XV. Gelehrtengeſchichte.

Hiſtoriſch-litterariſch-bibliographiſches Magazin, von J. G. Meuſel. 4s Stück. 264

Bekenntniſſe merkwürdiger Männer von ſich ſelbſt, von J. G. Müller, 1r Band. 286

Repertorium der theologiſchen Litteratur, 2r und 3r Th. 269

## XVI. Bibli-

## XVI. Bibliſche, hebräiſche, griechiſche, und überhaupt orientaliſche Philologie, nebſt der Patriſtik und den bibl. und oriental. Alterthümern.

Memorabilien, von H. E. G. Paullus, 1s Stück. 270
Die Bibel in ihrer wahren Geſtalt für Freunde und Feinde, 2ten Bandes 3s und 4s Stück, 3ten Bdes 1s St. 274
Exegetiſche Beyträge zu den Schriften des Neuen Bundes, 1ter Band. 276

## XVII. Klaſſiſche, griechiſche und lateiniſche Philologie, nebſt den dahin gehörigen Alterthümern.

Bibliothek der alten Litteratur und Kunſt, von T. C. Tychſen und A. H. L. Heeren, 8s Stück. 276
K. K. Salluſtius Author Katilina und Jugurtha, deutſch und lateiniſch, von A. R. Weinzierl. 279
Ovids Verwandlungen, aufs neue verdeutſcht, 1r Theil. 281

## XVIII. Erziehungsſchriften.

Wie die großen und kleinern Schul- und Erziehungsanſtalten gegen das Laſter der Selbſtbefleckung am erſten geſichert — und bewahret werden können? 283
Philoteknos, ein Verſuch über Verbeſſerung der Landſchulen, 1tes Stück. 287
Der Rathgeber junger Leute beyderley Geſchlechts, von C. G. Bökh, 1ten Bandes 1s und 2s Stück. 289

## XIX. Handlungs- Finanz- u. Polizeywiſſenſchaft, nebſt Technologie.

Briefe über verſchiedene Theile der Cameralwiſſenſchaft, 1ter Band. 290

J. C.

## Verzeichniß der recenſirten Bücher.

J. C. Fabricii Policeyſchriften, 2r Theil. 291
Allgemeine Beyträge zur Handlung, von C. G. Gründler, 2ter Theil. 295

## XX. Vermiſchte Nachrichten.

Abfertigung einer in dem CVII. Stück der Oberdeutſchen allgemeinen Litteraturzeitung befindlichen Recenſion. 295
Paragrafen von Wekhrlin, 16 Bändchen. 296
Ueber die Ungewißheit des Todes und das einzige untrügliche Mittel, ſich von ſeiner Wirklichkeit zu überzeugen, und das Lebendigbegraben unmöglich zu machen; nebſt einer Nachricht von der Einrichtung eines Leichenhauſes in Weimar, von D. C. W. Hufeland. 302
An die Großen. Zwey Briefe über den bisherigen Zuſtand von Frankreich. 303
Deutſche Zeitung, oder moraliſche Schilderungen der Menſchen, Sitten und Staaten unſrer Zeit. 304

## Nachrichten.

Auszug eines Briefes vom 4ten April 1792. 304
Todesfälle. 305
Druckfehler. 306

# I.

**Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes und deren Beförderung, von Johann Joachim Spalding — Lasset es alles geschehen zur Besserung. Paulus. — Dritte neu vermehrte Auflage. Berlin, 1791. in der Vossischen Buchhandlung, 8. 388 Seiten.**

Wir sagen nichts von dem längst entschiedenen Werth dieses schätzbaren Werks, das schon viel Gutes gestiftet hat, und auf lange Zeiten noch ferner stiften wird. Es gehört mit zu Spaldings vielen Verdiensten um die evangelische Kirche, daß er den Lehrern der Religion das eigentliche Hauptaugenmerk bey ihrer Amtsführung, nämlich die wirkliche christlich moralische Besserung ihrer Gemeinen, durch sein eigenes vieljähriges Beyspiel, und durch seine Belehrungen in diesem Buche so äußerst wichtig und eindrücklich gemacht hat. Nicht leicht möchte dies einzige rechte Ziel, welches die christlichen Prediger immer im Auge behalten sollen, ihnen in Zukunft durch andere Wegweiser, was sie sich auch für Mühe darum gäben, wieder verrückt werden können; denn Hr. Sp. setzet die Sachen, worauf es dabey ankömmt, zu klar auseinander, unterstützt sie mit zu starken Gründen, und spricht aus eigener inniger Empfindung zu sehr für die Empfindung eines jeden unbefangenen Lesers, als daß Lehrer und Laien von gesundem Verstande und richtigem Wahrheitsgefühl

noch zweifelhaft seyn könnten, wem sie Recht geben sollten, ihm, oder den Gegnern, die durch das Predigtamt andere Zwecke erreicht wissen wollen. Daher hat Rec. sich denn auch sehr gefreut, dies nützliche Buch in seiner dritten Auflage noch mit einigen interessanten Zusätzen vermehrt zu finden. In der Ordnung, worin sonst die abgehandelten Materien auf einander folgten, ist nichts verändert. Nur das Ganze hat der Verf. unter zwo Abtheilungen gebracht. In der ersten Abtheilung ist von demjenigen die Rede, was zur Beförderung der Nutzbarkeit des Predigtamts durch äußerliche Hülfe geschehen könnte und sollte; und in der zweyten von dem, was durch diejenigen selbst, welche es verwalten, dazu gethan werden muß. — Wir begnügen uns, hier nur der eingeschobenen Zusätze in beyden Abtheilungen zu gedenken: denn das Werk selbst kennt jeder vorlängst, und es wäre überflüßig, sich dabey aufzuhalten.

In der ersten Abtheilung, wo die Rechte einer religiösen Gesellschaft in Verbindung mit der bürgerlichen angegeben werden, und der Aufsicht des daran theilnehmenden Staats gedacht wird, sind S. 50—62 einige neue Erörterungen hinzugekommen. „Eine Gesellschaft, sagt der Verf., die dem Staat und dem Publikum nur das Neue Testament aus unsern heiligen Schriften, als die Richtschnur und das Grundgesetz ihrer Ueberzeugungen, Gesinnungen und Handlungen vorlegt, und solches für das Bekenntniß ihres Glaubens und ihrer Pflichten erklärt, sie nenne sich übrigens nach diesem oder jenem, oder lieber gar keinem andern Namen, — gäbe doch wohl, sollte ich denken, damit in Ansehung ihrer Religionsbegriffe dem Staat für die Moralität und das gemeine Wohl

die

die höchstmögliche Sicherheit, die nur immer Menschen von Menschen verlangen können; und damit geschieht auch, in diesem Stück, dem ganzen wirklichen Zweck der bürgerlichen Verbindung, um welchen allein die Handhaber der letztern sich zu bekümmern haben, ein völliges Genüge. Weiter bedarf eine Kirche oder Gemeine, nach ihren natürlichen Rechten und Freyheiten, keiner Beyhülfe und keiner Einschränkung von Seiten des Staats — Ist sie damit zufrieden, daß ihr nur die großen Grundlehren ihres vorhin genannten Bekenntnisses, mit Weglassung anderer, in Absicht auf das Praktische durchaus unfruchtbarer Theorien und Spekulationen, vorgetragen werden; befindet sie sich wohl dabey, und erfährt sie den Nutzen davon zu ihrer Ueberzeugung, Erweckung und Besserung: so könnte wohl schwerlich etwas dawider zu sagen seyn" — Vom Schutz einer kirchlichen Gesellschaft kann da nicht die Rede seyn, wo keiner gewünscht und verlangt wird — Aufgedrungener Schutz würde wirkliche Gewaltthätigkeit gegen die Gewissen werden, so lange die Gesellschaft nicht, wider die Vorschrift ihres vorgelegten Bekenntnisses, den Vortrag solcher Lehren duldet, die der religiösen Tugend und bürgerlichen Pflicht zum Nachtheil gereichen. — Was sie über unpraktische Meinungen urtheilt, ob sie solche für nothwendig oder entbehrlich im Vortrage des Predigers hält, ist blos ihre, der Versammlung eigene Sache, weil es Sache des Verstandes und Gewissens ist, in welche keine andere Macht, als die Macht der Ueberzeugung, etwas zu befehlen hat — Glaubt sich aber die Gemeine selbst von ihrem Lehrer irre geführt; muß sie sich Glaubensmeinungen von ihm vortragen lassen, die sie für seelenschädlich hält, und klagt sie wider ihn,

dann ist erst in sofern der Fall des von beeinträchtigten Klägern geforderten Schutzes da, und der Prediger muß sich gefallen lassen, nicht mehr ihr Führer zu bleiben, es wäre denn, daß sich durch weise Hebung der Mißverständnisse ein solcher Fall noch anders entscheiden ließe. — S. 55 bemerkt Hr. Sp. den ausgezeichneten Vorzug, den das Oeffentliche der christlichen Versammlungen und Unterweisungen, die nicht im Verborgenen, sondern in offenen Kirchen ertheilt werden, diesen vor der Menge geheimer mit einander verbundenen Gesellschaften giebt, welche doch unter unbesorgter und unbeobachtender Duldung viele Tausende in sich fassen, von deren Grundsätzen, Absichten und Beschäftigungen keiner, außer ihnen, etwas weiß, wobey immer bedenkliche Muthmaßungen übrig bleiben, die doch bey den gottesdienstlichen Anstalten der Christen gänzlich wegfallen. „Und „doch sollten diese, fragt er, eine noch weit strengere „politische Aufsicht und Einschränkung erfordern, als „man bey jenen so tiefen und zugleich so weit ausge„breiteten Verborgenheiten nöthig zu haben glaubt?“ Uebrigens läßt der Verf. die Staatsrechtsgelehrten, welche aber doch noch etwas mehr als das allein seyn müßten, darüber entscheiden: Ob und in wiefern irgend einer Klasse von Menschen durch das, was etwa ihre Vorfahren von gleicher kirchlichen Benennung als ihre damaligen Religionssätze bekannt haben, und durch darauf sich beziehende, oder auch sonst willkührliche Landesgesetze, Verträge, Friedensschlüsse u. s. w. die Freyheit des christlichen Religionsbekenntnisses, so viel Verschiedenheit sich auch dabey in blos speculativen, folglich die bürgerliche Gesellschaft gar nicht interessirenden, Meinungen finden mag, habe benommen werden dürfen und können. Und nun folgt

S. 57

S. 57 ff. eine sehr sinnreiche allegorische Erzählung aus dem Zeitalter, wo die Arzneykunde in verschiedene Systeme, Hypotheſen und Methoden, unter eigenen und besondern Unterscheidungsnamen zertheilt war, welche wir unsern Lesern im Auszuge nicht vorenthalten können. — Die Obrigkeiten, als Fürsorger für die Gesundheit der Unterthanen, der über die mancherley Curarten entstandenen schädlichen Fehden überdrüßig, hatten sich verglichen, sie alle, aber auch nur diese allein, in ihren Gebieten gültig seyn zu lassen. Je nachdem die Unterthanen, welche sich zu der einen oder der andern Hypotheſe und Curmethode förmlich bekannnten, und sich dazu in gewisse Gemeinheiten vereinigten, je nachdem wurden in den verschiedenen Districten für jede auf diese Art vereinigte Anzahl von Einwohnern Aerzte mit der Verpflichtung angesetzt, daß sie die von der Parthey anerkannte und erklärte Methode aufs strengste befolgten, und weder in der Diät noch Arzney für die Kranken nie das geringste änderten. Bey zunehmender Kenntniß des menschlichen Körpers und der Naturkräfte fanden sich aber doch unter den angestellten Aerzten mehrere, die nach dem Wunsch und mit Genehmhaltung ihrer Patienten sich einer einfachern Heilart zu bedienen anfiengen, und besonders aus den vorgeschriebenen Recepten viele Ingredienzien ausließen, die nicht allein ganz unkräftig waren, sondern auch durch ihre Beymischung die heilsame Wirksamkeit der übrigen um ein Großes schwächten. Die Leute befanden sich wohl dabey, gewannen Zutrauen zu solchem Arzt, dessen Erklärung über die Wirkung der Heilmittel sie selbst begriffen, und hatten kein Arges daraus, daß damit von anbefohlnen Reglements und Dispensatorien abgegangen wurde. Die Vorgesetzten

Predigerseminarien, als man für Landschulhalter hie und da eingerichtet hat, womit die erste Abtheilung S. 146—152 beschlossen wird, realisirt werden könnten und möchten, steht noch nicht abzusehen. Der Verf. hat wohl Recht, daß die große Frage, wie solche Pflanzschulen für künftige gute Prediger möglich zu machen seyn möchten, vor drittehalb hundert Jahren leichter als itzt zu beantworten gewesen wäre.

In der zwoten Abtheilung hat Hr. Sp. ebenfalls an einigen Stellen lehrreiche Betrachtungen eingeschaltet, welche den Nachtheil betreffen, der aus dem Eifer entsteht, womit in dem öffentlichen und besondern Unterricht die kirchlichen Unterscheidungslehren der christlichen Partheyen getrieben werden sollen, ohnerachtet selbige auf das thätige Christenthum gar keinen Einfluß haben. S. 225. 226 die zu keinem wahren Nutzen gereichenden Trennungen, Abzäunungen und Gränzmauern zwischen Christen und Christen werden dadurch vervielfältiget, und nur gar zu oft mit gegenseitiger unfreundlicher Leidenschaft merkbar gemacht. Mit Calovs consensus repetitus fidei vere Lutheranae war es doch vor beynahe anderthalb hundert Jahren auf eine förmliche öffentliche Absonderung seiner Parthey von der Calixtinischen angesehen. In Wittenberg und Hamburg gieng man zu Anfange dieses Jahrhunderts auch wohl damit um, den guten Spener mit seinen Freunden von der rechtgläubigen evangelischlutherischen Kirche auszuschliessen, da man ihm sein Dringen auf thätiges Christenthum und seine Bedenklichkeit gegen die zu strengen symbolischen Verpflichtungen, zur vermeinten unverantwortlichen Herabwürdigung des reinen allseligmachenden Glaubens und zu einem seelenschädlichen

Irrthum

Irrthum anrechnete. Wäre es damit gelungen, so hätte die Christenheit einige Kirchenpartheyen und Bekenntnißformeln mehr. — S. 228 Gründe, aus denen sich erklären läßt, warum vor Alters weltliche Mächte Verordnungen darüber haben ergehen lassen, welche Bekenntnisse und gemeinschaftliche Belehrungen von dieser Art geduldet oder nicht geduldet werden sollten. — S. 229 Pflicht der Prediger, dafür zu sorgen, daß ihre ihnen anvertrauten Gemeinen zu christlicher Tugend und Freudigkeit gelangen, nicht aber durch ein auf kirchliche Unterscheidungslehren gelegtes zu großes Gewicht, einseitigen Partheygeist, feindseligen Streit, für Wahrheitseifer gehaltene Verdammungssucht und wirkliche Verfolgung, die leicht daraus entsteht, zu veranlassen. S. 230 Sehr gegründete Urtheile unsers ehrwürdigen Spalding über die Bemühungen, durch neue Symbolen und menschliche Glaubensvorschriften förmliche und öffentliche Religionsvereinigung zu bewirken. Wie wahr ist der Gedanke: „Wo nicht Einigkeit im Geist, „in Gesinnungen der Rechtschaffenheit, in einerley „aufrichtigem Streben nach Erkenntniß und Befol„gung derjenigen Ueberzeugungen, welche eigentlich „das Seelenglück gründen, die Gemüther verbindet, „da sind alle andere Vereinigungskünste nicht allein „die fruchtloseste Sache von der Welt, sondern sie „werden auch, wenn sie jemals Fortgang haben könn„ten, ausdrückliche und höchst unwürdige Hinderun„gen alles weitern Forschens nach religiöser Wahr„heit“ — S. 231 Wem man nicht den Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen Religionslehren machen könne — S. 232—239 noch andere üble Wirkungen von dem starken Treiben unnöthiger Unterscheidungslehren — Heuchler, ohne alles Gefühl

von

von eigener Religiosität und bey selbstbewußtem wirklichem Unglauben, meinen ihre herrschenden Untugenden damit zu bedecken, oder in Vergessenheit zu bringen, wenn sie bey jeder Gelegenheit in der Gestalt mächtiger Eiferer für die kleinsten Nebenpunkte des eingeführten Kirchenglaubens zu erscheinen affektiren — In anderer Augen bekömmt das Bekenntniß der kirchlichen Lehrsätze und das unbewegliche Festhalten an denselben dadurch eine solche Wichtigkeit und Verdienstlichkeit, daß sie sich damit begnügen, und die Abzweckung aller christlichen Erkenntniß auf ein gutes Herz und Leben ruhig dabey vergessen — Es erzeugt bey Christen, denen in der Jugend gewisse Worte und Formeln als Religion beygebracht worden, und die nun weiter keine Ueberlegungen deshalb anstellen, den schädlichen, irrigen Wahn, als habe es vor Gott und zu ihrem ewigen Glück etwas Großes auf sich, als müsse es zu ihrer Sicherheit und Wohlfahrt etwas wirken, wenn sie dabey blieben, weil ihnen bey der geringsten Abweichung davon so viel Gefahr der Seele angedeutet werde. „Mancher zittert „vielleicht wegen des Unglücks oder der Verdammenswürdigkeit, hierin anders zu denken und zu „sprechen, weit stärker, als wegen einer Verletzung „seines Gewissens, wegen einer Untreue, Ungerechtigkeit, Verführung der Unschuld, oder niederträchtigen Rachsucht, deren er sich schuldig macht; und „er findet sich sehr sicher dabey, daß er die rechte Lehre „nicht verläßt.“ (S. 237) Hat Hr. Sp. nicht Recht, und bestätigt es nicht die Erfahrung, daß bey vielen Leuten „die strengste Verdammung der Irrgläubigkeit in theoretischen Kirchenlehren mit den offenbarsten Unordnungen des Herzens und des Lebens verbunden ist?“ Und giebt es nicht Fälle genug, „wo „die

„die Eiferer von dieser Gattung, während der Zeit, „daß sie einen vielleicht ziemlich verstümmelten Ketzer„namen, mit allen Anzeigen des innerlichen Unmuths „und Abscheues, aussprechen unbesorgt lasterhaft sind, „und lasterhaft bleiben?“ Solche verkehrte Begriffe, sagt der Verf., erzeugen Menschen genug, die sich, mit d'Alembert zu reden, ihr Credo gern erweitern und bereichern lassen, so viel man immer will, wenn nur, zur Schadloshaltung dafür, ihnen auch wieder frey gelassen wird, nach Belieben ihren Decalogus zu verengen und ins Kurze zu ziehen. „Gott ver„hüte nur, setzt er hinzu, die abermalige Entstehung „solcher, schon oft da gewesenen Verführer, die weder „erschrecken noch erröthen, mit vorgegebener gehei„mer Weisheit eigene Systeme von einer gewissen „frömmelnden Immoralität auszukünsteln, und da„mit, zum Vortheil ihrer Absichten, auch andern „den Gewissensschlaf desto sanfter zu machen.“ (S. 238.)

Noch sind von S. 287—312 in dieser neuen Ausgabe heilsame Belehrungen für Prediger hinzugekommen: über die Bereitwilligkeit zu nützlichen Verbesserungen, die den großen Zweck der Religion befördern und erleichtern, die Hand zu bieten, jedoch ohne vorwitzige Neuerungssucht, und juckende Begierde, sich mit einer dreisten Lehrart merklich zu machen — über die gewissenhafte Redlichkeit und Klugheit des Lehrers in seinen Vorträgen, daß er nicht anders spreche, als er denkt und glaubt, sich aber auch von ungegründeter Anhänglichkeit an das Alterthum entferne — über die nöthigen Fortschritte in der Religionserkenntniß mit dem wirklichen Wachsthum der Erkenntniß in andern Wissenschaften, damit sie nie

in

in Widerſpruch mit einander kommen — über die Vortheile des Fortganges in der erſten, die Gottes wohlthätige Fürſehung durch Umſtände und Menſchen veranſtaltet. — Wer den ehrwürdigen Greis über alle dieſe intereſſanten Dinge noch aus dem Herzen zum Herzen ſprechen hören will, der wird ihn ſelbſt leſen, und ihm für die Vervollkommnung dieſes Buchs danken. Nur die letzten Worte, womit er ſeine an den Hrn. D. Piſtorius gerichtete vorangeſetzte neue Zuſchrift ſchließt, können wir uns nicht entbrechen, herzuſetzen: „Wir wollen Gott bitten, ſchreibt er, daß er durch ſeine alles lenkende Fürſehung immer mehr ſolche Umſtände in der Welt herbeyführe, die der freyeren Ausbreitung reiner chriſtlicher Erkenntniſſe, der wirklichen Verbeſſerung und Tugend des menſchlichen Geſchlechts, und damit der wahren höheren Wohlfahrt deſſelben im Ganzen zuträglich ſind. Ich kann mich der frohen Ausſicht auf dies Beſſere nicht wohl entſchlagen, noch das, worauf ſie ſich gründet, für durchaus täuſchend halten. Ich ſehe, dünkt mich, davon ſchon in dem ausgebreiteten Denken den unverkennbaren Anfang. Ich traue dem einmal in mehreren Köpfen und Gegenden aufgeweckten mächtigen Fortſtreben des menſchlichen Geiſtes, dem einzelne Hinderungen nunmehr zu ſchwach ſind; ich rechne auf ein faſt unausbleibliches, ſich von ſelbſt ſtärker und allgemeiner aufdringendes Gefühl von dem wahren Bedürfniſſe der vernünftigen Seele, nach ſo manchen unglücklich genug gerathenen Verirrungen in leichtſinnigem Unglauben, unfruchtbarer Polemik, andächtelnder Schwärmerey und zügelloſer Sinnlichkeit; und bey dem allen beſtärkt mich in dieſer Hoffnung auch der analogiſch zu vermuthende Plan der wohlthätigen Gottheit ſelbſt. Mag mir denn auch

immer-

immerhin erſt weit über das Grab hinaus dieſes, der Menſchheit heller und in weiterm Umfange aufgehende Licht der Wahrheit, mit ſeinen ſeligen Wirkungen für künftige Geſchlechtsfolgen, bekannt werden: ſo bringt doch ſchon itzt die theilnehmende Vorſtellung und Erwartung davon eine ſo viel größere Heiterkeit in dem gegenwärtigen ſpäten und ruhigen Abend meines Lebens.“ Heil dem Manne, der an Ausbreitung des hellen Lichts der chriſtlichen Wahrheit und Erkenntniß bis in ſein hohes glückliches Alter unermüdet mitgearbeitet hat!

Ke.

## II.

**Emanuel Swedenborgs theologiſche Werke, oder deſſen Lehre von Gott, der Welt, dem Himmel, der Geiſterwelt und dem zukünftigen Leben, nebſt einer vorläufigen Abhandlung über das Leben des Verfaſſers u. ſ. w. Leipzig, bey Kummer, 1789. 8. 526 S.**

Swedenborgs Theologie iſt ihm durch unmittelbare göttliche Offenbarung eingegeben worden, nicht durch einen unſichtbaren Hauch, ſondern durch perſönlichen Umgang mit Geiſtern ſelbſt, und durch ihren mündlichen Unterricht. Der Mann behauptet das in allen ſeinen Schriften, und ſo wie es unnütz geweſen wäre, ihm zu widerſprechen, da er lebte, weil die Autorität des geringſten Engels immer mehr werth ſeyn muß, als die Entſcheidung eines Concils,

die Dogmatik eines Kirchenlehrers oder die Bulle eines Papsts, so soll man auch nicht Oel und Mühe verliehren, mit seinen Schülern zu streiten, die vielleicht noch mehr als er selbst daran glauben, daß seine Schriften aus dem dritten Himmel geschöpft sind; denn wer einmal überzeugt ist, daß Menschen dieser Welt mit Geistern aus der andern umgehen und von ihnen erleuchtet werden können, dabey an Sw. die Kennzeichen eines dieses Vorzugs würdigen Lieblings des Schöpfers findet, der wird allen Widersprüchen, Inconsequenzen und Albernheiten seiner Schriften, entweder einen mystischen Sinn geben, oder sie gar nicht sehen.

Sw. System gründet sich auf die alte Offenbarung der Christen seine Neuerungen greifen nirgends die Grundpfeiler der Kirche an, und seine Exegese mag wohl hier und da mancher der ältern und neuern Theologen, von denen sie abweicht, die Wage halten. Das Merkwürdigste in seinen Schriften ist das „Historische; seine Reisebeschreibung im Reiche der „Geister; die Entdeckungen von dem Zustande nach „dem Tode; von dem Himmel; von der Lebens„art der Geister, von ihren Wohnungen und be„sondern Verhältnissen; die topographischen, phy„sischen und moralischen Nachrichten von den vielen „Weltkörpern, die außer unserm existiren, und die „Beschreibungen der Sitten, Gebräuche, Gestalt „und Kleidung ihrer Bewohner, so wie auch der „Geister, welche ihren Körper schon abgelegt ha„ben, und derer, welche gar keines Körpers fähig „sind.“

Wer Sw. Werke wie einen Somnium Scipionis oder wie einen christlich-philosophischen Roman

lieſt,

lieſt, den können ſie amuſiren, und der kann ihre Inſpiration vielleicht von eben den Geiſtern herleiten, denen wir Miltons verlohrnes Paradies zu verdanken haben, wenigſtens hat der blinde Mann das mit Sw. gemein, daß er nichts mit körperlichen Augen ſah, und meiſtens bey Nachtzeit begeiſtert wurde; daß aber Sw. ſelbſt ſeine Schriften nicht für Werke der Imagination angeſehen, und ſich ſelbſt ohne allen Anſpruch auf dichteriſche Erfindung für einen Mann gehalten wiſſen will, der nur würkliche Facta ſchreibt, das predigt er auf allen Blättern, und giebt bisweilen, wie mehrere ſeines Gleichen, nicht undeutlich zu verſtehen, daß es keine gemeine Sünde ſey, daran zu zweifeln.

Das oben angezeigte Buch iſt ein Auszug von Sw. theologiſchen Meinungen in 40 Kapitel eingetheilt, wovon jedes eine beſondere Glaubenslehre oder Entdeckung aus der Geiſterwelt abhandelt, welche am Ende ein Schwedenborgiſches Geſicht bekräftigt. —

Rec. bittet vorläufig um Entlaſſung ſeiner Pflichten, nach denen er dies Buch, ſo wie jedes zu recenſirende Buch, durchaus verſtehen ſollte; ihm dünkt, daß es bey dieſem Werke weniger auf den Inhalt als auf den Verfaſſer ankommt. Ein Menſch vom Weibe gebohren erzählt uns, daß er den Vorzug vor allen ſeinen Mitgeſchöpfen habe, aus der Körper- in die Geiſterwelt über- und wieder zurückzutreten, er giebt uns eine Beſchreibung von dem, was er dort geſehen hat, und rühmt ſich, da neue Kenntniſſe geſchöpft zu haben, die zum Theil gänzlich von denen abweichen, die auf unſerm Erdboden gäng und gäbe ſind, und die zwar die Wahrheit der chriſtlichen Religion beſtä-

tigen sollen, aber doch solche Erklärungen angeben, die den in dieser Welt anerkannten ganz unähnlich sind.

In soferne seine Aeußerungen theologische Lehrsätze betreffen, so ist hier der Ort nicht, sie zu widerlegen oder zu vertheidigen, auch erlauben die Schranken einer Recension keine detaillirte Musterung eines so weitschweifigen Quodlibets, und auf der andern Seite sind die Erzählungen seiner Gesichter mit so absurden Dingen durchwebt, daß von einer göttlichen Sendung oder irgend einem Gepräge der Wahrheit gar keine Frage mehr seyn kann. Nach ihm halten die Engel und Geister in ihrer Welt öffentliche Disputationen über die Lehre vom freyen Willen oder den Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses S. 274 und 306, und das in ausgeschriebenen Versammlungen, wozu Gelehrte und ehemalige Beysitzer des Nicäischen Concils ordentlich eingeladen werden; Affen reiten dort auf Pferden, um gegen die Religion zu streiten S. 358; Freygeister vertheidigen das Concubinat, und ziehen mit geputzten Weibspersonen in der Geisterwelt herum S. 87; Atheisten behaupten selbst in der Hölle, daß keine Hölle sey, kein Gott, und kein ewiges Leben. — Wozu soll denn also die Hölle dienen, wenn der, der darinnen brennt, so wenig davon fühlt, daß er sie ganz ignorirt. Die Religionen und Sekten haben in jener Welt ihre besondern Quartiere, nicht nur die Catholiken, Lutheraner, Türken, Juden, Heiden und Quaker müssen eine jede Parthey an einem besondern Orte mit einander wohnen, sondern auch die Nationen: Engelländer, Holländer u. s. w., s. Merveilles du ciel Tome 2. S. 105—147. Ein katholischer Engelländer hat also doppeltes Logement? Noch komischer ist es, daß die

die mahomedaniſchen Geiſter, wenn ſie in jener Welt ankommen, mit einem falſchen Mahomed geäfft werden, der als der wahre herausgeputzt und ihnen präſentirt wird. Dieſer Pſeudomahomed hat aber keinen feſten Poſten, ſondern wird oft abgelöſt. Zu Swedenborgs Zeiten bekleidete ihn ein Renegat, von Geburt ein Sachſe, ſ. Merv. du ciel S. 133. Dergleichen Fratzen kann kein vernünftiger Menſch einer ernſthaften Prüfung würdigen, aber das iſt der Mühe werth zu unterſuchen, wer der Mann war, der ſo ſeltſame Dinge ſchreiben konnte? was ihn dazu bewog? und was er für Abſichten dabey hatte?

Bevor man ſich an dieſe Unterſuchung wagt, muß man noch einen andern Punkt nicht übergehen, nämlich die Wunder, die Sw. verrichtet haben ſoll, und die um ſo mehr eine kritiſche Beleuchtung verdienen, weil er der einzige unter den neuen Sektenſtiftern iſt, der ſeine Sendung mit Wundern beſtätigt — und dadurch ſeinen Anhängern eine kräftige Stärkung im Glauben und einen feſten Schild gegen die Zweifler hinterlaſſen hat. Der Herausgeber der Schrift, die wir hier recenſiren, giebt in der Vorrede S. 19 ſieben verſchiedene Wunder an, die auch außerdem genugſam in der Welt bekannt ſind. Sie haben Aufſehn erregt, und machen zur Aufklärung der Swedenborgiſchen Viſions- und Wundergeſchichte folgende zwey Fragen und deren Beantwortung weſentlich nothwendig.

1) Da nach der Vorausſetzung, die Rec. aus eigner Erfahrung hat, und aus der Zuſammenſtimmung aller Nachrichten, Sw. im gemeinen Leben nicht wahnwitzig, ſondern vernünftig, gelehrt und geſittet, da er wahrſcheinlich kein Betrüger, ſondern

ein rechtschaffner, gottesfürchtiger und selbst nicht einmal stolzer oder eigensinniger Mann war, wie konnte er so abentheuerliche Dinge glauben und schreiben, Offenbarungen vorgeben, die alle Wahrscheinlichkeit beleidigen, und Gesichte erzählen, die mit der Möglichkeit streiten?

a) Was hat es mit seinen Wundern für Bewandniß, und wie sind die sieben Wunder, die von ihm erzählt werden, anzusehen oder natürlich zu erklären? Rec. wird vielleicht mit der Antwort auf die erste Frage zu entscheidend hervorbrechen; aber er will demungeachtet das Problem nicht wie einen Gordischen Knoten behandeln, sondern schickt nur die Benennung voraus, um die Eigenschaften, die sie bezeichnet, deutlicher auseinander zu setzen.

Swedenborg war ein Nachtwandrer mit dem Kopfe, wie andre mit den Füßen. Seine Visionen waren Träume, es waren aber beynahe willkührliche Träume, weil sie sich an die Phantasien anreiheten, die er wachend angefangen hatte, diese waren der Text und jene der Commentar; Sw. schlief wachend, und wachte schlafend, er glaubte aber nicht zu schlafen, und protestirt dagegen in vielen Stellen seiner Schriften, so wie oft ein Betrunkener auch ungefragt allen Leuten sagt, daß er nüchtern sey.

Sein Geist war lebhafter und stärker als sein Körper, und wenn der letzte vom Schlaf überwältigt in das gewöhnliche Unvermögen zu handeln hinsank, so blieb doch der erste noch immer in voller Action, und dachte das fort, was er bey wachendem Körper zu denken angefangen hatte, nur daß das idealische Denken nun im Schlafe mit Bildern verwechselt

wurde,

wurde, die ſich ihm, wie jedem Träumer, vor die Seele ſtellten, und die er ſelbſt nicht für Traumbilder ſondern als etwas reelles anſah. Ein andrer geſunder Menſch muß vorlieb nehmen, was ſich ihm für Bilder im Traume präſentiren, und es kommen ihm da oft ganz andre Sachen in Kopf, als die, welche ihn vor dem Einſchlafen beſchäftigten, aber Sw. hatte es durch langjähriges Ueben in tiefſinniger Anſtrengung ſeiner Denkkraft dahin gebracht, daß ſich ſeine Seele nicht mehr irre machen ließ, ſondern dem Körper zum Troße nur ihre eigne ſchon vorbereitete Materien ausführte, wozu das phyſiſche Verhältniß ſeines Körpers eintrat, und ihn ſo ganz zum Nachtwandrer, Schlafredner, oder vielmehr Schlafdenker machte, als er würklich war.

Swedenborg hat ſich von Kindheit an mit der Schulphiloſophie, Naturkunde und myſtiſchen Theologie beſchäftigt, und es mag ihm viel mühſames Nachdenken gekoſtet haben, dieſe Dinge nach ſeinen Begriffen und Vorurtheilen zu vereinbaren; er hatte viel geleſen, und war einer von denen, die bey der Ueberzeugung des natürlichen Unvermögens über die Gränzen des menſchlichmöglichen Wiſſens zu ſchreiten, an das übernatürliche Hülfsmittel, durch Geiſter erleuchtet zu werden, glaubte; er baute ſich nach und nach aus ſeiner Lectur und ſeinem eigenen Nachſinnen Syſteme wie Plato, und ließ ſie durch Geſichte beſtätigen wie Ezechiel. Der chriſtlichen Religion blieb er immer treu, aber er hob die Schwierigkeiten, die ihm in der Geſchichte vorkamen, durch ſelbſterfundene Auswege, die er erſt wachend hypothetiſch glaubte, und die er ſich zur feſten Gewißheit machte, wenn er ſie im Traume rekapitulirte, weil er die Bilder, die

ſeine Gedanken dabey begleiteten, für Geiſter, und ſeine Träume nicht für Träume, ſondern für göttliche Offenbarungen hielt.

Z. B. Es war in ſeinem Syſteme, „daß der ganze Himmel einen einigen Menſchen vorſtelle, der daher der größte Menſch genennet werde, und daß ein jedes Glied bey dem Menſchen, ſowohl innerliches als äußerliches ein Verhältniß mit dieſem Menſchen oder Himmel habe“ — das nennt er ein Geheimniß, das noch nicht in der Welt bekannt ſey. (S. von den Planeten und Erdenkörpern S. 7.) Er hat vielleicht nicht mehr daran gedacht, daß ſchon Jacob Böhme etwas ähnliches geſchrieben hat, Rec. hat es auch ſchon bey ihm und mehreren Theoſophen, die vor Swedenborgen waren, geleſen. Wenn ſich nun Sw. dieſes Gedankens erinnert, oder meinetwegen, wenn er ihn auch ſelbſt erfunden, ſich daraus ein Syſtem über ſeinen Geiſten geformt hat, und beym Nachdenken über die Vertheilung der Glieder dieſes großen Menſchen in ſeinen ſomnambuliſchen Schlaf gefallen iſt, da war nun ſicher die erſte Figur, die ſeiner Phantaſie erſchien, ein Bewohner irgend eines Planeten, der ein Glied an jenem Coloß vorſtellt, und von dem ließ er ſich Dinge ſagen, die er ſich eigentlich ſelbſt ſagte, die ſein Syſtem bekräftigten, und ſeinen vorgefaßten Grundſätzen gemäß waren, ſo wie ein Marionettenſpieler hinter dem Vorhange für ſeine Puppen fragt und antwortet, was ihm gefällt. Ein Denker, wie Sw., hat ſich natürlich auch Einwürfe gemacht, und daher kommen die gelehrten Diſpute, die er oft mit ſeinen Geiſtern hält, ſie ſchmecken aber meiſtens gar ſehr nach irdiſcher Schulphiloſophie und Polemik, und es iſt eben keine große

Em-

Empfehlung für jene Welt, wenn wir dort ſo wenig mehr wiſſen, daß wir erſt noch die armſelige akademiſche Diſputirkunſt dieſer Erden brauchen, um zu himmliſchen Erkenntniſſen zu gelangen.

Was für Kräfte die Seele über den Körper im ſinnloſen Zuſtande hat, welche Richtung ſie ihm nach ſeinen phyſiſchen Verhältniſſen bisweilen auf eine ungewöhnliche Art giebt, und welche Mitwirkung ſie ihm oft mehr oder weniger erlaubt, davon haben wir zu wenig und zu ſehr von einander abweichende Beyſpiele, um etwas Beſtimmtes darüber ſagen zu können, und da bey Nachtwanderern viele äußerliche Umſtände; Naturfähigkeit, Ausbildung, Kenntniſſe, Lebensart und Temperament großen Einfluß auf die Handlungen in ihrem hinbrütenden Zuſtande haben, ſo unterſcheiden ſie ſich auch auf ſo vielerley Art, daß mancher ein Nachtwandrer ſeyn kann, den man aus Mangel der gewöhnlichen Kennzeichen und der Gelegenheit, ihn zu beobachten, nicht dafür hält. Swedenborg hat wahrſcheinlich vieles von ſeinen Schriften im Schlafe aufgeſetzt: Heinrich von Heer, ein Arzt in Spaa, erzählt in ſeinen Obſervationibus von einem Nachtwandrer, der im Schlaf an ſeinem Schreibtiſche ſchrieb, das, was er aufgeſetzt hatte, laut ablas, und früh nicht wenig erſtaunte, eine Abhandlung von ſeiner Hand fertig zu finden, wovon er wachend nur einen flüchtigen Entwurf im Sinne gehabt hatte. Man hat Beyſpiele, daß andre Muſik im Schlafe componirt und aufgeſetzt haben, und es hat ſogar in unſern Tagen ein Bauer, zwar nicht im Schlafe, aber doch zu einer Zeit, da er ſeiner Sinnen nicht mächtig war, Uhren gemacht, von welcher Kunſt er vor ſeinem Wahnſinne gar keinen Begriff hatte;

nous ne pumes rien comprendre de ce qu'il diſoit, excepté que lorsqu'il laiſſa tomber ſes mains nous l'entendimes dire à haute voix: Mon Dieu! Il reſta enſuite fort tranquille dans ſon lit. J'entrai chez lui avec l'hote et lui demandai s'il étoit malade? Non, me repondit-il, mais j'ai eu un long entretien avec les anges et les amis celeſtes, et je ſuis tout en eau. Das ſieht doch der Action eines Nachtwandrers ſehr ähnlich, und iſt mehr als ein halber Beweis für unſere Meinung, allein Sw. Schriften ſelbſt machen ihn ganz; man findet auf jedem Blatte den Mann, der im Traume ſchreibt, oder ſchreibend träumt. Auch beweiſen das die Bilder, die ihm bey aller ſeiner Fertigkeit im Zuſammenhange zu träumen, oft genug in den Weg kamen, ohne zu der Materie zu paſſen, die er eben abhandelte, und die ihn zwangen, auch bisweilen unwillkührliche Phantaſien anzunehmen; daher die ſchleunigen Verwandlungen in Schlangen, Löwen, Adler, Böcke u. dgl., die Feuerbrände, Abgründe, Palläſte, Gärten und andere Figuren, die oft ſehr zur Unzeit erſchienen. Er wußte ſich freylich zu helfen, und gab dieſen Erſcheinungen hieroglyphiſche Bedeutungen aus der Geiſterſprache, allein, er geſteht doch auch bisweilen, daß er anfänglich nicht gewußt hat, was dies oder jenes bedeutete? bis ihm ein Engel oder Geiſt, das iſt, ſein weiteres Nachdenken darüber, eine Bedeutung angegeben hat. Aus allem ſieht man, daß er alles ſelbſt bona fide für göttliche Geſichter und Eingebungen hielt, und nach unſrer Erklärung wird ſeine Ehre, wo nicht ganz in Bezug auf ſeinen Verſtand, doch völlig in Bezug auf ſein Herz gerettet.

Vielleicht iſt es auffallend, daß Sw. nur das einzige Beyſpiel dieſer Art ſeyn ſollte — aber das

giebt

giebt Rec. nicht zu. Sw. war freylich ein auſſerordentlicher Mann, bey dem beſondere Verhältniſſe des Geiſtes und Körpers zuſammentrafen, und es kann vielleicht in Jahrhunderten nicht wieder ein Mann von gleicher moraliſchen und phyſiſchen Beſchaffenheit in gleichem Falle erſcheinen, und gleiche Wirkungen hervorbringen, aber es können viele ſeiner Art von andern Verhältniſſen, in der nämlichen Lage des Geiſtes und Körpers ſeyn, nur hängen ſie an andern Gegenſtänden, und haben ſich nicht von Jugend auf mit Philoſophie und Theoſophie beſchäftigt, oder wie Sw. ihr Hauptwerk ſeyn laſſen, in der Religion zu grübeln und Syſteme aufzubauen. Indeſſen hat doch in unſerm Jahrhunderte ein Mann gelebt, der eben ſo ein Seher, wie Sw., und im Ganzen und manchem Detail vollkommen der nämliche war, auf gleiche Art ſah, und auf gleiche Art ſchrieb, weil er eben ſo die Religion zu ſeinem Hauptgegenſtande machte, der aber in Bezug auf wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und geordnete Begriffe gar nicht mit Sw. zu vergleichen iſt, ob er gleich aus gleichen Triebfedern handelte, und eben ſo ein ehrlicher Mann war. Das iſt Johann Tennhart, Bürger und Perruquenmacher zu Nürnberg, und, wie er ſich in ſeinen Schriften unterzeichnet, Canzelliſt des großen Gottes.

Sein Lebenslauf, den er 1710, und ſeine Worte Gottes, die er 1711 herausgab, charakteriſiren den Mann als einen hypochondriſchen Schwärmer, der aber auſſer der Sucht Prophet zu ſeyn, eben keine Zeichen eines verrückten Verſtandes blicken läßt, wohl aber eines ſchwachen. Er giebt einen unmittelbaren Umgang mit Gott vor, und Offenbarungen, die meiſtens auf Bußpredigten hinauslaufen, und da ſich

ſeine

ſeine Gelehrſamkeit blos auf Leſen und Schreiben, und ſeine Beleſenheit nur auf die Bibel, den Tauler und einige andere Myſtiker erſtreckt, ſo liefert er auch nur armſelige Reimlein, die er aber, weil ſie aus dem Himmel kommen, nicht verachtet wiſſen will. Z. B. Worte Gottes S. 134: „Heute, heute, ſo ihr „des Herrn Stimme hört, ſo verſtockt eure Herzen „nicht, ihr fallet ſonſt in mein Gericht, und werdet „gerichtet werden, wie ihr verdient auf Erden, mit „euerm Thun und Laſſen, mein Kreuz ſollt ihr anfaſ„ſen und euch verändern laſſen, durch meinem Geiſt „über die Maßen u. ſ. w., dieſen kindiſchen thörigten „Reim hab ich laßen ſchreiben ein, denn es gefällt „mir und dem Sohne mein, durch thörigte Predigten „ins gemein, euch zu helfen vom falſchen Schein, aber „ich ſage ins gemein, wer glaubt, wird ſelig ſeyn. „Amen.“ Das ſoll ihm Gott unmittelbar dictirt haben; er fühlte ſelbſt, daß er thörichtes Zeug ſchwaßte, konnte aber nichts beſſers hervorbringen, weil er nichts gelernt hatte, und ſein Geiſt ihm nichts klügers ſagen konnte, als was er ſchon wußte.

Und dieſen Mann, werden Sw. Schüler ſagen, will man mit unſerm Meiſter vergleichen? — Ja! weil er mit Sw. auf einerley Art aus einer Quelle geſchöpft hat. Swedenborg erzählt ſein erſtes Geſicht alſo (ſ. theol. Schriften S. 17): „Ich ſpeiſte etwas „ſpat in meinem Gaſthofe zu London, und aß mit „großem Appetite, als ich gegen das Ende der Mahl„zeit bemerkte, daß ſich gleichſam ein Nebel über mei„ne Augen verbreitete, und daß der Fußboden des „Zimmers, worin ich ſaß, ganz mit ſcheußlichen krie„chenden Thieren und Gewürmen bedeckt war. Dieſe „verſchwanden bald, der Nebel zertheilte ſich, und ich

„erblick-

giebt Rec. nicht zu. Sw. war freylich ein auſſerordentlicher Mann, bey dem beſondere Verhältniſſe des Geiſtes und Körpers zuſammentrafen, und es kann vielleicht in Jahrhunderten nicht wieder ein Mann von gleicher moraliſchen und phyſiſchen Beſchaffenheit in gleichem Falle erſcheinen, und gleiche Wirkungen hervorbringen, aber es können viele ſeiner Art von andern Verhältniſſen, in der nämlichen Lage des Geiſtes und Körpers ſeyn, nur hängen ſie an andern Gegenſtänden, und haben ſich nicht von Jugend auf mit Philoſophie und Theoſophie beſchäftigt, oder wie Sw. ihr Hauptwerk ſeyn laſſen, in der Religion zu grübeln und Syſteme aufzubauen. Indeſſen hat doch in unſerm Jahrhunderte ein Mann gelebt, der eben ſo ein Seher, wie Sw., und im Ganzen und manchem Detail vollkommen der nämliche war, auf gleiche Art ſah, und auf gleiche Art ſchrieb, weil er eben ſo die Religion zu ſeinem Hauptgegenſtande machte, der aber in Bezug auf wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und geordnete Begriffe gar nicht mit Sw. zu vergleichen iſt, ob er gleich aus gleichen Triebfedern handelte, und eben ſo ein ehrlicher Mann war. Das iſt Johann Tennhart, Bürger und Peruquenmacher zu Nürnberg, und, wie er ſich in ſeinen Schriften unterzeichnet, Canzelliſt des groſſen Gottes.

Sein Lebenslauf, den er 1710, und ſeine Worte Gottes, die er 1711 herausgab, charakteriſiren den Mann als einen hypochondriſchen Schwärmer, der aber auſſer der Sucht Prophet zu ſeyn, eben keine Zeichen eines verrückten Verſtandes blicken läßt, wohl aber eines ſchwachen. Er giebt einen unmittelbaren Umgang mit Gott vor, und Offenbarungen, die meiſtens auf Bußpredigten hinauslaufen, und da ſich

ſeine

seine Gelehrsamkeit blos auf Lesen und Schreiben, und seine Belesenheit nur auf die Bibel, den Tauler und einige andere Mystiker erstreckt, so liefert er auch nur armselige Reimlein, die er aber, weil sie aus dem Himmel kommen, nicht verachtet wissen will. Z. B. Worte Gottes S. 134: „Heute, heute, so ihr „des Herrn Stimme hört, so verstockt eure Herzen „nicht, ihr fallet sonst in mein Gericht, und werdet „gerichtet werden, wie ihr verdient auf Erden, mit „euerm Thun und Lassen, mein Kreuz sollt ihr anfas„sen und euch verändern lassen, durch meinem Geist „über die Maßen u. s. w., diesen kindischen thörigten „Reim hab ich laßen schreiben ein, denn es gefällt „mir und dem Sohne mein, durch thörigte Predigten „ins gemein, euch zu helfen vom falschen Schein, aber „ich sage ins gemein, wer glaubt, wird selig seyn. „Amen." Das soll ihm Gott unmittelbar dictirt haben; er fühlte selbst, daß er thörichtes Zeug schwatzte, konnte aber nichts bessers hervorbringen, weil er nichts gelernt hatte, und sein Geist ihm nichts klügers sagen konnte, als was er schon wußte.

Und diesen Mann, werden Sw. Schüler sagen, will man mit unserm Meister vergleichen? — Ja! weil er mit Sw. auf einerley Art aus einer Quelle geschöpft hat. Swedenborg erzählt sein erstes Gesicht also (s. theol. Schriften S. 17): „Ich speiste etwas „spat in meinem Gasthofe zu London, und aß mit „großem Appetite, als ich gegen das Ende der Mahl„zeit bemerkte, daß sich gleichsam ein Nebel über mei„ne Augen verbreitete, und daß der Fußboden des „Zimmers, worin ich saß, ganz mit scheußlichen krie„chenden Thieren und Gewürmen bedeckt war. Diese „verschwanden bald, der Nebel zertheilte sich, und ich

„erblick-

„erblickte in der Mitte eines hellen Lichts ganz deut„lich die Figur eines Menschen in einer Ecke des Zim„mers sitzen, der mir die fürchterlichen Worte zurief: „Iß nicht so viel! Bey diesen Worten vergingen mir „die Augen; nach und nach hellte sich mein Gesicht „wieder auf, und ich befand mich alleine. Dieselbe „Nacht erschien mir dieselbe Figur mit einem hellen „Lichtglanze umgeben, und sagte: Ich bin Gott der „Herr, Schöpfer und Erlöser, und habe dich auser„wählt, den Menschen den innern geistlichen Sinn „der heiligen Schrift zu erklären, ich will dir einge„ben, was du schreiben sollst.“

Beyläufig ist hier nicht zu übergehen, daß Sw. stark gegessen hatte, daß überhaupt der Magen und die Dünste, die davon aufsteigen, viel Einfluß auf Schlaf und Traum hat, und daß beyde Extreme, zu viel essen und zu streng fasten, bey den Nachtwandrern besondere Folgen und Würkungen hervorbringen müssen. Tennhart hat das auch erfahren, und bekam gleiche Warnungen von seinem Geiste. Lebensl. S. 157 meldet er, daß er stark gegessen hatte, und sagt: „In dem Augenblick hörte ich in „meiner Seele sagen, hör auf zu essen! wofür ich meiner Liebe dankte“ u. s. w.

Nun wollen wir Tennharts erstes Gesicht dem Swedenborgischen entgegenstellen. (S. Lebensl. S. 37.) „Als ich in einem tiefen Schlafe lag, „wurde ich erschreckt, daß ich aufwachte nach dem in„wendigen Menschen. Ich bekam meinen völligen „Verstand, und wunderte mich, daß ich sehen konnte „alles, was um mich war, denn es wurde hell im „Zimmer, wo ich lag, und dennoch waren meine „leiblichen Augen zugeschlossen. Ich verwunderte

„mich,

„mich, daß ich wachte, und wußte doch auch gewiß, „daß ich ſchlief; indem ich mich nun über eins und „das andere verwunderte, ſteht der Teufel in C... alt „eines Mohrenkopfs auf meinem Bette — Da „überfiel mich eine große Angſt, als ſie aber am größ„ten, ſo kam von oben herunter, als durch die Decke, „ein Mann in rechter Größe, und trat auf mein Bet„te; da erſchrack ich noch ärger, und meinte, es wäre „auch ein Geſpenſt; da wich der Teufel, und als ich „ſah, daß er weg war, wollte ich den Mann betrach„ten, da verſchwand er.“ Nun ſein erſter göttlicher Beruf — (S. Lebensl. S. 74.) „Nach der großen „Uhr nach fünfen wurde ich in mir eine Stimme ge„wahr, die ſprach dreymal nach einander deutlich zu „mir: Merk auf, was ich dir ſage, ich ſag dir gewiß „und fürwahr, der Glaub' iſt verloſchen gar, du biſt „in großer Gefahr, wo du es nicht macheſt offenbar, „und das ſetzt ich dir zum Zeichen, wirſt du dies ver„ſchweigen, ſo will ich von dir weichen.“ In dieſem Tone ſchrieb der Mann viele Jahre lang ein Tagebuch, worinne er täglich alle Geſichte und Offenbarungen aufzeichnete, und ſchickte es gedruckt in der ganzen Welt herum mit Fluch über die, die es nicht leſen wollten, und Seegen für die, die es hoch achteten. Er beſchreibt ſehr aufrichtig, wie er ſich zu dieſen übernatürlichen Geſchenken empfänglich gemacht hat, und gar, in welcher Poſitur er ſie annehmen mußte. Um mit den Augen des innern Menſchen zu ſehen, legte er ſich ins Bette, kroch unter die Decke, fieng an ſtille zu beten und nachzudenken, und ruckte endlich (wie er es nennt) in die ſtille Sabbathsruhe, (d. i. den ſomnambuliſchen Schlaf,) in der er ſah und weiſſagte. Er ſagt Lebensl. S. 90: „Ich kann „nicht umhin zu erzählen, daß ich im 1704 Jahre

„gelernt

„gelernt meiſtentheils aus dem Herzen zu beten; als „ich nun meine Augen zugeſchloſſen um beſſerer An„dacht willen, ſo iſt mir nun meiſtens ein hellfun„kelnder kleinſtrahlender Stern erſchienen, wann ich „nun den Stern habe betrachten wollen, ſo iſt er ver„ſchwunden“ — und ſo iſt der Mann eingeſchlafen, hat Geſichter und Offenbarungen gehabt, und war mit gleichen Privilegien, wie Swedenborg, Prophet und Apoſtel, nur daß er ſeinen Produkten weniger Intereſſe und Anſehen geben konnte, als jener, indeſſen hat er doch auch manchen Myſtiker geleſen, und vieles paßt ganz ungezwungen in das Swedenborgiſche Syſtem, worüber Rec. jedem, dem daran liegt, die weitere Vergleichung überläßt, und ſich zu den ſieben Wundern wendet, die ſich hoffentlich ohne die Künſte der ſieben weiſen Meiſter erklären laſſen.

## I. Wunder.

S. theolog. Werke S. 19.

„Nach dem Tode des Herrn von Marteville zu Stockholm verlangte ein Kaufmann von deſſen Witwe die Bezahlung einer beträchtlichen Summe, wovon ſie wohl wußte, daß ſie bezahlt war, aber die Quittung darüber nicht auffinden konnte. In dieſer Verlegenheit wandte ſie ſich an Swedenborg, dieſer kam den andern Morgen zu ihr mit der Nachricht, er habe ihren verſtorbenen Gemahl geſprochen, und dieſer habe ihm den Ort angewieſen, wo die Quittung läge, und daſelbſt würde man ſie finden. Der Verſtorbne erſchien auch ſeiner Gemahlin im Traume in demſelben Schlafrocke gekleidet, den er vor ſeinem Tode getragen hatte, gab ihr dieſelbe Nachricht, und verſchwand; die Quittung wurde an dem von Swedenborg

angezeigten Orte gefunden. Diese Geschichte wurde an dem Hofe und in der Stadt r chtbar, und jeder erzählte sie nach seiner Art. Daß sie jeder nach seiner Art erzählt hat, macht schon sehr zweifelhaft, welche Art der Erzählungen wohl die wahre seyn mag? Rec. hat schon vor 25 Jahren gehört, die Quittung habe in dem verborgenen Fache eines Schreibschranks gelegen, welches Sw. angezeigt habe."

Was ist natürlicher, als daß eine Frau die Quittung, die ihr abgeht, da sucht, wo ihr verstorbner Mann bey Lebzeiten dergleichen Papiere zu verwahren pflegte? Sie fand das Stück nicht, ängstigte sich, ließ Swedenborgen kommen, und wieß ihm den Schrank, in dem die Quittung der Ordnung nach hätte seyn sollen, und was folgt natürlicher, als daß Swedenborg, es sey nun wachend oder träumend, darauf verfiel, es könnte noch ein verborgenes Fach in dem Schreibekasten seyn, das der Frau entgangen war? — Ob ihm diese Vermuthung in seiner gewöhnlichen Extase mit oder ohne dem Bilde des Verstorbenen in den Sinn gekommen ist, thut nichts zur Sache; und wenn es wahr ist, daß dieses Bild auch der Frau im Traume erschienen ist, so ist das ein Wunder, oder eine natürliche Sache, mit der Swedenborg nichts gemein hat.

## II. Wunder.

„Als Sw. bey seiner Zurückkunft aus Engelland zu Gothenburg, 60 Meilen von Stockholm, ans Land stieg sagte er den großen Brand, der zu derselben Stunde zu Stockholm ausbrach, voraus, und schien sehr unruhig; ein paar Stunden nachher zeigte

„gelernt meiſtentheils aus dem Herzen zu beten; als „ich nun meine Augen zugeſchloſſen um beſſerer An„dacht willen, ſo iſt mir nun meiſtens ein hellfun„kelnder kleinſtrahlender Stern erſchienen, wann ich „nun den Stern habe betrachten wollen, ſo iſt er ver„ſchwunden“ — und ſo iſt der Mann eingeſchlafen, hat Geſichter und Offenbarungen gehabt, und war mit gleichen Privilegien, wie Swedenborg, Prophet und Apoſtel, nur daß er ſeinen Produkten weniger Intereſſe und Anſehen geben konnte, als jener, indeſſen hat er doch auch manchen Myſtiker geleſen, und vieles paßt ganz ungezwungen in das Swedenborgiſche Syſtem, worüber Rec. jedem, dem daran liegt, die weitere Vergleichung überläßt, und ſich zu den ſieben Wundern wendet, die ſich hoffentlich ohne die Künſte der ſieben weiſen Meiſter erklären laſſen.

## I. Wunder.

S. theolog. Werke S. 19.

„Nach dem Tode des Herrn von Matteville zu Stockholm verlangte ein Kaufmann von deſſen Witwe die Bezahlung einer beträchtlichen Summe, wovon ſie wohl wußte, daß ſie bezahlt war, aber die Quittung darüber nicht auffinden konnte. In dieſer Verlegenheit wandte ſie ſich an Swedenborg, dieſer kam den andern Morgen zu ihr mit der Nachricht, er habe ihren verſtorbenen Gemahl geſprochen, und dieſer habe ihm den Ort angewieſen, wo die Quittung läge, und daſelbſt würde man ſie finden. Der Verſtorbne erſchien auch ſeiner Gemahlin im Traume in demſelben Schlafrocke gekleidet, den er vor ſeinem Tode getragen hatte, gab ihr dieſelbe Nachricht, und verſchwand; die Quittung wurde an dem von Swedenborg

angezeigten Orte gefunden. Diese Geschichte wurde an dem Hofe und in der Stadt richtbar, und jeder erzählte sie nach seiner Art. Daß sie jeder nach seiner Art erzählt hat, macht schon sehr zweifelhaft, welche Art der Erzählungen wohl die wahre seyn mag? Rec. hat schon vor 25 Jahren gehört, die Quittung habe in dem verborgenen Fache eines Schreibschranks gelegen, welches Sw. angezeigt habe."

Was ist natürlicher, als daß eine Frau die Quittung, die ihr abgeht, da sucht, wo ihr verstorbner Mann bey Lebzeiten dergleichen Papiere zu verwahren pflegte? Sie fand das Stück nicht, ängstigte sich, ließ Swedenborgen kommen, und wieß ihm den Schrank, in dem die Quittung der Ordnung nach hätte seyn sollen, und was folgt natürlicher, als daß Swedenborg, es sey nun wachend oder träumend, darauf verfiel, es könnte noch ein verborgenes Fach in dem Schreibekasten seyn, das der Frau entgangen war? — Ob ihm diese Vermuthung in seiner gewöhnlichen Extase mit oder ohne dem Bilde des Verstorbenen in den Sinn gekommen ist, thut nichts zur Sache; und wenn es wahr ist, daß dieses Bild auch der Frau im Traume erschienen ist, so ist das ein Wunder, oder eine natürliche Sache, mit der Swedenborg nichts gemein hat.

## II. Wunder.

„Als Sw. bey seiner Zurückkunft aus Engelland zu Gothenburg, 60 Meilen von Stockholm, ans Land stieg sagte er den großen Brand, der zu derselben Stunde zu Stockholm ausbrach, voraus, und schien sehr unruhig; ein paar Stunden nachher zeigte

er auch bestimmt an, wie weit das Feuer um sich gegriffen habe. Alles wurde drey Tage nachher durch einen ankommenden Courier bestätigt."

Dieses Wunder ist das einzige, so etwas schwer zu erklären ist, ob es gleich einem Mährchen sehr ähnlich sieht, das schon lange mit den nämlichen Umständen von Conrad Dippel, alias Christiano Democrito erzählt wird; indessen Christoph Springer hat Swedenborgen selbst darüber befragt, und zur Antwort erhalten, que c'étoit exactement vrai. s. Merveilles du ciel S. 95. Was ist also dagegen einzuwenden? Nichts, als daß Sw. in seiner eigenen Sache nicht als Zeuge zugelassen werden kann, und daß uns noch so lange erlaubt ist, an der Geschichte, so wie sie da erzählt wird, zu zweifeln, bis die Verehrer Swedenborgs von den wahren Umständen ein authentisches Zeugniß des Magistrats zu Gothenburg beybringen; denn ohne Zweifel müssen dort noch Leute genug seyn, die dieser Weissagung beygewohnt, oder sie von Leuten, die dabey waren, gehört haben.

## III. Wunder.

„Als Sw. einst zu London zu Schiffe gehen wollte, um nach Schweden zu segeln, frug einer seiner Freunde, der Consul Springer, den Schifskapitän Dixon, ob er viel Mundvorrath mitgenommen hätte? Sw. nahm das Wort, und sagte: Wir brauchen nicht viel, denn heut über 8 Tage Nachmittags um 2 Uhr werden wir im Hafen vor Stockholm landen; diese Prophezeiung traf glücklich ein, wie der Capitän Dixon bey seiner Zurückkunft versicherte."

So

So ein Wunder getraut ſich Rec. auch zu verrichten, doch nur cum reſervatione mentali: Wenn der Wind gut iſt! Hätte Sw. geſagt, „morgen um 2 Uhr werden wir in Stockholm landen, und es wäre eingetroffen, dann wäre es ein Wunder geweſen, aber den Zeitraum anzugeben, in dem man natürlicher Weiſe bey gutem Winde eine Reiſe zu Ende bringen kann, das ſcheint mir nichts Außerordentliches, ſo wenig als das, daß wenn ſich jemand nach Vorausſetzung des möglichſt guten Falls der Alltagsformel bedient: heute über 8 Tage werden wir im Hafen zu Stockholm landen u. ſ. w.; allein, die angegebene Stunde ſoll wohl eigentlich dieſe Geſchichte zum Wunder erheben, — da müßte man aber den Capitän Dixon und ſeine Matroſen fragen, ob ſie auch den Anker gerade Nachmittags mit dem Schlage zwey Uhr haben fallen laſſen, und auch alsdann wäre es keine große Sache.

## IV. Wunder.

„Er war bereits 80 Jahr alt, als er aufs neue zu Schiffe nach London gieng, ſeine Freunde, die wegen ſeiner Geſundheit beſorgt waren, machten ihm Vorſtellungen wegen dieſer Reiſe, er antwortete ihnen aber: Wir werden uns wiederſehen, denn ich muß noch eine ſolche Reiſe machen. Er kam glücklich wieder. Das letztemal aber, als er verreiſte, frug ihn einer ſeiner Freunde, ob ſie einander wieder ſehen würden? er antwortete etwas bewegt: Ich weiß nicht, ob ich zurückkehren werde, aber ich weiß gewiß, daß ich nicht vor Endigung des Drucks meiner vera chriſtiana religio ſterbe, dies Werk würde auch kurz vor ſeinem Tode vollendet.“

Dieſes Geplauder gründet ſich wieder auf ganz gewöhnliche façons de parler. „Wir werden einander wieder ſehen, ich werde nicht ſterben; bis mein Buch gedruckt iſt,“ u. ſ. w. Trift ſo etwas zu, ſo iſt es nichts weniger als ein Wunder, trift es nicht zu, nun ſo ſagt man, der gute Mann hat auch nicht gedacht, daß er ſterben werde, denn er hofte gewiß wiederzukommen, oder er dachte ſicher erſt ſein Buch zu endigen.

## V. Wunder.

„Sw. war von Haus aus eher arm als reich, und dennoch hat er große Summen verſchenkt, und große Kaufmannshäuſer vom Umſturz gerettet.“ Hat er große Summen verſchenkt und Kaufmannshäuſer gerettet, ſo hat er das mit Geiſtermünze nicht thun können, denn die hat hieroris keinen Cours, aber das weiß man gewiß, daß er Freunde in Holl- und Engelland hatte, die an ſeine Erſcheinungen glaubten, wie an das Evangelium, die ihn für einen Apoſtel hielten, und das Ihrige willig zu ſeinen Füßen legten, wenn er etwas begehrte. Hat er nun von dieſem Zutrauen ſo guten Gebrauch gemacht, wie oben ſteht, ſo verdient allein ſein guter Charakter Bewunderung.“

## VI. Wunder.

„Ein Herr aus Strasburg erzählte uns, daß er Sw. in Paris einen Bedienten verſchaffen mußte, der Bediente beklagte ſich nach ein paar Tagen, daß Sw. ſeine Zimmer und Kaſten beſtändig offen ließe, und ſagte, er befürchtete, einmal wegen Diebſtahl

angeklagt zu werden, welcher bey der Sorgloſigkeit ſeines Herrn unvermeidlich wäre. Er mag ſich beruhigen, ſagte Sw., er weiß nicht, was ich für einen guten Schutzengel vor meiner Thüre habe. Die Thüren blieben offen, und es kam nichts von Händen."

Der gute Schutzengel wird wohl ein ehrlicher Hausherr geweſen ſeyn, bey dem Sw. wohnte, vermuthlich einer ſeiner Schüler. Zudem iſt es zwar heut zu Tage ein Wunder, wenn bey offnen Thüren nichts geſtohlen wird, aber doch kein übernatürliches.

## VII. Wunder.

Theolog. Werke S. 59.

„Kurz nach dem Tode des Prinzen von Preußen im Jahr 1758 kam Sw. nach ſeiner Gewohnheit nach Hof. Die Königin ward ihn kaum anſichtig, als ſie ihn fragte: Apropos, Herr Aſſeſſor, haben Sie meinen Bruder geſehen? Swedenborg antwortete: Nein; und die Königin fuhr fort: Wenn Sie ihn ſehen, ſo grüßen Sie ihn von mir. Hierbey hatte ſie keine andre Abſicht, als zu ſcherzen, und dachte an nichts weniger, als ihn um Nachrichten von ihrem Bruder zu fragen, acht Tage nachher kam Sw. wieder nach Hofe, jedoch ſo früh, daß die Königin noch nicht das ſogenannte weiſe Zimmer verlaſſen hatte, wo ſie ſich mit ihren Damen und Hofſräuleins unterhielt. Sw. wartete nicht, bis die Königin heraustrat, ſondern gieng gerade in ihr Zimmer, und ſagte ihr etwas leiſe ins Ohr. Die Königin wurde vor Staunen und Schrecken ohnmächtig, und es bedurfte einiger Zeit, bis ſie ſich wieder erholte. Als ſie zu

ſich ſelbſt gekommen war, ſagte ſie zu einigen Umſtehenden: Nur allein Gott und mein Bruder können dasjenige wiſſen, was er mir geſagt hat. Sie geſtund hierauf, daß er mit ihr von ihrem letzten Briefwechſel mit ihrem Bruder geredet habe, deſſen Inhalt nur ihnen beyden bekannt ſeyn konnte."

Obgleich dieſes Wunder unter die Apokryphen gehört, weil Sw. ſelbſt, als er darum gefragt wurde, die ſchwankende Antwort gab: beaucoup en eſt vrai et beaucoup ne l'eſt pas et peutêtre que tout eſt mieux connu à Berlin, ſ. Merveilles du ciel S. 94, da doch in Berlin niemand etwas Gewiſſers davon weiß, als anderwärts, und die ganze Begebenheit ſo einfach erzählt wird, daß unmöglich vieles davon wahr und vieles nicht wahr ſeyn kann, ſondern vielmehr alles oder nichts; auch die Königin ſelbſt der Antwort auf eine Frage über dieſe Begebenheit damit auswich, daß ſie, um nicht geradezu zu ſagen, die Geſchichte ſey nicht wahr, mit den Worten einer andern erwähnte: O! was die anbelangt, die iſt ſehr wahr, Merv. du ciel S. 82, ſo wollen wir ſie doch paſſiren laſſen, und ſelbſt nicht einmal glauben, daß, nach dem Ritter Beylon, Sw. durch ein paar Reichsräthe hinter das Geheimniß gekommen ſey; aber, wußte denn nicht ganz Schweden die Geſinnungen der Königin im ſiebenjährigen Kriege, und war daraus nicht auf den Inhalt der Correſpondenz mit ihrem Bruder zu ſchließen? Und wenn auch die Königin Urſachen hatte, aus dem Briefwechſel ein Geheimniß zu machen, ſo iſt es darum noch nicht ausgemacht, daß der Prinz von Preuſſen, der dieſe Urſachen nicht hatte, ein Gleiches that. Konnte Sw. nicht vorher ſchon etwas erfahren haben, es ſey von

Berlin

Berlin oder Stockholm, das ihm erst bey seinem nächtlichen Nachsinnen wieder beyfiel, oder das er nicht eher sagen wollte, bis er es in einem Gesichte wiedergekauet hatte?

Man sieht wohl, daß Rec. mit seinem Helden säuberlich verfährt, und um seinen Charakter nicht zweydeutig erscheinen zu lassen, auch nicht einmal moralische menschliche Schwachheiten supponirt, durch die einige seiner Wunder viel geschwinder zu erklären wären; Rec. ist vielmehr froh, daß er das Resultat seiner über diesen seltsamen Mann gesammelten Beobachtungen, ohne dessen bürgerlichen Ehre zu nahe zu treten, hiemit endigen kann, und wenn man Erscheinungen nicht als Erscheinungen erklärt, sondern als Gedanken, die sich der Seele in Bildern vorstellen, und die nach der physischen Mitwirkung bey einem vor dem andern lebhaftere Eindrücke machen, so kann auch wohl mancher alte und neue Geisterseher, der sonst ein exemplarisches Leben geführt hat, ein ehrlicher, wenn gleich schwacher und einbildungsvoller, Mann gewesen seyn.

Fl.

## III.

**Versuch einer Geschichte der Venetianischen Staatsinquisition, von Johann Philipp Siebenkees, der Weltweisheit Professor zu Altorf. Nürnberg, bey Stein, 1791. 228 Seiten. 8.**

ſammlungen von der letzten Hälfte des 14ten bis gegen die erſte Hälfte des 15ten Jahrhunderts keins findet, worin ihrer gedacht würde. Auf dieſes Stillſchweigen wurde daher auch in den neueſten Zeiten einer der wichtigſten Einwürfe gegen ihre geſetzliche Macht gebauet. Indeſſen iſt es möglich, daß in einer Feuersbrunſt, wodurch die Venetianiſchen Archive ſo ſehr gelitten haben, die hieher gehörigen Verordnungen verlohren gegangen ſind. Die vielen Beweiſe von dem Nutzen der geheimen Unterſuchungen dieſer Inquiſitoren bewogen den großen Rath in der Folge, ihren Wirkungskreis zu erweitern. So wurde 1432 ihnen und dem Rathe der Zehner aufgetragen, diejenigen zu beſtrafen, welche ſich in den Gerichtshöfen eine Parthey machen würden. Und 1438 trug ihnen der Rath der Zehner auf, die Strafgelder einzutreiben, welche ſeine Häupter bezahlen mußten, wenn ſie die Patricier nicht ſchleunig beſtraften, die Andere mit ehrenrührigen Reden und Geberden in den Rathsverſammlungen beleidigten. 1480 und 1492 erhielten die Zehner und Inquiſitoren den Befehl, darüber zu wachen, daß die Patricier keinen Umgang mit fremden Geſandten hielten. Als 1524 verordnet wurde, daß Alle, welche mit der Römiſchen Regierung in Verbindung ſtänden, aus dem Senate abtreten ſollten, wenn Geſchäfte, welche jenen Hof beträfen, verhandelt würden: ſo erhielten die Inquiſitoren auch über dieſes Geſetz die Aufſicht. Auch ward ihnen im folgenden Jahre die Unterſuchung gegen diejenigen aufgetragen, welche ſich des criminis ambitus bey der Wahl der Procuratoren und der Savy ſchuldig machten. Noch waren alſo die Inquiſitoren blos ein Departement, dem einzelne Fälle übertragen wurden, welche der Aufmerkſamkeit des

ſehr

ſehr beſchäftigten Rathes der Zehner entgehen konnten. Aber ſo wenig es ihnen frey ſtand, Geſchäfte der Zehner zu verwalten, die ihnen nicht aufgetragen waren, ſo wenig konnten ſie auch willkührliche Strafen beſtimmen. Wurde ihnen die Beſtrafung gewiſſer Verbrecher übergeben: ſo mußten ſie ſich genau an die Vorſchrift der Zehner halten. Und es fielen während dieſes Zeitraums mehrere Begebenheiten vor, bey denen die heutigen Staatsinquiſitoren gewiß ſehr geſchäftig geweſen ſeyn würden, wobey aber die damaligen ganz unthätig blieben. Aber 1539 erfolgte eine wichtige Veränderung des Magiſtrats der Inquiſitoren, worin ſie unter einem andern Namen erſchienen, und den erſten Schritt zu der großen Gewalt thaten, welche ſie in der Folge bekamen. Die Lage der Republik bey den Kriegen Karl des V. und Franz des I. gab dazu Gelegenheit. Der Senat kam damals wieder durch treuloſe Mitglieder, die ſeine Berathſchlagungen den kriegführenden Fürſten verriethen, in Verlegenheit. Dagegen trug man nun den Inquiſitoren die Unterſuchungen auf, und ihr bisheriger Name der Inquiſitoren der Zehner verſchwindet nun für immer aus der Geſchichte der Republik. Sie hießen nun Inquiſitori contra i propalatori de ſecreti. In dem deshalb gegebenen Geſetze wird ihnen auch die Vollmacht ertheilet, diejenigen Verbrecher zu beſtrafen, deren Vergehen nach dem einſtimmigen Urtheile der drey Richter mit einer zweyjährigen Gefängnißſtrafe, oder eben ſo langer Landesverweiſung gebüßt werden könnte. Ihre Entſcheidungen darüber ſollten die Gültigkeit eines Schluſſes der Zehner haben; doch ſollten ſie ſolche dem groſſen Rathe bekannt machen. Wären aber ihre Meinungen getheilt, oder verdiente ein Verbrecher eine

härtere

härtere Strafe: so sollten sie den Proceß vor die Häupter der Zehner bringen, und der ganze Rath sollte entscheiden. Aber mit dem Jahre 1582 fängt eine neue Epoche für sie an, worin sie sich zu den gegenwärtigen Staatsinquisitoren ausbildeten. In diesem Jahre nämlich verlohr der Rath der Zehner durch die stillschweigende Abschaffung seiner zu einer unerträglichen Macht angewachsenen Giunta einen großen Theil seines Ansehens. Dies suchte er sich durch die Inquisitoren wieder zu erwerben; und daher rühren von nun an fast alle Hauptgesetze, welche die Macht der Inquisitoren vergrößern, vom Rath der Zehner her. Schon 1584 bestätigten ihnen die Zehner nicht nur alle Vorrechte, die ihnen der große Rath 1539 gegeben hatte, sondern sie vermehrten auch noch ihre Gewalt in peinlichen Sachen. Es wurde ihnen unumschränkte Macht über den Gebrauch der geheimen Anzeigen gegeben. Sie erhielten das Recht, den Verbrechern Verzeihung zu versprechen, wenn sie ihre Mitschuldigen entdecken würden; sie foltern zu lassen, und auch nach der Folter ihnen noch Gnade zuzusagen; die vom Gesetz bestimmten Strafen abzuändern, oder gar davon loszusprechen, wie sie es für das Beste des Staats dienlich fänden. Nur eine härtere Bestrafung sollten sie nicht erkennen können: dieses behielten sich die Zehner noch ausdrücklich vor. Auch erhielten sie besondere Gefängnisse, nämlich die sogenannten carceri sotto i piombi, oder die Gefängnisse unter dem mit Bley bedeckten Dache des Marcuspallastes. Endlich erhielten sie auch 1593 die Freyheit, aus dem Archive eines jeden Gerichtshofes alle Schriften zu nehmen, ohne daß sie die Ursache, warum sie solche forderten, angeben dürften. Dieses Vorrecht wurde ihnen, wie das Decret ausdrücklich

sagt,

ſagt, deshalb gegeben, damit ſie im tiefſten Geheimniſſe ihre Operationen vornehmen könnten, wie es das Beſte des Raths der Zehner und das Anſehen eines ſo großen Magiſtrats verlangte. Durch dieſe Verordnung drangen die Zehner in die Geſchäfte der andern Theile der Regierung, und, woran ihnen am meiſten gelegen war, ſie konnten dadurch die Geſinnungen ihrer Feinde erfahren, und deren Bemühungen vereiteln. Vielleicht hatten die Zehner indeſſen auch edlere und patriotiſche Bewegungsgründe zu dieſem Geſetze. Die Lage der Republik war damals vielleicht ſo gefährlich, als jemals. Von auſſen hatte ſie einen gefährlichen Krieg mit den Türken, und innerlich wurde ſie durch Unordnungen entkräftet, deren Urſache gröſtentheils der Verluſt der Handlung nach Indien war, welchen man in dieſer Zeit am ſtärkſten zu fühlen anfieng. Denn der Abnahme des Wohlſtandes folgte auch hier der Umſturz des Patriotismus, und der Staat ſah ſich von allen Seiten bedrängt. Das Tribunal der Inquiſitoren war vorzüglich geſchickt, allen Gefahren vorzubeugen. Es hatte nicht ſo viele Beyſitzer, welche den ſchnellen Gang der Geſchäfte hätten hemmen können; und es war von ihm auch nicht zu fürchten, daß es ſich zum Deſpoten machen würde, da es weder die Staatsgelder noch die Armee in ſeiner Gewalt hatte. Indeſſen bleibt es immer merkwürdig, daß die Zehner allein und eigenmächtig die Gewalt eines mit ihnen ſo genau verbundenen Magiſtrats ausdehnten. Um dieſe Zeit verliehrt ſich auch der bisherige Name deſſelben aus der Geſchichte, und der noch itzt gewöhnliche, Inquiſitori di ſtato, tritt an ſeine Stelle. Ob der groſe Rath, oder die Zehner, oder die Inquiſitoren ſelbſt dieſe Veränderung des Namens vorgenommen haben,

iſt

dieſelbe nicht noch weiter ausgedehnt hätte, als es ihr die Geſetze erlauben. Aber ſie iſt dabey nicht ſtehen geblieben, ſondern hat faſt alle Geſchäfte der Zehner auch vor ihren Richterſtuhl gezogen. Freylich ſind ihr von Zeit zu Zeit von den Zehnern und dem Senate neue Geſchäfte übertragen worden; aber ſie hat ſich auch, wie alle Venetianer behaupten, vielen Geſchäften unterzogen, welche vor andere Gerichtshöfe gehören, ohne erſt einen Auftrag deshalb zu erwarten. Es iſt daher auch unmöglich, ihre Gerichtsbarkeit genau zu beſtimmen. Am ſicherſten würde man ihre Gewalt vielleicht bezeichnen, wenn man ſagte: Alles, was nicht ausſchließend für den Senat und für die Quarantie gehört, kann, wenn es das allgemeine Beſte erfordert, ein Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit werden. Die Staatsinquiſitoren haben im großen Rath, im Rath der Zehner, und im Senat Sitz und Stimme, und einer von ihnen ſitzt als Rath des Doge unter der Signoria, dem Präſidenten dieſer Conſilien, und hat als ſolcher auch Eintritt ins Collegie. Es haben ſich auch ſchon Fälle ereignet, daß die Inquiſitoren, beſonders im großen Rath, Schriften zu ſich genommen haben, deren Inhalt ſie den übrigen Beyſitzern nicht mittheilten, und daß ſie Rednern Stillſchweigen auferlegten, welche von einer ihnen mißfälligen Sache ſprechen wollten. Dadurch hindern ſie freylich Bewegungen des Adels, welche Unordnungen veranlaſſen könnten; aber ſie können auch auf dieſe Weiſe Vorſchläge zum Beſten des Staats unterdrücken, wenn ſie ihnen nicht gefallen. Die Gerichtsbarkeit über die Patricier, welche ehemals dem Rathe der Zehner zuſtand, haben ſie ſich ganz zugeeignet, und ſie ziehen ihr ganzes Privatleben vor ihren Richterſtuhl. Selbſt Heirathen der Patri-

cier

cier zogen ſie vor ihr Tribunal, und verboten manche Verbindungen, oder trennten ſie, wenn ſie ſchon geſchloſſen waren. Ueber den Doge haben ſie eben ſo viel Gewalt, als über den Geringſten im Volke. Der einzige Unterſchied beſteht darin, daß er nicht vor ihnen erſcheint, ſondern ſie zu ihm kommen. Bey wichtigen Vergehungen, oder wenn er ihren Warnungen nicht gehorcht, belegen ſie ihn mit Hausarreſt; und wenn während deſſelben eine Feyerlichkeit einfällt, wobey er zugegen ſeyn ſollte, ſo heißt es, er ſey auf dem Lande. Die Geiſtlichen ſind, aus Furcht vor ihnen, nirgends friedfertiger und ſanftmüthiger, als hier. Auch die Venetianiſchen Cardinäle ſind ihnen unterworfen, und Benedict XIV. beſchwerte ſich ſelbſt einſt bey ihnen über den berühmten Cardinal Quirini. Weil die Staatsinquiſition keine großen geheimen Verbindungen und Geſellſchaften ohne Vorwiſſen der Regierung duldet: ſo hob ſie 1785 die Freymaurerloge auf, ohne doch diejenigen, welche dazu gehörten, zu ſtrafen oder zu verfolgen. Die Zahl ihrer geheimen Angeber iſt groß. Beſonders dienen ihnen Geiſtliche, Wirthe, Barbierer, Gondolirer, Huren und Bettler. Ihre geheimen Ausgaben, beſonders für dieſe Angeber, beliefen ſich 1773 auf 184,856, und 1774 auf 206,729 D cani. Kein Inquiſitor verſchließt ſein Haus des Nachts, oder weiſet einen Unbekannten ab, der ihn ſprechen will. Den erſten Nachrichten glaubt man nie, ſondern man ſchickt andre Spione ab, die mit den erſten nicht in Verbindung ſtehen, und wiederholt dies ſo lange, bis die erſte Angabe wiederlegt, oder hinlänglich beſtätiget iſt. Alsdann hört man in aller Stille Zeugen ab, und verbietet ihnen eidlich auf das ſchärfſte Jemanden etwas zu entdecken. Vornehme Staatsmänner

werden seit der Hinrichtung des unschuldigen Ritters Foscarini nicht mehr am Leben gestraft, sondern in die fürchterlichen unterirdischen Gefängnisse gesteckt, wo die vergiftete Luft bald tödtet, oder nach Cataro in Albanien verwiesen, wo sie aus eben dieser Ursache bald sterben. (Das ist eine sehr nachtheilige Folge einer widerrechtlichen Hinrichtung, die das Schicksal Anderer auf diese Weise noch mehr verschlimmert, als verbessert hat.) Die drey Staatsinquisitoren müssen aus drey verschiedenen Familien seyn. Zwey werden aus dem Rathe der Zehner und der dritte aus den consiglieri genommen. Wenn ein Geschäft abgehandelt wird, welches die Familie eines von den ordentlichen Inquisitoren, oder den Römischen Hof betrift, an dem einer von jenen Anverwandte hat, oder wenn ein Inquisitor krank ist: so tritt der inquisitore di rispetto an seine Stelle, der auf solche Fälle erwählt ist. Von dem Archive der Staatsinquisition kann Niemand zuverläßige Nachrichten geben. Man wählt gewöhnlich Männer von gesetztem Alter zu Staatsinquisitoren. Ihr Amt dauert nur ein Jahr, und sie dürfen sich die darauf folgenden zwey Jahre um kein wichtiges Amt bewerben. Ihre Processe bleiben freylich gewöhnlich unangetastet, aber ihnen selbst können der große Rath und der Senat ihr Mißvergnügen auf verschiedene Weise fühlen lassen, wenn sie ins Privatleben zurückkehren. Nicht leicht werden es auch die Avogadoren wagen, die Staatsinquisitoren anzugreifen; aber einmal hat sie doch ein muthiger Avogador selbst in ihrem eigenen Versammlungszimmer auf eine merkwürdige Art, die hier erzählt wird, in Verlegenheit gesetzt. Kein Gerichtshof hat so viele Feinde unter dem regierenden Theile der Einwohner der Republik, als die Staatsinquisition;

tion; und ſchon lange wünſcht der Adel nichts ſehnlicher, als ihre Vernichtung. 1761 wurde ſie indeſſen zum erſtenmal vor dem großen Rathe angeklagt. Der Verf. führt die Gründe derer, welche eine andere Einrichtung derſelben und eine Einſchränkung ihrer Gewalt verlangten, und derer, welche ihre Beybehaltung in der bisherigen Form empfahlen, an. Durch 743 Stimmen gegen 213 ward damals ihre bisherige Gewalt, und namentlich ihre Gerichtsbarkeit über den Adel, öffentlich beſtätigt. Das Volk war darüber voll Freude, und würde die Häuſer derer, welche dies Tribunal angegriffen hatten, in Brand geſteckt haben, wenn nicht ſolches durch die Staatsinquiſitoren ſelbſt verhindert worden wäre. Seit dieſer Zeit üben ſie ihre Gewalt ruhig aus, und der Adel, ſo ſehr er ſie auch haßt, wagt es nicht, ſie wieder anzugreifen. Als 1779 der ärmere Theil des Adels ſich gegen den reichern verband, und einen armen Edelmann zum Procurator von S. Marco wählte: ſo machte die Staatsinquiſition auch den Folgen dieſer Verbindung, die große Unruhen hätte erregen können, bald ein Ende.

Von keinem Gerichtshofe iſt wohl nachtheiliger geurtheilt worden, als von dieſem. Aber es iſt auch unläugbar, daß er auf die Sicherheit, Ruhe und Ordnung im Venetianiſchen Staate den wichtigſten Einfluß gehabt und noch hat. „Was wäre, ſagt „der Verf., Venedig, ohne dieſe höchſte, ſchnell wir„kende Macht? Woher kommt es, daß die Sicher„heit in V., in einer Stadt ohne Mauern und Thore, „und ohne Soldaten zur Wache, größer iſt, als in „vielen großen italieniſchen Städten? Woher kommt „es, daß man in dieſer Stadt nichts von Meuchel„mord weiß? Allein von dem Anſehen der Staats-

„inquisition. Noch hat man kein Beyspiel, wie mir „glaubwürdige Personen versicherten, daß auf den „weiten Lagunen ein Fahrzeug angegriffen worden „wäre; und wie leicht wäre dieses nicht bey Nacht in „den öden Gewässern? Aber alle Verbrechen, welche „auf denselben begangen werden, stehen unmittelbar „unter der Gerichtsbarkeit des Raths der Zehner und „der Staatsinquisitoren; und diese fürchtet man auch „im Dunkel der Nacht und in der Einsamkeit.“ Aber der Hauptgrund für dieses fürchterliche Tribunal bleibt doch immer derjenige, den die Vertheidiger desselben im Jahre 1761 vorzüglich gebraucht haben, und den auch der Verf. sehr wohl auseinandersetzt, nämlich daß es die einzige Schutzwehr des Staats gegen die Unterdrückung und Unordnungen ist, welche die Patricier sonst einführen würden. Aber freylich beweiset dieses Argument zugleich am besten, daß eine Aristokratie, wie die Venetianische, nichts taugt. Denn eine Regierungsform, die, um sich und den Staat zu erhalten, zu solchen schrecklichen und verabscheuungswürdigen Mitteln, wie eine solche Inquisition, philosophisch, und ohne Rücksicht auf besondere Verfassungen, betrachtet, immer ist und bleibt, ihre Zuflucht nehmen muß, kann in den Augen keines aufgeklärten Menschen einen Werth haben. Der V. hat nicht für gut gefunden, dieses Resultat aus seiner Geschichtserzählung zu ziehen; aber er konnte auch wohl erwarten, daß der verständige Leser es selbst finden würde. Statt dessen bemerkt er noch am Schluß, daß ein Fremder nichts von dieser Inquisition zu fürchten hat, und daß das Aeußerste, was er zu erwarten hat, wenn er in seinen Handlungen oder Reden unvorsichtig oder unschicklich zu Werke geht, darin besteht, daß man ihn über die Gränze bringen läßt.

Als

Als ein Anhang ſind dieſer Schrift die vornehmſten Geſetze und Verordnungen des großen Raths und der Zehner, welche die Staatsinquiſition betreffen, und 1761, bey Gelegenheit des Angriffs auf dieſelbe, geſammelt wurden, beygefügt. Sie ſind indeſſen bey weitem nicht vollſtändig, und werden es auch ſchwerlich je werden. Der Verf. hat eine deutſche Erklärung beygefügt, da gewiß wenige Leſer mit der Venetianiſchen Gerichtsſprache ſo bekannt ſeyn dürften, daß ſie einer Ueberſetzung entbehren könnten. Uebrigens hoffen wir, daß der Verf. uns künftig noch mit mehreren eben ſo intereſſanten Früchten ſeines Aufenthalts in Italien, als er hier geliefert hat, beſchenken wird.

Im.

## IV.

*Andr. Io. Retzii* Faſciculus Obſervationum botanicarum ſextus, cum figuris aen. et *Io. Gerhard Koenig* Deſcriptiones Epidendrorum in India orientali factae. Lipſiae 1791. apud Cruſium, fol. plagg. 15. Mit 3 Kupf. von Pflanzen; und einem Generaltitel für alle ſechs Faſcikel, und des Verfaſſers Bildniß vom Prof. Abildgaard gezeichnet und von J. G. Schmidt in Dresden (ſchön) geſtochen.

Herr Prof. Retzius beſchließt, wie er im kurzen Vorbericht meldet, hiemit die Erndte der von

dem sehr verdienten sel. König ihm geschickten Pflanzen. Er habe zwar noch mehr, aber sie wären nicht sicher genug zu bestimmen. Einige neue Gattungen habe er in diesem Fascikel festgesetzt; wie schwer es sey, aus trocknen Pflanzen richtige Charaktere festzusetzen, zeigen die Irrthümer, die dadurch in der Botanik eingeführt sind; es könne also auch für ihn ein Irrthum möglich seyn. Wie leicht der eintrete, zeige unter andern auch die in den neuen Upsaler Abhandl. errichtete Gattung Schrebera, welche nach der scharfsichtigen Beobachtung des Hrn. Vahl im Linneischen Herbario nur eine afrikanische Cuscuta mit der Frucht der Myrica verschlungen ist, daher Hr. R. eine andre Pflanze nach Hrn. Schreber benannt hat, deren Abbildung hier unter den Kupfern auf Taf. III. ist.

Wir haben von dem Inhalt erstlich nach unsrer Gewohnheit anzuzeigen, daß von ältern und bekannten Gattungen vier neue Arten von Scirpus, eben so viel von Cyperus, eine Kyllinga, noch einige Gräser, eine Phytolacca heptandra; Beschreibungen von einzelnen Arten, und Bemerkungen über Synonyma, auch neuerer Schriftsteller, z. E. Jacquins und Allioni, Verbesserungen eigner Beschreibungen und Synonymen in den vorigen Fascikeln. — Wir wünschten hiebey, woran unsre besten Schriftsteller oft gar nicht denken, daß der Hr. Verf. uns ein Register von allen Pflanzen der sechs Hefte gegeben hätte; denn mit dergleichen Verbesserungen sind es (ohne die Königschen Monandristen und Epidendra) doch an die 600 Nummern! und wie ist es möglich, diese alle im Gedächtniß zu behalten? Nun erleichtert zwar die Ordnung derselben nach dem Linneischen System das Aufsuchen in etwas; aber man muß doch

nun

nun entweder erst alle sechs Hefte durchsehen, um zu erfahren, ob eine Gattung oder Art, die man vergleichen will, da ist oder nicht? — oder sich ein solch Register selbst machen! —

Die neuen vom Verf. gemachten Gattungen sind folgende:

1. Heritiera, 4 Arten, aus den Königschen Monandristen, Taf. 1. Allughas; Languas.
5. Hornstedtia — Amomum scyphiferum und Amomum Leonurus *Koen.*
7. Hellenia grandiflora — Banksea speciosa *Koen.*
27. Gaertnera *Retz.*
28. Schrebera albens *Retz.* } Pentandria 1--gynia.
47. Cookia *Sonnerati.* Decandria 1--gynia.
57. Holmskioldia. Didynamia gymnospermia.
79. Cymbachue. Polygamia. — Gramen.

Daß dieser Gattungen Kennzeichen so genau und richtig gemacht sind, als sich nach trocknen Exemplaren thun läßt, kann man vom Verf. wohl erwarten; Hellenia ist nach dem Prof. zu Abo genannt, Hornstedtia nach einem Schüler von Thunberg, und vom Holmskiold sagt der Verf. selbst, daß seine Verdienste um die Botanik den Auswärtigen noch nicht bekannt sind, ein egregium simulque splendidissimum opus de Clavariis aber nächstens von ihm zu erwarten sey. Heritiera und Gaertnera sind ganz andre Pflanzen als die gleichnamigen in Linnaei Gen. Pl. edit. Schreberi, und diese werden wohl die Namen behalten. Dies ist nicht zu vermeiden, da die Botaniker, die ihre Arbeiten zu gleicher Zeit herausgeben, nicht wissen können, was jeder derselben für neue Gattungen macht, und wie er sie benennet?

dem sehr verdienten sel. König ihm geschickten Pflanzen. Er habe zwar noch mehr, aber sie wären nicht sicher genug zu bestimmen. Einige neue Gattungen habe er in diesem Fascikel festgesetzt; wie schwer es sey, aus trocknen Pflanzen richtige Charaktere festzusetzen, zeigen die Irrthümer, die dadurch in der Botanik eingeführt sind; es könne also auch für ihn ein Irrthum möglich seyn. Wie leicht der eintrete, zeige unter andern auch die in den neuen Upsaler Abhandl. errichtete Gattung Schrebera, welche nach der scharfsichtigen Beobachtung des Hrn. Vahl im Linneischen Herbario nur eine afrikanische Cuscuta mit der Frucht der Myrica verschlungen ist, daher Hr. R. eine andre Pflanze nach Hrn. Schreber benannt hat, deren Abbildung hier unter den Kupfern auf Taf. III. ist.

Wir haben von dem Inhalt erstlich nach unsrer Gewohnheit anzuzeigen, daß von ältern und bekannten Gattungen vier neue Arten von Scirpus, eben so viel von Cyperus, eine Kyllinga, noch einige Gräser, eine Phytolacca heptandra; Beschreibungen von einzelnen Arten, und Bemerkungen über Synonyma, auch neuerer Schriftsteller, z. E. Jacquins und Allioni, Verbesserungen eigner Beschreibungen und Synonymen in den vorigen Fascikeln. — Wir wünschten hiebey, woran unsre besten Schriftsteller oft gar nicht denken, daß der Hr. Verf. uns ein Register von allen Pflanzen der sechs Hefte gegeben hätte; denn mit dergleichen Verbesserungen sind es (ohne die Königschen Monandristen und Epidendra) doch an die 600 Nummern! und wie ist es möglich, diese alle im Gedächtniß zu behalten? Nun erleichtert zwar die Ordnung derselben nach dem Linneischen System das Aufsuchen in etwas; aber man muß doch

nun

nun entweder erst alle sechs Hefte durchsehen, um zu erfahren, ob eine Gattung oder Art, die man vergleichen will, da ist oder nicht? — oder sich ein solch Register selbst machen! —

Die neuen vom Verf. gemachten Gattungen sind folgende:

1. Heritiera, 4 Arten, aus den Königschen Monandristen, Taf. 1. Allughas; Languas.
5. Hornstedtia — Amomum scyphiferum und Amomum Leonurus *Koen.*
7. Hellenia grandiflora — Bankſea speciosa *Koen.*
27. Gaertnera *Retz.*
28. Schrebera albens *Retz.* } Pentandria 1--gynia.
47. Cookia *Sonnerati.* Decandria 1--gynia.
57. Holmskioldia. Didynamia gymnospermia.
79. Cymbachne. Polygamia. — Gramen.

Daß dieser Gattungen Kennzeichen so genau und richtig gemacht sind, als sich nach trocknen Exemplaren thun läßt, kann man vom Verf. wohl erwarten; Hellenia ist nach dem Prof. zu Abo genannt, Hornstedtia nach einem Schüler von Thunberg, und vom Holmskiold sagt der Verf. selbst, daß seine Verdienste um die Botanik den Auswärtigen noch nicht bekannt sind, ein egregium simulque splendidissimum opus de Clavariis aber nächstens von ihm zu erwarten sey. Heritiera und Gaertnera sind ganz andre Pflanzen als die gleichnamigen in Linnaei Gen. Pl. edit. Schreberi, und diese werden wohl die Namen behalten. Dies ist nicht zu vermeiden, da die Botaniker, die ihre Arbeiten zu gleicher Zeit herausgeben, nicht wissen können, was jeder derselben für neue Gattungen macht, und wie er sie benennet?

Die Beschreibung von 23 Arten Epidendri und einer neuen Serapias auf eben so viel Seiten von Königs Meisterhand sind ein Geschenk von Hrn. Schreber an das botanische Publikum durch Hrn. Retzius, das ihm jeder danken wird, der die Berichtigung unbekannter Pflanzen schätzt; es läßt sich aber hier weder ein Auszug davon geben, noch wäre dem Leser mit bloßer Namenaufzählung gedient, da es nicht gewiß ist, ob dieselben Trivialnamen auch dieselben Pflanzen bezeichnen.

Auf der Vignette des Generaltitels ist Königs Kopf en Medaillon angebracht, und Fama zeigt mit vor sich hingelegter Posaune dahin. Ein schönes Monument für den ersten Botaniker Indiens, der nach einem Briefe an Schrebern im bot. Mag. St. 5. kurz vor seinem Ende Beschreibungen von Eintausend Pflanzen vollendet hatte! die der Präsident Banks wahrscheinlich besitzt, der, wo nicht ganz, doch einen großen Theil seiner Sammlungen erlangt hat. Vielleicht, daß der würdige große Mann, der schon, außer den reliquiis Houstoni, auch unserm Landsmann Kämpfer ein Denkmal lange nach seinem Tode gestiftet hat, nach Endigung seines eignen unschätzbaren Werkes, worauf die Sehnsucht aller Botaniker schon so lange wartet, auch mit einem Theil dieses Nachlasses deutschem Verdienste ein unpartheyisches Denkmal stiftet, da vielleicht in einem Jahrhundert König keinen Nachfolger haben wird, und seine viele Arbeit sonst vergeblich gewesen wäre.

Ek.

Kurze

# Kurze Nachrichten.

## I. Proteſtantiſche Gottesgelahrheit.

Auszug aus D. M. Luthers Tiſchreden, mit Anmerkungen von D. Carl Friedrich Bahrdt. Prüfet alles, und behaltet das Beſte! Halle, bey Franke und Bispink, 1791. 8. 190 Seiten.

Er iſt nach der zu Eisleben bey Urban Gaubiſch 1566 gedruckten Ausgabe gemacht. Der Herausgeber hat dabey die Abſicht, heutige lutheriſche Chriſten, die vom D. Luther nichts wiſſen, als daß er der ehrwürdige Stifter einer beſondern Kirchenparthey war, übrigens aber ihre ganze Anhänglichkeit an den lutheriſchen Kirchenglauben auf ſeinem berühmten Namen beruhen laſſen, mit dem wahren Geiſt dieſes großen und ſonderbaren Mannes bekannt zu machen, auf deſſen Grundſätze und Ausſprüche ſie ein ſo großes Gewicht zu legen pflegen. Ihm dünkte dies ein um ſo viel gröſſeres Bedürfniß unſerer Zeiten zu ſeyn, jemehr die zwey itzt herrſchenden Partheyen der Alt- und Neuglaubigen, wie er ſie nennt, Luthers Namen zu uſurpiren angefangen hätten, indem dieſe einzelne Stellen aus ſeinen Werken herausriſſen, um ihre abweichenden Grundſätze durch Luthers Autorität zu unterſtützen, und ihnen das Gehäßige bey der Gegenparthey zu benehmen, indeß jene den ganzen Kram ihrer ſogenannten Rechtgläubigkeit eben dieſem Manne aufbürdeten, und die Welt überredeten, als ob das ganze heut zu Tage gangbare Lehrſyſtem ſich von ihm herſchreibe. Das heißt denn nun auch als ein ganz unpartheyiſcher patronus cauſſae dem Publikum, das Richter ſeyn will, die Acten zum Spruch vorgelegt. Ein jeder, der nun hier Luthers offenherzige Meinungen und Sentiments über dieſe und jene Lehrſätze, Sitten,

Personen, Ereignisse und Verfassungen in der Kirche und dem Staat, beysammen, höret und lieset, kann nun für sich selbst urtheilen: Ob der Mann, auf den er sich beruft, über diese und jene Religionspunkte so hell gesehen und so richtig entschieden habe, als beyde Theile vorgeben; ob er in allen Stücken so vernünftig oder so abergläubisch gedacht, als er es in einigen that; kurz, ob Luther ganz so heterodox oder so orthodox, so hoch erleuchtet oder so unerleuchtet gewesen sey, als sichs die Leute aus Unkunde mit seinem ganzen Geist und ganzen Schriften einbilden. Um den Leser in den Stand zu setzen, daß er dies eigene Urtheil fällen könne, machte Hr. B. diesen Auszug, gegen dessen Absicht man wohl nichts haben kann, die man vielmehr billigen muß. Und da lieset man denn nun hier: I. Luthers Witz, gutgemeinte Einfälle und Schwachheiten. II. Gesunde Urtheile über Religion, Theologie und Bibel. III. Luthers Urtheile über Fürsten und Regierung. IV. Anhang dazu. V. Vom Antichrist, Papst, Mönicherey und Reformation. VI. Luthers Dogmatik. 1) Von der Dreyeinigkeit. 2) Von Christo, als Gott. 3) Von der Rechtfertigung. 4) Vom Teufel. 5) Vom heiligen Geist. 6) Von der Erbsünde. 7) Von der Sündengröße. 8) Vom geistlichen Regiment. 9) Vom freyen Willen. 10) Vom Katechismus. 11) Vom Gesetz und Evangelium. 12) Vom Glauben. 13) Vom Gebet. 14) Vom Sacrament der Taufe. 15) Von der Beichte. 16) Vom Sacrament des Altars. 17) Von der Kirche. 18) Vom Bann. 19) Von den Engeln. 20) Nachträge zur Lehre von der Taufe. VII. Vom Tode und der Ewigkeit. VIII. Luthers sonderbare Intoleranzen. — Freylich stechen die Urtheile und Gesinnungen des großen Mannes oft unglaublich gegen einander ab. Das einemal sind die Urtheile so treffend, so haarscharf abgemessen, so unwiderleglich wahr; die Gesinnungen so groß und edel, und das andremal wieder ganz das Gegentheil, wenn gleich immer dreist und freymüthig. Man denkt zuweilen, es ist nicht derselbe Kopf, der so heterogene Schlüsse macht; nicht dasselbe Herz, das so heterogene Gefühle hat. Und doch war er es wirklich. Aber war denn auch Luther nicht ein Mensch? War sein Geist, Charakter, Temperament und Geschäft nicht ganz menschlich? Darf uns an ihm befremden, was wir an andern großen Männern so oft in der Erfahrung sehen, Widersprüche mit sich selbst? Wie wär es ohne Wunderwerk mög-

lich

lich geweſen, daß Luther alle ſeine katholiſchen Ideen und Grundſätze, die ihm mit der Muttermilch eingeflößt waren, auf einmal umgeſchmolzen, allen mönchiſchen Aberglauben der ſo lange bey ihm genährt worden, in ſo kurzer Zeit hätte fahren laſſen. Man weiß ja, was Vorurtheile über den Klügſten vermögen, was eine lebhafte, noch dazu bey manchen Gelegenheiten durch Leidenſchaften erhitzte Phantaſie, wenn ſie mit gewiſſen Bildern lange vertraulich geweſen, für unwiderſtehliche Gewalt über die Urtheilskraft hat. Konnte es bey Luthern anders ſeyn? Der Herausgeber entſchuldiget ihn auch, wie billig, und tadelt nur die, die Luthern vergöttern, und auf ſeine Worte ſchwören, die ihn für erleuchteter oder unerleuchteter halten, als er, nach ſeinen eigenen Worten gerichtet, wirklich war.

Wenn Luther in dem Artikel von der Rechtfertigung und dem Glauben manchmal wider die Vernunft und guten Werke heftig losziehet; wenn er von Chriſto ſagt: „Chriſtus iſt nicht ein ſolcher Mann, der von uns etwas des Unſern fordere, ſondern er iſt vielmehr ein Verſöhner — Darum ſo du ein Sünder biſt, wie wir denn in der Wahrheit alle ſind, ſo bilde dir vor Leib und Leben nicht alſo für, wie er auf dem Regenbogen ſitzt und Richter iſt, ſonſt wirſt du erſchrecken und verzweifeln müſſen: ſondern faſſe ihn in ſeinem rechten Bilde — als nämlich in dem, daß du ihn ſieheſt — als einen Sohn Gottes, und — der Jungfrau Maria. In derſelben Perſon ſchrecket er niemand — fordert keinerley Rechenſchaft von uns unſers Lebens, das wir ſo böslich zugebracht haben, ſondern iſt eine Perſon, ſo der ganzen Welt Sünde hinweggenommen hat — Das halte ja feſt, und laß dich ja von dieſem Bilde Chriſti, daran auch die lieben heiligen Engel im Himmel ihre Luſt haben, mit nichten abwenden, nämlich daß Chriſtus nach ſeinem rechten Contrafeit und Ebenbilde je kein Moſes, kein Strockmeiſter noch Henker, ſondern ein ſolcher Mittler iſt — der ſich ſelber gegeben hat, nicht für unſer Verdienſt, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Ehre, gutes Leben, ſondern für unſere Sünde — denn obwohl Chriſtus das Geſetz zuweilen ausleget, ſo iſt aber gleichwohl ſolches nicht ſein eigen und rechte Amt, damit er zu thun hat, und dazu ihn der Vater geſandt hat“ — wenn Luther ſich ſo erklärt: ſo widerſpricht ihm zwar der Herausgeber billigermaßen in ſeiner Anmerkung dazu, aus Matth. 5, wo Chriſtus

nicht

„nicht das jüdische Ceremonialgesetz, sondern das moralische von der Liebe ausgelegt, eingeschärft und mit seiner Theorie vom Gott der Liebe verbunden hat — aus den eigenen Worten Jesu: er sey dazu in die Welt gekommen, daß er die Wahrheit bezeuge, uns aus Tit. 2, 14. — setzt aber hinzu: „Doch wir müssen nicht so sehr vor dem guten Mann, „der das alles besser wissen will, erschrecken. Wirklich war es „blos Inconsequenz auf der einen, und erwärmte Phantasie „auf der andern Seite, wenn er in solchen Stellen Vernunft „und Tugend in den Mist zu werfen scheint, um seine feurige „Liebe zu seinem Christus und seinen wütenden Haß gegen „das werkheilige Papstthum recht zu ergießen. Lesen wir „andre Stellen von ihm, wo sich seine Phantasien von Chri„stus nicht einmischen, sondern seine Vernunft und reingeschaffenes Herz sprechen: so finden wir ihn eben so eifrig „für Vernunft und Tugend, als wir ihn hier (und anderswo) „für blinden Glauben gefunden haben. Man halte nur die „Kapitel dieses Auszuges gegen einander, so wird man sehen, „daß der Mann sich auf die angezeigte Art entschuldigen „läßt — Das Hauptsächlichste war gewiß sein Eifer gegen „das Papstthum, welches Christum ganz ausgestoßen, und „an die Stelle seiner Lehre Menschensatzungen und Mährchen und Heiligenverdienst und Grimassen gesetzt hatte. „Ueber diesen Eifer, die papistische grimaßirte Werkheiligkeit „und Gaukelreligion auszufegen, vergaß er sich selbst, und „übertrieb es, und redete zuweilen so, daß wahre Moral und „Tugend mit sammt aller Vernunft ausgefeget wurde. „(S. 1. 27.) Die feurige Phantasie des Mannes, in welcher seine Dogmatik eigentlich ihren Sitz hatte, bezeugen „eine Menge Anekdoten.“ Diese Anmerkung ist gewiß sehr richtig, und giebt den sichersten Aufschluß von Luthers zu weit getriebenem Eifer gegen die guten Werke. Er hatte dabey wohl nie ächte christliche Tugend, die des Glaubens Frucht ist, sondern immer äußerliche katholische Werkheiligkeit, der man in der römischen Kirche diesen Namen gegeben hatte, im Sinn; gerade so wie Paulus im Briefe an die Römer immer nur die jüdischen Gesetzlichkeiten, im Gegensatz mit dem christlichen Glauben, bestritt.

In aller Absicht halten wir diesen Auszug aus Luthers Schriften, aus dem jeder, der den Mann noch nicht genau kennt, und ihn lesen will, ihn ganz kennen lernen kann, für sehr gemein-

nd dem Bedürfniß unſerer Zeiten anpaſſend.
elle über ſo verſchiedene Gegenſtände, über
olitiſche Angelegenheiten, als hier vorkommen,
ch it treffen oder verfehlen, mögen Lieſe oder
ine Einſichten und ſeinen Charakter verrathen —
chachtungswürdig wird man den alten, frey-
n bey allen ſeinen Schwachheiten immer fin-
wo man auf ſeinen Schultern ſtehend, das
heit etwas weiter, als er, überſehen kann,
ſeine unbeſtechliche Liebe zur Wahrheit, welche
aufhalten, ſeinen Muth, der ſich durch nichts
ähen und bewundern. Mit unter wird auch
chter Witz, in der platten Volksſprache ſeiner
ernſthafteſten Leſer zum Lachen bringen, und
hl gut dafür ſeyn, daß das ganze Buch für
iker eine unterhaltende, lehrreiche Lectür ab-

Anmerkungen des Herausgebers betrift, ſo ha-
lich und richtig befunden. Größtentheils
, zuweilen weiß Hr. B. aber auch, wie Lu-
dicere vera. Einige darunter haben auch el-
achel, der ſeinen Mann, den er trift, wohl
hen, und wenn dieſer keine harte Haut, ihn
erwunden möchte. Zur Probe wollen wir
t- und ſcherzhafte Noten Luthers mit B.
rſetzen.

Der Schultheologen Kunſt mit ihrem Spekn-
es denn lauter Eitelkeit — Das iſt die rechte
vielmehr practica Theologia: Glaube an
thue, was du ſchuldig biſt zu thun in
ſe. Desgleichen iſt die myſtica Theologia —
k und Lügen — Die rechtſchaffene Theologie
aktiken, Brauch und Uebung" S. 2. 3.

gen die heutigen Herren Theologen und Pre-
s merken! Recht thun iſt die beſte Religion!
Leute zur Moral anführen, iſt nützlicher, als
hrte Kram des Theologen."

Die Pfarrherren ſollen machen, daß Ceremo-
ht und gehalten werden mögen, daß das Volk

nicht

nicht das jüdische Ceremonialgesetz, sondern das moralische von der Liebe ausgelegt, eingeschärft und mit seiner Theorie vom Gott der Liebe verbunden hat — aus den eigenen Worten Jesu: er sey dazu in die Welt gekommen, daß er die Wahrheit bezeuge, und aus Tit. 2, 14. — setzt aber hinzu: „Doch wir müssen nicht so sehr vor dem guten Mann, „der das alles besser wissen will, erschrecken. Wirklich war es „blos Inconsequenz auf der einen, und erwärmte Phantasie „auf der andern Seite, wenn er in solchen Stellen Vernunft „und Tugend in den Mist zu werfen scheint, um seine feurige „Liebe zu seinem Christus und seinen wütenden Haß gegen „das werkheilige Papstthum recht zu ergießen. Lesen wir „andre Stellen von ihm, wo sich seine Phantasien von Chri„stus nicht einmischen, sondern seine Vernunft und rechtschaffenes Herz sprechen: so finden wir ihn eben so eifrig „für Vernunft und Tugend, als wir ihn hier (und anderswo) „für blinden Glauben gefunden haben. Man halte nur die „Kapitel dieses Auszuges gegen einander, so wird man sehen, „daß der Mann sich auf die angezeigte Art entschuldigen „läßt — Das Hauptsächlichste war gewiß sein Eifer gegen „das Papstthum, welches Christum ganz ausgestoßen, und „an die Stelle seiner Lehre Menschensatzungen und Mährchen und Heiligenverdienst und Grimassen gesetzt hatte. „Ueber diesen Eifer, die papistische grimaßirte Werkheiligkeit „und Gaukelreligion auszufegen, vergaß er sich selbst, und „übertrieb es, und redete zuweilen so, daß wahre Moral und „Tugend mit sammt aller Vernunft ausgefegt wurde. „(S. 1. 27.) Die feurige Phantasie des Mannes, in welcher seine Dogmatik eigentlich ihren Sitz hatte, bezeugen „eine Menge Anekdoten.“ Diese Anmerkung ist gewiß sehr richtig, und giebt den sichersten Aufschluß von Luthers zu weit getriebenem Eifer gegen die guten Werke. Er hatte dabey wohl nie ächte christliche Tugend, die des Glaubens Frucht ist, sondern immer äußerliche katholische Werkheiligkeit, der man in der römischen Kirche diesen Namen gegeben hatte, im Sinn; gerade so wie Paulus im Briefe an die Römer immer nur die jüdischen Gesetzlichkeiten, im Gegensatz mit dem christlichen Glauben, bestritt.

In aller Absicht halten wir diesen Auszug aus Luthers Schriften, aus dem jeder, der den Mann noch nicht genau kennt, und ihn lesen will, ihn ganz kennen lernen kann, für sehr gemein-

gemeinnützig und dem Bedürfniß unſerer Zeiten anpaſſend. Luthers Urtheile über ſo verſchiedene Gegenſtände, über kirchliche oder politiſche Angelegenheiten, als hier vorkommen, mögen die Wahrheit treffen oder verfehlen, mögen Licht oder Schatten auf ſeine Einſichten und ſeinen Charakter werfen — liebens- und hochachtungswürdig wird man den edlen, freymüthigen Mann bey allen ſeinen Schwachheiten immer finden. Auch da, wo man auf ſeinen Schultern ſitzend, das Feld der Wahrheit etwas weiter, als er, überſehen kann, wird man doch ſeine unbeſtechliche Liebe zur Wahrheit, welche ſich durch nichts aufhalten, ſeinen Muth, der ſich durch nichts ſchrecken ließ, ſchätzen und bewundern. Mit unter wird auch Luthers drollichter Witz, in der platten Volksſprache ſeiner Zeit geredet, den ernſthafteſten Leſer zum Lachen bringen, und wir wollten wohl gut dafür ſeyn, daß das ganze Buch für Cleriker und Laiker eine unterhaltende, lehrreiche Lectür abgeben werde.

Was die Anmerkungen des Herausgebers betrift, ſo haben wir ſie gründlich und richtig befunden. Größtentheils ſind ſie ernſthaft, zuweilen weiß Hr. B. aber auch, wie Luther, ridendo dicere vera. Einige darunter haben auch einen ſcharfen Stachel, der ſeinen Mann, den er trift, wohl ziemlich tief ſtechen, und wenn dieſer keine harte Haut, ihn fühlbar genug verwunden möchte. Zur Probe wollen wir doch einige ernſt- und ſcherzhafte Reden Luthers mit B. Anmerkung herſetzen.

S. 50. „Der Schultheologen Kunſt mit ihrem Spekuliren — iſt nichts denn lauter Eitelkeit — Das iſt die rechte ſpeculativa, ja vielmehr practica Theologia: Glaube an Chriſtum, und thue, was du ſchuldig biſt zu thun in deinem Berufe. Desgleichen iſt die myſtica Theologia — lauter Fabelwerk und Lügen — Die rechtſchaffene Theologie ſteht in den Praktiken, Brauch und Uebung“ S. 2. 3.

Anm. „Mögen die heutigen Herren Theologen und Prediger ſichs merken! Recht thun iſt die beſte Religion! und die Leute zur Moral anführen, iſt nützlicher, als aller gelehrte Kram des Theologen.“

S. 65. „Die Pfarrherren ſollen wachen, daß Ceremonien alſo gemacht und gehalten werden mögen, daß das Volk

nicht gar zu wilde, noch gar zu heilig werde: denn sonst werden Epikurer oder Heuchler." S. 266.

Anm. „Sehr wahr! zu viel äußerliche Religion und Gottesdienst macht Heucheley. Wir haben Städte, wo alle Tage zwey bis dreymal Gottesdienst ist. Das sollte man abschaffen."

S. 66. „Ich halt, das Buch Hiob sey eine Historie, (es liege eine wahre Geschicht zum Grunde) und darnach in ein Poema oder Gedicht gebracht, das einem wiederfahren sey, doch nicht mit solchen Worten, wie es beschrieben ist." S. 318.

Anm. „Wie beschämt dieses aufgeklärte Urtheil manchen heutigen Exegeten und Hiobs Dollmetscher."

S. 83. „Davon (was theologisch und nach der Schrift wahr ist) verstehen weder die Philosophen noch die Juristen nichts. Darum werden sie aus dem theologischen Kreis und Gerichtszwang, über die Lehre zu erkennen und zu urteln — billig ausgeschlossen." S. 138.

Anm. „Mich deucht, über die Lehre hat gar niemand zu erkennen und zu urteln. Wahrheit muß frey bleiben, und nur durch Gründe ihre Herrschaft beweisen, nicht aber durch Urthel und Befehl." S. 1.

S. 84. „Die weltliche Regierung gehet durch Zwang — Daher sucht das politische Regiment nur seinen eigenen Nutz mit Zwang: aber des Herrn Christi Reich hält uns vor unsern eigenen Frommen und Nutz mit freundlicher Heimstellung zu uns selbst." S. 245.

Anm. „Es ist ein vortreflicher Gedanke, daß Christi Lehre dem Menschen keinen Zwang, keine positive Pflichten auflege, sondern ihm überall nur seine eigene Glückseligkeit vorstelle, und zum Bewegungsgrunde seiner Gesinnungen und Handlungen mache, mit freundlicher Heimstellung zu ihm selbst. Aber wenn nun Luther anderwärts schreyet: wer nicht so glaubet, wird verdammt — wer nicht die Sacramente braucht und den Katechismus lernt, den verachtet, und lasset ihn sterben wie eine Sau (VIII, 1.). Ist das auch freundliche Heimstellung?

S. 33.

S. 33. „Im Anfang meiner Lehre, da das Evangelium anglieng, da legte ſich der Teufel faſt darein — Nun war in Magdeburg ein Bürger, dem ſtarb ein Kind, dem ließ er nicht Viallien und Seelmeſſen ſingen, denn es ſtunde (koſtete) treflich viel. Da fieng nun der Teufel ein Spiel an, und kam alle Nacht — in die Kammer, und winſelte wie ein jung Kind. Dem guten Mann ward darüber leide — Da ſchrieen die Pfaffen: ey, da ſehet ihr, wie es gehet, wenn man nicht die Vigilien hält u. ſ. w. Darauf ſchickt der Bürger an mich — denn es war mein Sermon ausgegangen, den hatte er geleſen. Da ſchrieb ich ihm wieder, er ſollte nichts halten laſſen, denn er und das Hausgeſinde ſollts gewiß dafür halten, daß es der Teufel wäre.“

Anm. „Nicht doch, guter Luther, es war eine gewöhnliche Komödie, welche die Pfaffen dem Bürger ſpielten, damit er den Beutel ziehen möchte.“

„Das thaten die Kinder und das Geſinde, und ſpotteten des Teufels — Wie nun der Teufel das merkte, da war er kein Kind mehr, ſondern er polterte, ſtürmte, warf und ſchlug. Aber die Kinder, und jedermann verachteten ihn. Wenn irgend eine Magd mit dem Kinde die Treppe hinaufgieng, ſo trappte er mit den Händen hinten nach, ſo ſagte denn das Geſinde: Hui, biſt du toll? Endlich kommt Herr Jakob, der Propſt zu Bremen, gen Magdeburg, und zog zu dem Manne zur Herberge ein, und wollte den Geiſt auch hören. — Das geſchah alſo. Da kommt der Teufel und ſpielt mit ihm, und nimmt ihm das Deckbette. Da hatte Herr Jakob gegrauet und hatte fleißig gebetet u. ſ. w. Letzlich kommt der Teufel hinüber zu der armen Frau — läuft auf ihrem Bette daher, wie eitel Rattenmäuſe. Da er nun nicht will aufhören, da iſt das Weib her, und wendet den A—ſch zum Bette hinaus, und läßt ihm mit Züchten zu reden, einen F—z, und ſpricht: Siehe da, da haſt du einen Stab, den nimm in die Hand, und gehe damit Wallfahrt gen Rom zu deinem Abgott, dem Papſt, und hole dir Ablaß von ihm; ſpottet alſo des Teufels noch dazu. Nachdem bliebe der Teufel mit ſeinem Poltern außen. Denn er iſt ein hochmüthiger Geiſt, und kann keine Verachtung leiden.“ S. 290.

Anm. „Probatum eſt.“

D. Lu-

D. Luther erzählt diese Geschichte bey der Gelegenheit, da er sagt: „wenn er des Teufels mit der heiligen Schrift „nicht hätte können los werden, so hätte er ihn oft mit spitzi„gen Worten und lächerlichen Possen vertrieben“ — Wenn „er ihm sein Gewissen hätte beschweren wollen, so hätte er „oft zu ihm gesagt: Teufel, ich hab auch in die Hosen gesch—n, „hast du es auch gerochen, und zu den andern meinen Sün„den in dein Register geschrieben? Item, lieber Teufel, ists „nicht genug an dem Blute Christi, so für meine Sünden „vergossen ist, so bitt' ich dich, du wollest Gott für mich bit„ten. Wenn ich müßig bin, und nichts zu thun hab, so „schleicht der Teufel zu mir herein —“

Anm. „Wer merkt nicht die lebhafte Phantasie, die am geschäftigsten ist, wenn man müßig ist.“

S. 96. „Der Antichristskopf ist zugleich der Papst und der Türk, denn ein lebendig Thier muß zugleich Leib und Seele haben. Als Antichrists Geist oder Seele ist der Papst, sein Fleisch aber oder Leib ist der Türk. Denn dieser vertilget, verwüstet und verfolget die Kirche Christi leiblich, jener, der Papst, geistlich, wiewohl auch leiblich, mit Sengen, Hengen, Morden u. s. w.“ S. 332.

Anm. „Luther hatte eine schreckliche Idee vom Türken. Deswegen seufzt auch der Ritter Zimmermann und Schlettwein so orthodox lutherisch über unsere heutige Zeiten, wo christliche Potentaten des Türken Parthey nehmen.“

S. 115. „Christi Priesterthum tröstet überaus sehr die Gottesfürchtigen, daß er ein Pfaffe ist. Daß er aber auch ein König ist, das tröstet nicht so sehr, denn da gedenkt das Herz, er sey ein gestrenger Richter“ u. s. w. S. 103.

Anm. „Guter Luther, wie vergaßest du hier dein Gefühl und deine Erfahrung! Wie giebst du dein Gefühl als Priester zu erkennen! Und wie schaudernd lehrt die Geschichte, daß der Pfaffen Hartherzigkeit und Grausamkeit über alles geht, was man je von Königen und Tyrannen erlebt hat. Und vielleicht wäre nie ein König und Fürst tyrannisch und unmenschlich geworden, wenn nicht Pfaffen ihn gebildet, und ihren Pfaffengeist ihm eingehaucht hätten.“

S. 146. „Einer fragte D. Luthern, wenn ein Pfarrer ein Weib absolvirte, die ihr Kind hätte erwürget — soll er gegen sie vor Gericht zeugen? — Da antwortet er! Mit nichten nicht — sintemal sie ihm nichts gebeichtet hat, sondern dem Herrn Christo; und weil es Christus heimlich hält, so soll ichs auch heimlich halten, und stracks sagen: ich hab nichts gehört, hat Christus was gehört, so sag ers. Ich wollte aber dieweile heimlich zu ihr sagen: Du, Hure, thu es nicht mehr, — sie sollen uns nicht an ihre Gerichtsstühle und Hadermärkte ziehen — und wir wollen dem weltlichen Gerichte nichts mehr lassen gut seyn, in Sachen, so die Lehre und Gewissen belangen, noch ihnen darinnen etwas einräumen, auch im allergeringsten nicht.“ S. 227.

Anm. „Das mögen die Juristen mit Luthern abthun.“

S. 187. „Ich habe mehr Hebräisch gelernt, wenn ich im Lesen einen Ort und Spruch gegen den andern gehalten habe, als wenn ichs nur gegen die Grammatica gerichtet habe. Wenn ich jünger wäre, wollt ich diese Sprache lernen — denn das neue Testament ist voller Ebraismen — Ich wollte auch die besten und reinsten Grammaticos vor mich nehmen und lesen, als: David Kimchi, Mose Kimchi — darnach wollt ich Mosen lesen, darum daß derselbe gar eigentlich von Dingen redet — zuletzt die Propheten, die brauchen viel verblümter Wort und Rede.“ S. 579.

Anm. „Das Herz blutet mir, wenn ich den großen Mann so richtig, so gründlich, so einsichtsvoll über Gegenstände der Gelehrsamkeit urtheilen höre, und dann es denke, daß dieser helle Kopf, durch religiöse Vorurtheile verblendet, so weit vom Ziel zurückbleiben mußte. O! wenn er itzt aufstünde, und im Lichte besserer Zeiten die Wahrheit erblickte, wie würde er seine dummen Nachbeter anfahren, und gegen eben die eifern, die sich frömmer und weiser dünken, als andere, indem sie seinen Kehricht fressen,“ (auflesen hätten wir gesagt).

Ebend. Die Sprachen sind schöne, große, herrliche Gaben Gottes: Die Leute aber achten ihrer nicht.“

Anm. „Wie beschämt dies die heutigen Verächter des Sprachstudiums.“

Wenn diese Proben aufs Ganze begieriger machen, so soll michs nicht reuen, sie hergesetzt zu haben.

**Ueber die Heterodoxie unserer Zeit, und deren Einfluß auf Religion, Sittlichkeit und Menschenglück. Ein Versuch zur Beruhigung der Zweifler und zur Beförderung der guten Sache der Religion Jesu. Zweyte Auflage. Neuwied und Leipzig, bey Gehra, 1791. 8. 134 Seiten.**

Entweder ist uns die erste Auflage dieser Schrift nicht zu Gesicht gekommen, oder man hat den Titel verändert, und ihn auf einem neuen Blatte dazu drucken lassen. Wie dem auch seyn mag, so ist die Brochüre nicht zu verachten. Der ungenannte Verf. beherzigte den Umstand, daß die seit zwanzig Jahren in dem alten theologischen System gemachten Veränderungen durch neuere Gottesgelehrten bey ehrlichen und rechtschaffenen Christen Unruhe erweckten, und selbige auf die bange Besorgniß brächten, Religion und Sittlichkeit möchten dabey in große Gefahr kommen und merklichen Schaden leiden. Und da dünkte ihm, es fehle noch an einem Buche, worin die Abweichungen von dem herrschenden Lehrbegriff der Kirche mit kaltem Blut geprüft, ihre Gründe deutlich und populär vorgetragen, und deren Einfluß auf Religion, Moral, Tugend und Menschenglück nach Grundsätzen, deren Richtigkeit der gemeinste Menschenverstand anerkennen müßte, dare gelegt wären. So ein Buch, meint er, würde den redlichen Zweifler beruhigen, und die Leser überzeugen, daß die neueren Verbesserungen des alten theologischen Systems nicht allein der Religion und Moralität der Christen gar keinen Schaden thäten, sondern vielmehr in unsern Zeiten sehr heilsam, und zur Befestigung der christlichen Wahrheit gegen Ungläubige und Spötter nothwendig wären. Zu so einem Buche will er nun in diesen Bogen einen Beytrag liefern. Daher geht er von §. 4 — 9 die Streitigkeiten durch, welche zwischen den Anhängern des alten und des neuen theologischen Systems über die göttliche Eingebung der heiligen Schrift, über die Canonicität der Bibel, über kritische Beurtheilung und Verbesserung des griechischen und hebräischen Textes alten und neuen Testaments, und dessen von einander abgehende Lesarten, über exegetische Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit einer biblischen Stelle zum Beweise eines dogmatischen Satzes, über die Beweisgründe für die Wahrheit der christlichen Religion, die man aus Wundern, Weissagungen

gungen und den Zeugniſſen der Märtyrer hernimmt, ſeit einiger Zeit mit vieler Bitterkeit und harten Beſchuldigungen gegen gelehrte und rechtſchaffene Männer, wenn ſie ſich auf die Seite der ſogenannten Heterodoxie neigten, ſind geführt worden. Er ſtellt die Gründe, die jede Parthey dabey für ihre Behauptungen anführt, neben einander, und ſucht alsdann klärlich darzuthun, daß die ſo verſchrieenen Neuerungen in gezachten Artikeln der Religion ſelbſt nicht den mindeſten Eintrag thäten; daß dieſe an ihrer göttlichen Autorität, Würde, Zuverläßigkeit, Ueberzeugungskraft und Brauchbarkeit ganz und gar nichts verliehren könne, wenn auch die wörtliche Inſpiration der Bibel und die Aechtheit einiger bisher für canoniſch gehaltenen bibliſchen Bücher geläugnet, der recipirte Text aus kritiſchen Gründen hie und da verändert, manche in der Dogmatik bisher wichtig geweſene Stelle als unächt aus dem Text herausgeworfen, eine andere ächte aber doch für unzulänglich zum Beweiſe gewiſſer theologiſchen Lehrſätze erklärt würde; daß die neuern Vertheidiger des Chriſtenthums ſtatt mancher ſchwachen, für unſere Zeiten weniger brauchbaren Argumente, andere ſtärkere Beweisgründe an deren Stelle geſetzt hätten; daß das Chriſtenthum, anſtatt durch die neueren Fortſchritte in Verbeſſerung des theologiſchen Syſtems zu verliehren, vielmehr an Glaubwürdigkeit, Feſtigkeit und Vernunftmäßigkeit bey verſtändigen, denkenden Leuten gewonnen habe, und daher alle darüber angeſtellten bittern Klagen grundlos und ungerecht wären. — Eben ſo verfährt der Verf. nun auch §. 10—19 in Anſehung der Dreyeinigkeits- und Verſöhnungslehre. Was Trinitarier und Antitrinitarier, Anhänger und Gegner der vicariſchen Genugthuung bey jenem Artikel vom Vater, Sohn und heiligen Geiſt, und bey dieſem von der Perſon Chriſti und ſeinem Mittlergeſchäft auf der Welt, lehren und aus welchen Gründen, die ſie für ihre Lehre in der heiligen Schrift und den ausgemachten Vernunftwahrheiten aufſuchen, ſie ſich ſo oder ſo darüber erklären, alles dies legt er dem Leſer klar und beſtimmt vor Augen, und ſetzet damit jeden Unbefangenen, der guten Willen genug hat, die Sachen ohne Vorurtheil zu prüfen und das Beſte zu behalten, in den Stand, ſelbſt zu beurtheilen, welche von beyden Lehren die beſſere oder ſchlechtere, bibliſchere oder unbibliſchere, der Vernunft gemäßere oder nicht gemäßere ſey; bey welcher von beyden leichter oder ſchwerer zu beſorgen ſtehe, daß ſie von dem großen Haufen

möchte verdrehet und zum Irrthum des Trithеismus und zu allerley Täuschungen in Ansehung des sittlichen Lebens gemißbraucht werden. Das Resultat der ganzen Darstellung des sogenannten orthodoxen alten oder heterodoxen neuen Systems über diese beyden Artikel ist dem Verf. wieder eben dasselbe, das es bey den vorhergehenden war, nämlich: das Christenthum verliehrt nach dem letzteren nichts an seiner annehmungswürdigen Vortreflichkeit; die Antriebe zur Gottseligkeit und Tugend, die Gründe der Beruhigung, des Trostes und der Hoffnung, die für menschliche Seelen darin liegen, werden durch selbiges eher verstärkt als vermindert.

Die Sachen, die der Verf. vorträgt, sind freylich auch schon von andern in ein helles Licht gesetzt, daß man schon lange hätte einsehen können, es sey bey der Verbesserung des kirchlichen Systems weder für den Glauben, noch für die Tugend der Christen die geringste Gefahr, womit man das Volk drohet, vorhanden, wenn man es nur einsehen wollte. Indessen hat der einsichtsvolle Mann doch auch manche neue Gedanken und Ueberzeugungsgründe vorgebracht. Daher könnte das Büchlein, wenn es ohne Vorurtheil von einem ehrlichen Zweifler, der in Verlegenheit ist, wem er beytreten, ob er es mit der Theologie der Alten oder Neueren halten soll, gelesen würde, wirklich dazu beytragen, daß mancher überzeugt würde, die letzteren wären in der That keine so böse und gefährliche Leute, als sie dafür ausgeschrieen würden, und für das gesunde ächte Christenthum stünden von ihren Bemühungen um die Verbesserung des theologischen Systems eher gute als schlimme Folgen zu erwarten.

Reden bey und nach der Confirmation Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Ludwig und Ihro Königl. Hoheit der Prinzeßin Wilhelmine von Preußen, von Friedrich Samuel Gottfried Sack, Königl. Hofprediger, Oberconsistorial- und Kirchenrath. Berlin, 1790. bey Rottmann, 68 Seit. in 8.

Reden bey der zwiefachen hohen Vermählung in dem Königlichen Hause. Nebst einer am Sonntage vorher gehaltenen Predigt, von Friedr. Samuel Gott-

Gottfried Sack — Berlin, 1791. ebendaſelbſt, 48 Seiten in 8.

Von den beyden letzten Reden iſt die eine bey der Vermählung des Herrn Herzogs von York mit der Prinzeßin Friederike von Preußen, die andere bey der Vermählung des Herrn Erbprinzen von Oranien mit der Prinzeßin Wilhelmine von Preußen, die Predigt aber in Gegenwart des Königlichen Hauſes in der Oberpfarr- und Domkirche über Pſalm 116, 12. gehalten worden. Man iſt es ſchon gewohnt, von dem Verf. bey ſolchen Gelegenheiten muſterhafte, den Perſonen und Umſtänden angemeſſene Vorträge zu hören. Und ſo haben wir auch die ſämmtlichen eben angezeigten Reden gefunden.

Predigten von C. G. Ribbeck, erſtem Prediger an der heil. Geiſtkirche in Magdeburg. Dritte Sammlung. Magdeburg, 1791. in der Scheidhauerſchen Buchhandlung, 326 Seiten in 8.

Eben ſo gut und des Drucks würdig als die beyden erſten Sammlungen, die Rec. CIII. 1. 81—83 angezeigt hat, und eben darum iſt ſein Urtheil darüber das nämliche. Unter dieſen befinden ſich auch einige muſterhafte Caſualpredigten. 1. Die Ueberzeugung von dem Werth der Religion, als die Quelle der freudigſten Entſchließungen und Ausſichten beym Amtsantritt eines öffentlichen Religionslehrers. Des Verf. Antrittspredigt in Magdeburg. 2. Wie haben wir es zu beurtheilen und anzuwenden, wenn Gott uns mit Drangſalen, die unſere Vorfahren trafen, verſchont, und uns ununterbrochene öffentliche Ruhe und fortdauernden Wohlſtand genießen läßt? Bey der jährlichen Gedächtnißfeyer der Eroberung und Zerſtörung Magdeburgs. 3) Das Andenken edler und guter Menſchen muß uns auch nach ihrem Tode noch theuer und werth ſeyn. Bey der Gedächtnißfeyer des Hrn. Paſt. Patzke. 4. Eine Confirmationsrede über Luc. 8, 15. Rührend und erwecklich für die Jugend. 5. Arme Eltern, welche viele Kinder zu ernähren haben, ſind die würdigſten Gegenſtände der chriſtlichen Mildthätigkeit. 6. Jeder Menſch iſt ſtündlich Verſuchungen zur Sünde

Warum er diesen seinen Namen auf dem Titel verschweigt, begreifen wir um so weniger, da seine Predigten über die Evangelisten unsers Wissens eben nicht so gar allgemein bekannt worden sind. Uebrigens hat er eben nicht Ursach, sich seiner Arbeit zu schämen, wenn auch diese Predigten nicht zu den vorzüglichsten gehören und als Muster aufgestellt werden können. Sie verrathen wenigstens einen Mann, der Einsichten besitzt, und der nicht nur eine Materie gut bearbeiten kann, sondern auch die Sprache ziemlich in seiner Gewalt hat. Manche Betrachtungen könnten jedoch noch gründlicher seyn. Er könnte manche Wahrheit noch mehr von der praktischen Seite darstellen, ihr noch mehr Licht und Leben mittheilen, und so dem Verstande und Herzen seiner Leser näher kommen. Der Vortrag ist auch oft zu wortreich, und nicht ganz so populär, wie er für die Kanzel seyn sollte. Doch bleibt die gute Absicht des Verf., überzeugend und erbaulich zu predigen, bey dem allen sichtbar, und dies selbst bey manchen trocknen dogmatischen Materien, z. E. in der zweyten Predigt, wo er von der Weisheit Gottes bey der Niedrigkeit der Geburt Christi handelt; in der fünften, wo die Ursachen des feyerlichen Einzugs Jesu zu Jerusalem angegeben werden, und in mehrern andern. Kurz, diese Predigten haben ihre gute Seite, von der sie empfohlen werden können.

Magazin für Prediger, oder Sammlung neuausgearbeiteter Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtäglichen Evangelien und Episteln, so wie über freye Texte auf Casualfälle. Eilfter Theil. Züllichau, bey Frommanns Erben, 1790. 1 Alphab. 2 Bogen in 8.

Dieser neue Band eines schon allgemein bekannten Werks verdient dieselbe Empfehlung als die nächst vorhergehenden Bände. Er enthält acht und zwanzig Entwürfe, sowohl über evangelische als epistolische Texte, die fast durchgehends mit Fleiß ausgearbeitet sind. Auch die angehängten Casualreden und das Taufformular sind gut gerathen.

Gw.

Trost-

**Troſtſchriften zur Aufrichtung für Leidende, die über den Tod ihrer Gatten, Kinder und Freunde trauren, oder ſonſt Troſt bedürfen. Ein Buch für Familien. Zweyte Sammlung. Halle, bey Gebauer, 1789. 18 Bogen in 8.**

Die erſte Sammlung dieſer Troſtſchriften, von welcher die gegenwärtige eigentlich Fortſetzung iſt, erſchien ſchon im Jahr 1783. Sie iſt aber, wir wiſſen nicht, durch welchen Zufall, in unſerer Bibliothek unangezeigt geblieben. Wir machen es daher uns zur Pflicht, auch ſie zugleich hiedurch bekannt zu machen, und dieß um ſo mehr, da beyde Sammlungen wegen ihrer zweckmäßigen Einrichtung Empfehlung verdienen. Der Herausgeber hat ſich nicht genannt. So viel ſehen wir jedoch aus der Vorrede zu dieſer zweyten Sammlung, daß er bald nach der Herausgabe jenes Buchs in ſeinen beſten Lebensjahren verſtorben iſt. Einer ſeiner nächſten Freunde hat alſo dieſe zweyte Sammlung nach eben dem Plan beſorgt, und dazu einige ſchon von dem erſten Herausgeber geſammelte Aufſätze genutzt. Beyde Männer haben hier theils eigene neue Abhandlungen, theils fremde aus minder bekannten oder ſchon vergeſſenen Schriften gezogene Aufſätze geliefert. In der erſten Sammlung kommen auch Ueberſetzungen von einigen Briefen des Grotius vor. Uebrigens iſt auf Abwechſelung ſowohl in Abſicht der Sachen als der Einkleidung geſehn. Es ſind daher auch hie und da Gedichte, und zwar zum Theil neuausgearbeitete, eingerückt. In dieſer zweyten Sammlung finden ſich allein ein und dreyßig verſchiedene Aufſätze. Sind nun freylich dieſe alle nicht von völlig gleichem innern Gehalt, ſo können wir doch nicht ſagen, daß wir nur eine, die unzweckmäßig wäre, gefunden hätten. Sie enthalten durchgehends geſunde Nahrung und paſſende Troſtgründe für leidende Freunde der Religion. Einige derſelben ſind wirklich vortreflich; ſo daß auch geübte Denker ſie nicht unbefriedigt aus der Hand legen werden. Beſonders gilt dies von mehrern neuen Aufſätzen in dieſer zweyten Sammlung. In dieſer Ueberzeugung halten wir die Fortſetzung dieſes Buchs keinesweges für überflüßig, ob es wohl an manchen andern neuern Schriften dieſer Art nicht fehlt.

**Wöchentliche Beyträge zur Beförderung der ächten Gottseligkeit. Achtzehntes Bändchen. Leipzig, bey Crusius. 1791. 12 Bogen in 8.**

Rec. meinte schon, daß dies Werk geschlossen sey, da dieser Beytrag etwas lange ausblieb. Allein, der Verf. meldet in der Vorrede, daß er so viele Beweise von dem durch diese Arbeit gestifteten Segen erhalten habe, daß es strafbarer Unglaube seyn würde, wenn er denselben nicht ferner ermuntern wolle. Wir lassen das dahin gestellt seyn, und bleiben bey unserm Urtheil, daß die ächte Gottseligkeit, so wie sie nämlich nach richtiger Schrifterklärung (nicht nach des Verf. vorgefaßter Meynung und verworrenen Begriffen) beschaffen seyn muß, schwerlich durch diese Beyträge befördert werden möchte.

Io.

**Sammlung von Amtsreden zur Vorbereitung auf den Genuß des heiligen Abendmals, von Johann Joachim Lachmann, Inspector und Oberpfarrer zu Drossen. Zweyte umgearbeitete Auflage. Züllichau, bey Frommanns Erben, 1791. 8. Erster Theil, 312 Seiten. Zweyter Theil, 207 S.**

Der erste Theil enthält nicht weniger als sieben und dreyßig Vorbereitungsreden, die allgemeinen Inhalts sind; der zweyte Theil achtzehn andere, welche Beziehung auf die christlichen Kirchenfeste nehmen, und bey Krankencommunionen gehalten sind; und dann noch dreyzehn zum Anhang von andern Verfassern. Herr Lachmann ist als Schriftsteller wegen dieser und vieler andern edirten Amtsreden schon immer auf seinen wahren Werth in unserer Bibl. gewürdiget worden. Und da wir ihn auch mit dieser neuen Auflage seiner Vorbereitungsreden, deren Umarbeitung und Verbesserung nicht viel bedeutet, wieder in seiner vorigen Mittelmäßigkeit vor dem Publikum hervortreten sehen, so bestätigen wir auch die Urtheile, als der strengsten Wahrheit gemäß, die man sonst über seine Schriftstellerschaft, und namentlich auch über diese Amtsreden gefället hat. Wenn in gangbaren gesalbten Worten und ascetischen unbestimmten Formeln

Formeln von Chriſti Leiden und Verſöhnungstode, von Zueignung ſeines Verdienſtes, von Genießung ſeines unbefleckten Leibes und heiligen Blutes unter dem Brod und Wein im Abendmahl, von Vereinigung mit Chriſto, von Mittheilung der Vergebung der Sünden durch daſſelbe, von dem Unterpfande der Liebe und Treue, das er, als der Bräutigam, der chriſtlichen Kirche, ſeiner Braut, damit zum Andenken ſchenkt, wenn in ſolchen Phraſen von dem allen ſprechen, den Communicanten rührend und erwecklich ans Herz und Gewiſſen reden heißt: ſo verſtehen die Verfaſſer obiger Vorbereitungsreden, und beſonders Hr. L., dieſe Kunſt recht wohl. Unſrer ohnmaßgeblichen Meinung nach gehört mehr, als dies, dazu. Vielleicht rechnet es Hr. L. auch zu dem nöthigen Amtseifer eines Predigers, daß er zur Zubereitung aufs Abendmahl dem Sünder, der ſeine Sünden noch nicht im Ernſt erwogen hat, zurufe: „Was thuſt du? du iſſeſt und trinkeſt dir ſelber „das Gericht — Was kann ſchrecklicher ſeyn? das Heiligſte „verunreinigeſt du — das Verſöhnungsblut Jeſu wird dir „zum Gericht — du verſiegelſt damit deine Verdammniß; „du erfülleſt das Maaß deiner Sünden — du biſt reif zum „Verderben. Wem ſollte nicht das Herz beben? Bey dem „Zutritt des heiligen Abendmahls (zum heiligen Abendmahl) „was verurſacht ſich der Sünder? der gerechte Jeſus wird „ſein Blut von ſeiner Hand fordern — er kreuziget ihn aufs „neue — er geſellet ſich zu jenen Mördern — er iſt ein Ju„das, über den Jeſus das Weh ausgerufen, und der nach ſel„nem unwürdigen Genuſſe doppelt ein Sclave des Satans „wurde, und ein ſchreckliches Ende nahm. Heiliges Schre„cken überfalle doch alle Sünder unter uns! Erzittere, o „Sünder! Jeſus wird dich zu jenen rechnen, die ihn ins „Angeſicht geſpieen, ſeinen heiligen Leib verwundet, ſein „Blut vergoſſen — für dich wird kein Troſt ſeyn — „ſelbſt auf deinem Sterbebette, wo dir um Troſt bange ſeyn „wird, dann wird dich der unwürdige Genuß verdammen — „Ach, iſt ſo ein Unglückſeliger unter uns, der entferne ſich „von dieſem für ihn ſchrecklichen Orte.“ (S. 172. 173.) Mir ſind dieſe Worte in dem Munde eines evangeliſchen Predigers ſchrecklich. Ich würde nicht im Geiſt des moſaiſchen Geſetzes über ſo einen Unbedachtſamen, Leichtſinnigen donnern und fluchen, ſondern ihn durch ſanftere, liebreichere Vorſtellungen, in dem Geiſt Chriſti, auf ſein bisher eingeſchläfertes Gewiſſen aufmerkſam zu machen ſuchen, und bitten,

in

in sich zu gehen, und künftig mit größerm Ernst zu bedenken, was zu seinem Frieden diente. Ich dächte auch gewiß, daß der Lehrer damit mehr Eingang in das verkehrte Gemüth finden würde, als mit jenen verdammenden Vorstellungen. Weiß der Prediger mit dem, was er einem solchen Menschen zu seiner Erweckung sagt, es ihm nicht so nahe zu legen, daß er von selbst unruhig wird, und sich selbst anklagt, so wird der Zuruf: Erzittere Sünder! es nicht ausmachen. Ich fürchte immer, er zittert dann am wenigsten, und denkt oder spricht höchstens beym Weggehen aus der Kirche: Heut war unser Herr Pfarrer sehr im Eifer, er schalt gewaltig.

Hr. L. sagt: diese Vorbereitungsreden wären, wie in der ersten Auflage, also auch hier in den Zusätzen und Verbesserungen in dem theologischen System bearbeitet, welches auch ganz richtig ist, weil er glaube, „daß man in demselben „kürzer und wirksamer reden könne. Dies setzt voraus, „daß die gemeinen Christen das theologische System verstehen, „und das ist selten, ja fast niemals der Fall.“ Ob dergleichen Expanorthosen, wie die vorhin angeführte, auch im theologischen System geredet seyn mögen? — Bey dem allen lassen wir die Lachmannschen Vorträge gern auf ihrem Werth beruhen, und es soll uns lieb seyn, wenn Leute, die sie hören und lesen, sich daran erbauen. Nur dürfen wir doch sagen, daß Amtsreden, die man drucken läßt, und vermuthlich auch mit in der Absicht drucken läßt, daß angehende Prediger ein Beyspiel zweckmäßiger Reden daran nehmen mögen, doch wirklich um einen großen Theil musterhafter ausfallen sollten. Rec. hätte sie, wenn es seine Arbeit wäre, noch vier, fünfmal gesichtet, und was dann im Siebe geblieben wäre, allenfalls dem Publikum feil geboten.

Zum Schluß bemerken wir noch, daß jeder Schriftsteller, der sich seinem gnädigen hohen Gönner empfehlen will, vom Hrn. L. lernen kann, eine recht demüthige und unterthänige Dedication zu machen. Wir glaubten, weil wir den Namen des Gönners überschlagen hatten, der Verf. spräche mit seinem Landesherrn oder einem andern erhabenen Fürsten. Daß doch so viel deutsche Männer noch immer nicht mit Würde und Anstand höflich und verbindlich an angesehene Personen, denen sie ihre Achtung bezeugen wollen, zu schreiben wissen! Gält es mir, und wär ich der erste unter den edlen Männern, ich nähm es jedem übel, der so vor mir kröche.

Der

Der Faden im Labyrinthe der Religionen. Braunſchweig, 1791. in der Schulbuchhandlung, 10 Bogen in 8.

Der Verf. nennet, laut der Vorrede, ſein Buch den Faden im Labyrinthe der Religionen, weil er glaubt, daß ſeine Vorſtellungsart von der Religion auf einmal aus dem Gewirre herausführt, welches man in den Religionen findet, worin man Dogmatik und Moral, Allgemeines und Individuelles mit einander verbunden hat. Nach einer Anrede an Gott und an die Menſchen theilt er ſeine Abhandlung in ſieben Kapitel. 1) Zuerſt dringt er auf die nothwendige Unterſcheidung der öffentlichen und Privatreligion. Beyde Ausdrücke nimmt er in einem bisher nicht gewöhnlichen, und auch wirklich theils zu ausgedehnten, theils zu engen Verſtande. Oeffentliche Religion iſt ihm das gemeinſchaftliche freywillige Theilnehmen aller Menſchen an einerley Lehren und Handlungen; deren Beglaubigung und Ausübung jeder Menſch der allgemeinen Glückſeligkeit wegen für Pflicht hält. Sobald mehrere Menſchen ſich über gewiſſe Religionslehren freywillig dahin vereinigen, daß dieſelben von ihren Lehrern in ihren Andachtsverſammlungen vorgetragen werden ſollen: ſo macht die Summe dieſer Lehren in Abſicht dieſer Menſchen ihre öffentliche Religion aus. Der Verf. will hingegen nur ſolche Lehren und Handlungen zur öffentlichen Religion, (worunter er Religion für alle Menſchen, die öffentlich gelehrt und befördert werden ſoll, verſteht,) gerechnet wiſſen, welche von jedem vernünftigen Menſchen ganz freywillig und ohne Widerſpruch geglaubt und ausgeübt werden können, worin folglich alle Menſchen übereinſtimmen können. Hingegen iſt ihm Privatreligion der beſondre Glaube eines Menſchen an ſolche Vorſtellungen, Meinungen und Handlungen, deren Beglaubigung und Ausübung er wegen ſeiner individuellen Glückſeligkeit, in ſofern dieſelbe ein eignes, von der gemeinſchaftlichen Glückſeligkeit unterſchiedenes Ding ausmacht, für nöthig hält. Sonſt nennt man aber ja die einem einzelnen Menſchen eigene Erkenntniß von Gott, und die bey demſelben daraus entſpringenden Geſinnungen und Handlungen, ſeine Privatreligion. Zur weſentlichen Vollkommenheit der öffentlichen Religion rechnet der Verf.

die möglichſte Allgemeinheit derſelben. Dies könnte man zugeben, in ſofern dieſelbe, wenn ſie durch freywillige, auf vernünftige Einſicht gegründete Uebereinſtimmung bewirkt wird, wirklich einen deſto höhern Grad innrer Vernunftmäſſigkeit und Vortreflichkeit vorausſetzt. Aber wie ſelten entſtand die Ausbreitung öffentlicher Religionen freywillig durch vernünftige Einſicht in die Vortreflichkeit derſelben. Auf die bisher exiſtirenden öffentlichen Religionen reimt der Charakter nicht. Der Zweck der öffentlichen Religion ſoll die allgemeine Glückſeligkeit ſeyn. Hier nicht zu erwähnen, daß ordentlich die Beſtimmung hinzukommen müßte, in ſofern dieſelbe durch gemeinſchaftliche Verehrung Gottes am beſten befördert werden kann; (denn wir werden ſehen, daß der Verf. den Begriff der Religion ganz anders als gewöhnlich zu geſchehen pflegte, beſtimmt; aber doch ſelbſt nach ſeiner Vorſtellung davon gehört Gehorſam gegen Gott zur Religion:) ſo iſt dadurch ſchon der Begriff von Religion verändert; denn Religion als Religion muß Erkenntniß, Verehrung und Nachahmung Gottes zum Zweck haben. Die weſentliche Vollkommenheit der Privatreligion ſoll in dem Beſondern und Abweichenden beſtehen, woraus erhelle, daß der Menſch ſelber gedacht und nicht nachgebetet habe. Alſo könnte des albernſten Schwärmers Privatreligion den Namen der vollkommenſten Privatreligion verdienen? Der Privatreligion Zweck ſoll die individuelle Glückſeligkeit des Menſchen ſeyn, ſofern dieſelbe nicht in der allgemeinen ſchon enthalten iſt. Jene ſoll befriedigt werden durch Befriedigung ſeiner Forſchbegierde nach idealiſchen Gegenſtänden, durch idealiſche Tröſtungen und beſondre Motive zum Guten, wenn ihm die allgemeinen noch nicht hinreichend ſind. Der Gegenſtand der öffentlichen Religion ſollen alle die Rechte und Pflichten ſeyn, welche die Menſchen gegenſeitig haben und von einander ohne Widerſpruch fordern können, weil ſie auf Natur, Bedürfniß und Erfahrung gegründet, und für die menſchliche Glückſeligkeit nothwendig ſind. Der Gegenſtand der Privatreligion hingegen, die der Verf. auch die dogmatiſche nennet, ſollen 1) alle Gegenſtände überſinnlicher Unterſuchungen ſeyn, z. E. Daſeyn Gottes und ſeine Eigenſchaften, ferner Schöpfung, Vorſehung, Unſterblichkeit unſers Geiſtes, und die Art der Verehrung des göttlichen Weſens durch Gebräuche und Cerimonien; ferner ſollen dahin 2) alle idealiſche Gründe des Troſtes und der Beruhigung gehören, z. E. Vertrauen auf

Gott,

Gott, Glaube an einen Sündenbüßer und Fürſprecher bey Gott, Glaube an Unſterblichkeit und künftige Belohnungen; 3) alle beſondre Motive zum Guten, als Glaube an unmittelbare, poſitive und ewige Strafen Gottes. Weil über alle dieſe hier genannten Gegenſtände ihrer Natur nach keine Uebereinſtimmung unter allen Menſchen möglich ſey: ſo seyn ſie ſämmtlich in das Gebiet der Privatreligion zu verweiſen, und nicht mehr zu öffentlichen zu rechnen.

Der zweyte Abſchnitt handelt von den Rechten und Einſchränkungen der Privatreligion. 1) Vom Rechte der Nichtverantwortlichkeit wegen ſeiner Privatmeinungen, und 2) der öffentlichen Mittheilung ſeines Privatglaubens, ſo weit die gemeinſchaftliche Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts nicht darunter leidet. Geſetzt aber auch, daß ein Mann durch Mittheilung ſeines Privatglaubens viele überzeugte und ihm beyzuſtimmen bewöge: ſo ſollen dieſe darin Uebereinſtimmenden doch nie die Erlaubniß haben, dieſe ihre Privatreligion öffentlich auszuüben; weil doch nicht alle Menſchen darin einſtimmen könnten; und daraus alſo der Sectenunfug entſtehen würde; der von jeher ſo viel Unheil geſtiftet hat.

Im dritten Abſchnitte werden die Gegenſtände der öffentlichen oder moraliſchen Religion feſtgeſetzt. Dieſe ſind die Grundſätze, die den Menſchen ſich ſo verhalten lehren, daß die gemeinſchaftliche Glückſeligkeit Aller auf die möglichſt beſte Art befördert wird. Der Verf. handelt deswegen von den Bedürfniſſen, Rechten und Verhältniſſen der Menſchen und von den daraus entſpringenden moraliſchen Grundſätzen, die in verneinende oder einſchränkende und bejahende eingetheilt werden.

Der vierte Abſchnitt handelt von der Allgemeingültigkeit moraliſcher Grundſätze. Dieſe wird bewieſen aus der gemeinſamen Glückſeligkeit, worauf dieſelben ſich gründen, und ohne welche auch die Glückſeligkeit des Einzelnen nicht beſtehen kann. Da es nun jedem Menſchen um ſeine Glückſeligkeit zu thun ſey: ſo laſſe ſich begreifen, daß ein jeder dieſe Grundſätze freywillig annehmen werde.

Der fünfte Abſchnitt hebt die Einwürfe und Beſchuldigungen gegen die moraliſche Religion, nämlich: ob ſie, überhaupt genommen, Religion, und gerade die öffentliche ſeyn könne? Ob ſie Chriſtenthum genannt werden könne? Der

Verf. schließt so: Verehrung Gottes beweiset ein Mensch durch äussere Zeichen der Ehrerbietung, ferner durch Glauben und Vertrauen, und endlich vornämlich durch Gehorsam. Nun kann Gott nur das wollen, was die allgemeine Glückseligkeit befördert. Also heißt das offenbar Gottes Willen thun, und Gott gehorsam seyn, wenn man immer so denkt und handelt, wie es der gemeinsamen Glückseligkeit am zuträglichsten ist. Da nun Gehorsam gegen Gott offenbar in der Verehrung Gottes das Wesentlichste und Vornehmste ist: so kann man auch das Bestreben, um der allgemeinen Glückseligkeit willen nach moralischen Grundsätzen zu handeln, Religion oder Gottesverehrung nennen; weil dadurch Gottes Wille geschieht. — Auch kann eine solche moralische Religion allein die öffentliche seyn, weil in ihr alle Menschen ohne allen Zwang freywillig sich vereinigen können. Sie kann christliche Religion heißen, denn Liebe zu Gott und dem Nächsten machte Christus zu der Hauptsache in seiner Religion. Er lehrte, daß die Liebe gegen Gott von uns durch Liebe gegen die Brüder, gegen unsere Nebenmenschen, bewiesen werden könne, und daß das Gesetz der Reciprocität und Selbstliebe uns zu einer recht thätigen und eifrigen Beförderung der Freude und Glückseligkeit andrer auffordern sollte. Ja, der Verf. will, die Religion, welche Jesus habe stiften wollen, sey noch nicht gestiftet, seine Schüler und Zeitgenossen und eben so alle Folgende hätten die hohe Weisheit in dem Plane und der Absicht Jesu nicht gefaßt. (Dies ist sehr wahr, in mehr als einer Rücksicht. Der Verf. aber versteht so, daß Jesus nur das zur öffentlichen Religion habe gerechnet wissen wollen, was er dazu rechnet.) Er beruft sich auf die Stellen Joh. 4, 24. 10, 16. u. dgl., und er frägt: wo bisher die öffentliche Religion sey, die Gott, im Gegensatze gegen alle äußere Ceremonien, im Geist und in der Wahrheit verehren lehre? Von der größern Zahl der Christen könne das nicht gelten. Wo das erfüllt sey, daß eine Heerde und ein Hirte werden solle u. s. w.

Im siebenten Abschnitte wird von der Art und Weise, die moralische Religion als eine öffentliche einzuführen, und im achten von der äußerlichen Form der moralischen Religion gehandelt. Nachdem der Verf. gezeigt hat, daß keine Verpflichtung zur gemeinschaftlichen Verehrung Gottes erweislich, und dagegen Privatgottesverehrung viel vernünftiger sey, weil die Menschen sich über Gottesverehrung doch nie vereinbaren

würden,

würden, und endlich, daß Tugend, Trost und Ruhe nicht bey der Einführung einer öffentlichen moralischen Religion litten; so schlägt er drey Mittel, Autorität, Beyspiel und rechtmäßigen Zwang, zu diesem Zwecke vor. Dies müsse so, wie jede wichtige Veränderung, durch eine Revolution bewirkt werden. Von der allgemeinen Aufklärung sey das nicht zu erwarten, wenn dergleichen auch möglich seyn sollte. Man solle die Kirchen als Versammlungsörter beybehalten; aber alles solle wegfallen, was auf bisherige dogmatische Ideen Bezug habe. Die Bibel dürfe durchaus nicht Religionsbuch seyn. Es müsse ein Gesetzbuch geschrieben und in alle Hände gebracht werden. Ueber eine oder die andere Stelle aus einem solchen Gesetzbuche müsse der Lehrer einen Vortrag halten, auf den durch rührende Musik und schöne moralische Gesange vorbereitet, und nach welchem eben so beschlossen würde. Im Sommer müßte man auch Zusammenkünfte in der freyen Natur, in einer der schönsten und noch mehr verschönerten Gegenden haben. Man müsse drey Feste, das Fest der Versöhnungen, der Wohlthätigkeit und der Belohnungen feyern; denn man müsse so viel Sinnliches als nöthig beybehalten. Zuletzt wird eine Probe von der Idee von Gesetzgebung durch Erörterung des ersten Gesetzes: Du sollst nicht tödten, seines Begriffes und der darauf gesetzten Strafen gemacht.

Keiner wird wohl daran zweifeln, daß ein Unterricht über die allgemeinen Grundsätze der Sittlichkeit sehr nützlich und nothwendig sey. Vielmehr wird ja itzt immer allgemeiner darauf gedrungen, daß von den öffentlichen Lehrern in Kirchen und Schulen ein solcher Unterricht vorzüglich ertheilt, und alle Belehrungen vornämlich auf die Beförderung der Sittlichkeit angewendet werden müssen. Aber schwerlich dürfte man dem Verf. darin beystimmen, daß 1) ein solcher moralischer Unterricht, worin gar keiner Beziehung auf Gott gedacht würde, Religion genannt werden könne. Dies hat auch schon Herr Prof. Trapp auf dem ersten Bogen der Schrift angemerkt. Religion heißt doch einmal nach dem allgemeinen Sprachgebrauch nicht jede Verbindlichkeit; sondern Verehrung Gottes. Zugegeben, daß es möglich sey, die Pflichten der Menschen ohne Beziehung auf Gott hinlänglich zu erweisen; ja, daß es an sich und im Allgemeinen möglich sey, der Vernunft einleuchtende und, wenn sie ruhig geprüft, genügende Bewegungsgründe zur Erfüllung

Verf. schließt so: Verehrung Gottes beweiset ein Mensch durch äussere Zeichen der Ehrerbietung, ferner durch Glauben und Vertrauen, und endlich vornämlich durch Gehorsam. Nun kann Gott nur das wollen, was die allgemeine Glückseligkeit befördert. Also heißt das offenbar Gottes Willen thun, und Gott gehorsam seyn, wenn man immer so denkt und handelt, wie es der gemeinsamen Glückseligkeit am zuträglichsten ist. Da nun Gehorsam gegen Gott offenbar in der Verehrung Gottes das Wesentlichste und Vornehmste ist: so kann man auch das Bestreben, um der allgemeinen Glückseligkeit willen nach moralischen Grundsätzen zu handeln, Religion oder Gottesverehrung nennen; weil dadurch Gottes Wille geschieht. — Auch kann eine solche moralische Religion allein die öffentliche seyn, weil in ihr alle Menschen ohne allen Zwang freywillig sich vereinigen können. Sie kann christliche Religion heißen, denn Liebe zu Gott und dem Nächsten machte Christus zu der Hauptsache in seiner Religion. Er lehrte, daß die Liebe gegen Gott von uns durch Liebe gegen die Brüder, gegen unsere Nebenmenschen, bewiesen werden könne, und daß das Gesetz der Reciprocität und Selbstliebe uns zu einer recht thätigen und eifrigen Beförderung der Freude und Glückseligkeit andrer auffordern sollte. Ja, der Verf. will, die Religion, welche Jesus habe stiften wollen, sey noch nicht gestiftet, seine Schüler und Zeitgenossen und eben so alle Folgende hätten die hohe Weisheit in dem Plane und der Absicht Jesu nicht gefaßt. (Dies ist sehr wahr, in mehr als einer Rücksicht. Der Verf. aber versteht so, daß Jesus nur das zur öffentlichen Religion habe gerechnet wissen wollen, was er dazu rechnet.) Er beruft sich auf die Stellen Joh. 4, 24. 10, 16. u. dgl., und er frägt: wo bisher die öffentliche Religion sey, die Gott, im Gegensatze gegen alle äußere Ceremonien, im Geist und in der Wahrheit verehren lehre? Von der größern Zahl der Christen könne das nicht gelten. Wo das erfüllt sey, daß eine Heerde und ein Hirte werden solle u. s. w.

Im siebenten Abschnitte wird von der Art und Weise, die moralische Religion als eine öffentliche einzuführen, und im achten von der äußerlichen Form der moralischen Religion gehandelt. Nachdem der Verf. gezeigt hat, daß keine Verpflichtung zur gemeinschaftlichen Verehrung Gottes erweislich, und dagegen Privatgottesverehrung viel vernünftiger sey, weil die Menschen sich über Gottesverehrung doch nie vereinbaren

würden

würden, und endlich, daß Tugend, Troſt und Ruhe nicht bey der Einführung einer öffentlichen moraliſchen Religion litten; ſo ſchlägt er drey Mittel, Autorität, Beyſpiel und rechtmäßigen Zwang, zu dieſem Zwecke vor. Dies müſſe ſo, wie jede wichtige Veränderung, durch eine Revolution bewirkt werden. Von der allgemeinen Aufklärung ſey das nicht zu erwarten, wenn dergleichen auch möglich ſeyn ſollte. Man ſolle die Kirchen als Verſammlungsörter beybehalten; aber alles ſolle wegfallen, was auf bisherige dogmatiſche Ideen Bezug habe. Die Bibel dürfe durchaus nicht Religionsbuch ſeyn. Es müſſe ein Geſetzbuch geſchrieben und in alle Hände gebracht werden. Ueber eine oder die andere Stelle aus einem ſolchen Geſetzbuche müſſe der Lehrer einen Vortrag halten, auf den durch rührende Muſik und ſchöne moraliſche Geſänge vorbereitet, und nach welchem eben ſo beſchloſſen würde. Im Sommer müßte man auch Zuſammenkünfte in der freyen Natur, in einer der ſchönſten und noch mehr verſchönerten Gegenden haben. Man müſſe drey Feſte, das Feſt der Verſöhnungen, der Wohlthätigkeit und der Belohnungen feyern; denn man müſſe ſo viel Sinnliches als nöthig beybehalten. Zuletzt wird eine Probe von der Idee von Geſetzgebung durch Erörterung des erſten Geſetzes: Du ſollſt nicht tödten, ſeines Begriffes und der darauf geſetzten Strafen gemacht.

Keiner wird wohl daran zweifeln, daß ein Unterricht über die allgemeinen Grundſätze der Sittlichkeit ſehr nützlich und nothwendig ſey. Vielmehr wird ja itzt immer allgemeiner darauf gedrungen, daß von den öffentlichen Lehrern in Kirchen und Schulen ein ſolcher Unterricht vorzüglich ertheilt, und alle Belehrungen vornämlich auf die Beförderung der Sittlichkeit angewendet werden müſſen. Aber ſchwerlich dürfte man dem Verf. darin beyſtimmen, daß 1) ein ſolcher moraliſcher Unterricht, worin gar keiner Beziehung auf Gott gedacht würde, Religion genannt werden könne. Dies hat auch ſchon Herr Prof. Trapp auf dem erſten Bogen der Schrift angemerkt. Religion heißt doch einmal nach dem allgemeinen Sprachgebrauch nicht jede Verbindlichkeit; ſondern Verehrung Gottes. Zugegeben, daß es möglich ſey, die Pflichten der Menſchen ohne Beziehung auf Gott hinlänglich zu erweiſen; ja, daß es an ſich und im Allgemeinen möglich ſey, der Vernunft einleuchtende und, wenn ſie ruhig geprüft, genügende Beweggungsgründe zur Erfüllung

[illegible] Pflicht, aus dem Verhältnisse derselben zur allgemeinen Glückseligkeit mit zu der unentbehrlichen Glückseligkeit eines Einzelnen gerechnet: so muß der auch zur Moral, nicht Religion zu nennen. Ist gerade die Moral gewisse und eigene Lehre mit gewisser Religion einer Beziehung Gottes: so muß sie doch erst Religion, wenn sie in Beziehung auf Gott gedacht und geübt wird. Auch [illegible] so wird, wie [illegible] gewisse der Moral nothwendig sein könnte, wenn sie als Wille Gottes und in Beziehung auf Gott gedacht, empfunden und geübt wird: und wie sie insgemein dadurch gemeinnützlicher gemacht werden könnte, wenn die Beförderung der allgemeinen und dadurch Glückseligkeit allein als Verpflichtungs- und Triebfeder zu derselben angeführt würde. Denn, wenn die Moral als Gottes Wille gelehrt wird: so muß dadurch hinlänglich behauptet werden, daß das Recht, die Pflicht und das Gute darum Recht, Pflicht und Gut sey, weil Gott es wolle. Es kann dessen nun nicht ungeachtet und geübt werden, daß das Recht, die Pflicht und das Gute wesentlich und an sich, vermöge seiner Natur und seinem Verhältniß zur Vollkommenheit vernünftiger Wesen, Recht, Pflicht und Gut sey. Es bedarf der Vorstellung von einem Dasein, der Gott gebiethet werden solle, und von positiven Belohnungen und Strafen, um welcher willen das Gute gethan und das Böse unterlassen werden solle, gar nicht. Umgekehrt wird die Sittlichkeit und Tugend desto vollkommner, je weniger sie blos auf eigenes Interesse, und je mehr sie dagegen auf die innere Vollkommenheit und Vortrefflichkeit der Handlung oder Gesinnung sieht. Ist aber nicht der Nachahmungstrieb dem Menschen so natürlich? und ist nicht eben deswegen der Gedanke an das Urbild aller Vortrefflichkeit und Vollkommenheit, wie wir uns Gott billig denken, theils der kräftigste zum Streben nach Vollkommenheit und zur Uebereinstimmung mit den Gesetzen derselben aufmunterndste Gedanke; theils ein Gedanke, der uns stets daran erinnert, daß Beförderung der möglichsten Vollkommenheit der Zweck und die Bestimmung aller Kräfte in der Welt und aller Einrichtungen sey?

Endlich geht der Verf. zu weit, wenn er die Lehren von Gott, von der Fortsetzung und Unsterblichkeit, deswegen vom öffentlichen Unterrichte ausgeschlossen wissen will; weil auch über diese Lehren nicht gerade alle Menschen übereinstimmend denken. Sollte dies erforderlich seyn, um Lehren das Vorrecht

öffent-

öffentlich gelehrt zu werden zu verſichern: ſo würden ſchwerlich ſelbſt alle moraliſche Grundſätze dies Vorrecht erlangen. Schwerlich werden ſich jemals alle Menſchen über alle moraliſche Grundſätze und deren Anwendung in einzeln gegebenen Fällen vereinigen; ſonſt müßten all Menſchen wirklich ſittlich gut zu denken anfangen. So lange das nicht geſchieht, ſo lange wird der unmoraliſche Menſch immer Ausnahmen von der Regel machen, und in einzelnen Fällen etwas als Recht vertheidigen, was an ſich unrecht iſt. Der Glaube an Gott, Fürſehung und Unſterblichkeit iſt ein ſo allgemeiner und dem Menſchen ſo natürlicher Glaube, und dabey ſo vorzüglich wirkſam und wohlthätig für Sittlichkeit und Tugend, daß auf die wenigen Ausnahmen bey der Beſtimmung deſſen, was öffentlich als Religion gelehret werden ſoll, nicht Rückſicht genommen werden kann. Nur die Speculationen über Gott, Fürſehung und Unſterblichkeit, welche theils für Sittlichkeit und Tugend unfruchtbar, theils nicht für den geraden Menſchenverſtand faßlich genug ſind. Dergleichen verweiſe man ins Gebiet der Privatreligionen, und überlaſſe ſie gern einem jeden, der ſich damit beſchäftigen mag.

Die natürlichen Freyheitsrechte erlauben auch ſchwerlich die vom Verf. vorgeſchlagene Einſchränkung, daß keine über gewiſſe Glaubensſätze übereinſtimmende Geſellſchaft das Recht haben ſollte, ihre Religion öffentlich auszuüben, oder in Abſicht des Bekenntniſſes zu ſolchen Glaubenslehren mit einander in Geſellſchaft zu treten, und ſolche Lehren öffentlich vortragen zu laſſen. Seine Beſorgniß, daß ſonſt dem verderblichen Sectenunfug nicht geſteuert werden könnte, iſt ohne Grund. Ungehinderte Aufklärung der Vernunft und freygeſtattete Unterſuchung der Wahrheit wird am ſicherſten überall, wo ſie befördert wird, den Sectengeiſt und Sectenunfug vertilgen.

Da.

Der Landprediger am Altar und Krankenbette, eine Sammlung kleiner geiſtlicher Reden auf allerley nur immer vorkommende Fälle, als ein Verſuch, vor einer Landgemeine faßlich und erbaulich zu reden, herausgegeben von Wolfgang Hieronymus

jeder Pflicht, aus dem Verhältniſſe derſelben zur allgemeinen Glückſeligkeit und zu der individuellen Glückſeligkeit jedes Einzelnen herzunehmen: ſo wäre das doch nur Moral, nicht Religion zu nennen. Iſt gleich die Moral gerade die eigentliche einzige wahre und geiſtige Religion oder Verehrung Gottes: ſo wird ſie doch erſt Religion, wenn ſie in Beziehung auf Gott gedacht und geübt wird. Auch ſieht man 2) nicht, wie es geradezu der Moral nachtheilig ſeyn könnte, wenn ſie als Wille Gottes und in Beziehung auf Gott gelehrt, empfohlen und geübt wird; und wie ſie hingegen dabey gewinnen ſollte, wenn die Beförderung der allgemeinen und individuellen Glückſeligkeit allein als Verpflichtungs- und Bewegungsgrund zu derſelben angeführt würde. Denn, wenn die Moral als Gottes Wille gelehrt wird: ſo darf deswegen keineswegen behauptet werden, daß das Recht, die Pflicht und das Gute darum Recht, Pflicht und Gut ſey, weil Gott es wolle. Es kann deſſen ungeachtet anerkannt und gelehret werden, daß das Recht, die Pflicht und das Gute weſentlich und an ſich, vermöge ſeiner Natur und ſeinem Verhältniß zur Vollkommenheit vernünftiger Weſen, Recht, Pflicht und Gut ſey. Es bedarf der Vorſtellung von einem Dienſte, der Gott geleiſtet werden ſolle, und von poſitiven Belohnungen und Strafen, um welcher willen das Gute gethan und das Böſe unterlaſſen werden ſollte, gar nicht. Unſtreitig wird die Sittlichkeit und Tugend deſto vollkommner, je weniger ſie blos auf eigenes Intereſſe, und je mehr ſie dagegen auf die innere Vollkommenheit und Vortreflichkeit der Handlung oder Geſinnung ſieht. Iſt aber nicht der Nachahmungstrieb dem Menſchen ſo natürlich? und iſt nicht eben deswegen der Gedanke an das Urbild aller Vortreflichkeit und Vollkommenheit, wie wir uns Gott billig denken, theils der kräftigſte zum Streben nach Vollkommenheit und zur Uebereinſtimmung mit den Geſetzen derſelben aufmunterndſte Gedanke; theils ein Gedanke, der uns ſtets daran erinnert, daß Beförderung der möglichſten Vollkommenheit der Zweck und die Beſtimmung aller Kräfte in der Welt und aller Einrichtungen ſey?

Endlich geht der Verf. zu weit, wenn er die Lehren von Gott, von der Fürſehung und Unſterblichkeit, deswegen vom öffentlichen Unterrichte ausgeſchloſſen wiſſen will; weil auch über dieſe Lehren nicht gerade alle Menſchen übereinſtimmend denken. Sollte dies erforderlich ſeyn, um Lehren das Vorrecht

öffent-

öffentlich gelehrt zu werden zu verſichern: ſo würden ſchwerlich ſelbſt alle moraliſche Grundſätze dies Vorrecht erlangen. Schwerlich werden ſich jemals alle Menſchen über alle moraliſche Grundſätze und deren Anwendung in einzeln gegebenen Fällen vereinigen; ſonſt müßten all Menſchen wirklich ſittlich gut zu denken anfangen. So lange das nicht geſchieht, ſo lange wird der unmoraliſche Menſch immer Ausnahmen von der Regel machen, und in einzelnen Fällen etwas als Recht vertheidigen, was an ſich unrecht iſt. Der Glaube an Gott, Fürſehung und Unſterblichkeit iſt ein ſo allgemeiner und dem Menſchen ſo natürlicher Glaube, und dabey ſo vorzüglich wirkſam und wohlthätig für Sittlichkeit und Tugend, daß auf die wenigen Ausnahmen bey der Beſtimmung deſſen, was öffentlich als Religion gelehret werden ſoll, nicht Rückſicht genommen werden kann. Nur die Speculationen über Gott, Fürſehung und Unſterblichkeit, welche theils für Sittlichkeit und Tugend unfruchtbar, theils nicht für den geraden Menſchenverſtand faßlich genug ſind. Dergleichen verweiſe man ins Gebiet der Privatreligionen, und überlaſſe ſie gern einem jeden, der ſich damit beſchäftigen mag.

Die natürlichen Freyheitsrechte erlauben auch ſchwerlich die vom Verf. vorgeſchlagene Einſchränkung, daß keine über gewiſſe Glaubensſätze übereinſtimmende Geſellſchaft das Recht haben ſollte, ihre Religion öffentlich auszuüben, oder in Abſicht des Bekenntniſſes zu ſolchen Glaubenslehren mit einander in Geſellſchaft zu treten, und ſolche Lehren öffentlich vortragen zu laſſen. Seine Beſorgniß, daß ſonſt dem verderblichen Sectenunfug nicht geſteuert werden könnte, iſt ohne Grund. Ungehinderte Aufklärung der Vernunft und freygeſtattete Unterſuchung der Wahrheit wird am ſicherſten überall, wo ſie befördert wird, den Sectengeiſt und Sectenunfug vertilgen.

Da.

Der Landprediger am Altar und Krankenbette, eine Sammlung kleiner geiſtlicher Reden auf allerley nur immer vorkommende Fälle, als ein Verſuch, vor einer Landgemeine faßlich und erbaulich zu reden, herausgegeben von Wolfgang Hieronymus

Bayerdörfer, Hochgräfl. und Freyherrlich-Egloffsteiniſchen gemeinſchaftlichen Pfarrer zu Affalterthal. Bayreuth, bey Lübecks Erben, 1791. 8. 312 Seiten.

Man muß geſtehen, daß der Verf. dieſer Reden in einem herzlichen, populären und andringenden Tone ſpricht. Er iſt zwar ein treuer Anhänger der alten Dogmatik, wobey man freylich die Faßlichkeit nur ſehr ſchwer beobachten kann, es wäre denn, daß man darunter die Bemühung verſtände, von dergleichen Dingen ſo zu ſprechen, daß ſie dem Ohr geläufig und dem Gedächtniß zum Behalten leicht werden: aber er hat doch auch nicht unterlaſſen, ſeine Vorträge erbaulich, oder durch Anwendung auf die Geſinnungen und Gewohnheiten der Menſchen nützlich zu machen. Es ſcheint in allen Reden der Ton eines Mannes zu herrſchen, dem ſein Beruf wichtig iſt, der perſönliche Amtswürde beſitzt, der mit Nachdruck Gutes ſtiften will. In beſondern Fällen hat er die Gelegenheit gut und ſchicklich genutzt, daß ſein Vortrag unſtreitig Beyfall finden und Eindruck machen mußte. Wenn man daher von ſeinen Vorarbeiten Gebrauch machen will, ſo muß man ſich in Acht nehmen, daß man es nicht wörtlich thue, ſondern ſie nur als Anleitungen zum eigenen Nachdenken und Ausarbeiten gebrauche. Indeſſen würden ſie zu dieſem Zweck noch brauchbarer geworden ſeyn, wenn in ſeinen Reden mehr Mannichfaltigkeit angetroffen würde; aber, obgleich auf einerley Fälle mehrere Reden geliefert werden, ſo iſt doch in allen, die zu Einer Art gehören, faſt immer einerley Ideengang und Art der Darſtellung. Ueberall ſind bibliſche Texte zum Grunde gelegt, aber nur ſehr ſelten ausführlich bearbeitet und abgehandelt, daß ſie folglich in den meiſten Fällen gar wohl hätten wegbleiben können, ob es gleich immer heißt: über die und die Stelle. Man findet im Buche dreyzehn Beicht- und Communionreden; ſechs Reden am Krankenbette; vier Confirmationsreden; vier Leichenreden und Parentationen; acht Eingangsreden zu Leichenvermahnungen bey den ſogenannten Leſeleichen: drey Taufreden, welche dem Rec. am wenigſten gefallen haben, weil manche dogmatiſche Vorſtellungen in der That übertrieben und mit unter viel geblümelt worden. Z. B. S. 234. „Unſere Taufe iſt nun das heilige Malzeichen an uns von unſerer Begnadigung,

gung, wie die fünf Wundenmale Chriſti zum Zeichen ſeines vor dem Vater vollgültigen Opfers ſind, damit er auf einmal und in Ewigkeit vollendet hat alle, die geheiliget werden.“ Vier Trauungsreden. Auch hier hat Rec. eine Stelle angezeichnet, die das vorige Urtheil rechtfertiget. Sie ſtehet S. 237. „Er, der Allgewaltige über uns — er — kennet keine Bande, und hat ſich ſelbſt gebunden. Liebe iſt ſein köſtlich — roſigtes Band, um ſeine Hand mit Lächeln gewunden, rollet es über alle ſeine Geſchöpfe dahin, und an demſelben reihen ſie ſich alle an.“ Zehn Krankenbeſuchsreden. zwey Meineidsverwarnungen; eine Anrede an ein Mädchen, ſo im Gerüchte der Schwangerſchaft iſt, u. ſ. w.: eine Rede bey Einweihung eines neuen Schulhauſes; eine Vermahnung, bey Trauungen vorzuleſen. Die Anzeige dieſes Buchs würde zu weitläuftig werden, wenn ſich Rec. auf manche ſonderbare Vorſtellungen des Verf. einlaſſen wollte. Nur eine will er anführen, um ſein Urtheil über den Geſchmack des Verf. an der Dogmatik zu rechtfertigen. Er behauptet nämlich S. 222: „einer der wichtigſten Beweiſe für den göttlichen Urſprung unſerer Religion liege in der Stiftung unſerer beyden hochheiligen Religionshandlungen, in unſerer Taufe und in unſerm Abendmal.“ Wer ſich Mühe geben will, ſeinen Beweis zu ſtudiren, der mag es thun. Auf eine gleiche Art, wie der Verf. den Beweis führt, könnten die Türken aus der Fortdauer ihrer Gebräuche den göttlichen Urſprung ihrer Religion darthun.

Bm.

**Kurze Predigten über die evangeliſchen Texte, ein Erbauungsbuch für Chriſten; von D. Erich Chriſtian Kleveſahl, Fürſtl. Leiningiſchen erſten Superintendenten und Conſiſtorialrath, Hof- und erſtem Stadtprediger in Dürkheim an der Haard. Erſter und zweyter Band. Dürkheim, bey Pfeiffer, 1791. 4. 498 Seiten.**

Ein Jahrgang von Predigten, zu nützlichem Gebrauch für chriſtliche Familien. Die Predigten ſind zwar kurz, jede nimmt einen Bogen ein, aber reich, erbaulich und belehrend von Inhalt. Wo es irgend angieng, iſt der Inhalt des

ganzen evangelischen Textes im Hauptsatz enthalten, und die Abhandlung meistentheils auf praktisches Christenthum gerichtet. Die sogenannten Glaubenslehren hat der Verf. auf eine gute und faßliche Art abgehandelt, und auf die Gesinnungen und das Leben der Christen angewendet. Praktische Irrthümer und Vorurtheile in Rücksicht auf christliche Lehren und Gebräuche sind gründlich und deutlich aufgedeckt, auseinandergesetzt und widerlegt worden. Obgleich der Verf. meint, daß diese Predigten wohl nicht ins große Publikum kommen möchten, so ist doch zu wünschen, daß sie recht bekannt und in vielen Häusern als Erbauungsbuch eingeführt werden möchten. Schade aber ists, daß blos für die Sonntage des Jahrs 1790 Predigten geliefert worden sind, und also in andern Jahren bey veränderter Anzahl der Sonntage nach Epiph. und Trinitatis etwas mangeln wird.

Co.

Evangelisches Handbuch für Christen, oder Worte Jesu Christi, beherzigt von Johann Caspar Lavater. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Nürnberg, in der Raw'schen Buchhandlung, 1790. 396 Seiten in 8.

Man darf sich nicht wundern, wenn die Urtheile über Lavaters Schriften einander immer gleich sind, da der Ton in den Schriften dieses vielschreibenden Mannes immer ein und ebenderselbe ist. In allen herrscht dieselbe redselige Exposition eines Ausdruckes, eines Wortes; in allen das gleiche Spiel der Phantasie mit Christus und der Bibel, welches, wenn sich ein auf gleiche Art leicht entzündbares Herz damit beschäftigt, zwar eine auflodernde Flamme der Andacht und Anbetung erregen, nicht aber das helle Licht richtiger Einsicht, noch die sanfte Wärme ächter zur That antreibender Gefühle hervorbringen kann. Rec. kann sich nicht überzeugen, daß Jesus allen den Worten, welche uns die Evangelisten von ihm aufgezeichnet haben, einen so prägnanten Sinn beylegen wollte, als L. ihnen beylegt, und wahrlich oft aus ihnen herauspreßt. Zwar wird diese Behauptung dem Verf. und seinen Verehrern und Freunden seiner Manier unchristlich vorkommen; allein, wir bitten ihn und sie, die Billigkeit in Beurtheilung

theilung der Meinungen Anderer, die auch in dieſer, ſo wie in vielen Schriften L. mit ſo vieler Wärme und Herzlichkeit angeprieſen wird, nicht außer Augen zu ſetzen, und zu bedenken, daß es ſich gar wohl mit der Ehrerbietung gegen unſern göttlichen Lehrer vertrage, mehr auf den Sinn und Zuſammenhang ſeiner Lehre und auf die menſchenfreundlichen Abſichten aller ſeiner Handlungen, als auf jedes ſeiner Worte, wohl gar auf jedes Jota derſelben mit mikrologiſcher Andächteley (wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf) zu ſehen. Wenn uns Worte eines Freundes oder Lehrers noch ſo theuer und werth ſind: ſo hüten wir uns doch wohl vor der kindiſchen Spielerey, in ihnen alles zu ſuchen, und ſie ſo lange zu preſſen und zu quetſchen, bis ſich außer der natürlichen und offen da liegenden Bedeutung auch noch ein tieferer, geheimerer, vollerer Sinn finde. Iſt nicht die Lavateriſche Art zu erklären und Erbauung zu ſuchen Logolatrie? Der Wahrheitsſinn, deſſen hohen Werth L. ſo gut kennt, müßte ihm dieſes ſchon längſt geſagt haben, wenn er nicht eben dadurch, daß man ſo lange und ſo ſcharf auf Einen Gegenſtand hinſieht, um das, was man zu ſehen wünſcht, zu erblicken, abgeſtumpft würde. — Ueber neunzig Worte Jeſu, wovon ein paar aus der Offenbarung Johannis genommen ſind, ſtellt L. bald größere bald kleinere Betrachtungen an; bisweilen ergießt ſich die Empfindung in Verſen. Manche Stücke ſind aus Predigten genommen, die er gehalten hat. Einige Stellen haben dem Rec. wohl gefallen, vorzüglich das, was S. 137 fgg. über Nathanael geſagt wird. Daß auch hier Spuren von Erwartungen einer wunderthätigen Würkung des Glaubens und Aeußerungen einer nicht eben lobenswerthen Empfindlichkeit, die ſich im Lichte der Verfolgung erblickt, vorkommen, wie z. B. S. 189 und 207, darüber wird man ſich nicht wundern. So viel, nicht für Lavatern — denn ſo eitel iſt Rec. nicht, zu glauben, auf ihn würken zu können, ob er gleich bey allem, was er redet und thut, gleich Lavatern, etwas Gutes für Andre und bey Andern zu bewürken ſucht — ſondern für die Leſer der A. d. B.! Am Ende heißt es: Ende des erſten Theils; auf dem Titel aber ſtehet nicht, daß dieſem Band noch mehrere folgen ſollen.

Rw.

## II. Katholiſche Gottesgelahrheit.

1) P. Beda Mayr's, Benedictiners zum heiligen Kreuze in Donauwerd, Vertheidigung der natürlichen, chriſtlichen und katholiſchen Religion. Nach den Bedürfniſſen unſerer Zeiten. Dritter und letzter Theil. Vertheidigung der katholiſchen Religion. Sammt einem Anhange von der Möglichkeit einer Vereinigung zwiſchen unſerer und der evangeliſchlutheriſchen Kirche. Augsburg, bey Riegers ſel. Söhnen, 1789. 8. 37 Bogen.

2) P. Beda Mayrs, Benedictiners zu Donauwerd, Antwort auf zwey ſogenannte Kritiken, über ſein Werk: Vertheidigung der Religion, welche in die ſogenannte Augsburger Kritik über gewiſſe Kritiker, Recenſenten und Broſchürenmacher, Nr. 7. und Nr. 9. 1790 ſind eingerückt worden. Augsburg, bey Riegers ſel. Söhnen, 1790. 2½ B. 8.

3) P. Beda Mayrs, Benedictiners zum h. Kreuze in Donauwerd, Apologie ſeiner Vertheidigung der katholiſchen Religion. Eine Beylage zu ſeiner Vertheidigung der natürlichen, chriſtlichen und katholiſchen Religion. Augsburg, bey Riegers ſel. Söhnen, 1790. 8. 17 Bogen.

Nr. 1. Dieſe Schrift verdient in gedoppelter Rückſicht Aufmerkſamkeit. Sie enthält einmal eine Vertheidigung der katholiſchen Religion, die wohl unter allen bisherigen Vertheidigungen ſowohl in Rückſicht auf ihre Gründlichkeit, als auch in Rückſicht auf ihre äußere Einkleidung, den erſten Platz verdient: Sodann enthält ſie aber auch einen Vorſchlag zur Wiedervereinigung der Proteſtanten mit den Katholiken, der wenigſtens von den Proteſtanten geprüft zu werden verdient.

und

und auf mancherley Weise zur Berichtigung ihrer Urtheile über die Gesinnungen der katholischen Kirche dienen kann. Wir wollen unsere Leser über diese beyden Punkte mit den Ideen des Verf. bekannt zu machen suchen, und nur hin und wieder unsere Bemerkungen, besonders da einschalten, wo es uns scheint, daß der Verf. falsche Sätze zu Grundsätzen seines Systems erhoben habe.

Da mit der Infallibilität der Catholicismus steht und fällt; so hat ein Vertheidiger der katholischen Religion im Allgemeinen weiter nichts zu thun, als den Lehrsatz von der Untrüglichkeit der Kirche, so gut als es sich thun läßt, zu beweisen. Diese Vertheidigung der katholischen Religion beschäftiget sich daher auch blos damit, die Infallibilität außer allen Zweifel zu setzen, und der Verf. sucht deswegen in sechs Abschnitten die Untrüglichkeit der heiligen Kirche zu rechtfertigen.

Der erste Abschnitt soll die Nothwendigkeit eines lebendigen unfehlbaren Glaubensrichters, und der zweyte die wirkliche Existenz desselben darthun. Im dritten und vierten Abschnitt wird die Unfehlbarkeit dieses Glaubensrichters aus Vernunftgründen und aus der Offenbarung erwiesen. Im fünften Abschnitt wird untersucht, welche Kirche die unfehlbare sey, und im sechsten Abschnitt sucht der Verf. die Grenzen der Infallibilität zu bestimmen. Wir wollen dem Verf. Schritt für Schritt folgen.

Im ersten Abschnitt sucht der Verf. die Nothwendigkeit eines lebendigen unfehlbaren Glaubensrichters zu beweisen. Er macht den Anfang mit der Erzählung der verschiedenen Glaubenssysteme der jetzigen Christen, und stellt sodann folgenden Grundsatz auf: Entweder ist es Gott gleichviel, zu welcher Parthey ich mich bekenne, oder ich muß mich an die allein halten, welche den Sinn Christi beybehält, und die einzige ächtchristliche ist. Zur Entscheidung hierüber stellt der Verf. folgende Punkte auf: Christus und die Apostel haben gelehrt, um verstanden, und zwar von allen verstanden zu werden: Auch was die Apostel und Evangelisten schriftlich hinterlassen haben, ist nur in der Absicht geschrieben, um von uns verstanden zu werden: Weil die Schriften des N. T. für die Christen aller Zeiten bestimmt sind, muß man auch jetzt noch den wahren Sinn derjel-

derſelben beſtimmen können: Gott hat vorhergeſehen, daß ſeine Worte verſchieden von verſchiedenen Menſchen werden ausgelegt werden: Es mußte ihm alſo entweder gleichgültig ſeyn oder nicht, ob die geoffenbarten Wahrheiten recht verſtanden würden: Gleichgültig konnte es ihm aber nicht ſeyn, ob ſeine Offenbarung von den Menſchen recht oder unrecht verſtanden; auch hat er vorhergeſehen, daß man ſeine Worte ſo oft mißverſtehen würde, er mußte alſo ein Mittel an die Hand geben, durch welches wir den wahren Sinn derſelben unfehlbar finden können. Solche Mittel ſind nur zweyerley möglich, entweder muß ſich der wahre Sinn der Worte, welche eine geoffenbarte Wahrheit enthalten ſollen, nach den Regeln der Auslegungskunſt ſicher finden laſſen, wie bey jedem andern Buche, oder wenn dieſes nicht iſt, ſo muß Gott ſelbſt einen unfehlbaren Ausleger und Erklärer ſeiner Worte aufgeſtellt haben, an den man ſich bey Zweifeln über den Sinn der Offenbarung zu wenden hat: der Oekonomie nach, die Gott ſonſt bey Mittheilung einer Offenbarung beobachtet hat, iſt es nicht wahrſcheinlich, daß er es einem jeden Menſchen freygeſtellt habe, durch die gewöhnlichen Regeln der Auslegungskunſt den Sinn der Offenbarung für alle Fälle zu beſtimmen. Auch nach der Beſchaffenheit der geoffenbarten Wahrheiten ſelbſt iſt es nicht wahrſcheinlich, daß Gott die Erklärung derſelben eines jeden Einſichten überlaſſen habe: die Bibel allein kann für uns keine Glaubensregel ſeyn, oder aus ihr allein läßt ſich in allen zweifelhaften Fällen nicht mit Gewißheit beſtimmen, was Jeſus gelehret hat: Es muß alſo einen lebendigen unfehlbaren Glaubensrichter geben. In einem dieſen Raiſonnement angehängten Paragraph führt der Verf. die Einwürfe dagegen an, und bemüht ſich, ſie zu widerlegen. So ſcheinbar dieſes Raiſonnement iſt; ſo beruht es doch größtentheils auf falſchen Sätzen und Erſchleichungen. Wir würden zu ſehr ausſchweifen, wenn wir dem Verf. Schritt für Schritt folgen wollten, und bemerken deswegen nur Einiges. Es iſt wahr, daß, wenn Gott dem Menſchen etwas offenbaret, er auch von ihnen verſtanden ſeyn will; wie man aber daraus mit Recht ſollte folgern können, daß er ihnen deswegen auch einen untrüglichen Erklärer ſeiner Worte geben müſſe, ſehen wir nicht ein. Iſt es denn nicht genug, wenn er ihnen die nöthigen Talente und Hülfsmittel giebt, den wahren Sinn ſeiner Offenbarung zu erforſchen? Und wozu einen untrüglichen Ausleger? Dieſem infallibien Exegeten muß

muß ich entweder blindlings glauben — das mag derjenige thun, der wähnt, Gott durch einen blinden Glauben zu verherrlichen — oder ich muß die mir gegebene Auslegung erst prüfen, und wenn ich sie der Wahrheit gemäß finde, so glaube ich sie, aber nicht um des infallibln Auslegers willen, sondern um der Wahrheitsgründe willen, die ich entweder wirklich habe, oder zu haben glaube. Gott will, daß seine Gesetze von den Menschen beobachtet werden; aber er hat ihnen deswegen keinen infallibln Aufseher gegeben, der sie von der Uebertretung seiner Gesetze in jedem vorkommenden Fall zurückhalten könnte. Gott hat sich den Israeliten im A. T. gegeben, ohne ihnen einen infallibln Ausleger seiner Offenbarungen zu geben. Zudem verträgt sich diese Infallibilität gar nicht mit der Einrichtung des menschlichen Verstandes und mit seinen natürlichen Gesetzen. Der Verstand kann nur durch Wahrheitsgründe geleitet und überzeugt werden; die Infallibilität aber gebietet dem Verstand, der sich doch seiner Natur nach nicht befehlen lassen kann. Ein infallibler Glaubensrichter ist also so wenig nothwendig, daß vielmehr theils schon der Begriff eines solchen unfehlbaren Richters einen Widerspruch in sich faßt, und der natürlichen Einrichtung des menschlichen Verstandes geradezu Hohn spricht; theils aber wäre eine solche Infallibilität wirklich ganz zwecklos; indem durch sie weder Glauben noch Ueberzeugung gewirkt werden kann. Auch die Oekonomie Gottes, so weit wir Menschen darüber urtheilen können, führt uns nirgends auf die Infallibilität. Gott hat sich zwar den Menschen von jeher auf mannichfaltige Weise geoffenbaret, und offenbart sich ihnen noch; aber infallible Erklärer seiner Offenbarungen giebt er ihnen nicht, sondern er leitet sie im Ganzen und im Einzelnen durch natürliche Mittel auf so mannichfaltige Weise, daß sie ihrer Bestimmung von Stufe zu Stufe entgegenrücken, oder er führt sie auf mancherley Wegen zur stufenweisen Ausbildung ihres Verstandes und Herzens, oder wenn wir es mit den Worten der Bibel ausdrücken sollen, er giebt ihnen Zeit und Raum zur Buße. Auch liegt bey dem ganzen Raisonnement des Verf. der elende Begriff zum Grunde, als ob Gott die Seeligkeit der Menschen an das bloße Glauben auf Autorität gebunden habe. Alle diese Sätze weiter auszuführen, erlaubt uns hier der Raum nicht.

Im zweyten Abschnitt sucht der Verf. die wirkliche Existenz eines lebendigen infallibln Glaubensrichters darzu-

darzuthun. Dabey gebraucht er folgende Sätze: Da die Bibel allein keine Glaubensregel seyn kann, so muß Gott den Menschen ein sicheres Mittel an die Hand gegeben haben, wodurch sie erkennen können, was sie zu glauben und zu thun haben, um selig zu werden. (Zugleich bemerkt der Verf., daß durch ein solches Mittel, wenn es existirt, die gerühmte Gewissensfreyheit der Protestanten gänzlich aufgehoben werde.) Die Schrift auslegen, heißt: mit den Worten derselben eben die Begriffe verbinden, eben den Sinn, welchen die Verfasser der Schrift damit verbunden haben: diejenigen sind also die besten Schriftausleger, welchen die Begriffe und der Sinn der Verfasser bekannt sind: die Begriffe und der Sinn der bibliſchen Verfasser sind demjenigen am besten bekannt, welche die Erklärung darüber von diesen Verfassern selbst gehört haben: die Erklärung über das ganze Evangelium von den bibliſchen Verfassern selbst haben gehört die ersten Christen, und vorzüglich die von ihnen überall aufgestellten Lehrer. Also legen auch jene die Schrift am zuverläßigsten aus, welche die Auslegung derjenigen annehmen, die selbige von den Aposteln selbst gehört haben; woraus denn folgt, daß die Tradition die zuverläßigste Erklärerin der Schrift sey. Tradition, oder Uebergabe ist das einstimmige Zeugniß der ganzen Kirche von der göttlichen Offenbarung einer Lehre: die Fortpflanzung der christlichen Lehre durch mündliche Ueberlieferung enthält weder einen innern noch äußern Widerspruch: Hat Gott wirklich durch mündliche Ueberlieferung die christliche Lehre fortpflanzen wollen, so ist es auch gewiß, daß er solche Anstalten getroffen, durch welche selbige immer rein erhalten wurde: Es war auch sehr schicklich, daß Gott den Weg der Tradition zur Fortpflanzung der reinen Lehre wählte. Wir haben wirklich so ein einstimmiges Zeugniß der ganzen Kirche über das, was Christus und seine Apostel gelehrt haben, oder eine mündliche Ueberlieferung. — Da wir unsere obigen Erinnerungen nicht wiederholen wollen; so bemerken wir blos, daß der Verf. in diesem zweyten Abschnitt unter der Unfehlbarkeit eines lebendigen Glaubensrichters nichts anders, als die Tradition verstehe. Wir läugnen zwar gar nicht, daß es eine Tradition gebe, und daß die Tradition auch eines von den Hülfsmitteln zur Erklärung der heiligen Schrift sey; aber das läugnen wir, daß die Tradition das einzige und beste Hülfsmittel zur Erklärung der heiligen Schrift sey, und daß uns ihre Autorität ein Stillschweigen imponire, wenn auch

Ge-

Geſchichte, Contexr, Sprachkunde und geſunde Vernunft eine andere Erklärung fordern. Und endlich wird jeder, der mit der Kirchengeſchichte bekannt iſt, mit uns läugnen, daß es eine vollſtändige Tradition über die Erklärung des Evangeliums gebe. Wenn es aber auch eine ſolche Tradition irgendwo gäbe, ſo könnte ſie doch unſern Verſtand niemals binden, und wir würden ihre Erklärung nur alsdann annehmen, wenn uns alle übrige Umſtände überzeugten, daß ſie der Wahrheit am nächſten komme.

Im dritten Abſchnitt beweiſt nun der Verf. die **Unfehlbarkeit eines lebendigen Glaubensrichters** (das iſt hier die Tradition) **aus Vernunftgründen.** Dabey gebraucht er folgende Sätze: Es iſt hiſtoriſch und im höchſten Grade moraliſch gewiß, daß die Tradition weder aus Unwiſſenheit, noch aus Bosheit, noch ſonſt aus einer zufälligen Urſache verfälſcht worden ſey. Sie iſt auch vom Anfang der Kirche jederzeit als eine Glaubensregel angeſehen worden. (Hier ſucht der Verf. auch zugleich die Einwürfe, die man gegen dieſen Satz machen kann, aus dem Wege zu räumen, und beſonders eine Stelle aus des C. R. **Rambachs Noten zu Sarpi's Geſchichte des Tridentiniſchen Conciliums** zu widerlegen, worin dieſer die Gründe angiebt, warum im Tridentinum den Traditionen ein gleiches Anſehen mit der Bibel eingeräumt worden ſey.) Eine Erklärung der Schrift nach der Tradition iſt alſo eine Erklärung nach dem nämlichen Sinne, den die Verfaſſer damit verbunden haben, und folglich richtig, oder ſie fehlet nicht; und eine Erklärung ohne Fehler iſt eine unfehlbare Erklärung, und die Schrift wird alſo aus der Tradition unfehlbar erklärt. Damit glaubt der Verf. zugleich die Unfehlbarkeit bewieſen zu haben; Denn er ſetzt S. 139 hinzu: „dies iſt alſo ein Beweis von „der Unfehlbarkeit der Kirche, unter welchem Worte ich „nur die Menge der Zeugen aller Zeiten und aller Orte verſtehe, aus blos natürlichen Gründen, oder aus der Vernunft. „Er ſetzt nichts voraus, als daß Chriſtus und ſeine Apoſtel „die Lehren des Chriſtenthums vorgetragen, und darum vorgetragen haben, damit ſie verſtanden würden, und daß ſie „ſtatt ihrer wieder andere Lehrer, und dieſe wieder andere „aufgeſtellt haben zu der nämlichen Abſicht, welches die heilige Schrift, blos als hiſtoriſche Zeugin betrachtet, und die „Geſchichte ausſagt. Man kann mir alſo den Vorwurf nicht

„machen, daß ich einen Cirkel im Beweisen mache, und die „Unfehlbarkeit der Kirche aus der Schrift, den Sinn der „Schrift aber aus der Unfehlbarkeit der Kirche beweise. Dies „nenne ich die natürliche Unfehlbarkeit der Kirche, oder „wenn man lieber will, einen Beweis der Unfehlbarkeit „der Kirche aus der Vernunft.“ Man sieht, daß dem Verf. hier Kirche und Tradition Eins ist, und daß Unfehlbarkeit hier so viel ist, als moralische Gewißheit. Eine solche natürliche Unfehlbarkeit der Kirche können wir dem Verf. wohl zugeben, so lange nur von dem Christenthum überhaupt die Rede ist: das heißt, das Zeugniß der Kirche, oder die Tradition ist uns ein hinlänglicher Bürge, daß es eine solche Religion überhaupt gebe, und auch ehmals gegeben habe, die man Christenthum nennt. Wenn aber von einzelnen Lehren die Rede ist, welche diese Religion enthalten soll: so hört auch selbst diese natürliche Unfehlbarkeit auf, aus dem guten Grunde, weil es an einer vollständigen Tradition dafür mangelt. Nicht zu gedenken, daß diese natürliche Unfehlbarkeit auch keine andere Wirkungen hat, als jeder andere richtig geführte historische Beweis über diese oder jene Thatsache. Am Ende dieses Abschnittes führt der Verf. noch die Kennzeichen einer göttlichen Offenbarung an. Ein sicheres Kennzeichen der göttlichen Offenbarung ist nach dem Verf., daß eine Lehre allezeit, überall und von Allen für eine geoffenbarte ist ausgegeben worden; dabey aber will er diese Kennzeichen so beschränkt wissen, wie man sie gemeiniglich bey dem Beweise von dem Daseyn einer Offenbarung einschränkt. Auch hier lehrt die Kirchengeschichte, daß ein solcher Beweis über verschiedene einzelne Lehren, die man zum Christenthum rechnet, niemals gestört werden kann.

Der vierte Abschnitt soll die Unfehlbarkeit eines lebendigen Glaubensrichters aus der Offenbarung darthun. Auch aus der Offenbarung, sagt der Verf., läßt sich die Unfehlbarkeit der von Christo gestifteten Kirche beweisen. Ehe der Verf. zum Beweis selbst schreitet, sucht er vorher den Begriff der Unfehlbarkeit näher zu bestimmen. Er betrachtet die Unfehlbarkeit in zweyerley Rücksichten, in Ansehung aller Glaubigen überhaupt, und in Ansehung der Lehrer der Kirche oder der Bischöffe. In Ansehung aller Glaubigen soll die Unfehlbarkeit darin bestehen, daß sie allezeit jene Lehren beybehalten, welche von Christo und seinen Aposteln vor-

vorgetragen worden sind. In Ansehung der Lehrer aber soll sie darin bestehen, daß sie ein besonderes Privilegium von Gott erhalten haben, oder daß ihnen Christus einen besondern Beystand des heiligen Geistes versprochen habe, kraft dessen sie alle zusammen, ohne Gefahr zu irren, allezeit das lehren können, und lehren, was Christus und seine Apostel gelehrt haben, und nichts lehren können, was diesem entgegengesetzt ist. Oder kürzer, die ganze Kirche könne niemal irrig glauben, und ihre Lehrer könne niemal irrig lehren. Der Beweis selbst für diese Unfehlbarkeit ist: der Weg der Autorität ist der einzige, den Gott bey den verschiedenen Epochen der Offenbarung gewählt hat, die Menschen zu unterrichten, der einzige, der für alle Menschen der schicklichste ist: die Sendung Jesu und seiner Apostel ist durch Wunder und durch den glücklichen Erfolg ihrer Predigt erwiesen worden: die Apostel heißen Gesandte Jesu Christi, und sie haben wieder andere Gesandte aufgestellt, welche ihr Lehramt fortsetzen sollten. Von diesem Zeitpunkt an wurden die Lehrer allezeit von andern schon genugsam beglaubigten Lehrern aufgestellt, und von den Gemeinden als solche aufgenommen, die durch eine rechtmäßige Sendung ihre Gewalt von den Aposteln her haben. Das Zeugniß der Lehrer für eine Lehre ist also nicht mehr ein blos menschliches, sondern ein göttliches Zeugniß, göttlich in seinem Ursprung, denn Christus und seine Apostel waren göttliche Gesandten; göttlich in seiner Fortsetzung, denn die Nachfolger der Apostel sind göttliche Gesandten wie sie; oder die Lehrer der Kirche sind von Gott selbst aufgestellte Zeugen der Offenbarung, und ihr Zeugniß ist eben darum unfehlbar. Noch auf eine andere Art glaubt der Verf. die Unfehlbarkeit der Kirche durch folgenden Satz zu beweisen. Die Beschaffenheit der Sache selbst verlangte, daß Jesus seine Kirche unfehlbar machte, und der Erfolg hat gezeigt, daß er es wirklich gethan habe. Noch auf eine andere Art sucht der Verf. die Unfehlbarkeit der Kirche zu beweisen. Gott hat in seiner Kirche allezeit zwo Eigenschaften erhalten, auf welche alle andere Gemeinden, die von ihr ausgiengen, selbst niemals einen Anspruch machten, sie aber einen desto stärkern; diese Eigenschaften sind die Catholicität, oder Allgemeinheit der Lehre, und die göttliche Sendung der Lehrer. Endlich führt der Verf. noch die besondern Stellen aus der h. Schrift Matth. 28, 19. 20. und Matth. 16, 18. 1 Timoth. 3, 15.

für die Unfehlbarkeit an; und ſucht mit Stellen aus Kirchenvätern zu beweiſen, daß vermöge der Tradition dieſe Stellen wirklich von der Unfehlbarkeit der Kirche handeln. Im zweyten Paragraph dieſes Abſchnitts ſucht er die Einwürfe zu beantworten, die gegen dieſe Beweiſe der Unfehlbarkeit gemacht werden. Da die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche die Grundlehre des Catholicismus iſt, ſo bringt der Verf. in dieſem Abſchnitt noch andere, oder vielmehr anders geordnete Beweiſe dafür vor. Es ſind folgende: Chriſtus iſt auf die Welt gekommen, um uns den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Selig können wir nicht werden, wenn wir nicht in die von ihm vorgeſchriebene Heilsordnung eintreten, und das thun, was er von uns verlangt. Dies können wir aber nicht thun, wenn wir nicht gewiß wiſſen, was er verlangt. Gott hat alſo, da er für uns eine gewiſſe Heilsordnung beſtimmt, auch dafür ſorgen müſſen, daß die wahre Erkenntniß dieſer Heilsordnung ſich allezeit erhalte, und allezeit möglich bleibe. Dies kann aber nur geſchehen, wenn die Kirche unfehlbar iſt. Ferner: da Chriſtus und ſeine Apoſtel den Weg des Heils bekannt machen, iſt es ihnen vollkommen frey geſtanden, ob ſie Alles, was ſie geprediget, und was zu unſerm Heil weſentlich iſt, ſchriftlich aufzeichnen, oder auch durch eine mündliche Ueberlieferung auf die Nachwelt fortpflanzen wollten. Das Letztere war der Plan Gottes; folglich mußte er die Kirche unfehlbar machen, damit ſeine Lehre rein fortgepflanzt würde. Noch einen Beweis, der zwar nicht eigentlich darthut, daß die Kirche nicht irren könne, ſondern nur, daß ſie ſich nie geirrt habe, baut der Verf. auf die zwey folgenden Sätze: Es iſt nicht glaubwürdig, daß die Kirche jemals geirrt habe, und es iſt ſogar unmöglich, daß die chriſtliche Lehre jemals verderbt worden ſey. Endlich beſchließt der Verf. dieſe Betrachtungen damit, daß er über die traurigen Folgen jammert, die aus der Beſtreitung der Unfehlbarkeit der Kirche entſprungen ſeyn ſollen. Den beſſern Troſt, ſagt der Verf., hat man dem gemeinen Mann genommen, nämlich den Troſt: er irre nicht, wenn er der Leitung der Kirche folge; und den ſchalen Troſt hat man ihm dafür gegeben: Er ſolle nur ſelbſt in der Bibel forſchen, und das gleichwohl für wahr und ſicher halten, was er darin zu finden glaubt.

Im fünften Abſchnitt unterſucht der Verf., welche Kirche die unfehlbare ſey. Daß dies die katholiſche Kirche

ſey,

sey, beweist der Verf. auf folgende Art: Die Kirche ist eine Gesellschaft von Menschen, welche nach der von Christo vorgeschriebenen Weise Gott zu verehren trachten; die von Christo und den Aposteln gestiftete erste Kirche hat sich in Glaubens- und Sittenlehren nicht geirrt; war die erste Kirche unfehlbar, so nahm sie eben darum alle Glaubens- und Sittenlehren an; und folglich irrten alle, die selbige eines Irrthums beschuldigten. Jene Kirche ist also die wahre, von welcher sich entweder einzelne Menschen oder Gesellschaften trennten, oder die diese Menschen und Gesellschaften selbst von ihrer Gemeinschaft ausschloß, weil sie ihr Irrthümer Schuld gab. Von der ersten unfehlbaren und unfehlbar bleibenden Kirche sind wirklich die Irrlehrer aller Zeiten getrennt worden, oder sie haben sich selbst getrennt. Unter der Zahl jener Partikularkirchen, von welchen sich andere getrennt, oder die andern neuern Secten ihre Gemeinschaft untersagt haben, war auch allezeit die römische Partikularkirche, oder die römische Partikularkirche war allezeit ein Theil der wahren Kirche: diejenige Kirche ist also die wahre Kirche Christi, welche mit der römischen Partikularkirche allezeit vereiniget war. Auch führt der Verf. die gewöhnlichen Kennzeichen der wahren Kirche an: Sie muß einig, heilig, katholisch und apostolisch seyn, und dies findet sich nur bey der römischen Kirche. Der Verf. sucht diesen Beweis auch für die Einfältigen und Unstudirten klar zu machen, um zu zeigen, daß die Protestanten sehr unbillig den Glauben der einfältigen Katholiken einen Köhlerglauben nennen. Auch der Einfältige und Unstudirte, sagt der Verf., kann vernünftig glauben, daß Jesus und seine Apostel die Stifter der christlichen Religion sind. Er kann vernünftig glauben, daß das, was Jesus und seine Apostel gelehret haben, von Gott geoffenbart worden sey. Er kann vernünftig glauben, daß Jesus und seine Apostel jene Lehre vorgetragen haben, welche die Kirche für ihre Lehre ausgiebt. Folglich giebt es bey den Protestanten ungleich mehr Köhlerglauben, als bey den Katholiken. Der Katholik, sagt der Verf., hat für seinen Glauben weder ein biblisches Zeugniß nöthig, auch selbst der Untersuchungen über die Unfehlbarkeit der Kirche und über die Tradition kann er überhoben seyn. Sein Glaube gründet sich auf folgende drey Sätze: das lehret man jetzt allgemein; also hat man es allezeit gelehret; also haben es die Apostel gelehret. Diese drey Sätze mögen freylich für

den keine Schwierigkeit haben, der nicht zweifeln darf, sondern glauben muß. Hingegen ist nach dem Verf. der Glaube der Protestanten an die Göttlichkeit der Bibel, Köhlerglauben, und eben so ist auch der Glaube der Protestanten über den Inhalt der Bibel wieder nichts anders als Köhlerglauben. Das Glaubensbekenntniß eines katholischen Christen über jeden einzelnen Glaubensartikel faßt der Verf. in folgende Punkte zusammen: 1) Ich glaube, daß dieser Artikel geoffenbart sey, weil ihn die katholische Kirche lehrt. 2) Ich glaube, daß der Unterricht, den mir die Kirche über diesen Artikel giebt, unfehlbar sey, weil die Lehrer der Kirche von Gott gesandt sind, und dieses die allgemeine Lehre der Kirche ist. 3) Ich glaube, daß die Lehrer von Gott gesandt sind, oder ihre Sendung von Gott herkomme, weil sie kraft ihrer Succession und Weihe die nämliche mit der Sendung der Apostel ist, welche gewiß göttlich war. 4) Ich glaube, daß die Sendung der Apostel göttlich war, weil sie selbige durch Wunder bewiesen haben, und alle Gründe, welche man für die Göttlichkeit der christlichen Religion anführt, auch auf sie angewendet werden können. 5) Ich glaube, daß die heilige Schrift das Wort Gottes ist, weil es die katholische Kirche so glaubt und lehret.

Im sechsten Abschnitt sucht der Verf. die Grenzen der Unfehlbarkeit zu bestimmen. Dieser Abschnitt zielt eigentlich auf die Wiedervereinigung der Protestanten mit den Katholiken. Der Verf. sagt, „man hätte niemals über die Unfehlbarkeit, sondern höchstens nur über ihre Grenzen streiten „sollen. Wenn doch noch ein Weg zur Vereinigung zwischen „uns und den Protestanten möglich ist, so besteht er nicht „darin, daß man die Lehre von der Unfehlbarkeit aufgebe. „Dazu werden wir Katholiken uns ewig nicht verstehen. „Aber auch nicht darin, daß die Protestanten unbedingt diese „Lehre ohne nähere Bestimmung annehmen. Auch sie werden dieses niemals thun. Im ersten Falle müßten wir alle „Protestanten, im zweyten diese alle Katholiken werden. „Das Beste wäre wohl, wenn sich ein Mittelweg ausfindig „machen ließe, daß die Unfehlbarkeit bliebe, und doch die „Protestanten nicht gezwungen würden, alle Lehren der katholischen Kirche als göttlich geoffenbarte Lehren anzunehmen. Ist es möglich, so einen Mittelweg zu finden, so „kann dieses nicht anders geschehen, als wenn man die Unfehlbar-

„fehlbarkeit der Kirche in engere Grenzen einschränken darf, „ohne daß ihr Ansehen darunter leidet.“ Ehe der Verf. diese Grenzbestimmung vornimmt, so erklärt er noch einmal, daß man alles, was er in dem Folgenden sage, nicht als seine eigene ungezweifelte positive Meinung, sondern nur als einen Vorschlag zur Vereinigung mit den Protestanten ansehen solle; auch daß er diesen Vorschlag den Gelehrten zur Prüfung vorlege, und der Kirche gänzlich die Entscheidung darüber anheim stelle. Die Sätze, welche der Verf. bey dieser Grenzbestimmung der Unfehlbarkeit zum Grunde legt, sind folgende: Christus ist im Fleisch erschienen, die Menschen zu erlösen, und sie die Weise zu lehren, wie sie sich diese Erlösung zu Nutzen machen und auf sich anwenden sollen. Ist nach dem Erlösungswerke die einzige Absicht Christi, uns zu lehren, wie wir selig werden können, so haben auch alle Anstalten, die er gemacht hat, diesen Zweck. Weil die Mittel nur des Zweckes wegen da sind, so kann man ihnen auch keine weitere Auslegung oder Wirksamkeit zugestehen, als es zur Erreichung des Zwecks nothwendig ist. Wie die Stiftung der Kirche selbst, so ist auch alle ihre verliehene Macht, so sind alle ihr mitgetheilten Vorzüge nichts anders als Mittel zum Zwecke, die Menschen zur Seligkeit zu leiten. Die Unfehlbarkeit der Kirche ist ein Mittel zum Zweck, die Menschen in die christliche Heilsordnung einzuleiten. Hieraus folgt der Begriff der Unfehlbarkeit; sie ist das Privilegium, das Christus seiner Kirche gegeben hat, alles ohne Gefahr eines Irrthums zu lehren, was zur Erlangung der Seligkeit den Glaubigen unentbehrlich nothwendig oder nützlich ist, und nichts lehren zu können, was von der Heilsordnung abführt. Auf diesen Begriff der Unfehlbarkeit, den, wie der Verf. meint, die Protestanten zugeben und zugeben müssen, baut er nun seine Unionsvorschläge, und legt folgenden Plan zur Vereinigung vor; 1) Alle Glaubens- und Sittenlehren, welche allezeit, überall und von allen als Lehren Christi und der Apostel sind angenommen worden, sind Lehren, welche zur Heilsordnung nothwendig gehören. Diese nehmen die Protestanten ohnehin mit uns an. 2) Alle Lehren, welche von den Katholiken allein angenommen werden, sind solche Lehren, die zur Heilsordnung nicht nothwendig gehören. Es steht noch im Zweifel, ob sie allezeit, überall und von Allen als von Gott unmittelbar geoffenbarte angesehen worden. 3) Die Kirche bringt diese Lehren den Pro-

teſtanten nicht als unmittelbar geoffenbarte auf. Und dieſe laſſen es auch dahin geſtellt ſeyn, ob ſie unmittelbar geoffenbart ſeyn; weil es im Grunde nur darauf ankommt, ob dieſe Lehren der Offenbarung nicht widerſprechen, ſondern ſogar ihren Endzweck befördern, nicht aber darauf, ob ſie unmittelbar geoffenbart ſeyn. 4) Die Katholiken zeigen, daß alle ihre Unterrichtungslehren der Offenbarung nicht widerſprechen, ſondern vielmehr ihren Endzweck befördern, und die Proteſtanten laſſen ſelbige als ſolche gelten. 5) Sind die Lehren blos ſpeculativ, ſo ſoll es den Proteſtanten frey ſtehen, ſie auf ihre Gefahr innerlich zu glauben, oder nicht, nur äuſſerlich ſollen ſie davon ſchweigen, und ſie nicht beſtreiten. Sind ſie aber zugleich praktiſch, ſo kommt es wieder darauf an, ob die auf die Lehren ſich gründenden Uebungen von der Kirche blos als nützlich, oder als nothwendig vorgeſchrieben werden. Zu dem erſten ſollen ſie nicht, wohl aber zu dem zweyten gehalten ſeyn. 6) Werden die Proteſtanten dieſe Lehren nicht annehmen, und die darauf ſich beziehenden Handlungen nicht ausüben, ſo darf man ſie zwar nicht verketzern; aber doch iſt die Kirche befugt, ſie von ihrer äuſſerlichen Gemeinſchaft auszuſchlieſſen, weil ſie ihrer Leitung nicht gehorchen. Nach dieſem dargelegten Plan ſucht der Verf. einige Einwürfe, die dagegen ſowohl von Seiten der Katholiken als der Proteſtanten gemacht werden könnten, zu heben, und zeigt, wie aus dem Zwecke, wegen welchen Chriſtus ſeiner Kirche die Unfehlbarkeit verliehen habe, folge, daß ſie weder in der Heiligſprechung der verſtorbenen Chriſten, noch in der Gutheißung der Orden und Ordensregeln, noch in den ſogenannten factis dogmaticis, unfehlbar ſeyn könne. — Es würde uns zu weit führen, dieſen Unionsplan hier Stück für Stück zu prüfen. So nachgiebig auch der Verf. zu ſeyn ſcheint; ſo erhellet doch, daß auch bey dieſem Plan die Proteſtanten immer zehn Schritte thun müßten, bis die katholiſche Kirche auch nur Einen thut. Die Proteſtanten ſollen die Unfehlbarkeit zugeben, und ſobald ſie dies thun, geſetzt auch, daß dieſe Unfehlbarkeit noch enger beſchränkt würde (welches aber die katholiſche Kirche niemals zugeben wird), als von dem Verf. geſchieht; ſo haben ſie Alles verlohren. Wir glauben auch nicht, daß biedere Proteſtanten, die wiſſen, warum ſie ſich Proteſtanten nennen, und die Vortheile, die ſie dem Proteſtantismus zu verdanken haben, gehörig ſchätzen und würdigen, weder durch dieſe, noch durch andere ähnliche

Vor-

Vorschläge sich bereden lassen werden, sich aufs neue einer Gewalt zu unterwerfen, die gerade über das allerunveräußerlichste Gut, über den Verstand der Menschen zu herrschen strebt.

In einem Anhang zu dieser Schrift sucht nun der Verf. bey einzelnen Lehren die Grenzen zu bestimmen, und macht Vorschläge, was in dieser Hinsicht die katholische Kirche von den Protestanten fordern könne, und was diese im Gegentheil nachgeben sollen und müssen. Ehe er dieses Grenzbestimmungsgeschäfte selbst vornimmt, so erklärt er, daß er der Verfasser einer Piece sey, die im Jahr 1778, aber ohne sein Vorwissen, unter dem Titel: Der erste Schritt zur künftigen Vereinigung der katholischen und evangelischen Kirche — gewaget von — fast wird man es nicht glauben, gewaget von einem Mönche, gedruckt worden ist. In jener Schrift schlug er die Frage: Ist die katholische Kirche unfehlbar? als Preisaufgabe vor; man achtete aber auf seinen Vorschlag nicht weiter, als daß man ihn weidlich verketzerte. So wie er nun schon damals die Absicht hatte, die Möglichkeit einer Vereinigung der Protestanten mit den Katholiken zu zeigen, so sucht er nun im gegenwärtigen Anhang bey einzelnen Lehren die Grenzen zu bestimmen, um diese Möglichkeit recht sichtbar zu machen. Damit er aber nicht wieder verketzert werde, so erklärt er vorher feyerlich: daß alles, was er im Folgenden sage, alle folgende Erklärungen katholischer Lehren, nur seine Erklärungen, Privaterklärungen seyen, und er weder von seiner Kirche, noch von irgend einer besondern Gesellschaft den Auftrag habe, diese Vereinigungsvorschläge zu thun; und daß Alles nur als ein Vorschlag zur Vereinigung anzusehen sey, und daraus gar nicht geschlossen werden müsse, als ob er selbst innerlich schon aus Ueberzeugung so glaube, und äußerlich so lehre, wie er hier diese Lehren vorstelle, sondern er selbst verlange, den Lehren seiner katholischen Kirche bis auf den letzten Hauch getreu zu bleiben, denke und lehre eigentlich nichts anders, als sie, und das, was er hier sage, sey blos ein Projekt, das er der Kirche und gelehrten Leuten zur Prüfung vorlege. Nach dieser vorläufigen Verwahrung folgen nun die Unionsvorschläge über einzelne Lehrgegenstände.

Vereinigungsvorschlag über den Canon der Bibel: Die Protestanten, welche diese Bücher ohnehin schon unter dem

Namen der Apokryphischen in ihrer Bibel haben, sollen sie beybehalten, sollen es dahin gestellt seyn lassen, ob sie wirklich canonisch sind, auch nicht gezwungen werden, zu glauben, daß sie unmittelbar von Gott geoffenbarte Bücher seyn. Sie wagen dabey gar nichts; denn mit Annehmung derselben wird weder ein neues Dogma, noch etwas eingeführt, das der Heilsordnung zuwider wäre. Die Katholiken könnten darin nachgeben, daß sie den Protestanten nicht mehr bey Verlust der Seligkeit zu glauben aufsetzten, diese Bücher wären göttlichen Ursprungs, wenn auch diese es nicht positiv anstritten: denn sie verliehren dabey nichts, was zum Unterrichte der Gläubigen in der Heilsordnung nothwendig wäre.

In Ansehung der Autorität der Vulgata verlangt man von den Protestanten nicht, daß sie diese Uebersetzung als eine göttliche Arbeit ansehen, oder die Grundtexte unter sie herabwürdigen sollen; sondern sie sollen blos zugeben, daß man die Vulgata, ohne in Glaubenssachen zu irren, bey eigner Lesung und beym Unterrichte Anderer gebrauchen könne.

Ueber die Klarheit der heiligen Schrift. Die Schrift mag in wesentlichen Dingen klar seyn, oder nicht, so weiß man doch, daß in eben den wesentlichen Dingen Streitigkeiten entstehen, und oft beyde Theile sich auf die Schrift beziehen. Die Schrift selbst kann also wohl für mich allein hinreichend entscheiden, was ich zu glauben habe; aber damit wird der Streit noch nicht beygelegt, weil der Gegentheil auch auf seiner aus der Schrift geschöpften Ueberzeugung beharret, und die einfältigen Gläubigen endlich gar nicht mehr wissen, woran sie sich zu halten haben. Ja auch für sich selbst weiß keiner gewiß, ob er den richtigen Sinn der klaren Schrift gefunden habe.

Ueber die Vollkommenheit der heiligen Schrift. Die Katholiken geben zu, daß die Schrift Alles enthalte, was zur Seligkeit nothwendig ist. Sie geben zu, daß sie dem Endzweck vollkommen entspreche, zu welchem sie da ist, und folglich vollkommen sey. Wenn aber die Bibel gleich Alles enthält, was zur Seligkeit nothwendig ist, so kann es doch geschehen, daß nicht jeder Alles versteht, was die Bibel enthält, und in so weit nennen einige Theologen die Bibel unvollkommen, welchen verfänglichen Ausdruck sie lieber vermeiden sollen.

Ob die Bibel der einzige Erkenntnißgrund des Glaubens sey? Die Katholiken geben den Protestanten in soweit Recht, daß die Bibel alle Lehren enthalte, welche zur Seligkeit nothwendig sind, und also der einzige Erkenntnißgrund des Glaubens sey. Aber darum faßt noch nicht jeder gleich, was in der Bibel steht. Er braucht noch ein sicheres Mittel zur Erklärung derselben. Die Nothwendigkeit dieses Mittels müssen die Protestanten anerkennen.

Von der Tradition. Die Protestanten dürfen keine andere Tradition annehmen, als die sie wirklich schon zulassen, das einstimmige Zeugniß Aller, zu allen Zeiten und an allen Orten, oder das Zeugniß der ganzen Kirche von der göttlichen Offenbarung einer Lehre, welches sie bey dem Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion schon gelten lassen, und das von dem nicht verschieden ist, durch welches wir beweisen, was Gott geoffenbaret habe. Bey jeder einzelnen Lehre, wenn wir uns auf die Tradition berufen werden, machen wir uns anheischig, dieses einstimmige Zeugniß so vollständig aufzuweisen, als sie es aufweisen, wenn die Frage ist: Ob Gott etwas geoffenbaret habe?

Ueber die Unfehlbarkeit der Kirche. Kirche ist nichts anders als die Menge aller der Zeugen aller Zeiten und Orte, welche aussagen, daß Etwas, und was geoffenbaret sey. Die Protestanten lassen schon zu, daß so ein einstimmiges Zeugniß eine moralische Gewißheit gebe, daß etwas geoffenbaret sey, und was geoffenbaret sey. Also ist es nach ihren eigenen Grundsätzen aus der Vernunft richtig, daß die Kirche unfehlbar ist. Und hiemit dürfen sie nichts Neues annehmen, was sie nicht schon glauben. Wir eignen aber der Kirche auch aus dem Zeugniß der Bibel eine Unfehlbarkeit zu. Wir sagen, daß ihr Gott seinen Beystand versprochen habe. Da sie die Unfehlbarkeit selbst einmal zugeben müssen, sollen sie um so viel weniger Schwierigkeit machen, dieses göttliche Privilegium ihr auch einzuräumen, da es so gute Gründe für sich hat, und ihnen nicht nachtheilig seyn kann: denn nach dem Endzweck der Offenbarung kann sie sich nicht weiter erstrecken, als dahin, daß die Kirche Alles lehren muß, was zur Seligkeit nothwendig ist, und nichts lehren kann, was davon abführt. Sie sollen endlich noch glauben, daß die Römische diese unfehlbare Kirche sey. Der Verf. ist doch so billig, daß er selbst sagt: „Was ich von der Tradition und

„der

„der Kirche gesagt habe, muß vorläufig ganz von den Pro„testanten angenommen werden, weil sich der ganze Vereini„gungsplan darauf gründet. Der Vorschlag bey allen vor„hergehenden Artikeln besteht also eigentlich nur darin, daß ich „von den Protestanten die Annehmung der gewöhnlichen Leh„re, aber doch unter gewissen Modifikationen verlange, ohne „welche freylich gar keine Vereinigung möglich wäre.“

Ueber die Sacramente. Ein Sacrament ist ein äußerliches sichtbares Zeichen, dazu eingesetzt, uns an die Religionswahrheiten zu erinnern, und zugleich tauglich, die innere Religion bey uns zu befördern.

Von der Einsetzung und Anzahl der Sacramente. Die Katholiken geben darin nach, daß sie nur zwey gewiß von Christo unmittelbar eingesetzte Sacramente, die Taufe und das Abendmal, erkennen. Ob auch die übrigen von Christo unmittelbar eingesetzt sind, das lassen sie dahin gestellt seyn. Sie behaupten es nicht als eine Glaubenswahrheit, sondern nur als die wahrscheinlichere Meinung. Die Protestanten lassen es ebenfalls dahin gestellt seyn, ob die fünf übrigen Sacramente von Christo unmittelbar eingesetzt worden. Sie können für sich glauben, daß sie nur Kirchensacramente sind. Sie lassen zwey unmittelbar von Christo eingesetzte und für Alle nothwendige Sacramente zu. Neben diesen nehmen sie noch fünf andere, vielleicht von der Kirche eingesetzte Sacramente an, weil die Lehre von den übrigen Sacramenten der Vernunft ganz gemäß ist, und Christus seiner Kirche die Gewalt verliehen hat, solche äußerliche Zeichen einzusetzen, und alle diese äußerliche Zeichen in der Schrift selbst gegründet zu seyn scheinen.

Von der Wirkung der Sacramente. Die Protestanten sollen ihre falsche Meinung von dem opus operatum ablegen; dann werden sie die Lehre der Katholiken der Vernunft gemäß finden, und selbige gern annehmen.

Ueber den Charakter, den einige Sacramente der Seele mittheilen. Drey Sacramente drücken der Seele einen Charakter ein, heißt: drey Sacramente geben kraft ihrer Einsetzung der Seele drey Rechte, die sie nicht mehr verliehren, und legen ihr Verbindlichkeiten auf, von denen sie sich nicht mehr losmachen kann. Da diese Lehre nichts Unvernünftiges enthält, und die Protestanten dies selbst von der Taufe lehren;

so können sie dies auch bey den Sacramenten der Firmelung und der Priesterweihe annehmen.

Vom Abendmal. Transsubstantiation heißt auch im Sinne der Kirche nicht nothwendig eine Verwandlung einer Substanz in die andere, sondern kann auch bedeuten, daß eine Substanz aufhöre, da zu seyn, und eine andere an ihre Stelle trete. Christus kann auf unsere Sinne so wirken, wie zuvor Brod und Wein gewirkt haben, oder er kann in Ansehung unserer in dem nämlichen sinnlichen Zustande seyn. Wenn Brod und Wein noch zugleich mit dem Leibe und Blute Christi da wären, hätte er niemals sagen können: dies ist mein Leib, oder das, was ihr da sehet, ist mein Leib, sondern nur: hier ist mein Leib. Da man nun den eigentlichen Sinn der bibliſchen Texte so lange beybehalten solle, so lange nichts Abgeschmacktes oder Widersprechendes daraus folgt, und hier wirklich nichts solches folgt; so müssen die Protestanten hier uns nachgeben, und gleichwohl auf die obenerklärte Weise die Transsubstantiation zulassen. Die übrigen noch damit verbundenen Lehren geben sich von selbst.

Vom Abendmal unter beyden Gestalten. Die Protestanten sollen aufhören, der Kirche den Vorwurf zu machen, daß sie den Layen gottloser und unverantwortlicher Weise den Kelch entzogen habe, und die Kirche soll auf bescheidene Vorstellungen von Seiten der Protestanten den Kelch wieder herstellen.

Vom Meßopfer. Die Protestanten sollen die Messe als ein wahres Opfer gelten lassen. Die Bestimmung einer Sache zu einem Gott gefälligen Gebrauch, welche aus Anerkenntniß der göttlichen Oberherrschaft geschieht, heißt ein Opfer. Die Ceremonien und andere Dinge bey der Messe würden noch zweckmäßiger eingerichtet werden, wenn man sich mit bescheidenen Vorstellungen an die Vorsteher der Kirche wenden würde.

Von der Buße und Beicht. Christus hat eine Beicht vor dem Priester unmittelbar selbst angeordnet, so daß nur jene Nachlassung ihrer Sünden erhalten, welchen sie durch die Priester ertheilt wird, und diese Beicht ist zur Seligkeit nothwendig. Christus hat verordnet, daß kein Priester einem Unwürdigen, das heißt, einem Menschen, der seine Sünden nicht bereut, nicht auf die Verdienste Christi vertraut, und seinen

Wahrheiten. Ja, einige Stellen der Schrift scheinen derselben günstig zu seyn. Der Gebrauch, die Heiligen zu verehren und anzurufen, kam auch in der Kirche sehr früh auf, und diese Lehre ist nützlich, die Menschen in die Heilsordnung einzuleiten. Man verlangt also von den Protestanten nicht, daß sie diese Lehre als eine unmittelbar geoffenbarte, sondern nur als eine vernünftige und nützliche ansehen, und die Kirche wegen ihr nicht verketzern sollen. Auch stellt man ihnen frey, ob sie die Heiligen verehren und anrufen wollen, nur sollen sie selbige nicht entehren.

Von Verehrung der Bilder und Reliquien. Die Protestanten könnten diese Verehrung bey uns noch gar wohl gelten lassen, bis die Kirche nothwendig finden wird, sie abzuschaffen, ohne uns eines Aberglaubens und einer Abgötterey zu beschuldigen. Und sie sollten niemals gehalten seyn, ein Bild oder eine Reliquie zu verehren, wenn sie sich nur auch von der Entehrung enthalten. Andere kleine Nebenstreitigkeiten, z. E. über den ehelosen Stand der Geistlichen, Klöster und Klostergelübde, über das Abstinenzgebot, über den Gebrauch einer fremden Sprache bey dem Gottesdienst, über die Brüderschaften, u. dergl. würden bald gehoben seyn, sobald man sich über die Hauptsache vergleichen könnte.

Vom Papste. Ein Kirchenoberhaupt ist nach den Aussprüchen der Vernunft und nach den Zeugnissen der Offenbarung nothwendig. Auch kann ein rechtverstandenes und gehörig beschränktes Primat den Protestanten nicht fürchterlich seyn. Eben so wenig ist die Hierarchie fürchterlich, wenn man sie nur von Seiten des Staats auf das einschränkt, was ihre ursprüngliche Gewalt mit sich bringt.

Dies sind nun die Vereinigungsvorschläge über einzelne Punkte. Man sieht hieraus, daß auch dieser Verf., so sehr ihm das Vereinigungsgeschäft am Herzen liegt, und so viel er sich Mühe giebt, den Protestanten den Schritt, den man von ihnen fordert, zu erleichtern, doch in der Hauptsache von den Behauptungen seiner Kirche wenig oder gar nicht abweicht. Die katholische Kirche kann auch in keinem Punkte nachgeben, worüber sie einmal entschieden hat, ohne ihre Unfehlbarkeit aufs Spiel zu setzen. Das Nachgeben wird immer von den Protestanten gefordert, sie sollen in den Schaafstall der Kirche zurückkehren. Und was wäre denn am Ende gewon-

gewonnen, wenn man einander auch gegenſeitig ſo vieles abhandelte, daß der Tractat geſchloſſen werden könnte? Was ſoll eine ſolche Conventionsreligion nützen? Sie wäre doch nichts anders als ein neues unerträgliches Joch, das man dem Verſtande und dem Gewiſſen der Chriſten aufbürdete.

Kaum war dieſer Unionsvorſchlag erſchienen, ſo fiengen die Augsburger Kritiker an, in ihrer Kritik über gewiſſe Kritiker, Recenſenten und Brochürenmacher Lärmen zu blaſen, und den Verf. weidlich zu verketzern. In Nr. 2. verantwortet ſich der Verf. gegen dieſe ſchimpfende Kritik. Es iſt in der That niederſchlagend, daß ein ſo äußerſt elendes Machwerk, als die Augsburger Kritik, doch ſo viele Abnehmer findet; denn es ſollen wöchentlich achthundert Stücke von dieſem Blatt durch die Poſt verſchickt werden.

Nr. 3. Enthält wieder Rechtfertigungen des Verf. gegen verſchiedene Kritiken. Die Piecen, gegen welche ſich der Verf. verantwortet, ſind folgende. a) Eine Recenſion in der Nova Bibliotheca eccleſiaſtica Friburgenſi, Vol. VII. Fasc. IV. p. 289 ſq. b) Schreiben eines oberdeutſchen Gottesgelehrten an P. Beda Mayr, in den geſammelten Schriften unſerer Zeiten zur Vertheidigung der Religion und Wahrheit, im fünften Band. c) Einige Fragen an den P. Beda Mayr, in dem funfzigſten Stück der oberdeutſchen allgemeinen Litteraturzeitung, vom 26. April 1790. d) Sodann enthält dieſe Apologie eine vorläufige Information des Publikums das Hochbühleriſche Heft gegen Beda's Vertheidigung der katholiſchen Religion betreffend, von einem Ungenannten. e) Endlich folgen Briefe des P. Beda Mayrs an den Hochwürdigen Herrn Joh. Evang. Hochbühler, öffentlichen Lehrer der Theologie an dem katholiſchen Schulhauſe in der freyen Reichsſtadt Augsburg, worin ſich dieſer gegen das erſte Heft, das Hochbühler gegen ſeine Vertheidigung der katholiſchen Religion geſchrieben hat, verantwortet. Da das Hochbühleriſche Heft eigentlich ein Pasquill iſt, worin dieſer Exjeſuit ſeinen Unſinn ausgeeifert, um den guten Beda Mayr mit Ehren, wenn es möglich iſt, auf den Scheiterhaufen zu bringen: ſo kann durch dieſen Streit über die in Frage ſtehende Gegenſtände wenig Licht verbreitet werden. Uebrigens ſollen des P. Beda Mayrs Vertheidigung der katholiſchen Religion und ſeine Unionsvorſchläge bereits Senſation in Rom erweckt haben, und man ſoll ſich dort berathſchlagen,

und der ewigen Seligkeit für wahr gehalten werden mußten. Wer mit dieser Lehrform nicht übereinstimmte, war kein ächter Christ, und konnte also auch der den Christen verheißenen ewigen Seligkeit nicht theilhaftig werden. Aus dieser Denkungsart entsprangen die Anstalten, welche von den, ganz nach jüdischer Lehrer Art, sich zu Gesetzgebern der Christen aufwerfenden Kirchenlehrern schon im zweyten Jahrhunderte gemacht wurden, um sich von häretischen Partheyen abzusondern, und häretischen Meinungen den Eingang in die Gemüther der Christen zu verschließen. Schon Clemens von Alexandrien schreibt: (Stromat. L. VII. p. 765. ed. graecolat. Pariſ. 1641. fol.) „Es giebt eine wahre Kirche, die in der That die älteſte iſt, in welche die nach dem Rathſchluſſe Gottes Gerechten als Mitglieder aufgenommen werden. Denn da ein Gott und ein Herr iſt: ſo rühmt man das auch als einen Vorzug des Vortreflichſten, daß es einzig iſt, indem es darin dem einzigen Urheber ähnlich iſt. So kommt auch die einzige Kirche mit der Natur des Einzigen darin überein, wiewohl die Secten ſie in viele zu zertheilen ſich bemühen. Wir hingegen behaupten: dem Weſen, der Vorſtellung, dem Urſprunge und der Vortreflichkeit nach ſey nur eine alte und allgemeine Kirche, die zur Einigkeit eines Glaubens, (der auf ſeinen eigenen Verheißungen, oder vielmehr auf einer Verheißung, die zu verſchiedenen Zeiten nach dem Rathſchluſſe eines einzigen Gottes gegeben wurde, beruhet,) durch einen Herrn diejenigen führt, die ſchon dazu beſtimmt ſind, die Gott vorherbeſtimmt hat, die er vor der Schöpfung der Welt auserſah, als ſolche die Gerechte werden ſollten.“ Hier herrſcht ſchon ganz die jüdiſche Vorſtellung, daß nur die in der einzigen Kirche lebenden vor Gott Gerechte, δίκαιοι, צַדִּיקִים ſeyn; eben ſo wie die Juden ſich dieſen Namen und das Vorrecht, allein würdige und gottgefällige Verehrer ſeines Willens zu ſeyn, vorhin ausſchließlich zugeeignet hatten. Will man überhaupt bis auf die Quelle der Verbindung vernunftwidriger Begriffe und Meinungen mit dem chriſtlichen Lehrſyſteme zurückgehen: ſo muß man ſie größtentheils bey den Juden und in den jüdiſchen Meinungen und Vorurtheilen ſuchen, welche die erſten Lehrer der Chriſten noch aus dem Judenthume mit ins Chriſtenthum gebracht haben.

Um

Um deſto mehr ſtimmt der Rec. dem Verf. in der ſchon bekannten und an ſich ſo natürlichen Bemerkung bey, daß der Glaube an Jeſum, oder das Bekenntniß zur Lehre Jeſu, in der Bibel nur von denjenigen als Bedingung des Antheils an der Seligkeit gefordert werde, welchen die Lehre Jeſu verkündigt ward; daß alſo in den Worten, wer nicht gläubet, der wird verdammet werden, und in allen Stellen, worin der Glaube gefordert wird, gar nicht von allen Nichtchriſten, und beſonders nicht von denjenigen die Rede ſey, welchen die Lehre Jeſu nie bekannt geworden iſt. Ganz richtig erinnert der Verf., daß das Vorgeben, daß die Lehre Jeſu wirklich an allen Orten der Welt verkündigt ſey, weder aus der Bibel erwieſen, noch mit der Geſchichte und Erdkunde vereiniget werden könne; und daß der Satz, daß die Nachkommen ſolcher Völker, die ehemals Chriſten geweſen und jetzt Nichtchriſten ſeyn, für den Unglauben ihrer Vorfahren büßten, ſowohl wider die Bibel, als wider die Vernunft ſey. Aus allen dieſen Sätzen folgert der Verf nun, daß die Bibel keinesweges alle Nichtchriſten verdamme, oder die chriſtliche Religion für die alleinſeligmachende Religion erkläre; da vielmehr die Bibel ſo, wie die Vernunft, es lehre, daß Gott aller Menſchen Seligkeit wolle, und dieſer Satz gar nicht zu der Meinung reime, daß Gott die Millionen von Menſchen, die ohne ihre Schuld nichts von Chriſto gewußt haben, und noch nichts von ihm wiſſen, wegen ihrer unverſchuldeten Unwiſſenheit durch einen negativen Rathſchluß zu ewiger Verdammniß beſtimmet haben ſolle. Denn es ſey allerdings eben ſowohl ein Werk der göttlichen Regierung, daß der Nichtchriſt als Nichtchriſt gebohren und unterrichtet werde, und bis an ſeinen Tod ein Nichtchriſt bleibe; als es ein Werk der göttlichen Regierung iſt, daß der Chriſt als Chriſt gebohren und erzogen, in der Lehre Jeſu unterrichtet und bey dem Bekenntniſſe derſelben erhalten werde. Alſo müßte Gott nicht gewollt haben, daß der Nichtchriſt ſelig werden ſollte, wenn Gott das Bekenntniß zum Chriſtenthum für die ausſchließliche Bedingung des Antheils an der Seligkeit erklärt hätte. Vielmehr ſey Gott, der alle Menſchen zur Seligkeit führen wolle, an kein Mittel gebunden; ſondern gebe jedem Menſchen, wie wir es von ſeiner Weisheit und Güte gewiß erwarten dürfen, gewiß die für ihn nach ſeiner Fähigkeit und nach ſeinen Umſtänden wohlthätigſten Mittel zur Seligkeit. Zudem heiße ja an Chriſtum glauben nicht etwa blos, ihn und ſeine Lehre mit dem Munde

worden sey; er bemerkt aber, daß der Satz immer nur gelegentlich erwähnt, nie absichtlich bestätigt sey, und er schließt nun weiter, daß folglich dieser Satz, da die Schrift und die Vernunft ihn verwerfen heiße, nicht als eine eigentliche Glaubenslehre der römischkatholischen Kirche zu betrachten sey. Scharfsinnig und glücklich bedient sich der Verf. dieses argumenti ad hominem, und es ist zu wünschen, daß immer mehrere ächtchristlichgesinnte und aufgeklärte römischkatholische Theologen und Kirchenlehrer den Satz, welchen der Verf. bestreitet, aufgeben mögen. Aber schwerlich kann er es läugnen, daß dieser Satz bisher von den meisten und angesehendsten Lehrern der römischkatholischen Kirche als ein Hauptlehrsatz derselben angesehen und gelehret worden sey, und er kann es deswegen der Berliner Monatsschrift nicht verargen, daß sie diesen Satz einen Hauptlehrsatz der römischen Kirche nennet. — Er zeiget ferner, daß die Einigkeit des Glaubens, welche das N. T. von den Christen fordert, gar nicht auf Uebereinstimmung in allen Meinungen und Gebräuchen und Vereinigung unter einem sichtbaren Oberhaupte gehe, und er entkräftet nach der Reihe alle die Beweisgründe, die für die römische Kirche, als die einige, wahre und seligmachende Kirche, angeführt werden. Er will die Protestanten keinesweges als Häretiker oder Ketzer betrachtet wissen, und er beruft sich darauf, daß Stattler in seiner unter dem Titel: Wahres Jerusalem u. s. w. unter öffentlicher Censur gedruckten Schrift es vollgültig bezeuge und beweise, daß die heutigen Protestanten gar keine Ketzer seyn; sondern zur katholischen Kirche gehören. (Dawider möchten nun wohl ächte Protestanten sammt und sonders in bester Form protestiren, indem sie überall keine katholische Kirche anerkennen; sondern jeder Gesellschaft von Christen, in welcher Gottes Wort, das ist, die Lehre Jesu nach dem Inhalt und Zeugniß der heiligen Schrift rein und lauter gelehret wird, und die Sacramente nach der Anordnung Christi verwaltet werden, den Namen einer christlichen Kirche zugestehen. Sie kennen nur zu gut die Folgen der Verbindung in einer sogenannten katholischen Kirche. Sie wollen nicht im Schooße der allgemeinen Kirche leben; wenn auch, wie der Verf. will, der bestimmende Zusatz: römische katholische Kirche, ganz wegfiele. Sie erkennen kein andres Oberhaupt der christlichen Religionsgesellschaft, als Jesum allein, und lassen sich von keinem alten oder neuen Lehrer vorschreiben, zu glauben,

daß

daß dies oder das Jesu Lehre sey; sondern behaupten das Recht, Jesu Lehre in der heiligen Schrift durch Anwendung der besten Mittel frey und selbst gewissenhaft zu erforschen!)

Ueberall leuchtet übrigens aus dieser Schrift eine gute Bekanntschaft mit den Schriften protestantischer Theologen und zuvorkommende Achtung derselben hervor. Der Verf. gesteht es namentlich, daß die Protestanten sehr gelehrte und gründliche Auslegungen der heiligen Schrift haben, und daß diese von den römischkatholischen Theologen benutzt worden sind. Es ist sehr zu wünschen, daß dieses Buch von katholischen Christen und Lehrern mit Aufmerksamkeit und eigenem Nachdenken gelesen und erwogen werde. Es kann dazu dienen, Gesinnungen christlicher Duldung und evangelischer Bruderliebe sowohl gegen Protestanten als gegen Nichtchristen zu erwecken und zu befestigen, und die Meinung von einer alleinseligmachenden Kirche in ihrer Blöße und mit ihren höchstschädlichen Folgen ins Licht zu setzen. Gegenseitige brüderliche Liebe und Duldung erkennen ächte Protestanten, als Christen, sowohl gegen römische Christen, als gegen Nichtchristen, für ihre Pflicht; wenn sie gleich, wie glimpflich man ihnen auch die Vereinigung mit der katholischen Kirche antragen möchte, diese Vereinigung niemals eingehen können!

Lb.

---

## III. Rechtsgelahrheit.

**Die Ehre des Bürgerstandes nach den Reichsrechten.** Wien, 1791. 5½ Bogen in 8.

Wer daran noch zweifeln sollte, daß das Recht der freyen Geburt (ingenuitatis) nicht den Adlichen ausschließungsweise, sondern auch den Bürgerlichen zustehe, der kann diesen Satz in diesen eben nicht in der geläufigsten Sprache geschriebenen Bogen ins Helle gesetzt sehen. Dies ist nämlich die Hauptabsicht des Verf. bey dieser Brochüre, welches der Titel eben nicht sehr ins Helle setzt. Mit einer oft eckelhaften Weitläufigkeit und Einmischung von Dingen, die gar nicht zur Sache gehören, bemühet sich der Verf., seinen Satz aus

Bey Gelegenheit des bekannten Proceſſes gegen den Fürſten Poninsky in Polen, und des auf dem Reichstage im Jahr 1789 gemachten Antrages, ſich ſeiner Perſon zu verſichern, wie auch der im Jahr 1790 unternommenen Reviſion der Reichsgrundgeſetze, entſtanden in Anſehung dieſes auf dem Titel angeführten berühmten Geſetzes, das der polniſche Adel ſtets als eine der vornehmſten Stützen ſeiner Freyheit angeſehen, viele Bewegungen und Debatten. Und da man bey den polniſchen Staatsrechtslehrern hierüber etwas Zuſammenhängendes und Gründliches vergebens ſucht, ſo hat der Verf. geglaubt, deutſchen Statiſtikern einen nicht unangenehmen Dienſt zu leiſten, wenn er ihnen ſeine Bemerkungen darüber mittheilt; wofür ſie ihm gewiß vielen Dank wiſſen werden.

Zuerſt führt der Verf. die hierher gehörigen Reichsgeſetze ſelbſt an. Das Hauptgeſetz iſt das Statut des Königs Wladyslaw Jagiello, welches von allen nachfolgenden Königen bis auf Auguſt III. unter der Benennung des privilegii de non captivandis nobilibus, und auch durch des jetzigen Königs pacta conventa beſtätiget worden. Auf dieſe Reichsgeſetze gründeten nun bey jenem berüchtigten Proceſſe einige Landboten ihren Widerſpruch gegen obigen Antrag; er gieng indeß bekanntlich demohngeachtet durch, und die Landboten, die ihn gethan, unterſtützten ihn vorzüglich durch den Grund, daß das Geſetz Neminem captivabimus etc. ein Theil der Pactorum conventorum des Königs ſey, mithin alſo blos dem angelobenden Könige, keinesweges aber der in ihren Ständen verſammelten Nation die Hände binde. Dies hat dem Verf. Veranlaſſung gegeben, dies weiter zu unterſuchen und auszuführen.

Da ſich alles auf das Jagielloniſche Statut beziehet; ſo hat der Verf. ſich bemühet, durch eine kurze Darſtellung der Juſtizverfaſſung in Polen vor und nach den Zeiten des K. Jagiello dieſem Statute die nähere Aufklärung zu geben. Er ſucht zuerſt gründlich gegen die polniſchen Rechtsgelehrten zu erweiſen, daß Jagiello unter den polniſchen Königen nicht der erſte geweſen ſey, welcher den anſäßigen Adlichen dies Privilegium verliehen habe, ſondern daß ihnen daſſelbe ſchon vorher zugeſtanden, ob ſolches gleich unter gedachtem Könige erſt ein pactum conventum der Nation mit dem Könige, und ſolglich ein Reichsgeſetz geworden. Zur Beſtätigung dieſes Satzes führt er vorzüglich an, daß die Könige das in

prehen-

prehendendi maleficos durch ihre mit dem Blutbanne belehnten Richter, die königlichen Capitaneos, ausgeübt haben, und daß schon lange vor Jagiellos Regierung die Gerichtsbarkeit dieser Richter in gewisse Gränzen eingeschränkt gewesen, und die angesessenen Edelleute nur alsdann in Verhaft genommen werden durften, wenn sie auf der That und auf einem unter die Gerichtsbarkeit des Capitanei gehörigen Verbrechen ergriffen waren, Er geht nun weitläuftig und gründlich die Justizverfassung in Polen in ältern Zeiten durch, zeigt besonders die Gerichtsbarkeit dieser Capitaneorum, und ihre Verschiedenheit von den Castellanen, und giebt die Fälle an, welche vor jeden gehörten. Wiederholte Eingriffe des Königs und seiner Capitaneorum in jenes Vorrecht der angesessenen Edelleute scheinen ihm nun zu diesem erneuerten Versprechen des Jagiello Veranlassung gegeben zu haben; daher denn das Objekt dieses berühmten Statuts kein anderes gewesen, als blos die Einschränkung der gerichtlichen Gewalt der königlichen Capitaneorum, und folglich des Königs selbst.

Aus allem diesen zieht er nun den Schluß, daß Staatsverbrecher und andere Verbrecher, deren Untersuchung und Aburtheilung nicht vor den Capitaneum gehört, auf dies Jagiellonische Statut, und also auch auf die darauf gebaueten pacta conventa der nachfolgenden Könige und Reichsgesetze sich nicht berufen können. Welches er aus den verschiedenen Reichstagsverhandlungen zu bestätigen sucht. Ueber diese Verbrecher richtete in Polen in ältern Zeiten eine vom Könige et paribus niedergesetzte Commission, späterhin die auf dem Reichstage versammelten Stände, entweder in pleno, oder durch einen Ausschuß; bis im Jahr 1775 von den Ständen zu dieser Absicht ein beständiges Reichstagsgericht angeordnet wurde. Es sind also in Polen zweyerley Criminalgerichtshöfe, nämlich diese von der souveränen Gewalt der Stände herfließenden Reichstagsgerichte, und solche, die aus der ursprünglichen Gewalt der Herzoge und Könige von Polen herstammen. Da diese letzten ihre bestimmten Gränzen haben: so folgt, daß die ihnen nicht ausdrücklich untergebene Verbrechen unter jene gehören. Diese Reichstagsgerichte sind jedoch nur als eine beständige niedergesetzte Commission zu betrachten, welche sich folglich innerhalb der Gränzen ihres Commissorii halten muß, welches blos auf den Anklageproceß, nicht aber auf die Inhaftirung geht. Eine ganz andere Frage

aber

aber iſt es: ob die auf dem Reichstage verſammelten Stände ſelbſt nicht vollkommen Recht und Fug haben, die Gewalt dieſer Reichstagsgerichte auf die Inhaftirung eines, eines Staatsverbrechens anzuklagenden, angeſeſſenen Edelmanns, auszudehnen? Welche Frage allerdings zu bejahen iſt, da ſie wieder durch das, blos die Könige und die aus urſprünglicher königlicher Gewalt herſtammenden peinlichen Gerichte einſchränkende Jagiellonische Statut und die darauf gebauete Conſtitution, noch durch das blos den Reichstagsgerichten vorgeſchriebene Commiſſorium, noch endlich durch die, die anlobenden Könige allein verbindenden pacta conventa auf irgend einige Weiſe gebunden ſind.

Da wir in Deutſchland ſo wenig gründliche Nachrichten von der polniſchen Gerichtsverfaſſung haben, ſo verdient der Verf. dieſer kleinen Schrift, die ſich durch Gründlichkeit und eine gute Schreibart empfiehlt, allen Dank, daß er die vorliegende Materie ins gehörige Licht geſetzt hat; ſo wie Rec. auf den Beyfall der Leſer rechnen zu können glaubt, daß er ſie durch einen gedrängten Auszug dieſer Schrift in Stand geſetzt hat, jenen berüchtigten Proceß gegen den Fürſten Poninski, der auch in Deutſchland ſo viel Aufſehen gemacht hat, nunmehr gehörig beurtheilen zu können.

Animadverſionum de veteribus Legum Latoribus et Scriptoribus Iuris Attici, ad *Io. Alberti Fabricii* Bibliothecam graecam Specimina duo, iterum edidit novisque acceſſionibus locupletavit *Chriſt. Gottl. Richterus*. Acceſſit Oratio de intereuntis Iurisprudentiae humanioris cauſſis. Hamburgi, 1791. 13¼ Bogen in gr. 8.

Bey Gelegenheit einer neuen Ausgabe von Fabricii Bibl. graec., die der Hofrath Harles im Jahr 1784 zu veranſtalten unternahm, erſuchte er unſern Verf. Mitgehülfe dabey zu ſeyn, und die Capitel im Fabricius, die von den griechiſchen Geſetzgebern und Rechtsgelehrten und den Schriften über das griechiſche Recht handeln, nachzuſehen, und mit Anmerkungen zu bereichern. Da ſich aber die Herausgabe dieſes Buchs verzögerte: ſo entſchloß ſich unſer Verf., ſeine geſam-

gesammelten Bemerkungen vorläufig einzeln herauszugeben. Das erste Specimen erschien 1786 als Einladungsprogramm zu seiner auf dem Titel angeführten Antrittsrede, die auch damals besonders abgedruckt wurde. Das zweyte 1790 als eine unter seinem Vorsitz von Herrn Weber vertheidigte Streitschrift. Alle drey Stücke hat der Verf. hier aufs neue zusammen abdrucken lassen. Es hat ihm zwar nicht beliebt, uns seine Bewegungsgründe in einem Vorbericht zu sagen, allein, diese können wir dahin gestellt seyn lassen, da diese Arbeiten auf alle Art bekannter zu werden verdienen, als es durch kleine akademische Schriften gewöhnlich zu geschehen pflegt. Sie enthalten sehr feine Bemerkungen, die der Kenner gewiß mit Vergnügen lesen wird, und zeugen von ungemeinem Fleiße und einer genauen Bekanntschaft unsers Verf. in diesem Gebiete der eleganten Jurisprudenz. Jedem Specimini ist hier ein Auctarium beygefügt, welches die nach dem ersten Abdruck von dem Verf. noch gemachten einzelnen Bemerkungen und Verbesserungen, mit Angabe der Seiten, wohin sie gehören, enthält. Warum er diese bey diesem neuen Abdrucke aber nicht an ihre gehörigen Orte eingeschaltet hat, davon kann Rec. wahrlich keinen Grund finden. Die angehängte im ächtrömischen Latein geschriebene Rede hat Rec. mit Vergnügen gelesen; indeß kann er manche harte Ausfälle und ungerechte Herabwürdigungen mancher würdigen Schriftsteller, als des verstorbenen Hellfelds, denen doch die Jurisprudenz überhaupt gewiß viel zu verdanken hat, die nur freylich dabey nicht so elegant geschrieben, als Heineccius und unser Verf. nicht billigen, und so sehr er selbst der eleganten Jurisprudenz zugethan ist, und ihren Werth kennt und aufrichtig schätzt, so wenig kann es ihm und jedem gefallen, wenn manche Anhänger von ihr auch das summum bonum darin setzen, und mit einer Art von Arroganz auf bloße praktische Juristen herabsehen; freylich üben manche Herren Praktiker dafür wieder das ius retorsionis an den eleganten Juristen aus.

Am Ende dieser Bogen findet sich noch ein Appendix variarum epistolarum, den mancher Käufer derselben dem V. wohl gern geschenkt haben dürfte. Er enthält erstlich eine Epistel an Herrn Weber, die vordem obiger Disputation angefügt war. Jeder kennt schon diese gewöhnlichen Complimente, die der Präses seinem Respondenten am Ende der Disputation zu machen pflegt; aber wen in der Welt außer Herrn

Herrn Weber kann dies hier interessiren? Solche Dinge, die blos zum Disputationsschlendrian gehören, läßt man doch sonst bey einem abermaligen Abdrucke derselben weg, wenn sie ihre Dienste gethan haben. Ferner findet man hier drey etwas demüthige Bittbriefe an die Leipziger Juristenfacultät bey verschiedener Gelegenheit einer eröffneten ordentlichen Lehrstelle, worin er sie ersucht, ihn bey Wiederbesetzung derselben zum Candidaten höhern Orts zu empfehlen, wie dies in Leipzig der Gebrauch ist. Auch hier möchten wir wieder fragen: was interessiren diese das Publikum? Höchstens können sie den Nutzen haben, manchen jungen Docenten, wenn es ihm nicht sogleich nach seinen Erwartungen glücken will, zu beruhigen, da sie den bekannten Satz, Lipsia vult expectari, bestätigen. Die beyden letzten epistolae sind endlich ein Brief des holländischen Professors Voorda an unsern Verf. und ein Testimonium des Rectors der Grimmischen Schule, Krebs, für ihn bey seinem Abgange von derselben ausgestellt, die beyde Lobpreisungen unsers Verf. enthalten, und von ihm jenen Literis petitoriis beygelegt waren, und die er auch dem Publikum nicht vorenthalten zu müssen geglaubt hat.

## Versuch über die Frage: Ob ein Herr seinen verpflichteten Beamten ohne Ursache seiner Dienste entsetzen oder entlassen könne? Nebst einer Zugabe. Regensburg, 1791. 7 Bogen in 8.

Die Absicht des ungenannten Verf. dieser sehr gut geschriebenen Bogen ist, darzuthun, daß der bis jetzt noch von den höchsten Reichsgerichten und vielen andern Gerichten angenommene Satz: ein Herr könne seinen Diener deswegen, weil seine Dienste nicht mehr nöthig sind, oder die von ihm bekleidete Bedienung aufgehoben wird, oder überhaupt, weil der Herr Ursachen dazu zu haben glaubt, zu jeder Zeit auf eine der Ehre des Bedienten unnachtheilige Art dimittiren; weder den Rechten noch der Billigkeit gemäß sey. Er hat seine Schrift daher in zwey Abschnitte getheilt.

Der erste enthält den Beweis seiner Behauptung aus rechtlichen Grundsätzen. Zuerst, führt er an, verstehe es sich von selbst, daß hier nur von der eigentlichen Dimission, nicht

von

von der Remotion oder Caſſation die Rede ſey, welche letzteren als Strafen vorhergegangener Verbrechen zu betrachten wären; ferner nur von beſtändigen Aemtern, daher die Fälle, wenn die Dauer eines Poſtens durch die Natur des Geſchäfts beſtimmt iſt, oder der Diener nur auf eine gewiſſe Zeit angenommen, oder ſich bey Annehmung des Poſtens die Bedingung, zu jeder Zeit wieder dimittirt zu werden, gefallen laſſen, oder wenn beſondere Beſtimmungen durch Landesgeſetze oder Verträge vorhanden ſind, hier nicht her gehörten. Wenn man die Sache ganz allein nach römiſchen Geſetzen beurtheilen wolle, laufe man Gefahr, ſehr falſche Schlüſſe zu ziehen, da die Verfaſſung des römiſchen Staats mit der Einrichtung des unſrigen wenig Aehnlichkeit habe, und die Natur der Aemter heut zu Tage ſehr verſchieden von der der Römer ſey. Demohngeachtet würden die römiſchen Geſetze von den Gegnern zur Begründung ihres Satzes lediglich angeführt. Alle Auskunft, die man in den römiſchen Geſetzen über dieſe Materie finde, beſtünde in folgenden vier Geſetzen, als l. 6. §. 6. de excuſat. l. 11. §. 3. de munerib. l. 2. C. de profeſſ. et med. l. 5. de decret. ab ord. fac. Die beyden erſten führen die Gegner als den erſten Grund für ihre Behauptung an. Der Verf. ſucht ſie aber aus den beyden letzten gehörig zu erklären, und zu zeigen, daß ſie hier theils gar nicht paſſen, theils gerade das Gegentheil enthalten. Eben ſo bemühet er ſich, die andern Gründe der gegenſeitigen Meinung: daß die Dienſte als Privilegien und Gnadenbezeugungen angeſehen werden müßten, die der Ertheiler nach Gefallen wieder aufheben könne; ferner, daß wenn man auch einen zweyſeitigen Vertrag annehmen wolle, dennoch dem Dienſtertheiler eben das Recht zuſtehen müſſe, als dem Bedienten, den Dienſt aufzuſagen, gründlich zu widerlegen. Am Ende ſagt er noch, daß alle dieſe Spitzfindigkeiten jetzt entbehrlich würden, da wir nun ein deutſches Geſetz hätten, aus welchem man mit mehr Grund eine Entſcheidung dieſer Streitfrage, mit Hülfe einer richtigen Analogie, hernehmen könne; und dies ſey die Stelle der neueſten Wahlcapitulation Art. XXIV. §. 10. „Auch ſoll kein Reichshofrath ſeiner Stelle anders, als nach vorhergegangener rechtlichen Cognition und darauf erfolgtem Spruche Rechtens entſetzt werden.“ Dieſelben und noch weit mehrere Gründe, die zu dieſer Beſtimmung Anlaß gegeben haben möchten, treten bey einem geringeren Bedienten ein.

Der zweyte Abschnitt enthält den Beweis des aufgestellten Satzes aus Grundsätzen der natürlichen Billigkeit. Diese hat der Verf. ganz auf seiner Seite; und was er hier über die heutigen Verhältnisse der Staatsbedienten sagt, ist sehr wahr und richtig, und wird gewiß jeden überzeugen, den auch der vorige Abschnitt nicht überzeugt haben sollte.

Die auf dem Titel angeführte Zugabe enthält einen Vorschlag zur Beförderung schneller Justizpflege in Armensachen. Vorher auch ein Wort über Volksaufklärung und Empörungssucht, Publicität und Pressfreyheit. Was sich über diese letzten wichtigen Gegenstände auf einigen Bogen sagen läßt, hat der Verf. gut gesagt, und seine hingeworfenen Gedanken, die zwar nicht neu sind, verdienen Beherzigung. Der Verf. schreibt darüber als ein Mann von richtiger Beurtheilungskraft, und frey von allen Vorurtheilen und Leidenschaften. Rec. muß es zum eigenen Nachlesen empfehlen, den oben erwähnten Vorschlag unsers Verf. hier jedoch näher anführen, weil er neu ist, und das Urtheil über seine Ausführbarkeit dem Leser überlassen.

Der Verf. schildert die Justiztyranney, unter welcher der Arme in Deutschland gewöhnlich seufzt, mit lebhaften Farben. Daß wohl hin und wieder noch mancher Justizmord in Absicht seiner in dem heiligen römischen Reiche begangen werden mag, wollen wir nicht läugnen, und die öffentliche Bekanntmachung solcher Fälle verdient gewiß die Beystimmung jedes ehrlichen Mannes. Aber, zur Ehre der deutschen Justiz, können wir uns dies Unheil doch so gar allgemein nicht vorstellen, als es unser Verf. in seinem löblichen Eifer für die gute Sache thut. In aufgeklärten Staaten — und deren giebt es doch, Gott Lob! in Deutschland so gar wenige nicht — kann das doch gewiß nur höchst selten der Fall seyn. Das Beyspiel der preußischen Justizverfassung spricht laut dagegen, und Rec. der Beysitzer eines hohen Gerichtshofes ist, kann dies von dem Staate, worin er lebt, auch bestätigen. Indeß so lange diese strenge Unpartheylichkeit der Justiz in Deutschland noch nicht allgemein ist, ist es immer schlimm genug; und jeder, der für die gute Sache Vorschläge zu thun hat, verdient gehört zu werden.

Unser Verf. hält nur dafür, da diesem Unheile durch gänzliche Umschmelzung der schwerfälligen deutschen Justizverfassung

faſſung nicht leicht abzuhelfen ſtehe, daß man wenigſtens auf ein Mittel denken müſſe, ſchnellere Gerechtigkeitspflege gegen Arme zu bewürken, und dies könne in unſern Zeiten nur in einer weiſen Anwendung der Publicität beſtehen. Sein Vorſchlag geht daher dahin: daß ſich eine Geſellſchaft deutſcher Rechtsgelehrten von Einſicht und Rechtſchaffenheit finden möchte, die ſich zu einem Inſtitute vereinigte, das blos und einzig darauf ausgienge, Winkeltyranneyen und Ungerechtigkeiten, die gegen Aermere und Unbedeutendere unſrer Mitmenſchen begangen werden, aufzudecken und bekannt zu machen, und ſich dabey jedes armen Unterdrückten auf das kräftigſte anzunehmen. Der Verf. giebt die Einrichtung dieſes Inſtituts hier näher an, und ſucht die Einwürfe dagegen zu heben. Wenn man alles, was er über dieſen Plan hier ſagt, unbefangen überſieht, ſo würde man unbillig ſeyn, dieſen Vorſchlag für eine bloße Chimäre zu halten, und wenn er freylich wohl immer ein frommer Wunſch bleiben dürfte, ſo iſt er doch wenigſtens gut gemeint. Rec. kann verſichern, daß er dieſe Bogen mit vielem Vergnügen geleſen habe.

Zr.

**Kurze Geſchichte eines merkwürdigen Taſſendiebſtahls zu Nürnberg, und der dadurch veranlaßten Inquiſition. Nürnberg, 1791. 16 Seiten. 8.**

Geſchrieben in der Abſicht, das im Journal für Franken erzählte Verfahren in dieſer Sache zu entſchuldigen, bey welchem drey unſchuldige Perſonen mißhandelt worden ſind, bis endlich der wahre Thäter entdeckt wurde. Die Sache iſt aber hier zu kurz abgehandelt, um ein unpartheyiſches Urtheil fällen zu können; es iſt immer räthſelhaft, wie wegen dieſes Diebſtahls drey Perſonen ſo weit verdächtig werden konnten, daß ſie mit Ochſenziemern geſchlagen, und der Letzte, ſonſten ein unbeſcholtener Mann, in ein unterirdiſches Gefängniß gelegt werden konnte, wie bey einer ſorgfältigen Inquiſition und Aufmerkſamkeit auf Merkmale der Unſchuld es ſo weit kommen konnte. Daß in der Geſetzgebung und Gerichtsverfaſſung ſelbſt Gebrechen ſeyen, giebt der Verf. ſelbſt damit zu, wenn er anzeigt, daß die peinliche Gerichtsverfaſſung durch dieſe Begebenheit manche Verbeſſerung erhalten werde, und ſchon der Anfang damit gemacht worden, daß nun jedem Inquiſiten

ein Defensor gegeben wird, welches zuvor in der Regel nicht geschah.

**Betrachtungen über Leopolds des Weisen Gesetzgebung in Toskana, von Christian Daniel Erhard, Doctor und Professor der Rechte auf der Universität Leipzig, des churfürstlich Sächsischen Landgerichts im Marggrafthum Niederlausitz Assessor. — Dresden und Leipzig, 1791. 260 S. 8. Anhang einiger merkwürdigen Gesetze; nach der Zeitfolge geordnet. 136 Seiten. 8.**

In mancherley Rücksichten, vornämlich aber als Darstellung eines nachahmungswürdigen Beyspiels einer vortreflichen Regierung und Gesetzgebung eine sehr wichtige Schrift; vorzüglich ist dies die erste Abhandlung, welche die Aufschrift hat: Ueber den Geist der Leopoldinischen Gesetzgebung in Toscana; welche den vernünftigen, wohlthätigen, auf das Glück der Unterthanen einzig abzweckenden Geist dieser Gesetzgebung sowohl im Allgemeinen zeigt, als auch durch alle Gegenstände der Regierung und Gesetzgebung mit den einleuchtendsten Beyspielen erläutert; statt aller Recension setzen wir das Resultat dieser schönen Schrift, welches jedem denkenden Patrioten die erfreulichsten Aussichten eröffnet, von S. 207 hieher: „Keiner meiner Leser wird länger zweifeln, „daß Anerkennung der Rechte des Bürgers und der Pflichten „der Regenten nach Masgabe der strengsten Forderungen der „Gerechtigkeit, daß sich durchaus so deutlich zeigende Liebe „für bürgerliche Freyheit der Handlungen und des Eigenthums, daß Herstellung der möglichsten Einfachheit der „Staatsgeschäfte, sowohl in Ansehung der Abgaben, als der „Verwaltung der Justiz und Polizey; und daß endlich weise „Nationalbildung durch gereinigten zweckmäßigen Schulunterricht, durch Ermunterung der Industrie, durch Fürstenbeyspiel und durch Reinigung der Kirchendisciplin von Aberglauben und Unordnungen die Hauptvorzüge sind, welche „diese Gesetzgebung bezeichnen, eine Gesetzgebung, durch welche „der große Deutsche, Leopold II. sich zum Range eines Wohlthäters des Menschengeschlechts erhoben, und ein Anrecht „auf die ehrenvollste Unsterblichkeit erworben hat.“ —

„Mich-

„Möchten alle Beherrscher der Völker ihm gleichen! Möge es „dem deutschen Reiche und dem Hause Oesterreich nie an „Fürsten fehlen, die seine Grundsätze zur Richtschnur ihrer „Regentenhandlungen machen.“ Sehr oft sind von dem V. gute und gutgesagte Beobachtungen eingestreut, z. B. S. 27 über die Jagd, wo mit dem schönen Wunsch beschlossen wird: „Möchte doch Leopolds großes Beyspiel zum Besten des Landmanns und des Ackerbaues recht fruchtbar seyn! Möchten „die Fürsten bedenken, daß die ersten Wohlthäter des Menschengeschlechts, die ersten Helden und Könige sich es zum „Geschäft machten, wilde Thiere zu vertilgen, nicht sie zu hegen, zu füttern, und auf fremden Boden, von fremdem Gute „gemästet, todt zu hetzen.“ Sehr gut wird besonders bey mehrern Gegenständen gezeigt, wie Leopold bey Uebeln, welche Jahrhunderte lang gedauert, und zu tief in die Staatsverfassung Wurzel geschlagen hatten, nicht mit Gewalt und mit einem Streich auszurotten unternahm, sondern mit bewundernswürdiger Klugheit die Ausführung seiner Absichten vorbereitete, und so — erreichte.

Die zwote Abhandlung enthält einige Bemerkungen über die Toscanische peinliche Gesetzgebung, von welcher das Vorzüglichste ausgehoben, jedoch hie und da auch Einwendungen gemacht werden, sie schließt sich mit der rühmlichen Geschichte des Denkmals, welches die dankbaren Florentiner ihrem Regenten zum Gedächtniß seiner wohlthätigen Reform der peinlichen Gesetze gestiftet haben. Die dritte Abhandlung von fünf Seiten hat die Aufschrift: Ueber die Abschaffung der Gerichtsbarkeit der geistlichen Curien in weltlichen Dingen; hier besonders zeichnet sich die Klugheit aus, mit welcher diese Abschaffung durch behutsame Schritte vorbereitet wurde. Endlich folgen noch litterarische Nachrichten über die hieher gehörige Schriften, welcher sich der V. bediente, und endlich der in der Aufschrift von uns bemerkte Anhang einiger merkwürdigen Gesetze.

Fb.

---

## IV. Arzneygelahrheit.

**Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Vierzehnter Band, erstes, zweytes und drittes Stück. Leipzig, 1791. 8. in der Dyckischen Buchhandlung.**

Der einsichtevolle Sammler macht diesesmal wieder seine Leser mit einigen der merkwürdigsten und neuesten Beobachtungen bekannt, und erwirbt sich ein großes Verdienst um die praktische Arzneywissenschaft. Wir wollen, unsrer Gewohnheit nach, denen, die diese Sammlung nicht lesen, das Wichtigste daraus ausziehen. Ueber die Durchbohrung des zitzenförmigen Fortsatzes bey Fehlern des Gehörs, aus den schwedischen Abhandlungen, also den mehresten deutschen Lesern schon bekannt, das aber bey der unverantwortlichen Vernachläßigung dieser Krankheiten nicht oft genug wiederholt werden kann, wäre es auch nur, die Leser nicht zur Nachahmung dieser Operation zu reizen, davon sie das Exempel in Kopenhagen vielleicht schon allein abschrecken könnte, sondern auf Gehörfehler überhaupt mehr Aufmerksamkeit zu wenden, und so wie die Verfasser dieser Abhandlung, gründliche anatomische Kenntniß zu Hülfe zu nehmen, und pathologische Leichenöfnungen zu nutzen. K. Hamilton von der mit einer Geschwulst der an den Ohren und der untern Kinnlade liegenden Speicheldrüsen verknüpften Halsentzündung. (Mumps der Engländer.) Diese an sich unbedeutende Krankheit, welche der Rec. in Deutschland auch einmal 1774 epidemisch gesehen, ist wegen der Versetzung der Geschwulst nach den Hoden merkwürdig, und verdienet nur deswegen Aufmerksamkeit, denn H. hat Kranke daran sterben sehen, die irrig behandelt waren. Der verdienstvolle Uebersetzer hat, so wie überhaupt, also auch hier, eine wichtige Note beygefügt, um diese Krankheit näher kennen zu lernen. Andree von gallichten Krankheiten chronischer Art und einigen besondern Uebeln der Leber und Gallenblase. Es gebe keine Canäle, die unmittelbar aus der Leber die abgesonderte Galle zu der Gallenblase führen. Viele Krankheiten entstehen aus Ueberfluß der Galle. (Aber ist denn

alles

alles Erbrechen, wobey Galle herauskommt, sogleich gallichter Art? und hat keine andere Ursache als Galle Statt? gewiß sündigen hier viele Aerzte, wenn sie dem gemeinen Manne beystimmen, der sogleich vom Gallenfieber redet, wenn er Galle ausgebrochen siehet.) Richtige Reflexion über mäßige Anwendung der Säuren. (Sollte außer dem Ueberflusse und Mangel der Galle nicht auch fehlerhafte Beschaffenheit derselben mit in Anschlag kommen?) Schäffer zu Regensburg eingesandte Abhandl. von der Eiterung der Augendeckeldrüsen, als einer noch wenig beschriebenen Krankheit. (Wenn sie noch wenig beschrieben worden, so haben sie vielleicht die Beobachter, so wie der Rec., unbedeutend gefunden, aber häufig ist sie eben so gewiß.) Die Ursache sey wahrscheinlich das unvorsichtige, zu schnelle und anhaltende Aussetzen der Neugebohrnen in helle Oerter. Graeuwen von der Gelbsucht; eine holländische Preißschrift. Die Milch solcher säugenden Personen habe keinen bittern Geschmack. Wie ein Abscess in der Leber von einer Ausdehnung der Gallenblase zu unterscheiden sey. S. 120. Ueberhaupt enthält diese Abhandlung viel praktische Gründlichkeit und gelehrte Kenntniß, und man lieset sie mit Interesse; alle Arten der Gelbsucht werden genau untersucht und unterschieden, und dieser semiotische Theil ist besser gerathen, als der therapeutische. Gallensteine sahe der V. nach dem Gebrauche der fixen Luft abgehen. S. 140.

Zweytes Stück. Fortsetzung von oben anzeigter Abhandlung über die Gelbsucht. Verzeichniß von Mitteln aus andern Schriftstellern, aber ohne Beurtheilung, selbst bey den Regenwürmern, dagegen von der Fieberrinde kein Wort, außer bey einer andern Gelegenheit S. 237, welches bey der unzählbaren Menge von Mitteln unerwartet war. Fortsetzung der Abhandlung über gallichte Krankheiten. Sehr richtig, daß die Verhärtungen der Leber durch äußere Untersuchung mit der Hand nicht entdeckt werden können, weil die Oefnungen beweisen, daß die Leber bey einer Verhärtung würklich kleiner werden könne S. 243. Quecksilber bis zum Speichelfluß an den Schenkeln eingerieben sey das kräftigste Mittel, es löse nicht das Blut auf. Bey der Gelbsucht dringt dieser Verf. nicht tief genug ein. Barlinklof von einer rheumatischen Lähmung, aus dem Holländischen. Sie wich nach vielen vergebens angewandten Mitteln

endlich einer Salbe aus Campher, spanischer Fliegentinktur, Queckſilber u. ſ. w. Lucas von einigen ungewöhnlichen Zufällen nach den Maſern. Lähmung der untern Glieder. Wilkinſon von der Anguſturarinde. Beſtätigt den Nutzen. Denmann von einer zu London beobachteten Krankheit kleiner Kinder. Vierzehn Tage nach der Geburt zeigte ſich eine Schwierigkeit, durch die Naſe Athem zu holen, bald darauf ein Ausfluß einer Feuchtigkeit, eine Anhäufung von Säften um die Kehle und den Nacken, mit einem purpurfarbenen Streifen an der Wurzel der Naſe, eine Schwierigkeit im Schlingen, die Mandeln ſchwollen an, waren dann von einer dunkeln Farbe mit aſchgrauen Streifen, und es erfolgte bald der Tod. Die Indication ſchien ſchwer zu ſeyn, und man befürchtete im Anfange des Uebels keine Gefahr. Graves von einer ſcirrhöſen Verhärtung des Magens. Die Verhärtung war eigentlich im untern Magenmunde. Das Erbrechen entſtand regelmäßig einige Stunden nach der Mahlzeit. Sehr gegründet iſt die Anmerkung des Ueberſetzers, daß dies langſam entſtehende Uebel von einem Misbrauche ſpirituöſer Getränke entſtehe.

Drittes Stück. Gilby vom Nutzen der Elektricität bey einem ſchiefen Halſe. Es wurden Funken aus den Muskeln der Seite gezogen, wohin ſich der Kopf nicht beugte. Aber nicht zu vergeſſen, daß zugleich durch ein Kiſſen dem Kopfe ein Widerſtand gemacht wurde. Gapper von einer Lungenſucht. Aeußerſt intereſſant, wenn man zugleich ſich an das von May, Rush und Salvadori Geſagte erinnert, denn dieſer Verf. verließ gleichfalls, da die Kranke über die Entzündungsperiode ſchon hinaus war, und nach einem Blutſpeyen ſchon eiterartige Materie auswarf, Nachtſchweiße und ſtarkes Fieber hatte, den antiphlogiſtiſchen Weg, und gab blos ſtärkende Dinge, auch animaliſche Speiſen, ſelbſt Wein bey Tage und bey Nacht, dabey aber Fieberrinde mit anſcheinendem Erfolge, bis die Kranke die Rinde nicht mehr nehmen wollte. Das Fieber ſey ja nach der Vereiterung nicht eben daſſelbe, als das vor derſelben vorhergehende, müſſe alſo auch anders behandelt werden. (Aber auch Erzeugung von Eiter vermehrt werden?) Wir beziehen uns übrigens hier auf unſer Urtheil, das wir über die von May vorgeſchlagene Methode ſchon gefället haben, als wir den dreyzehnten Band dieſer Sammlung recenſirten. Freylich ſind Ver-

ſu be

ſuche da nicht leicht ſchädlich, wo auf dem betretenen gewöhnlichen Wege keine Hülfe mehr übrig bleibt, aber Verſuche mit Klugheit angeſtellet, ne interfeciſſe videamur, quem ſervare non poteramus. Wrigbt über die auf Jamaica wachſenden Arzneypflanzen. Unter andern mehrere Arten von der Cinchona, die uns allmählich die peruvianiſchen entbehrlich machen werden, und vielleicht ſchon oft dafür gewählt ſind. Die Yaws, ſagt der Verf., bringen oft, ob ſie gleich von dem veneriſchen Uebel ſehr unterſchieden ſind, doch die nämlichen ſchrecklichen Würkungen in den Gliedern, der Naſe, wie dieſes, hervor, die aber zum Glück durch Queckſilbermittel und ſchweißtreibende Abkochungen geheilt werden können. Der Verf. ſetzt ein Gemiſch, vorzüglich aus Sublimat und Opium her, das ihm die beſten Dienſte that. Von der jetzt in England gebräuchlichen *Tapioca* S. 400. Pimento, *Ricinus communis*, und der Verfertigung des Oels, nicht durch Auspreſſen, ſondern Kochen mit Waſſer, da jenes bald ranzigt wird. Zucker. Die Neger, die den meiſten Zucker genießen, haben die ſchönſten Zähne. Sarſaparille. Nach der Erfahrung von einigen tauſend Kranken habe er ſich nie im veneriſchen Uebel auf ihre Würkung allein verlaſſen können, aber wohl mit und nach dem Queckſilber. Spigelia. Man ſolle ſich bey ſogenannten Wurmkrankheiten nicht allein auf anthelmintiſche Mittel verlaſſen, ſondern immer die Fieberrinde geben, S. 413. Von Mahagony iſt die Rinde bey Wechſelfiebern oft kräftiger als die peruvianiſche. Ueberhaupt iſt dies Verzeichniß alſo nicht blos dem Kräuterkenner, ſondern auch dem praktiſchen Arzte ſehr ſchätzbar, und verdiente gewiß in dieſer Sammlung einen Platz. Alexander von der Heilung der Bruſtbräune durch Arſenik. Nachrichten von der *Brucea antidyſenterica* und ihrer Aehnlichkeit mit der Anguſtura. Fordyce über die Kräfte der muriatiſchen oder Salzſäure, beſonders bey der bösartigen Bräune, bey Petechien, daher der Verf. auch ein Mittel wider die Peſt darin hoffet. Buchhave über die Nothwendigkeit, im gichtiſchen Rheumatismus ſtärkende Mittel anzuwenden; aus den Act. Hafnienſ. Mehr ein Beweis von der Würkſamkeit des Guajacs. Sehr richtig, daß bey Nervenkrankheiten oft eine Gichtſchärfe verſteckt liege. De Meza vom Waſſerkrebs; auch aus dem Däniſchen. Praktiſch gut, aber nichts vom Noma dabey erwähnt!

Kr.

Die Axe des weiblichen Beckens, beſchrieben von D. J. C. Sommer, Herzogl Braunſchw. Lüneb. Hofrath und Leibarzt. Braunſchweig, 1791. 8. 32 Seiten. Nebſt einem Kupfer.

Die genaue Kenntniß des Beckens überhaupt, und der Axe deſſelben insbeſondere, iſt für den Geburtshelfer eine Sache von größter Wichtigkeit. Mangel an Aufmerkſamkeit, auch an den nöthigen mathematiſchen Kenntniſſen, iſt wahrſcheinlich die Urſach, daß ſo wenige Geburtshelfer ſich davon unterrichten, und einige ſo was für ganz überflüßig anſehen. Hr. S. iſt ganz anderer Meinung, er ſucht in dieſer kleinen Schrift dem Anfänger die nöthigen Vorkenntniſſe beyzubringen, und zeigt, wie ſich das Becken einem gebogenen Cylinder oder einem demſelben ähnlichen Körper ſehr nähern, und daß alſo die Axe des Beckens eine Bogenlinie beſchreiben müſſe. Das Kind rückt bey der Geburt nach der obern Axe des Beckens in daſſelbe herunter, und windet ſich nach der untern Axe des Beckens in einer Bogenlinie hervor. Dieſem zufolge darf die Lage einer Kreiſenden nur einmal in der natürlichen Geburt verändert werden. So lange als das Kind noch der obern Axe des Beckens zu folgen hat, oder ſo lange das Kind noch nicht tief ins Becken eingetreten iſt, kann die Lage der Kreiſenden mehr ſitzend als liegend ſeyn; ſobald aber der Kopf nunmehro nach der untern Axe des Beckens, oder nach der Axe der Mutterſcheide entwickelt wird, alsdann iſt es nothwendig, die Lage der Gebährenden mehr liegend als ſitzend einzurichten. Dieſe, oder nach den Umſtänden eine noch niedrigere Lage, findet auch bey Enthindung der Nachgeburt am beſten Statt.

Bb.

Ueber den Vorfall der Gebärmutter und den Gebrauch der Mutterkränze in dieſer Krankheit, von D. J. Heinr. Wilh. Klinge. Hannover, 1790. 75 Seiten. 8. Mit zwey Kupfertafeln (deren auf dem Titelblatte keine Erwähnung geſchieht.)

Gegenwärtiges Werkchen iſt die überſetzte Diſſertation des Verf. de uteri procidentia, ganz nach dem gewöhnlichen

Schnitte

Schnitte akademiſcher Präſeſchriften eingerichtet. Der Verf. theilt den Vorfall in zween Grade, in den vollkommenen und unvollkommenen, führt die Zeichen an, wodurch man den Vorfall von dem weiſſen Fluſſe, der jedoch öfters mit Vorfällen verbunden iſt, von Mutterpolypen (wo der Verf. Hrn. Starcks ſchöne Abh. in ſeinem Archiv nicht zu kennen ſcheint), von den Zwittern, von der Verlängerung des Halſes der Gebärmutter, vom Vorfall der Mutterſcheide (wobey wir Hrn. Loders kleine Abhandlungen angeführt vermiſſen), von der levretiſchen Verrückung der Gebärmutter (einer nicht genau beſtimmten Krankheit), von der Um- oder Zurückbeugung der Gebärmutter, (Hr. K. vermiſcht unrichtiger Weiſe beyde Benennungen. Umbeugung, Umkehrung iſt inverſio, wenn die innere Fläche der G. M. vorliegt; Zurückbeugung aber retroverſio, wenn der ganze Muttergrund nach hinten zugekehrt iſt, ohne jedoch umgeſtülpt zu ſeyn,) vom Mutterſcheidenbruch und von mehrern Uebeln. Den Vorfall der ſchwangern G. M. theilt er wieder in den vollkommnen und unvollkommnen. (Von dieſem merkwürdigen, aber ſeltnen Uebel, ſpricht er nur wenig.) Was die Urſachen des Muttervorfalls betrift, ſo ſetzt ſie der Verf. nicht, wie die älteren Aerzte und Geburtshelfer, in einen Fehler der Mutterbänder, ſondern in eine Erſchlaffung des obern Theiles der Scheide, wodurch ſie erweitert wird, und den Körper der G. M. aufnimmt. Sind die Bänder und der Schließmuskel der Scheide nun noch ſtark genug, dem heruntergeſunkenen und auf ſie drückenden Körper zu widerſtehen; ſo iſt das ein unvollkommener Vorfall. Geben aber dieſe Theile durch irgend eine Urſache nach, ſo entſteht ein vollkommner Muttervorfall. Unter die entfernten, diſponirenden Urſachen rechnet der Verf. unter andern erbliche Anlage, wovon, wie er ſpricht, die tägliche Erfahrung Beyſpiele genug an die Hand giebt. Eben ſo kann auch ein wirklicher Vorfall Kindern im Mutterleibe, wie jede Monſtroſität, angebohren werden. (Daß ſich doch immer die Pathologie mit Möglichkeiten behelfen muß!) Die Cur beſchränkt ſich auf drey Anzeigen. Aeußerlich bedient er ſich beym erſten Grade zuſammenziehender Decocte aus fixen (?) zuſammenziehenden Wurzeln, Injectionen vermittelſt einer eigenen Spritze, der Schwämme nach Thilenius, der Dämpfe u. ſ. w. Beym zweyten Grade iſt nichts zu thun, als die Reposition zu machen. Hier ſtellen ſich manche Hinderniſſe entgegen. Unter andern giebt oft die beſondere Enge

des Schließmuskels der Scheide, die man besonders bey Jungfern und jungen Frauenspersonen bemerkt, ein Haupthinderniß. (Uns scheint das nicht recht richtig. Wir sollten denken, wenn der Schließmuskel der Scheide besonders enge wäre, so könnte kaum ein Vorfall, am wenigsten aber einer im zweyten Grade, ein vollkommner, entstehen. Es müßte denn seyn, daß sich jene Theile nach dem Ausfalle krampfhaft zusammenzögen.) An die Heilung der Geschwüre und Excoriationen muß man erst nach der Reposition denken. Der Verf. sah ein Beyspiel, wo die Gebärmutter schon vier Wochen vor den äußern Geburtstheilen hieng, entzündet, angeschwollen und sehr schmerzhaft war, auch hier und da Geschwüre hatte. Nach der Reposition verlohren sich alle Zufälle. Die Reduction beschreibt er §. 47 ff. Auf die Mutterkränze kommt er S. 59. Unter allen rühmt er den Staudtischen, dem er die Form des Levretschen giebt, weil ihm die große Weite der Oefnung beym Muttervorfalle nicht zweckmäßig scheint, den Bernardschen, welchen er abgebildet hat, den Juvilleschen mit einem Stiele, welcher S. 61 ff. weitläuftig beschrieben ist, den Heinschen biegsamen Cylinder und den fischbeinernen Kranz des Hrn. Hunolds (eigentlich Hrn. Gechters zu Rotenburg an der Fulda, welcher dem Hrn. H. die erste Idee dazu gegeben haben soll). Den Schluß macht eine kurze Beschreibung der Applicationsmethode. Interessant ist die Geschichte einer Frau, welche einen Mutterkranz zu lange in der Scheide hatte liegen lassen. Sie bekam unter dem im Grunde der Scheide liegenden Kranze, der zum Theil von den Häuten sehr enge umgeben war, verschiedene fistulöse Oefnungen, welche sowohl mit dem Mastdarme, als auch mit der Harnblase communicirten. Aus der Scheide floß daher fast beständig Darmunreinigkeit, mit Eiter, Schleim und Harn vermischt. Man konnte nicht anders als mit dem Finger einige Stückchen von dem Kranze unter großen Schmerzen der Frau losbrechen. Die äußere Fläche dieser Stücke, wovon einige abgezeichnet sind, war ganz von der Fistelfeuchtigkeit inkrustirt. Die Cur wurde nicht ganz beendigt. So weit der Verf., dessen kleine Schrift nicht ohne allen Werth ist. Nur Schade, daß besonders die Namen so oft durch Druckfehler entstellt sind, z. E. bald steht Leyret, bald Lavret statt Levret; Campe und Lamper statt Camper; Timanns v. G. statt Timäus; John statt Jahn u. s. w.

D. Aug.

D. Aug. Fr. Heckers, Prof. zu Erfurt — Therapia generalis chirurgica, oder Handbuch der allgemeinen chirurgiſchen Heilkunde für angehende Aerzte und Wundärzte. Erfurt, 1791. 318 S. 8.

Herr Prof. H. ſchien uns immer ein Mann von Kopf und vieler Thätigkeit zu ſeyn, nur tadelten wir an ihm, daß er ſo flüchtig arbeitete, und konnten beynahe nicht begreifen, wie es möglich ſey, daß man ſo ſchnell hinter einander ſo viel ſchreiben könne. Itzt iſt es uns nun begreiflich. Hr. H. hat uns durch eine Aeußerung in der Vorrede zum gegenwärtig n Werke ſelbſt auf dieſe Entdeckung geleitet. Er ſpricht bey Gelegenheit ſeiner Therapia general. medica, daß beyde Bücher (nämlich das ſo eben genannte und unſere gegenwärtige Th. gen. chirurgica) ganz von einander verſchieden ſeyen, und daß gegenwärtiges gar kein Auszug aus dem vorigen ſey. Wir hielten das für eine Cavade — und verglichen nun beyde Bücher mit einander. Da fanden wir denn, daß beyde äußerſt wenig von einander verſchieden ſeyn. Die meiſten Abſchnitte befanden ſich ſchon in der Th. medica. Dieſe nahm Hr. H., erweiterte und veränderte hie und da etwas, ſchrieb auch vieles wörtlich ab — und ſo entſtand nun ein eigenes Buch. Die Beweiſe wird der Leſer in unſern Bemerkungen über das Buch finden. Wörtlich abgeſchrieben ſind unter mehrern folgende Sätze: S. 48 der Th. chirurg., von S. 43 der Th. med., S. 54. von S. 52. S. 61 f. v. S. 57. S. 79. 80. von S. 151. S. 112. v. S. 165. S. 115. v. S. 166. S. 117. v. S. 166. S. 248. v. S. 295. S. 259. v. S. 335. S. 268. v. S. 364. S. 287. v. S. 398. Die vier erſten Kapitel ſind die ſechs erſten der Th. med., größtentheils verändert. Das fünfte iſt wenig verſchieden vom achten, nur vermehrt mit einem Raiſonnement über die anfeuchtende Methode bey friſchen Wunden und Geſchwüren. Bey den Anzeigen S. 93 iſt nur Nr. 6. hinzugekommen, Th. med. S. 182. Der Satz S. 101 Entzündungen u. ſ. w. iſt, dünkt uns, nicht ganz richtig ausgedrückt. Entzündete Hoden müſſen mit erweichenden Dingen, entzündete Drüſen mit Salben behandelt werden. Unrichtig ſind S. 96 Nr. 11 und 12 zu den erweichenden Mitteln gerechnet die olea foetida, die Salben mit flüchtigen Salzen, das flüchtige Liniment, die Starkeyſche Seife. S. 103 läßt ſich zuverläßig

mit

mit Ja beantworten. Auch werden frische Wunden nicht immer durch Pflaster verschlimmert. Eine frische Wunde, die man nach der ersten Intention heilen will, zieht man zusammen, und bedeckt sie mit einem Pflaster. Unter die zusammenziehende und stärkende Methode rechnet Hr. H. die Entzündung. Nach unserm Bedünken hätte diese eher S. 168 im Kap. von Vereinigung getrennter Theile sollen abgehandelt werden. — S. 126 f. scheint ein Widerspruch zu seyn, indem §. 90 gesagt wurde: Alle diese zusammenziehenden Mittel, auch die stärksten nicht ausgenommen, bringen gar keine, oder keine dauernde, beträchtliche Zusammenziehung der Fasern unsers Körpers zuwege, sobald diese ihr eigenes Zusammenziehungsvermögen verlohren haben. Wir müssen uns daher oft ganz anderer Verfahrungsarten bedienen, z. E. S. 127 der reizenden Mittel, der spanischen Fliegen u. s. w. auch sind schon unter den genannten zusammenziehenden einige reizende. Es ist dies gegen die Regel: Quidquid valet de genere etc. Nicht ganz richtig scheint S. 133 Nr. 5. ausgedrückt zu seyn: wo Entzündungen einen hohen Grad von Schwäche an dem leidenden Theile nachgelassen haben, dieser sehr empfindlich, reizbar, auch geschwollen ist — obgleich der Satz in Praxi richtig bleibt, wo beträchtliche Schwäche und Atonie ist, da nutzen aromatische Dinge. — S. 152 Nr. 1 sagt Hr. H., daß sich die Muskeln im erschlafften Zustande befinden müssen. Das ist doch nur mit Einschränkung und Vorsicht wahr. Unvorsichtig und uneingeschränkt hat dieser Grundsatz schon manchem ein kurzes, nicht ausstreckbares Bein zugezogen. — Die trockne Naht S. 154 ist außer den superficiellen Wunden auch noch angezeigt bey Longitudinalwunden und Wunden aponeurotischer Theile. — Das Kap. von Vereinigung getrennter Theile ist gut abgehandelt. — S. 172 Nr. 2 steht der Satz, daß der auf einen Theil angebrachte Reiz auf diejenigen Theile am ersten und heftigsten wirke, welche mit diesem in Sympathie stehen, z. B. ein die Haut reizendes Blasenpflaster auf die Nieren. Hier ist der Satz an und für sich richtig, aber das Beyspiel paßt nicht vollkommen. Wahrscheinlich sind es andere Ursachen, als die Sympathie der Haut und der Nieren, welche machen, daß das Vesikatorium Harnstrenge erregt. — Unter die reizenden Dinge rechnet der Verf. S. 176 f. das Sonnenlicht und die Helligkeit, und spricht: Man behandle einmal ein Geschwür bey einem

einem Kranken, der ſich beſtändig in einem dunklen, unterirdiſchen Zimmer befindet, und bey einem, der ſich in einem ſehr hellen Zimmer befindet, und beſtändig heiterer Witterung genießt u. ſ. w. Auch dieſem Satze fehlt es an Präciſion. Ein anders iſt: ein dunkles (dumpfes), unterirdiſches Zimmer, wo eine verpeſtete Kerkerluft herrſcht), ein anders: ein dunkles (von der Sonne nicht zu erleuchtendes) Zimmer (wo wegen der Lage nach Norden keine Sonne hinſcheinet), ein anderes: ein dunkles Zimmer (wo gegenwärtig, wegen dunkler Witterung, überzogenen Himmel, Mangel an hellem Sonnenſchein, keine Helligkeit iſt). Vorzüglich vom erſten Falle gilt die Behauptung des Verf. — Schrieb Hr. H. S. 178 aus zuverläßiger Erfahrung, daß der ſtinkende Aſand die Jauche beym feuchten Beinfraß auf eine merkliche Art verbeſſert? — Unbeſtimmt iſt, wenn S. 181 geſagt wird: die aufgelöſten Materien werden unter verſchiedener Geſtalt ausgeleert, und man nennt ſie Infarktus. Gleich, als ob es auf der Auflöſung und Ausleerung beruhe. Aufgelöſet, oder nicht aufgelöſet, das macht ja nichts aus. — Selten wird man bey Gedärmen, welche von Blähungen aufgetrieben ſind, Nutzen durch Tabakrauchsklyſtire ſchaffen. Die phlogiſtiſche Luft des Klyſtiers verdirbt die inflammable der Gedärme deſto mehr, und der Kranke möchte berſten vor Angſt. — S. 182 wird der ſanfte gute Heinrich (Chenopodium bonus Henric.) mit dem Euphorbium, Senf, Meerrettich u. ſ. w. in eine Reihe geſetzt. Hr. H. hätte darüber nur den ſel. Murray nachleſen können. Ein Kraut, das man zum Demulciren gegen ſchmerzende Goldader braucht, kann wohl kein rubefaciens ſeyn. — Ob die Wirkungen des elektriſchen Reizes die nämlichen ſind, wie eines jeden andern, mögen andere Aerzte unterſuchen. — Das Kap. von der Beruhigung hätte unſerm Bedünken nach einer philoſophiſcheren Sichtung verdient. Es iſt wider den klaren Begriff von Beruhigung, wenn man reizende Mittel, z. E. Canthariden unter die beruhigenden rechnet. Die Wirkungen dieſer reizenden Mittel iſt zwar Aufhören des Schmerzens, folglich Ruhe, Beruhigung. Allein, das iſt nur ein negativer Effekt, keineswegs poſitive Beruhigung. So führt Hr. H. auch die Kälte hier auf (S. 207), die wohl doch kein Menſch mit Recht hieher zählen wird. Mit eben dem Rechte könnte man die Epilepſie ein beruhigendes Mittel nennen, weil der Kranke nach dem Anfalle beraubt liegt. — Das antiphlogiſtiſche

ſiſche Kap. iſt mager ausgefallen. — Unter den auflöſenden Mitteln vermiſſen wir ungerne die Fingerhutſalbe (Ungu. digital.) oder das friſche Kraut gequetſcht. — S. 255 ſteht, daß man an Seeküſten bisweilen kurze Seereiſen unternehmen laſſe, allein in der Abſicht, um durch die ſchwankende Bewegung eine anhaltende Ueblichkeit zu unterhalten. Die Empfehlung der Seereiſen gründet ſich wohl mehr auf den Genuß der Seeluft als auf die ſchwankende Bewegung. — Bey den erweichenden und reizenden Klyſtiren S. 255 fehlen noch eine Menge Mittel, welche man zumiſcht, Manna, Damarinden, Salpeter, Galle, Weineſſig u. ſ. w. — Die Vorrichtung Nr. 8. S. 260 bey Invaginationen der Gedärme wird ſchwerlich einigen Nutzen haben. Aeußerſt ſelten ſind dieſe Verſchlingungen ſo tief unten, daß der Druck einer unbedeutenden Waſſerſäule auf ſie wirken könnte. — Bey den äußern Mitteln, die Ausleerung des Harns zu befördern, hätten auch erweichende Klyſtire zu Nr. 3, und bey dem Falle, wo ein Krankheitsſtoff ſich nach der Urinblaſe abgelagert hat, Blaſenpflaſter auf das Heiligbein angeführt werden können. — Die Aufſchrift, Ausleerung der Harnröhre, iſt nach unſerm Bedünken etwas vage. Auch wird Hr. H. wohl ſelten durch reizende Einſpritzungen den vorhandenen oder unterdrückten (was gewöhnlich von allzu heftiger Entzündung herkommt) Ausfluß verſtärken und erneuern. Ja oft wird der Zuſtand alsdann erſt recht deſperat werden. — Das Titelkupfer macht weder dem Hrn. Verf. als Zeichner, noch dem Kupferſtecher viele Ehre.

Rk.

## Praktiſche Bemerkungen über einige Arzneymittel, von D. L. Ch. Althof. Erſtes Bändchen. Göttingen, bey Dieterich, 1791. 300 S. in kl. 8.

Die Mittel, über welche der Verf. in dieſem wohlgeſchriebenen Buche mit Beſcheidenheit und Sachkenntniß ſeine Urtheile und Bemerkungen mittheilt, ſind, das Queckſilber, der Mohnſaft bey venériſchen Zufällen angewandt, die Dulcamara und der weiße Arſenik äußerlich gebraucht. Das Queckſilber äußere dadurch, glaubt der Verf., ſeine Würkſamkeit auf das venériſche Gift, daß es daſſelbe verändere, entkräfte, auf eine chemiſche Art neutraliſire. Eine Hypotheſe, welcher Rec. noch

immer

immer die von Hunter angenommene und vom Verf. bezweifelte vorzieht. Denn wenn es unläugbar ist, daß das Queckſilber, ſo wie faſt alle Arzneyen, durch ſeine Würkung auf die Nerven, ſeine Kräfte in dem lebendigen thieriſchen Körper äußere; ſo iſt es auch eher zu glauben, daß der Mercurius durch ſeinen ihm eigenthümlichen Reiz auf dieſe erſten Triebfedern der ganzen thieriſchen Oekonomie, jene ſpecifiſche Heilkräfte mehr durch die Nerven als unmittelbar in den Säften äußern müſſe. — Was der Verf. zur Rechtfertigung des Quickſilbers gegen diejenigen ſchreibt, welche dieſes, mit gehöriger Vorſicht gebraucht, gewiß nützliche Mittel als höchſt unſicher und ſtets ſchädlich verrufen, gründet ſich auf richtige Erfahrungen, denen auch wir beypflichten müſſen.

Von der Würkung des Mohnſafts in veneriſchen Beſchwerden urtheilt der Verf. mit ſchätzenswerther Sachkenntniß, und theilt aus der Fülle ſeiner vielfältigen, über dieſes Mittel gemachten Erfahrung die wahre Würdigung und den rechten Gebrauch deſſelben in jener Krankheit mit. Eine Belehrung, welche praktiſche Aerzte mit Vergnügen und Nutzen hier ſelber leſen werden. — In einzelnen Fällen gab der Verf. das rohe Opium (welches er überhaupt allen gewöhnlichen Zubereitungen deſſelben weit vorzieht) täglich bis zu 18 Granen in getheilten Gaben. — Leibesverſtopfung ſahe er beſtändig auf den Gebrauch des Mohnſafts folgen, und half dieſer durch das Wiener Laxirtränkchen und Klyſtire am beſten ab. — Das Zittern der Hände ſahe er auch oft nach dem freyen Gebrauch des Mohnſafts entſtehen; gemeiniglich verlohr es ſich aber nach geendigtem Gebrauch deſſelben von ſelber, in andern hartnäckigeren Fällen hob es der Wein und Hallers ſaures Elixir. — Für ſpecifiſch heilſam in der Luſtſeuche kann der Verf. das Opium nicht erklären, wohl aber für hülfreich in einzelnen Zufällen, wenn es mit den angezeigten Mitteln verbunden und unter gehörigen Einſchränkungen mit Vorſicht angewandt wird. — Nach vorausgeſchickten allgemeinen Bemerkungen über die Würkung des Mohnſafts in veneriſchen Zufällen zeigt der Verf. noch den Nutzen und rechten Gebrauch dieſes Mittels beym Tripper, bey der veneriſchen Hodengeſchwulſt, bey der krampfhaften Harnverhaltung, bey der Phimoſis und Paraphimoſis, bey ſchmerzhaften veneriſchen Geſchwüren und veneriſchen Knochenſchmerzen insbeſondere an.

Die Bitterſüßſtengel (Stipites dulcamarae) leiſteten dem Verf. in mancherley Hautkrankheiten, welche in den meiſten Fällen von einer vernachläßigten Krätze entſtanden waren, die vortreflichſten Dienſte. Gegen den ſcharfen, aber nicht veneriſchen weißen Fluß ließen ſie ihn gleichfalls ſelten ohne Hülfe. — Unter den Zubereitungen dieſes Mittels verdient auch, nach ſeiner Ausſage, in Anſehung der Wirkſamkeit, ein ſtarker Aufguß wohl vor allen übrigen den Vorzug. — Die Uebelkeit und Neigung zum Brechen, welche dieſes Mittel zumal bey ſchwachen Perſonen anfänglich zu erregen pflegt, ließ ſich durch einen Zuſatz von Pomeranzenſchaalen am beſten heben.

Die eine Beobachtung, welche der Verf. über den heilſamen äußerlichen Gebrauch des weißen Arſeniks am Ende dieſes Bändchens anführt, iſt für praktiſche Aerzte gleichfalls nicht ohne Intereſſe; wir können alſo aller dieſer angenehmen Belehrungen wegen, welche dieſer erſte Band uns verſchafft hat, nicht umhin, den Verf. auch im Namen unſrer Leſer um die fortgeſetzte Mittheilung ſeiner leſenswerthen Bemerkungen inſtändig zu bitten.

**Weikard der Empyriker (Empiriker) von N. K. Molitor, M. Dr. Kurmainziſchen Hofgerichtsrath und öffentl. Profeſſor der Chymie und Arzneymittellehre. Mainz, 1791. bey Fiſcher, 3½ Bogen, gr. 8.**

Der Verf. recenſirte in den Mainzer gel. Anzeigen Herrn Weikards Fragmente. Hr. W., welcher den Tadel dieſes Rec. nicht ertragen konnte, ſchrieb dagegen ſehr bitter und anzüglich. Auf dieſe mit hämiſchen, unartigen Perſönlichkeiten angefüllte Replik antwortet nun der Verf. in vor uns liegender Brochüre nicht ohne Gründe, aber auch nicht ohne Empfindlichkeit, indem er, wie er S. 23 ſich ausdrückt, „ſeinem Gegner aus ſeiner von ihm ſelbſt geſchriebenen Biographie beweiſet, daß er bey aller ſeiner Reputation nichts wiſſe.

Bd.

G. Frie-

G. Friedrich Hildebrandt, d. A. und W. A. W. Doctors und Prof. der Anat. zu Braunſchweig ꝛc. Lehrbuch der Anatomie des Menſchen. Dritter Band, welcher die Splanchnologie enthält. Braunſchweig, in der Schulbuchhandlung, 1791. 672 Seiten in 8.

Dieſem Bande gebührt mit den beyden erſten gleiches Lob. Außer dem, daß nun die auf dieſen Band verſparten Knochentheile und Muskeln vorkommen, wird noch, zum beſſern Verſtändniſſe, freylich auch mit einiger Ausdehnung, aus den erſtern Bänden nachgeholt, was von Knochen und Muskeln die hier beſchriebenen Theile angeht. Auch werden die hieher gehörigen Nerven- Blut- und Lymphgefäße vorläufig angegeben, und dann die eigentlichen Eingeweide mit den ſie umgebenden und mit ihnen verbundenen Theilen gut und genau beſchrieben. Das fünfte Buch vom 28. bis 33. Kap. womit dieſer Band anfängt, handelt vom Kopfe und Halſe, — bey letzterm hätten doch auch die Benennungen, iugulum, Kehle, Droſſel, Gurgel, am Vordertheile angeführt werden können. — Einige Theile des Halſes kommen, des Zuſammenhanges wegen, erſt unter den Eingeweiden der Bruſt und des Unterleibes vor, hier aber vorzüglich die Organe der äußern Sinne, doch ohne die ſchon abgehandelten des Gefühls. Hier alſo: die Augen. Die caruncula lacrymalis S. 46 ſcheint doch auch beſtimmt, die Thränen zu leiten. — Die Ohren. — Das Promontorium entſteht nicht ſowohl von einer Hereintragung des veſtibuli, als des Anfangs der Schnecke — Die Naſe, wobey die Schleimdrüſen und Schleimhöhlen überhaupt mitgenommen werden. Mund und Rachen. Bey Gelegenheit der Speicheldrüſen handelt Hr. H. von den Drüſen überhaupt; im ſechſten Buche bis 38. Kap. von der Bruſt und ihren Eingeweiden, und hier auch ſchon vom Herzen; endlich im ſiebenten Buche bis 43. Kap. vom Bauche, das Becken mit begriffen, und ihren Eingeweiden. Der Benennung tunica nervea erwähnt Hr. H. nur in einer Note, und wünſcht ſie abgeſchafft. Er nennt dieſe Haut die eigentliche. — Krummdarm heißt ihm das ieiunum und ileum zuſammen, dann aber auch das letztere allein, und da ihm für das erſtere der Name: Leerdarm mißfällt, ſo hätte dann dieſer Darm nur einen unſchicklichen lateiniſchen und

keinen deutschen Namen. Der dicke Darm wird in den Grimmdarm und Mastdarm eingetheilt, und der Blinddarm als ein Theil des erstern beschrieben. — Beym Urachus des Kindes hätte aus Blumenbach die Bemerkung beygebracht werden können, daß er bey der ganz jungen Leibesfrucht in ein kleines Bläschen übergeht. — Ueberhaupt ist auf die veränderte Beschaffenheit der Eingeweide im Kinde immer viel Rücksicht genommen, und Litteratur, wie sonst, sorgfältig angegeben. Doch wird darin der fleißige Verf. wieder Einiges nachzuholen finden, wie es hier im Nachtrag zu den ersten Bänden geschehen ist. Physiologie ist, wie wir glauben, mit Recht nur wenig eingestreut, auch diesmal weniger von Handgriffen beym Präpariren der Theile.

As.

Joh. Astrücs, d. A. W. D. ꝛc. Abhandlung von Geschwülsten und Geschwüren, aus dem Französischen übersetzt von Geo. Ludw. Rumpelt, kursächs. Hofchirurgus und Prof. der Thierarzneykunst in Dresden. Zweyte durchaus verbesserte Ausgabe, mit vielen Anmerkungen und Zusätzen von D. E. B. G. Hebenstreit. Erster Theil. Dresden und Leipzig, bey Breitkopf, 1790. 468 Seit. Zweyter Theil. Ebendas. in der Richterischen Buchhandl. 1791. mit dem Register 378 S. 8.

Das Original kam zu Paris 1759 heraus, und 1761 erschien zu Dresden die erste Uebersetzung. Da dieses Buch insbesondere den Vorzug der Deutlichkeit, der guten Ordnung und der Vollständigkeit vor vielen andern Büchern gleichen Inhalts voraus hat, da der Verf. die vorkommenden Krankheiten nach der Natur mit Treue schildert, müßte man ungerecht seyn, wenn man läugnen wollte, daß es des Beyfalls, den es erhalten hat, unwürdig sey. Minder vollkommen aber ist dieses Buch, wenigstens für den Geschmack unsrer Zeit und für den deutschen Leser von Seiten des ätiologischen Theils und der empfohlnen Heilmethoden. Die Erklärungen, welche Astrüc von der Entstehung und den Ursachen mancher Krankheiten giebt, sind zu weitläuftig, zu gesucht, zu spitzfindig,

sie

ſie beruhen zum Theil auf irrigen, jetzt längſt berichtigten phyſiologiſchen Grundſätzen. Hin und wieder findet man ſtatt deutlicher Begriffe blos wortreiche Umſchreibungen der Sache, welche erklärt werden ſollte. Die Heilvorſchriften tragen noch ganz das Gepräge der Methode, welche die franzöſiſchen Aerzte, beſonders zu Montpellier, ſeit langen Zeiten zu befolgen pflegten, und zum Theil noch befolgen. Bey jeder Gelegenheit Aderlaſſe, überall, auch bey fieberhaften und entzündungsartigen Krankheiten, Fleiſchbrühen, überall ſogenannte verſüßende Tiſanen aus einer Menge theils kraftloſer, theils bunt unter einander gemengter Blumen, Kräuter und Wurzeln, überall endlich Vipern, Vipernſalz, Vipernpulver und viele andere veraltete Arzneyen, von deren Unwirkſamkeit oder Entbehrlichkeit wir jetzt längſt überzeugt ſind. Bey dem allen findet man doch in dieſem Buche viele nützliche und kräftige Arzneyvorſchriften, und die allgemeinen Heilanzeigen ſind größtentheils ſehr bündig und richtig gefaßt. — Nach dieſen Bemerkungen hätte Aſtrucs Werk eine völlige Umarbeitung und neue Form verdient. Hr. Prof. Hebenſtreit hatte aber eine neue Ausgabe verſprochen, und hielt ſich nicht für berechtigt, ſeine Gedanken, Theorien und die neueren Heilvorſchriften ihm unterzuſchieben und einen Anachronismus zu begehen. Unterdeſſen ſchnitt er hin und wieder überflüßige Auswüchſe hinweg, und da er ſeine Berichtigungen und Zuſätze mit dem Texte des Verf. nicht verſchmelzen wollte, hat er ſie theils unter demſelben, theils in eignen Abſätzen mit Bezeichnung ſeines Namens beygefügt. Um läſtige Wiederholungen zu vermeiden, erinnerte er nicht an jeder Stelle, wo etwas an Aſtrucs Vorſchriften, z. B. ſeine häufigen Verordnungen der Aderläſſe, der Fleiſchbrühen u. dgl. zu tadeln war, ſondern merkte es nur ein oder ein paarmal an, in der Erwartung, daß dies für aufmerkſame und nachdenkende Leſer hinreichend ſeyn würde. Daß die erſte Ueberſetzung ganz umgearbeitet, und theils in Anſehung der Richtigkeit, theils in der Schreibart verbeſſert worden, und dieſe Ausgabe bey den lehrreichen Anmerkungen einen großen Vorzug erhalten habe, lies ſich vom Hrn. H. erwarten. Warum er die lateiniſchen Kunſtausdrücke und Namen von Arzneyen nicht überſetzt, darüber hat er ſich in der Vorrede mit guten Gründen entſchuldigt.

Dl.

1) Ausführliche und genaue Beschreibung zweyer höchstmerkwürdiger und schwerer Geburtsfälle, in einem Sendschreiben an Herrn D. J. C. Stark, Herzogl. Weimarischen Hofrath ꝛc. zu Jena, von J. P. Hagen, Königl. Preuß. Hofrath, Professor der Entbindungskunst und Geburtshelfer in Berlin. Berlin, 1791. 2 Bogen in 8.

2) An Herrn Hofrath Hagen zu Berlin über dessen Sendschreiben an Herrn Hofrath Stark zu Jena, zwey höchstmerkwürdige und schwere Geburtsfälle betreffend, von J. F. Bok, Assessor Chirurgiä und bestelltem Geburtshelfer zu Berlin. Berlin, 1791. 2 Bogen. 8.

3) Berichtigung des Sendschreibens des Herrn Hofrath Hagen in Berlin an den Herrn Hofrath Stark zu Jena, über zwey schwere Geburtsfälle. Zur Erforschung der Wahrheit, von Ch. L. Mursinna, drittem Generalchirurgus, Professor und Geburtshelfer ꝛc. in Berlin. Berlin, bey Himburg, 1791. 3½ Bogen in 8.

4) J. P. Hagens erste und letzte Antwort auf die des Herrn Mursinna und Bok wider ihn herausgegebene Schriften — An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. — Berlin, bey Maßdorff, 1791. 76 Seiten in 8.

Nr. 1. enthält eine nicht sehr befriedigende Erzählung zweyer Entbindungen, welche der Verf. zu seiner Rechtfertigung hier dem lesenden Publikum vorlegt, weil der unglückliche Ausgang der einen derselben ihm Verdruß und üble Nachrede zuzog und zuziehen mußte, indem die Dame, welche am neunten Tage nach der würklich fürchterlichen Operation verstarb, von hohem Stande und großem Ansehn war, und das Verfahren des Verf. bey derselben wohl nicht durch kaltblütige,

weise

weise Ueberlegung, sondern durch zweckwidrige Eilfertigkeit geleitet wurde. Ein Fehler, welchen der Verf. selber nicht abläugnen kann, und dadurch zu entschuldigen sucht, daß er, während dieser, im Anfang ganz natürlichen, blos nur langwierigen Geburt, seine Aufmerksamkeit zu theilen, und zur nämlichen Zeit noch einer andern Kreisenden seinen Beystand zu leisten, sich verbindlich gemacht hatte. — Eine Verbindlichkeit, welche er jedoch, bey so bewandten Umständen, da sie seine Kräfte überstieg, dem Gefühl des Rec. nach, nicht hätte übernehmen sollen.

In der 2ten und 3ten Schrift beleuchten ihre Verfasser (welche Hr. H. zur Beendigung der oben beschriebenen Geburtsfälle zu Hülfe gerufen hatte,) mit Mäßigung und Sachkenntniß jene oberflächliche Beschreibung des Hrn. H.; erzählen mit Freymüthigkeit, wie sie bey ihrer Ankunft den Fall gefunden, was sie gethan haben, und welches der traurige Erfolg war. Nr. 2. hat uns am mehrsten befriedigt. In den Thatsachen aber stimmen beyde Schriften so überein, daß es dem Leser unmöglich wird, Hrn. H. ganz bey dieser Entbindung zu entschuldigen, sondern sich vielmehr überzeugen muß, daß jener Fall, welcher die hauptsächlichste Veranlassung zu diesen Schriften gab, im Anfang — wie wir oben schon bemerkt haben — eine, zwar langwierige, aber ganz natürliche Geburt war, ohne von irgend einem bedenklichen Zufalle begleitet zu seyn, und dadurch nur so merkwürdig und schwerer wurde, weil Hr. H. die Kräfte der Natur nicht genug würdigen wollte, sondern erst mit der Zange, hierauf durch die Wendung vergebliche Versuche machte, eine Entbindung zu beschleunigen, welche Hr. Bok und Mursinna endigen mußten, und dessen Opfer eine (wie Rec. aus aller Erzählung ersieht,) eben so liebenswürdige als angesehene Dame wurde.

Wir bedauern zwar Hrn. H., allein; wir hätten gewünscht, daß er, von dem wir schon eine ähnliche Geburtsgeschichte im 2ten Bande des Archivs für die Geburtshülfe mit Mißvergnügen gelesen haben (s. Allg. d. Bibl. B. 93. S. 737.), dergleichen Geburtsgeschichten nicht mehr machen möchte; und da einmal diese hier erwähnten sich so ereignet hatten, so unglücklich abgelaufen waren: so hätte Hr. H. auch für sich viel besser gethan, wenn er sie gar nicht öffentlich bekannt gemacht, oder doch wenigstens nicht, wie er es hier

1) Ausführliche und genaue Beschreibung zweyer höchstmerkwürdiger und schwerer Geburtsfälle, in einem Sendschreiben an Herrn D. J. C. Stark, Herzogl. Weimarischen Hofrath ꝛc. zu Jena, von J. P. Hagen, Königl. Preuß. Hofrath, Professor der Entbindungskunst und Geburtshelfer in Berlin. Berlin, 1791. 2 Bogen in 8.

2) An Herrn Hofrath Hagen zu Berlin über dessen Sendschreiben an Herrn Hofrath Stark zu Jena, zwey höchstmerkwürdige und schwere Geburtsfälle betreffend, von J. F. Bok, Assessor Chirurgiä und bestelltem Geburtshelfer zu Berlin. Berlin, 1791. 2 Bogen. 8.

3) Berichtigung des Sendschreibens des Herrn Hofrath Hagen in Berlin an den Herrn Hofrath Stark zu Jena, über zwey schwere Geburtsfälle. Zur Erforschung der Wahrheit, von Ch. L. Mursinna, drittem Generalchirurgus, Professor und Geburtshelfer ꝛc. in Berlin. Berlin, bey Himburg, 1791. 3½ Bogen in 8.

4) J. P. Hagens erste und letzte Antwort auf die des Herrn Mursinna und Bok wider ihn herausgegebene Schriften — An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. — Berlin, bey Matzdorff, 1791. 76 Seiten in 8.

Nr. 1. enthält eine nicht sehr befriedigende Erzählung zweyer Entbindungen, welche der Verf. zu seiner Rechtfertigung hier dem lesenden Publikum vorlegt, weil der unglückliche Ausgang der einen derselben ihm Verdruß und üble Nachrede zuzog und zuziehen mußte, indem die Dame, welche am neunten Tage nach der würklich fürchterlichen Operation verstarb, von hohem Stande und großem Ansehn war, und das Verfahren des Verf. bey derselben wohl nicht durch kaltblütige,

weise

weise Ueberlegung, sondern durch zweckwidrige Eilfertigkeit geleitet wurde. Ein Fehler, welchen der Verf. selber nicht abläugnen kann, und dadurch zu entschuldigen sucht, daß er, während dieser, im Anfang ganz natürlichen, blos nur langwierigen Geburt, seine Aufmerksamkeit zu theilen, und zur nämlichen Zeit noch einer andern Kreisenden seinen Beystand zu leisten, sich verbindlich gemacht hatte. — Eine Verbindlichkeit, welche er jedoch, bey so bewandten Umständen, da sie seine Kräfte überstieg, dem Gefühl des Rec. nach, nicht hätte übernehmen sollen.

In der 2ten und 3ten Schrift beleuchten ihre Verfasser (welche Hr. H. zur Beendigung der oben beschriebenen Geburtsfälle zu Hülfe gerufen hatte,) mit Mäßigung und Sachkenntniß jene oberflächliche Beschreibung des Hrn. H.; erzählen mit Freymüthigkeit, wie sie bey ihrer Ankunft den Fall gefunden, was sie gethan haben, und welches der traurige Erfolg war. Nr. 2. hat uns am mehrsten befriedigt. In den Thatsachen aber stimmen beyde Schriften so überein, daß es dem Leser unmöglich wird, Hrn. H. ganz bey dieser Entbindung zu entschuldigen, sondern sich vielmehr überzeugen muß, daß jener Fall, welcher die hauptsächlichste Veranlassung zu diesen Schriften gab, im Anfang — wie wir oben schon bemerkt haben — eine, zwar langwierige, aber ganz natürliche Geburt war, ohne von irgend einem bedenklichen Zufalle begleitet zu seyn, und dadurch nur so merkwürdig und schwerer wurde, weil Hr. H. die Kräfte der Natur nicht genug würdigen wollte, sondern erst mit der Zange, hierauf durch die Wendung vergebliche Versuche machte, eine Entbindung zu beschleunigen, welche Hr. Bok und Mursinna endigen mußten, und dessen Opfer eine (wie Rec. aus aller Erzählung ersieht,) eben so liebenswürdige als angesehene Dame wurde.

Wir bedauern zwar Hrn. H., allein; wir hätten gewünscht, daß er, von dem wir schon eine ähnliche Geburtsgeschichte im 2ten Bande des Archivs für die Geburtshülfe mit Mißvergnügen gelesen haben (s. Allg. d. Bibl. B. 93. S. 737.), dergleichen Geburtsgeschichten nicht mehr machen möchte; und da einmal diese hier erwähnten sich so ereignet hatten, so unglücklich abgelaufen waren: so hätte Hr. H. auch für sich viel besser gethan, wenn er sie gar nicht öffentlich bekannt gemacht, oder doch wenigstens nicht, wie er es hier

gethan hat, wie Hr. Bok es ihm beweist, und eidlich zu bekräftigen sich anheischig macht, so schief und unvollständig sie erzählt hätte. — Denn auch alles das, was Hr. Hagen in der vierten Schrift vorbringt, sieht mehr der Schwäche eines empfindlichgereizten Mannes ähnlich, als der Rechtfertigung eines Mannes von Einsicht.

Bb.

---

## V. Schöne Wissenschaften und Poesien.

Principes generaux des belles Lettres par Mr. *Storch*, Professeur des belles lettres au Corps Imperial des Cadets nobles etc. à St. Petersbourg, de l'Imprimerie du Corps des Cadets, 212 Seiten in gr. 8.

Dies ist ein übersetzter Auszug aus des Hrn. Hofr. Eschenburg Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften, und sie ist noch nach der ersten Ausgabe gemacht, daher die Zusätze der folgenden fehlen. Dieses Buch kann außer seiner unmittelbaren Bestimmung wenig Nutzen haben. Die Uebersetzung ist gut, wie man es auch von dem Uebersetzer erwarten konnte, dessen schöne Reisebeschreibung nach Frankreich schon zeigt, daß er mit beyden Sprachen gut bekannt ist. Aber freylich entstehen manche Unbequemlichkeiten für jede Uebersetzung ins Französische oder in andere Sprachen wegen der philosophischen Terminologie, welche die deutschen Lehrbücher der schönen Wissenschaften gebrauchen, und welche allen deutschen Lesern so geläufig sind, Ausländern aber fremd vorkommen müssen; weil in keiner Sprache das Wissenschaftliche so bearbeitet ist, als in der deutschen.

ASMUS omnia sua SECUM portans, oder: Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen. Fünfter Theil. Beym Verfasser und in Commission

miſſion bey Bohn in Hamburg, 1790. 224 Seiten in kl. 8.

Die proſaiſchen Aufſätze dieſes Theils ſind folgende: 1. Ueber die Unſterblichkeit der Seele. (Dieſer Aufſatz, ob er gleich nichts Neues enthält, hat dem Rec., wegen ſeiner Innigkeit, am beſten gefallen. 2. Geſpräche, die Freyheit betreffend. 3. Correſpondenz mit mir ſelbſt. (Ganz in der bekannten eigenthümlichen Manier des Verf.) 4. Schreiben des Kaiſers von J—p—n an einen gewiſſen — (Dies wird Hr. C. bey einer neuen Ausgabe vermuthlich wohl weglaſſen.) 5. Die Apologie des Socrates. (Vortreflich! Auch der dazu gehörige Kupferſtich, der eilf Sophiſten in charakteriſtiſchen Stellungen zeigt, macht Hrn. Chodowieki Ehre. Daß dieſe Afterweiſen in deutſchem Coſtume dargeſtellt ſind, iſt deſto beſſer. 6. Eine Correſpondenz zwiſchen mir und meinem Vetter. (Die Frage iſt die: Ob man mit gutem Gewiſſen, wenn die Gemeinde ein verbeſſertes Kirchenlied ſingt, ſtillſchweigen und im Herzen die alte Weiſe halten könne? Die Antwort iſt: Die öffentliche Ordnung müßt Ihr nicht ſtören; im Herzen könnt Ihr ſingen, wie Ihr wollt.) 7. Zwey Recenſionen u. ſ. w. in Sachen der Herren Leßing, M. Mendelsſohn und Jacobi. (Von dieſen ſagt der Verf. in der Vorrede: „Sie ſind ſchon einmal öffentlich gedruckt und gedruckt worden. Ich habe ſie hier wieder drucken, und bin auch erbötig, ſie wieder drucken zu laſſen.“ Rec. hofft, dies werde der Fall nicht ſeyn; der Streit, in ſofern er zunächſt jene Perſonen betraf, iſt faſt vergeſſen; der Streit über die Sache wird vermuthlich fortdauern, ſo lange die Welt ſteht. Denn noch hat jedes Jahrhundert, ſeit Chriſti Geburt, ſeinen Spinoza gehabt.) 8. Eine Parabel. 9. Brief an Andreas über Johannis den Täufer.

Der poetiſche Theil dieſer Sammlung iſt nicht beträchtlich; die mehreſten Stücke waren ſchon vorher bekannt. Es wäre wohl zu wünſchen, daß Hr. Claudius um ſolcher Leſer willen, die ſeine Muſe ſchätzen, deren Ohr aber durch unſere correcten Dichter verwöhnt iſt, etwas mehr Fleiß auf die Verſifikation wendete. Das Zuſammenſtoßen der Vocalen iſt doch unangenehm, wie z. B. S. 1.

Wenn er ewig in dem Grabe bliebe,
Und ich ſollte ihn nicht wieder ſehn,
Müßte ohne Hofnung von dem Grabe gehn —

Wenn ein junger Dichter Verfasser der Weihnachtscantilene S. 210 wäre, so würde Rec. verschiedene Anmerkungen darüber zu machen haben, und würde ihm sagen, daß vieles doch allzu platt und schaal ist. Allein, wir wollen Hrn. Cl. Schriften immer ferner mit Dank annehmen, ohne über seine Eigenthümlichkeiten, wenn sie mit unserm Geschmack nicht sympathisiren, ein Wort zu verliehren; denn es kömmt nicht darauf an, ob jedem einzelne Aufsätze, oder einzelne Strophen, wie die folgende, ganz nach Sinne sind, oder nicht:

Ein Chor Kinder.

Wir wollen seine Krippe schmücken,
Und bey ihm bleiben die ganze Nacht,
Die Hände ihm küssen und drücken;
Denn er hat uns so oft was gebracht.

Allenfalls hört derjenige auf zu lesen, der findet, was ihm mißfällt, und wenn mehrere aufhören zu lesen, so möchte es denn ein Wink des Publikums an den Autor seyn, aufzuhören, oder — etwas besseres zu liefern.

Am.

Das Mädchen von Orleans, travestirt von Ritter Fas. Erster Band. Rom (Wien), 1791. 294 Seiten. 8.

Es ist ein trauriger Anblick, zu sehen, was für einen Gebrauch ein großer Theil unserer Schriftsteller von den Kräften, Fähigkeiten und Anlagen macht, mit denen die Natur sie ausgestattet, und wie ganz nutzlos sie dieselben oft verschwenden. Der Gedanke, ein komischsatyrisches, in vielen Stellen selbst burleskes Gedicht, wie Voltairs Pucelle d'Orleans, zu travestiren, ist an und für sich schon so sonderbar, daß ein Mann von irgend reifer Beurtheilungskraft ihn schwerlich nur gehabt, geschweige an die Ausführung desselben wirklich Hand gelegt haben würde. Auch dürfte er außerhalb der Provinz Deutschlands, wo man, noch auf den ersten Stufen der Cultur des Geschmacks, schon den Gipfel erreicht zu haben glaubt, und wo man von der Poesie im Ganzen nichts zu kennen, wenigstens nichts zu lieben scheint, als Schwänke

und

und Possen, schwerlich viel Glück machen. Selbst dann, wenn wir dies Unternehmen blos als [illegible] betrachten, können wir es nicht billigen. [illegible] Verdeutschung der P. d'O. kann [illegible] alle unsere Leser mit uns übereinstimmen [illegible] von großen Talenten und einer der [illegible] Geisteswendung gelingen, und wenn sich nun auf [illegible] Hände, der zugleich die erforderliche Gedult und [illegible] keit besäße, so würde er doch immer nur eine [illegible] Arbeit geliefert, und weder zu seinem eigenen [illegible] Ehre seiner Nation etwas Wesentliches [illegible]. Die Pucelle d'Orleans kann von [illegible] Jahren [illegible] ung ohne Schaden und selbst mit Vergnügen [illegible] sen werden, deshalb aber sehen wir die [illegible] n, warum, da es noch so viel andere [illegible] Meisterwerke giebt, die gleiches und noch mehr Interesse mit mehr Bittsamkeit vereinigen, warum eben jedermann [illegible] Gedicht lesen müsse, wozu eine Uebersetzung und [illegible] eine Uebersetzung für Frauenzimmer [illegible] Man [illegible] nicht, daß der Deutsche keuscher und [illegible] er Franzose, ob er gleich von sich selbst sagt, er [illegible] allenden Nuditäten des Originals, auf [illegible] ch nicht hätten betreten lassen dürfen, [illegible] Milchflor nach der neuesten Mode bedeckt. [illegible] heil, er hat manche Nacktheit, manchen [illegible] nen man im Original keine Spur findet, [illegible] inzugethan. Travestiren und geist- und [illegible] gen, muß diesem angeblichen Ritter einerlei seyn, [illegible] sich ohnmöglich Verse, wie diese, erlauben können:

S. 176. Der alte Zecher, Hageldick
Vom Wein und Danziger Kümmel,
Verschnarchte zu Agnesens Glück
So Kampf als Schlachtgetümmel,
Von Dunst umnebelt, und den Zaum
Des stolzen Zelters um den Daum
Gewunden, lag der Lümmel.

Voltaire sagt: Son écuyer *vieil ivrogne* intrépide — er burleske aber treffende Einfall: der Fama zwei Trompeten zu geben, l'une à sa bouche l'autre au cu — genügte [illegible] erf. nicht: er muß noch etwas von seiner Erfindung hinzu-

thun,

Wenn ein junger Dichter Verfasser der Weihnachtscantilene S. 210 wäre, so würde Rec. verschiedene Anmerkungen darüber zu machen haben, und würde ihm sagen, daß vieles doch allzu platt und schaal ist. Allein, wir wollen Hrn. Cl. Schriften immer ferner mit Dank annehmen, ohne über seine Eigenthümlichkeiten, wenn sie mit unserm Geschmack nicht sympathisiren, ein Wort zu verliehren; denn es kömmt nicht darauf an, ob jedem einzelne Aufsätze, oder einzelne Strophen, wie die folgende, ganz nach Sinne sind, oder nicht:

Ein Chor Kinder.

Wir wollen seine Krippe schmücken,
Und bey ihm bleiben die ganze Nacht,
Die Hände ihm küssen und drücken;
Denn er hat uns so oft was gebracht.

Allenfalls hört derjenige auf zu lesen, der findet, was ihm mißfällt, und wenn mehrere aufhören zu lesen, so möchte es denn ein Wink des Publikums an den Autor seyn, aufzuhören, oder — etwas besseres zu liefern.

Am.

Das Mädchen von Orleans, travestirt von Ritter Fas. Erster Band. Rom (Wien), 1791. 294 Seiten. 8.

Es ist ein trauriger Anblick, zu sehen, was für einen Gebrauch ein großer Theil unserer Schriftsteller von den Kräften, Fähigkeiten und Anlagen macht, mit denen die Natur sie ausgestattet, und wie ganz nutzlos sie dieselben oft verschwenden. Der Gedanke, ein komischsatyrisches, in vielen Stellen selbst burleskes Gedicht, wie Voltairs Pucelle d'Orleans, zu travestiren, ist an und für sich schon so sonderbar, daß ein Mann von irgend reifer Beurtheilungskraft ihn schwerlich nur gehabt, geschweige an die Ausführung desselben wirklich Hand gelegt haben würde. Auch dürfte er außerhalb der Provinz Deutschlands, wo man, noch auf den ersten Stufen der Cultur des Geschmacks, schon den Gipfel erreicht zu haben glaubt, und wo man von der Poesie im Ganzen nichts zu kennen, wenigstens nichts zu lieben scheint, als Schwänke

und

und Possen, schwerlich viel Glück machen. Selbst dann, wenn wir dies Unternehmen blos als freye Uebersetzung betrachten, können wir es nicht billigen. Eine wirklich lesbare Verdeutschung der P. d'O. kann (darin, glauben wir, werden alle unsere Leser mit uns übereinstimmen) nur einem Dichter von großen Talenten und einer der Voltairischen ähnlichen Geisteswendung gelingen, und wenn sich nun auch ein solcher fände, der zugleich die erforderliche Geduld und Beharrlichkeit besäße, so würde er doch immer nur eine sehr undankbare Arbeit geliefert, und weder zu seinem eignen Ruhme noch zur Ehre seiner Nation etwas Wesentliches geleistet haben. Die Pucelle d'Orleans kann von Leuten von Jahren und Erfahrung ohne Schaden und selbst mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden, deshalb aber sehen wir die Nothwendigkeit nicht ein, warum, da es noch so viel andere dichterische Meisterwerke giebt, die gleiches und noch mehr Interesse mit mehr Sittsamkeit vereinigen, warum eben jedermann eben dieses Gedicht lesen müsse, wozu eine Uebersetzung und überdies gar eine Uebersetzung für Frauenzimmer soll? Man glaube ja nicht, daß der Deutsche keuscher und zurückhaltender sey, als der Franzose, ob er gleich von sich selbst sagt, er habe die auffallenden Nuditäten des Originals, auf denen weibliche Augen sich nicht hätten betreten lassen dürfen, mit einem saubern Milchflor nach der neuesten Mode bedeckt. Im Gegentheil, er hat manche Nacktheit, manchen frechen Scherz, von denen man im Original keine Spur findet, von dem Seinigen hinzugethan. Travestiren und geist- und witzlose Plattheiten sagen, muß diesem angeblichen Ritter einerley seyn, sonst hätte er sich ohnmöglich Verse, wie diese, erlauben können:

S. 176. Der alte Zecher, Hageldick
Vom Wein und Danz'ger Kümmel,
Verschnarchte zu Agnesens Glück.
So Kampf als Schlachtgetümmel,
Von Dunst umnebelt, und den Zaum
Des steifen Zelters um den Daum
Gewunden, lag der Kümmel.

Voltaire sagt: Son écuyer *vieil ivrogne* intrépide — Der burleske aber treffende Einfall: der Fama zwey Trompeten zu geben, l'une à sa bouche l'autre au cu — genügte dem Verf. nicht: er muß noch etwas von seiner Erfindung hinzuthun.

thun. Bey V. posaunt Fama mit der zweyten Trompete blos die Produkte mittelmäßiger Scribenten aus:

Vers de Dancher, prose de Marivaux
Nouveaux Cyrus, voyage de Sethos —

Bey unserm Ritter hingegen

Da orgeln ihr durch das Gedärm
Infarkte mit Vignetten,
Mit Vers und Prosa, welch ein Lärm!
Wie platzende Raketten:
Oft kriegt Madam gar die Kolik
Von Subscriptionen und Kritik
Und der Neuwieder Zeitung.

Wie schaal und sinnlos! S. 260. Wenn V. sagt: l'aumônier nerveux

D'un coeur farouche et d'un bras formidable
Se débattoit contre le page aimable —

so wird bey unserm Ritter (der Feinheit und Delicatesse in den Werken eines gewissen andern Ritters studirt zu haben scheint) daraus:

Bald liegt der eine obendrauf,
Der andre keuchend unter,
Und ringsum stiebt Toppe' und Haar,
Als balgte sich ein Hundepaar
Um einen Kälberknochen.

S. 208. Und wem es vollends nicht gelingt,
Ein Herzchen nach der Regel
Sich wegzukappeen, wenn ers zwingt,
Dann ist er gar ein Flegel.

Voltaire: O sez vous bien me faire resistance?
Y - pensez vous?. Vous ne meritez pas
Le fol amour que j'ai pour vos appas:
Cedez sur l'heure, ou craignez ma vengeance.

Der Ritter. Geh, sperr dich länger nicht; sey klug,
Und spiele nicht die Sprödе.
Nun hab' ich mich bald lang genug
Um dich genarrt, du Kröte!

Nur

Nur fort! fort! marsch aufs Kanapee!
Wo nicht, so zitre, Bestie — — —

S. 39. Da lag die holde Schäferin,
Und Pfaff und Bauer blinzten,
Und rollten ihr wohl bis an Kinn
Die Decken auf, und grinßten.
Die bösen Buben kollerten
Gar auf ihr rundes Bäuchelchen
Ums beste Loos den Würfel!

S. 40. Auch Hannchen pißt aus Angst ins Hemd —

So viel genug, und mehr denn genug zur Probe von diesen salibus leporibusque a — s! Die eigenen Einfälle des Verf. sind ohne Ausnahme, wo nicht schmutzig, doch äußerst frostig, und die Anspielungen auf neuere Zeitumstände und Personen meist sehr erzwungen. Der Verf. kann vielleicht mit der Zeit etwas liefern, das den Beyfall der Kenner erhält, dann aber muß Wahl und Behandlungsart seines Stoffs ganz anders ausfallen, als hier.

Nw.

Marcus Valerius Martialis, in einem Auszuge, lateinisch und deutsch. *Fünfter Theil.* Nebst einem Anhange aus dem Catullus, von *Karl Wilhelm Ramler.* Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandl. 1791. 432 Seiten. 8.

Mit diesem Bande beschließt Hr. P. Ramler seine schätzbare Verdeutschung des Martial, die nunmehr wohl kaum noch ein Auszug genannt werden darf. Die schmutzigen Stücke und ganz unübersetzbaren Wortspiele ausgenommen, möchte schwerlich noch ein Epigramm fehlen. Selbst die Xenia und Apophoreta größtentheils zu verdeutschen hat Hr. R. sich die Mühe gegeben. Bey einer neuen Auflage wünschten wir, daß auf zwey Punkte vorzüglich Rücksicht genommen werden möchte. Erstlich auf die gehörige Folge der Stücke, da man jetzt, bey dem gänzlichen Mangel eines Registers, ein Epigramm oft in vier Bänden vergebens sucht, und erst im fünften findet. Zweytens auf sparsamern Druck. Jetzt ist er so verschwenderisch, daß wohl zwey, ja dreymal mehr Zeilen,

und

und recht bequem auf Eine Seite zu bringen wären. Der studirenden Jugend, der das Buch doch zunächst bestimmt ist, würde es dann ungleich nützlicher werden. Wie wenige können sich ohne Ungelegenheit ein so theures Werk anschaffen! Würde das Format mit gros Octav vertauscht, und der Druck so eingerichtet, daß die Zeilen nicht gebrochen werden dürften, so ließen sich sämmtliche fünf Bände sehr gut in zwey bringen. — —

Der Anhang aus dem Catull enthält die epigrammatischen und kleinere Gedichte, und auch diese nur zum Theil. Ob alle hier gewählte eine Uebersetzung verdienten? getrauen wir uns nicht geradezu mit Ja zu beantworten: doch, wenn sie einmal übersetzt werden sollten, so war es freylich gut, daß ein Mann, wie R., sich dieser Arbeit unterzog. Hier sind ein paar von den bessern Stücken zur Probe! Das Catullische 13. 9. Coenabis bene etc. lautet bey Hrn. R. also:

Herrlich sollst du, Fabull, in wenig Tagen
Mit der Hülfe der Götter, bey mir schmausen:
Wenn du deinem Catull ein gutes Nachtmahl
Mitbringst, auch ein Blondinchen und ein Fäßchen
Wein, und Witz und ein fröhliches Gelächter.
Wenn du, Trauter, dies alles mitbringst, sollst du
Herrlich schmausen: denn dein Catull hat leider!
Nichts im Beutel als Spinneweben. Baare
Freundschaft sollst du dafür zurückbekommen,
Und was lieblicher ist und ausgekernter,
Einen Balsam, den meinem Mädchen neulich
Die Cupidchen und Charitinnchen schenkten.
Wenn du diesen nur einmal riechst, so wirst du
Rufen: Macht mich doch ganz zur Nas', ihr Götter.

Den Schluß der Götzischen Uebersetzung (Vermischte Gedichte, 2. Th. S. 233.) ziehen wir doch vor:

Wenn du diesen einmal nur gerochen,
Wirst du Götter und Göttinnen bitten,
Macht, o macht mich doch zu lauter Nase!

Er dünkt uns ungleich naiver und komischer. —

### Auf den Sperling der Lesbia.

Sperling! — Süßes Vergnügen meines Mädchens,
Du, mit dem sie zu spielen pflegt, und den sie

In

In den Buſen zu ſtecken pflegt, und den ſie
Mit dem Finger zu ſcharfen Biſſen necket,
Wenn mein reizendes Liebchen ſich die Schmerzen
Zu vertändeln, ein Zeitvertreibchen ſuchet,
Bis der Brand in den Adern ſich gelegt hat, —
Könnt' auch ich, ſo wie ſie, jetzt mit dir ſpielen,
Meinen Kummer zu lindern: ach! das wäre
Mir behaalicher, als dem ſchnellen Mädchen
Das Goldäpfelchen war, das ihr den lange
Zugebundenen Gürtel endlich löſte.

Ee.

---

# VI. Theater.

Annalen des Theaters. Siebentes Heft. Berlin, bey Maurer, 1791. 144 Seiten. gr. 8.

Unter den Gedichten findet ſich ein ſehr gutes, von Herrn Engel, eine Rede, die Hr. Fleck am Geburtstag der regierenden Königin auf dem Nationaltheater hielt, und ein ſehr ſchlechtes vom Hrn. v. Klein auf eine Mannheimer Aktrize, Dem. Beilholz. Wahrſcheinlich hat dieſe Künſtlerin, die auch Kenner rühmen, ein feineres Gefühl, als ihr Sänger, und dann muß ihr ein ſo übertriebenes Lob eckeln. Hr. v. K. glaubte Thalien und Melpomenen zu ſehen, und da rief ihm der Genius der Kunſt zu:

Du ſiehſt die zauberiſchen Scenen nicht allein,
Mit dir, ſieh um dich her, iſt eine Welt entzückt:
Es iſt nicht Thalia, nicht Melpomene,
Es iſt Romeos Julie und Roberts Lotte
Und Iphigenia und Nina Beilholz.

Daß Thalia die Grazie mit Thalia der Muſe verwechſelt iſt, befremdet von dieſem Gelehrten nicht. — Das franzöſiſche Schauſpiel, das während der Wahl und Krönungszeit in Frankfurt am Mayn war, ward trotz ſeiner Mittelmäßigkeit ſtärker beſucht, als das deutſche. Wenn man mit Recht darüber klagen wollte, ſo hätten die deutſchen Truppen, die da ſpielten, beſſer ſeyn müſſen. Der Directeur

Böhm

Böhm hatte, ſtatt des gehofften Gewinns, großen Schaden von dieſem Aufenthalt. — Die Nachrichten von den verſchiedenen deutſchen Bühnen würden weit kürzer und zweckmäßiger ausfallen, wenn ſie ſich blos auf die Liſte der gegebenen Stücke, die Rollenbeſetzung und die Aufnahme der neuen dramatiſchen Produkte einſchränkten. Oder noch beſſer, ſo wie das Verzeichniß von der Hamburger Bühne, Nr. IX. Was ſollen Kritiken oder Lobreden über das Spiel einzelner, meiſt ſehr mittelmäßiger Schauſpieler in Annalen des Theaters? Wann der Kunſtrichter nicht beſtimmt den Grund ſeines Lobes oder Tadels angiebt, wenn er nicht auf allgemeine Grundſätze und praktiſche Regeln zurückgeht, kurz, wenn er nicht ſo kritiſiren kann, wie Leßing in der Dramaturgie; ſo iſt ſeine Mühe ganz verlohren, und er erreicht nichts, als daß er dem gelobten Künſtler den Kopf ſchwindelnd macht, und den getadelten erbittert. Was liegt der Welt daran, zu wiſſen, ob einem ungenannten und unbekannten Manne (die Verf. dieſer Nachrichten ſind alle anonym; ſelten verräth einer durch ſeine Bemerkungen den Kenner, oder durch ſeinen Vortrag feinen, gebildeten Geſchmack) dieſer oder jener Schauſpieler in der oder jener Rolle gefallen oder mißfallen habe? Was für ein ſeichtes Geſchwätz herrſcht z. B. durchaus in dem Aufſatz über die Vorſtellungen der Mainzer Geſellſchaft! Luſtig iſts zu ſehen, wie oft die ſchneidenden Ausſprüche dieſer Herren einander gerade vor die Köpfe ſtoßen. Und der Ton, in dem ſie zum Theil ſchreiben! So heißt es S. 80 von einer Schauſpielerin in Thorn: „Mad. Ernſt hatte gegen allen Anſtand ihre Brüſte, wie der Becker das Brod, zur Schau gelegt u. ſ. w. — Ueber Natur und ihre Gränzen bey der theatraliſchen Darſtellung. Wenn dieſe an ſich richtigen Ideen Nutzen ſtiften ſollen, ſo müſſen ſie weiter ausgeführt und durch häufige Beyſpiele anſchaulicher gemacht werden. Die deutſchen Schauſpieler müſſen (mit wenig Ausnahmen) wie die Kinder behandelt werden. Man muß ihnen etwas zu eigenem Nachdenken überlaſſen, aber ja nicht zu viel. — Intereſſant iſt die Darſtellung des Theatergeſchmacks in Königsberg S. 109 u. ſ. f. Ausſchließliche Richter in Sachen des Geſchmacks ſind bey uns, wir billig, das „Militär und die Judenſchaft; jene theilen vornämlich die „Belohnungen, dieſe den Tadel aus. Wir ergötzen uns incognito noch herzlich an tragiſchen Stiergefechten. Wir verzeihen allenfalls dem Dialog Unrichtigkeiten, wenn wir nur

„Erha-

Erhabenheit darin finden, Converſationsſtücke ſind nicht unſre „Lieblingsſachen, ſo wenig als Unterſcheidung des Hoch- und „Niedrigkomiſchen, unſre Stärke. Franzöſiſche Stücke ſind „uns zu alltäglich, zu kleinlich. Was die Poſſe betrift, ſo iſt „uns ſchon der bloße Name ein Greuel. Wir möchten vor „Wuth weinen, daß wir bisweilen in einer Poſſe lachen müſ„ſen, wir pfeifen ſie aber auch allemal aus, ohne zu unter„ſcheiden, ob wir Schauſpieler oder Stücke meinen. Operette iſt unſer Ein und Alles u. ſ. w.“ Dieſe Züge würden auch in ein Gemälde des Zuſtandes des Theaterweſens in Deutſchland überhaupt paſſen. — Anekdoten und Charakterzüge von Schauſpielern und Schauſpielerinnen alter und neuer Zeiten. Die Idee iſt gut, aber die Auswahl ſollte ſtrenger ſeyn. — Theaterveruntreuung und Diebſtahl. Eine erbauliche Geſchichte. Ein Kopiſt Romersberg bey Herrn Großmanns Truppe verkaufte Abſchriften Kotzebuescher Stücke an das Mainzer Theater, die dies geſtöhlne Manuſcript wiſſentlich erhandelte, ja ſo gar weiter verkaufte! Das iſt freylich arg, aber lächeln muß man doch, wenn Hr. G. ſeufzt: Mein Glaube an Menſchheit iſt wieder merklich geſchwächt. Als ob ein Heuchler oder Gauner mehr oder weniger für oder wider die Menſchheit etwas beweiſen könnte. — Rudolph von Habsburg von Klein iſt nach S. 139 mit Beyfall in Hamburg gegeben worden. Iſt es möglich? — Gegen die hie und da noch herumziehenden Marionettenſpieler. Ihre Poſſen mögen freylich auf den gemeinen Mann, der ſie beſucht, ſchädliche Wirkung haben; wer aber von dieſer Seite nichts zu befürchten hat, der würde, wenn Ein Uebel von beyden ſeyn müßte, doch den Prinzen Dorenſtrauch der eben erwähnten Kaiſerlichen Majeſtät vorziehen.

## — — Achtes Heft, 128 Seiten. gr. 8.

Von den Gedichten erwähnen wir nur der Rede, gehalten nach der erſten Vorſtellung auf dem Döbbelinſchen Theater zu Berlin im Jahr 1767, vom Hrn. Prof. Kamler. Sie erſcheint hier zum erſtenmal im Druck, und iſt dieſes vortreflichen Dichters würdig. Hier iſt eine Stelle daraus:

Wie glorreich iſt das Amt, das dich Parterr erhebt,
Amphitheater dich zum höchſten Richter
Der ganzen Schauſpielkunſt, der ganzen Kunſt der Dichter,

Der Tonkunſt, Mahlerkunſt, Architektur
Des Pantomimentanzes:
Und dies das ganze Jahr um vier Loth Goldes nur. 1)
Ein ſanftes Murmeln ſcheint mir anzudeuten:
„So viel Loth Goldes ſind nicht jedem Kleinigkeiten!“
Die Antwort iſt nicht ſchwer. In einer Stadt,
Wo man auf dieſes Spiel der Bühnen
So viel Guineen nicht, und nicht ſo viel Zechinen
Als London oder Venedig zu verwenden hat,
Da wird man klüger ſeine Sachen,
Sich aber ſelbſt nicht ärmer machen.
Man ſpart alsdann den neuſten Tand,
Den die Pariſiſche Putzhändlerin erfand;
Man ſpart im Garten bey ſchön blühenden Rabatten,
Bey grüner Bäume Wohlgeruch und Schatten,
Zwölf große Fuder grünbemalter Latten; 2)
Man ſpart an Gicht und an verfälſchtem Marnewein, 3)
Und an dem Arzt dazu, drey Summen, die nicht klein;
Man ſpart, um meine Worte ſelbſt zu ſparen,
An jedem Spiel, bey welchem man
Zeit, Gold und Freund zugleich verliehren kann u. ſ. w.

Beſchreibung des Theatervorhangs im K. Schauſpielhauſe zu Charlottenburg. Die Compoſition ſcheint etwas zu reich an Figuren zu ſeyn. Sehr ſonderbar ſind die Gründe, aus denen der Verf. dieſes Aufſ. den Künſtler gegen den Tadel rechtfertigt, daß er der Agneſe Bernauerin und Marie Stuart einen ſo prächtigen Anzug gegeben. „Der Dichter darf ausſchweifender in ſeinen Darſtellungen ſeyn, als der bildende Künſtler.“ Ausſchweifender? — Nachrichten von ausländiſchen Theatern aus den neueſten Reiſebeſchreibungen gezogen. Dieſen

1) Um neun Piſtoletten, oder ohngefähr um acht und vierzig Thaler; eine Summe, wofür man ſechs und neunzigmal auf das Parkett gehen kann.

2) Zielt auf die Tiſchlerarbeit, womit man die Gärten überlud. Ein damals bekannter Garten hatte davon ſo viel, daß ein witziger Kopf, dem eine Pfeife Tabak angeboten ward, ſie ausſchlug: weil es wegen Feuersgefahr nicht erlaubt ſeyn würde, hier zu rauchen.

3) Champagner, deſſen ſo viel in Europa getrunken wird, daß der größte Theil davon nothwendig unächt ſeyn muß.

Dieſen ſehr zweckmäßigen Artikel wünſchen wir fortgeſetzt zu ſehen. Zu Baſtia iſt ein Theater, auf welchem Harlekin die tragiſchen Rollen ſpielt, und Mamſell Roſaura den Pantalon vorſtellt. Der Graf v. Lamberg ſah daſelbſt einem auf der Bühne zur Ader laſſen, der nachher ſtarb, wieder auferſtand, und als Geiſt umherwandelte. Alles dies geſchah, weil er der Signora Kolombina den Handſchuh zerriſſen hatte. Das Geſpenſt, welches den Harlekin erlöſte, erweckte Grauen. Man hieb ihm den Kopf ab, welcher, vom Rumpfe getrennt, mitten im Saale ſchwebend blieb, und Feuerfunken ſprühte, die mit ihrem Geſtanke das ganze Haus erfüllten und die Zuſchauer vertrieben. — Nationaltheater in Berlin. Rührender Abſchied einer treflichen Schauſpielerin, der Madame Brückner, von demſelben. — Vom Mainzer Theater. „Kotzebues Stücke ſind bey dem hieſigen Publikum in der Verdammniß, weil ſie nicht den Geiſt der Schonung und der Nachſicht mit gewiſſen privilegirten, tiefeingewurzelten Vorurtheilen der Etikette und Conventionen athmen.“ Das mag ſeyn, allein auch bey einem andern Publikum, das nicht dieſe Vorurtheile, ſondern feinen, gereinigten Geſchmack beſäße, würden eben deswegen die meiſten Stücke dieſes Dichters nicht ohne mannichfaltigen Tadel bleiben. Glaubt der Ungenannte, daß der dramatiſche Dichter ſich über alle Conventionen hinausſetzen dürfe. In keiner Gattung der Poeſie, ſollten wir meinen, wäre dies weniger erlaubt, als eben in dieſer. Man braucht kein moraliſcher Ricoriſt zu ſeyn, es gehört nur ein wenig Beurtheilungskraft und Geſchmack dazu, um es höchſt unanſtändig und tadelhaft zu finden, daß Hr. v. K. faſt kein Stück ſchreiben kann, ohne eine gefallne Frau, ein entehrtes Mädchen, einen Baſtard u. dg. einzumiſchen, und dem Genuß außer der Ehe das Wort zu reden. Die edle Lüge, ein neues Stück von dieſem Dichter, in dem abermals eine Schwangerſchaft vor der Trauung vorkömmt, und ein treuer Mann aus Edelmuth (welch eine ſchändliche Entweihung des ſchönen Worts!) ein Ehebrecher ſcheinen will, wollte man nach der erſten Vorſtellung in Mainz nicht weiter ſehen. Damit iſt nun dieſer Ungenannte gar nicht zufrieden, und er ſucht dieſes Stück durch Gründe zu vertheidigen, die nicht ſeichter und ſchlechter ſeyn könnten. „Wer „leicht Feuer fängt, bleibe lieber ganz aus dem Schauſpiel„hauſe weg, er braucht gerade nicht dies Kotzebuesche Stück „zu ſehen, um verführt zu werden. Es giebt deren eine gar

„große Zahl, und ist immer dazu geschwiegen worden.“ — Mit Erstaunen lasen wir S. 52, daß auf der Mannheimer Bühne bisweilen noch extemporirt wird, und zwar wie! Hr. Gern spielte den Dorist im Baum der Diana, und sagte: „In was glaubt ihr wohl, daß Diana mich verwandelte? in eine Lilie? in einen Rosenstock? oder in einen Lebkuchen?“ — Bellomo, ein Mann, der zum Directeur einer deutschen Schauspielertruppe ganz verwahrloset ist, hat Weimar verlassen, und ist nach einer österreichischen Provinzialstadt, (wenn wir nicht irren, nach Grätz) gegangen, wo er noch am ersten seine Rechnung finden wird. In Weimar ist eine neue Truppe errichtet worden, die unter der Direction des Hrn. v. Göthe steht. — In Prag existirt ein adliches Privattheater, auf dem französische und deutsche Stücke gegeben werden. — An den Herausgeber der deutschen Zeitung. Ein merkwürdiger Beytrag zur Chronique scandaleuse der deutschen Schauspieler.

Tm.

**Geschichte der Schaubühne und Theaterdichter bey allen Völkern. Aus dem Italienischen. Erster Theil, 403 Seiten. Zweyter Theil, 376 S. 8. Leipzig, in Commission bey Fleischer. 1791.**

Des P. Signorelli Storia critica de' Teatri antichi e moderni etc. erschien zu Neapel 1777 in zwey Bänden, und ward zu Bern 1783 ins Deutsche übersetzt. (Die Anzeige davon s. im 59. B. 1. St. S. 117 dieser Bibliothek.) Die Uebersetzung dieses sehr seichten, superficiellen und höchstens zur Geschichte des italienischen Theaters brauchbaren Werks muß wahrscheinlich wenig Käufer gefunden haben, so daß man den Versuch zu machen genöthigt ward, sie unter diesem willkührlich veränderten Titel, mit hinweggelassenen Namen des Verf., als eine neue Uebersetzung eines neuen Werks in Umlauf zu bringen. Das Unerlaubte solcher Listen muß jedem einleuchten, und wir begreifen desto weniger, wie man noch seine Zuflucht zu ihnen nehmen und hoffen kann, daß ein neuer Titel ein verlegenes Buch verkaufen soll, da, dächten wir, die Erfahrung das Nichtige dieser Erwartung hinlänglich genug gezeigt hat. Der Schade witzigt, und wenig Käufer von neuen Büchern werden wohl so unvorsichtig seyn, Neuigkeiten

Letzten von einigem Belang sich ohne vorhergegangene Einsicht anzuschaffen.

Ee.

## VII. Bildende Künste.

1) Description du monument, qui vient d'être erigé à Rheinsberg. Avec quatre planches, qui représentent les quatre faces de la pyramide. Berlin, chez Decker, 1791. 27 Seiten. Fol.

2) Beschreibung des Denkmals, welches in Rheinsberg errichtet ist. Mit vier Kupfern, welche die vier Seiten der Pyramide vorstellen. Aus dem Französischen. Berlin, bey Decker, 27 S. Fol. 1791.

3) Monument consacré à l'eternelle memoire *d'Auguste Guillaume* — par *S. A. R.* le Prince Henry de Prusse. Denkmal, dem immerwährenden Andenken August Wilhelms u. s. w. geweihet von S. K. H. dem Prinzen Heinrich von Preußen. Berlin, 1791. 5 Bogen. 8.

Diese Schriften enthalten die Beschreibung des Denkmals, welches der Prinz Heinrich von Preußen seinem verstorbenen Bruder August Wilhelm und mehreren Preußischen Helden, die sich in den drey schlesischen Kriegen berühmt gemacht haben, errichten, und am 4. Jul. 1791 bey Rheinsberg feyerlich einweihen ließ. Es besteht aus einer Spitzsäule von behauenen Sandsteinen. Die vordere Seite, welche dem Prinzlichen Schlosse zugekehrt ist, enthält an ihrem obern Theile einen in die Höhe gerichteten Harnisch mit einem Helme, und auf beyden Seiten Fahnen. Unter diesen Trophäen ist das Brustbild August Wilhelms von weißem Marmor

in erhabener Arbeit. Unter demſelben ſind mit vertieften und vergoldeten Buchſtaben (wie ſämmtliche Innſchriften der ganzen Säule) zwey franzöſiſche Inſchriften in ſchwärzlichem Marmor, die aber in den Kupfern bey Nr. 1 und 2 aus Mangel an Raum fehlen. Am Fußgeſtelle erblickt man in drey Reihen acht Medaillons von ſchwärzlichem Marmor mit Lorbeerzweigen umwunden. Sie enthalten die Namen und eine concentrirte in lapidariſchem Styl abgefaßte Charakterſchilderung und Anführung einiger vorzüglichen Thaten folgender Feldherren: Keith, Schwerin, Pr. Leopold, Pr. Ferdinand von Preußen, Seidlitz, Ziethen, Bevern, Platen. (Im Kupfer ſind nur die Namen geſtochen.) Auf der Plinte iſt in Sandſtein der Name des Majors Bourmann, welcher das Monument entworfen hat, mit einer Inſchrift zu leſen. Auf der rechten Seite des Fußgeſtelles ſind in viereckichten Feldern in zwey Reihen in Sandſtein die Namen und Inſchriften eines Hülſen, Tauentzien, Möllendorff, Hautcharmoi, Retzow und Woberanow; auf der linken eben ſo: eines Saldern, Prittwitz, Kleiſt, Dieskau, Ingersleben und Henkel; und auf der Rückſeite gleichfalls ſo: eines Goltz, Blumenthal, Reder, Marwitz, Quede, und Platen. Oberwärts ſtehet in einem mit einer vergoldeten Krone und Umlaubung verzierten Medaillon von ſchwärzlichem Marmor die Inſchrift: Auguſte Guillaume. A tous les Héros Pruſſiens, qui depuis 1740 jusqu'en 1745 se sont signalés par leurs exploits, de même qu'à ceux, qui pendant la guerre de sept-ans ont defendu et le plus souvent sauvé la patrie. Noch iſt oberwärts auf der rechten Seite Wedel und auf der linken Seite Wunſch im Sandſteine, jeder mit einer Inſchrift angebracht. Dieſe beyden Namen ſind eben ſo wenig, als die Inſchriften auf den Kupferplatten bemerkt. Ungeachtet auf den Titeln nur von vier Kupfertafeln die Rede iſt, ſo ſind es dennoch fünf Blätter, von D. Berger geſtochen. Das fünfte ſtellt die Vorderſeite der Katakombe vor, welche in einiger Entfernung hinter der Pyramide aufgeführt iſt. Sie iſt von gehauenen Steinen unter der Direction des Herrn Bauinſpectors Steinert in Rheinsberg gearbeitet. Sie hat vier Seiten; auf der Hauptfronte ſieht man zwey Genien mit umgekehrten Fackeln, und zwiſchen ihnen eine Urne. Das Portal iſt mit einer ſchwarzen marmornen Tafel bedeckt, worauf folgende vortrefliche Inſchrift ihres erhabenen Stifters befindlich iſt: O vous, dont

dont les cendres ſont confondues, parens chéris, amis conſtants, ſerviteurs fidelles, c'eſt à vôtre mémoire, que je conſacre ce monument. La mort ne conſidere ni rang, ni ſexe, ni âge, et celui, qui ſurvit à tant de pertes n'a que la douce conſolation du ſouvenir. Paſſant, qui que tu ſois, verſe quelques larmes à coté de ce tombeau! Exiſte-t-il un coeur, qui ne regrette un objet, qui lui fut cher, ou qui ne ſonge, qu'un jour la ſombre triſteſſe viendra l'enveloper de ſon voile funebre? A. 1790. Ueber der Thüre ſind in Basrelief allegoriſche Vorſtellungen angebracht, wo ein Prieſter am Altare opfert, und Arbeit und Fluß perſonificirt dargeſtellt ſind.

Der allgemein verehrte Prinz, der dieſe Feyerlichkeit veranlaßte, bewirthete an dem Tage der Einweihung, nebſt den eingeladenen hohen Gäſten, mehrere adeliche und bürgerliche Perſonen, wie auch 24 Unterofficiere und Soldaten, die bey ſeinem und dem Braunſchen Regimente der Prager Bataille beygewohnt hatten. Es waren fünf Säle von Bretern und Tanger erbauet, und in jedem war eine Tafel von achtzig Gedecken. Nach aufgehobener Tafel begab ſich der Prinz in Begleitung ſämmtlicher Gäſte vor das Monument, man machte die bisherige Bekleidung vor den Medaillons und Inſchriften unter Abfeuerung von ſechs Kanonen und Pauken- und Trompetenſchall los, und der Adjutant des Prinzen, Herr von Tauenzien, hielt die von dem Prinzen ſelbſt verfertigte Rede. Er ſchildert darin die Abſichten und Bewegungsgründe bey Errichtung des Monuments, dem preußiſchen Kriegesheere ſeine Verbindlichkeit zu zeigen, und denen Helden, welche er unter ſeinen Zeitgenoſſen ſehr genau kannte, Beweiſe ſeiner Hochſchätzung zu geben, und zeigt, daß er zwar außer Stande ſey, alle namentlich anzuführen, die in dreyzehn Feldzügen ſich Ruhm erkämpften, daß aber alle und jede, die Waffen getragen, bis zu dem gemeinſten Soldaten gleiches Recht zu den Trophäen, zu den Lorbeern und zu den Palmen des Sieges hätten." Von dem großen Friedrich heißt es: „Aber man wird vielleicht fragen: Warum iſt Friedrich nicht genannt? Die Geſchichte, welche dieſer König von ſeinem Leben ſelbſt geſchrieben hat; die Lobſchriften, die nach ſeinem Tode herausgekommen ſind, laſſen mir nichts mehr zu ſagen übrig." — Von Schwerin; Stellen Sie ſich den Marſchall v. Schwerin vor mit der Fahne in

der Hand und durch eine Stückkugel niedergestürzt; den folgenden Tag führte man ihn in seinem Wagen hinweg; stille Ruhe, wie sie ein ehrenvoller Tod ertheilt, lag auf seinem Gesichte; die Soldaten umgaben ihn, und beweinten den Tod eines Vaters." — Mit welchem unaussprechlichen Gefühle muß ein Heinrich dieses gedacht und niedergeschrieben haben, da seine Hochschätzung gegen den Helden so groß war, daß er während des Transports des Leichnams auf seine Güter noch sich den Sarg öffnen ließ, und dem entseelten Körper mit entblößtem Haupte Ehre erzeigte — bey dessen Tode Friedrich Thränen weinte! — Die Charakterzeichnung von August Wilhelm ist meisterhaft. Sie enthält allenthalben wahre und treffende Züge, die jeder an dem Verewigten auffindet, der seine Geschichte studirt. Friedrich stimmt in seinem Lobe mit ein, indem er sagt: „Die Güte seines Herzens und seine Kenntnisse, welche für die Zukunft eine sanfte und glückliche Regierung versprachen, machten ihn allgemein bedauern." — Die Wahl der Beyspiele des Alterthums aus Griechenland und Rom, und in der spätern Zeit aus Frankreich und England sind so passend, daß Enthusiasmus und Vaterlandsliebe dadurch erweckt und entflammt werden muß. Die hinzugefügte Anrede an die Jugend, die sich zu Kriegern bildet, faßt die nützlichsten Regeln in gedrängter und kernhafter Kürze, und gleichsam in einer Summe zusammen, wodurch sie ihrer großen Bestimmung nahe gebracht wird. Das Ganze bleibt das würdigste Document der Geistesgröße sowohl, als des edelsten Herzens ihres Verfassers. Bey Nr. 3 findet sich die Rede nicht, wodurch also diese Beschreibung, die auch ohne Kupfer ist, viel verliehrt.

Wir wollen auch eine Inschrift hersetzen, und derselben die beyden Uebersetzungen beyfügen, damit der Leser selbst im Stande sey, über die Güte der letzteren zu urtheilen. Bey diesem ehrenvollen Denkmale der Helden Preußens kann Rec. nicht wählen, sondern nimmt den Namen, der ihm zuerst in die Hand fällt. Also: Hülsen. (Wer erinnert sich hierbey nicht, daß er es war, der bey der Kollmer Bataille schon die Anhöhen bey Krzeczor erstiegen hatte, und den Feind nöthigte, eine Batterie von zwölf bis dreyzehn Kanonen zu verlassen; ja, der auch aus dem Eichbusche die Kroaten und Infanterie schlug, durch die feindliche Flanke drang, und noch eine Batterie wegnehmen wollte, so daß die Preußen fast durch ihn die Schlacht gewonnen hätten!)

Ori-

Original,

Nr. 1. und von Nr. 3. die linke Seite, die franzöſiſch iſt.

„de Hülſen

Lieutenant General, très eſtimé par ſes talens militaires. Il s'eſt trouvé à presque toutes les batailles, a été ſouvent bleſſé, et s'eſt toujours diſtingué par ſon intrépidité. En 1760, à la bataille de Torgau, l'aile gauche, où il ſe trouvoit, fut défaite; il rallia quelques troupes, mais ſes chevaux tués, ſon âge et ſes bleſſures, ne lui permettant pas d'aller à pied, il ſe fit porter ſur un canon, joignit avec ſes troupes l'aile droite, et ſe fit trainer ainſi jusqu'au feu de l'ennemi.“

Ueberſetzung

von Nr. 2.

„von Hülſen

ein wegen ſeiner militäriſchen Kenntniſſe hochgeſchätzter Generallieutenant. Er war faſt in allen Feldſchlachten zugegen, ward oft verwundet, und zeichnete ſich durch Unerſchrockenheit aus. Im Jahr 1760, in der Torgauer Bataille wich der linke Flügel, auf dem er ſich befand, er ſammelte einige Truppen, da aber ſeine Pferde getödtet waren, und ſein Alter und ſeine Wunden ihm nicht erlaubten, zu Fuße zu gehen, ſo ließ er ſich auf eine Canone legen, führte ſeine Truppen nach dem rechten Flügel, und ließ ſich ſo ins feindliche Lager ziehen.“

Nr. 3. die rechte, oder deutſche Seite.

„von Hülſen, Generallieutenant, ſeiner militäriſchen Talente wegen ſehr hochgeſchätzt. Er war faſt bey allen Bataillen, wurde oft verwundet, und zeichnete ſich immer durch Herzhaftigkeit aus. In der Schlacht bey Torgau 1760, wurde der linke Flügel, bey dem er ſich befand, geſchlagen; er ſammelte einige Truppen wieder, aber ſeine Pferde waren getödtet, ſein Alter und ſeine Wunden erlaubten ihm nicht, zu Fuße zu gehen, er ließ ſich auf einer Kanone fortbringen, vereinigte ſich, nebſt ſeinen Truppen, mit dem rechten Flügel, und ließ ſich ſo bis ins feindliche Feuer hineinziehen.“

Bey Nr. 3. iſt unter dem Titel: „das ächte und unzerſtörbare Monument Friedrich des Einzigen“ noch ein kurzes Gedicht auf denſelben angehängt, welches unterzeichnet iſt, J. F. Gerike. Dieſer ſcheint alſo der Herausgeber zu ſeyn.

Er ist kürzlich in Berlin gestorben, und hatte eine Privaterziehungsanstalt daselbst. Er soll die Buchstaben zu den Inschriften geschrieben haben, nach welchen der Steingarbeiter gearbeitet hat. Daher waren ihm die Inschriften und Namen vorher mitgetheilt worden, und es läßt sich auch leicht erklären, daß die Einweihungsrede fehlt. Ungeachtet diese Schrift ohne Kupfer und nicht ganz correct ist, so ist sie auch wohlfeiler als Nr. 1 und 2., die sich durch die Sauberkeit des Drucks und Papiers vortheilhaft auszeichnen, wie denn auch Nr. 2. mit vortreflichen lateinischen Anfangsbuchstaben gedruckt ist.

Pf.

**Vermuthungen von der Barberini-, jetzt Portländvase. Helmstädt, bey Fleckeisen, 1791. 8. 22 Seiten.**

Rec. hat das Glück gehabt, diese Vase in des gelehrten Riters Hamiltons Händen zu sehen. Es ist gewiß ein Meisterstück der Kunst und der vortreflichsten Zeichnung, und sicher ist dieselbe von einem der größten und geschicktesten Steinschneider. D'Hancarville hat in seinen Recherches sur les Arts des Grecs viel, ja wohl zu viel gesagt, und ist der Meinung des Verfassers dieser Abhandlung, des gelehrten Herrn v. Veltheim, nahe gekommen. Letzterer vermuthet sehr wahrscheinlich, und unterstützt seine Vermuthung mit treflichen Gründen, daß der Sarcophag und die Vase oder Urne harmonirend gearbeitet worden sind. Auf jenem werde der Streit des Achilles mit Agamemnon um die Briseis, auf dieser aber die Geschichte der Alcestis, welche Hercules aus der Unterwelt zurückführt, vorgestellt. Man sehe die Erklärung des Ridolfino Venuti, Spiegaz. de' Bassi Rilievi che si offervano nella Urna Sepolcrale d'Alexandro Severo in Roma 1756. 4. und des Fugginii 4ten Theil des Musei Capitolini von diesem Sarcophag, und man wird finden, daß auch diese der Erklärung des Hrn. Verf. nahe gekommen sind. Nur will Letzterer auf dem Sarg dennoch die Bildnisse des Alex. Severi u. s. w. und in der Urne deren Asche finden, dahero beyde in diese spätern Zeiten versetzt wissen. Ist aber die Zeichnung des Fuggini richtig, (denn daß diese durch und durch im 4ten Theile äußerst schön sind, ist wahr,) so findet der

der Rec. mit Severi Bildniſſen auf ſeinen Münzen wenig Aehnlichkeit, und tritt der Meinung des Venuti und Hrn. Verf. bey.

Zſ.

---

## VIII^a. Muſik.

**Bemerkungen eines Reiſenden über die zu Berlin vom September 1787 bis Ende Januar 1788 gegebene öffentliche Muſiken, Kirchenmuſik, Oper, Concerte und Königliche Kammermuſik betreffend. Halle, 1788. kl. 8. 79 Seiten.**

Dieſe nicht ſchlecht geſchriebene kleine Schrift machte unter den Tonkünſtlern in Berlin gewiſſermaßen Senſation, theils weil der ungenannte Verfaſſer derſelben überhaupt einige kritiſche Einſichten darin zeigt, theils und vorzüglich aber wohl deswegen, weil er ohne alle Zurückhaltung, und — ſo weit dies einem Fremden möglich iſt, treffend und unpartheyiſch urtheilte, ob uns gleich auch manches nicht gefällt. Zuerſt wird Reichards Trauermuſik auf Friedrich den Zweyten gelobt, und ſodann das Te Deum ebendeſſelben Verfaſſers getadelt. Das ſogenannte Liebhaberconcert im Corſicaiſchen Hauſe hat, im Ganzen genommen, unſers Reiſenden Beyfall nicht. Der Director dieſes Concertes ſoll, nach S. 16, nicht einmal die gewöhnlichen Eigenſchaften eines Ripieniſten haben, und ein äußerſt ſchlechter Anführer ſeyn; dagegen zeichnet ſich die Gattin deſſelben durch muſikaliſche Geſchicklichkeiten aus. Die erſtere Beſchuldigung iſt nun übertrieben, wie andere unpartheyiſche Kenner verſichern. Ueberhaupt ſcheint der Verf. etwas wider dieſes Concert zu haben. Es iſt doch das älteſte öffentliche Concert in Berlin, es ſind viel große Muſiken daſelbſt aufgeführt worden, auch nicht ſo gar ſchlecht, als der Verf. vorgeben will. (S. 18.) Mit Recht tadelt der Reiſende (S. 23.) das ewige Stimmen und eckelhafte Präludiren der Mitſpielenden. Auch giebt der Verf. zu, daß dieſe, den Zuhörern ſo äußerſt läſtige, Gewohnheit an andern Orten ebenfalls, nur nicht in einem ſo hohen Grade, herr-

ſchend

Er ist kürzlich in Berlin gestorben, und hatte eine Privaterziehungsanstalt daselbst. Er soll die Buchstaben zu den Inschriften geschrieben haben, nach welchen der Steinarbeiter gearbeitet hat. Daher waren ihm die Inschriften und Namen vorher mitgetheilt worden, und es läßt sich auch leicht erklären, daß die Einweihungsrede fehlt. Ungeachtet diese Schrift ohne Kupfer und nicht ganz correct ist, so ist sie auch wohlfeiler als Nr. 1 und 2., die sich durch die Sauberkeit des Drucks und Papiers vortheilhaft auszeichnen, wie denn auch Nr. 2. mit vortreflichen lateinischen Anfangsbuchstaben gedruckt ist.

Pf.

Vermuthungen von der Barberini-, jetzt Portländvase. Helmstädt, bey Fleckeisen, 1791. 8. 22 Seiten.

Rec. hat das Glück gehabt, diese Vase in des gelehrten Ritters Hamiltons Händen zu sehen. Es ist gewiß ein Meisterstück der Kunst und der vortreflichsten Zeichnung, und sicher ist dieselbe von einem der größten und geschicktesten Steinschneider. D'Hancarville hat in seinen Recherches sur les Arts des Grecs viel, ja wohl zu viel gesagt, und ist der Meinung des Verfassers dieser Abhandlung, des gelehrten Herrn v. Veltheim, nahe gekommen. Letzterer vermuthet sehr wahrscheinlich, und unterstützt seine Vermuthung mit treflichen Gründen, daß der Sarcophag und die Vase oder Urne harmonirend gearbeitet worden sind. Auf jenem werde der Streit des Achilles mit Agamemnon um die Briseis, auf dieser aber die Geschichte der Alcestis, welche Hercules aus der Unterwelt zurückführt, vorgestellt. Man sehe die Erklärung des Ridolfino Venuti, Spiegaz. de' Baſſi Rilievi che si offervano nella Urna Sepolcrale d'Alexandro Severo in Roma 1756. 4. und des Fugginii 4ten Theil des Muſei Capitolini von diesem Sarcophag, und man wird finden, daß auch diese der Erklärung des Hrn. Verf. nahe gekommen sind. Nur will Letzterer auf dem Sarg dennoch die Bildnisse des Alex. Severi u. s. w. und in der Urne deren Asche finden, dahero beyde in diese spätern Zeiten versetzt wissen. Ist aber die Zeichnung des Fuggini richtig, (denn daß diese durch und durch im 4ten Theile äußerst schön sind, ist wahr,) so findet der

der Rec. mit Severi Bildnissen auf seinen Münzen wenig Aehnlichkeit, und tritt der Meinung des Venuti und Hrn. Verf. bey.

Zf.

## VIII^a. Musik.

**Bemerkungen eines Reisenden über die zu Berlin vom September 1787 bis Ende Januar 1788 gegebene öffentliche Musiken, Kirchenmusik, Oper, Concerte und Königliche Kammermusik betreffend. Halle, 1788. kl. 8. 79 Seiten.**

Diese nicht schlecht geschriebene kleine Schrift machte unter den Tonkünstlern in Berlin gewissermaßen Sensation, theils weil der ungenannte Verfasser derselben überhaupt einige kritische Einsichten darin zeigt, theils und vorzüglich aber wohl deswegen, weil er ohne alle Zurückhaltung, und — so weit dies einem Fremden möglich ist, treffend und unpartheyisch urtheilte, ob uns gleich auch manches nicht gefällt. Zuerst wird Reichards Trauermusik auf Friedrich den Zweyten gelobt, und sodann das Te Deum ebendesselben Verfassers getadelt. Das sogenannte Liebhaberconcert im Corsicaischen Hause hat, im Ganzen genommen, unsers Reisenden Beyfall nicht. Der Director dieses Concertes soll, nach S. 16, nicht einmal die gewöhnlichen Eigenschaften eines Ripienisten haben, und ein äußerst schlechter Anführer seyn; dagegen zeichnet sich die Gattin desselben durch musikalische Geschicklichkeiten aus. Die erstere Beschuldigung ist nun übertrieben, wie andere unpartheyische Kenner versichern. Ueberhaupt scheint der Verf. etwas wider dieses Concert zu haben. Es ist doch das älteste öffentliche Concert in Berlin, es sind viel große Musiken daselbst aufgeführt worden, auch nicht so gar schlecht, als der Verf. vorgeben will. (S. 18.) Mit Recht tadelt der Reisende (S. 23.) das ewige Stimmen und eckelhafte Präludiren der Mitspielenden. Auch giebt der Verf. zu, daß diese, den Zuhörern so äußerst lästige, Gewohnheit an andern Orten ebenfalls, nur nicht in einem so hohen Grade, herrschend

schend sey. Leider muß ihm der Rec. darin beystimmen. Das vom Hrn. Rellstab im Jahr 1787 errichtete, jetzt aber wieder eingegangene, Concert für Kenner und Liebhaber wird, im Ganzen genommen, dem obenerwähnten vorgezogen; besonders läßt der Reisende dem Unternehmer, als Concertdirector betrachtet, völlige Gerechtigkeit widerfahren. (S. 31.) Hier ist nun der Verf. sichtbarlich gelinder als bey dem Liebhaberconcert in Berlin. Kenner, die beyde Concerte gehört haben, versichern, daß der Unterschied so gar mächtig groß nicht gewesen sey, und daß, wenn man alles daselbst hätte so gar genau beurtheilen wollen, auch wohl sehr viel zu sagen gewesen seyn möchte. Man sagt, der Director desselben habe viel gefodert, was sich nicht so leicht möglich machen lässet, habe sich dieserhalb mit den besten Musikern entzweyet, und daher habe das Concert bald aufgehört. Ob das alles so ist, wollen wir dahingestellt seyn lassen. Die Berlinischen Singchöre sollen, nach S. 36, sehr schlecht beschaffen seyn. (Dies ist gegenwärtig auch anderwärts häufig der Fall.) Von den damals aufgeführten beyden Opern hat dem Reisenden vorzüglich Andromeda von Reichardt gefallen. Die zweyte, nämlich Orfeo von Berroni u. s. w. erklärt er für schlecht. (S. 58.) Reichardts Musik wird von S. 60—74 beurtheilt, und nach Verdienst gelobt. „Dem Orchester aber (heißt es S. 74.) fehlt noch sehr viel, um vollkommen zu werden.“ (Andere sagen nun wieder, man könne gewissermaßen wohl zufrieden seyn, und es sey außer dem Mannheimer kein besseres in Deutschland.) Dagegen fand der Verf. die Königliche Kammermusik vortreflich besetzt. (S. 76.) Zum Schlusse macht uns der Reisende zu einem größern Werke Hofnung. Bald nach der Erscheinung dieser Schrift erschien:

Ueber die Bemerkungen eines Reisenden, die Berlinischen Kirchenmusiken, Concerte, Oper und Königliche Kammermusik betreffend, von Joh. Carl Friedrich Rellstab. Berlin, im Verlage der Musikhandlung des Verfassers. Im Formate der angezeigten Bemerkungen 51 Seiten.

Herr Rellstab glaubte nämlich, einige in den Bemerkungen enthaltene Irrthümer berichtigen zu müssen; und hierin konnte

konnte er allerdings gegründete Ursachen haben. Auch diese kleine Schrift zeugt von vielen kritischen Kenntnissen des V.; nur die Einkleidung will uns nicht durchgängig gefallen. Hr. R. bestrebt sich zuweilen, (z. B. S. 2.) witzig schreiben zu wollen, welches ihm selten glückt; vorzüglich aber ist sein Ton für einen noch jungen Schriftsteller oft zu entscheidend, z. B. S. 3. 24. 25. Auch verdienten wohl verschiedene seiner geäußerten Urtheile und Behauptungen ebenfalls berichtiget zu werden. S. 26 — um nur ein Beyspiel von dieser Art auszuzeichnen — schreibt Hr. Kellstab: „Kirnberger verwarf bey seinen Schülern u. s. w. alle übrige Uebungen; und außer Schulz hat noch keiner von ihnen sich öffentlich gewagt u. s. w." Hier hätte der Verf. den sehr bekannten Organist Vierling nicht vergessen sollen; denn dieser ist (wenn wir uns nicht sehr irren) ebenfalls Kirnbergers Schüler, und hatte schon damals öfterer und mit Ehren sich öffentlich gewagt. — Der Hr. Cantor Kühnau hat, außer dem S. 27 erwähnten Choralbuche und verschiedenen andern Kleinigkeiten, auch das Weltgericht öffentlich herausgegeben. Der Hr. Conrector Gattermann, den Hr. Kellstab selbst (S. 31.) für Kirnbergers Schüler erklärt, wagte sich, sogar in solchen Werken, die unser Verf. druckte und verlegte, öffentlich in das Publikum. Wie konnte daher Hr. Kellstab jene Behauptung so unüberlegt wagen? Ueberdies folgt daraus nicht immer, daß jemand ein schlechter Lehrer sey, wenn nur wenige seiner Schüler öffentlich auftreten. — Nachdem Hr. Kellstab S. 2 f. etwas von sich und seiner ehemaligen Bestimmung, von seinem Musikstudium u. dgl. gesagt hat, folgt er dem Reisenden fast von Seite zu Seite. Sehr oft stimmt er ihm bey, mehrmals fand er es aber auch für nöthig, die Behauptungen des Ungenannten zu berichtigen. Reichardts Trauercantate wird S. 6 — 16 ebenfalls, und zwar nicht ohne manche gute Bemerkung, recensirt. Wenn aber Hr. Kellstab S. 24 schreibt: „Kirnbergers großes Talent, worin ihm nur noch Bach und Fasch das Wasser reichen könnten, waren die Schritte der Harmonie u. s. w." so kann ihm Rec. darin auf keinen Fall beystimmen. Denn außer den genannten beyden, unläugbar sehr verdienten Männern giebt es doch noch mehrere, die viele Kenntnisse der Harmonie besitzen, wie hoffentlich jeder Unpartheyische zugeben wird. S. 28 wagt es Hr. Kellstab, die Erfordernisse einer wahren und nützlichen Musikrecension (Recension musikalischer Werke)

worin dieſer Gegenſtand ausführlicher abgehandelt worden iſt, als in dem nur eben gedachten Buche.) 4) „Würden dem Seminariſten von einigen andern muſikaliſchen Inſtrumenten die elementariſchen Handgriffe zur Erlernung derſelben bekannt gemacht werden, damit er ſeinen künftigen Zöglingen darauf Anweiſung geben könne. 5) Und hauptſächlich würde auf dem Seminario die zweckmäßige Nutzanwendung der Muſik ein Hauptartikel für den künftigen Schulhalter werden. Die hierüber eingeſtreuten Bemerkungen zeugen von des Verf. bekannten Gründlichkeit, und machen ihm — ſo wie die Herausgabe dieſer Blätter — auch von Seiten ſeines moraliſchen Charakters viel Ehre. Zum Schluſſe gedenkt er noch einiger Werke, deren Ausarbeitung für ein ſolches Seminarium zu wünſchen wäre, nämlich: 1) „Ein Elementarwerk der praktiſchen Muſik, ganz auf den vorhabenden Endzweck gerichtet, nach welchem in dem Seminario, und hernach in allen Schulen die Muſik gelehrt und gelernt würde. Alle bisherigen Lehrbücher der Muſik ſind hiezu nicht zweckmäßig; nicht zu erwähnen, daß ſie dem Schüler meiſtentheils erſchweren, was im Grunde ihm ſehr leicht gemacht werden kann.“ (Dieſe Behauptung müſſen wir den Verf. verantworten laſſen, wir wünſchen nur, daß ein ſolches auszuarbeitendes Elementarbuch vollkommen zweckmäßig ausfallen möge.) 2) „Ein Werk über die zweckmäßigſte Nutzanwendung der Muſik in Schulen u. ſ. w. 3) „Ein vollſtändiges Choralbuch, das mit Königlicher Autorität im ganzen Lande eingeführt werden müßte, damit die Kirchenmelodien von der Jugend allenthalben gleich gelernet und geſungen, und von allen Organiſten gleich geſpielt würden u. ſ. w.“ Was S. 19 von den größten Harmonikern aus der Sebaſtian Bachſchen Schule bey der Bearbeitung des ſimpeln Chorals geſagt wird, das unterſchreiben wir mit völliger Ueberzeugung. Nur Schade, daß man, ſelbſt in unſerer A. d. Bibliothek, Band 64 und 72, das, blos in gewiſſer Rückſicht einzige, Sebaſtian Bachiſche Choralbuch zu uneingeſchränkt als das beſtmöglichſte angeprieſen, und vielleicht eben dadurch manchen Organiſten irre geführt hat. Der Rec. dieſer Blätter ließ zwar, im vierten Anhange zum 53ten bis 86ten Bande, dem gedachten großen Manne ebenfalls die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren; allein, nicht ohne verſchiedene Einſchränkungen. — Zu wünſchen iſt es, daß der Hr. C. Schulz über den gewählten Gegenſtand bald näher ins Detail gehen möge, wie er dies auf

der

der letzten Seite verspricht. Die Sache ist von so äußerster Wichtigkeit, daß ihm jeder ächte Patriot dafür danken wird.

Kl.

**Unterhaltung für Liebhaber der Musik, insonderheit des Claviers und der Harfe. Eine musikalische Monatsschrift. Erstes Quartal. 1790. Halle, im Verlag der Henoelschen Notendruckerey, qu. 4.**

Wir bedauern alle diejenigen, welche durch die Ankündigung verleitet worden sind, oder durch den Titel etwa noch verleitet werden sollten, sich diese Monatsschrift zu kaufen. Denn eine elendere, unbestimmtere und fehlerhaftere Anweisung zum Clavierspielen u. s. w. ist uns kaum vorgekommen; so wie wir auch nicht leicht eine geschmackloere Sammlung von Handstücken kennen, als diese. Die Herausgeber kündigten sich zwar in einer Anzeige vom 25. Februar 1790. als eine Gesellschaft theoretischer und praktischer Musiker an; allein, Rec. zweifelt sehr, ob der größere Theil dieser Herausgeber wisse, was man eigentlich unter einem theoretischen Musiker versteht. Wenigstens verräth das vor uns liegende erste Quartal dieser sogenannten musikalischen Monatsschrift in der That nichts weniger, als theoretische Kenntnisse der Herausgeber. Da wir von ebendemselben Verlagsorte her eine so vollständige Anleitung zum Clavierspielen erhalten haben: so war freylich in dieser Monatsschrift, was den Unterricht betrifft, nichts Neues zu erwarten. Allein, billig hätte man doch wenigstens das bereits Gesagte faßlich, und in reinem Deutsch nachgesagt, erwarten können. Daß dieses aber dennoch nicht geschehen ist, erhellet schon aus der in Vergleichung mit dem folgenden noch sehr gut geschriebenen Einleitung, die wir hier zum Beweise unserer Behauptung, mit einigen Anmerkungen begleitet, zurücken wollen. „Weil gegenwärtige Anweisung nur für Clavierspieler bestimmt ist, (heißt es S. 1.) so wird man hier eine weitläuftige Beschreibung anderer Instrumente nicht erwarten, sondern mit dem zufrieden seyn, was nur diesem (dieses) so allgemein beliebten (beliebte) Instrumente (Instrument) angeht.“ (Es geht mich an, es geht dich an, es geht ihn an u. s. w. Und welchem Instrumente geht es denn an? Vorher war ja

noch nicht von einem Inſtrumente, ſondern vom Clavierſpieler die Rede!!) „Viele berühmte Männer (folglich nicht ſolche, wie unſre theoretiſchen Muſiker) haben ſchon ſo viel Nützliches und Lehrreiches über dieſen Inhalt geſchrieben, (alſo nur über den Inhalt?) daß es überflüßig zu ſeyn ſcheint, (ja wohl!) eine Anweiſung zum Clavierſpielen aufzuſtellen. (Warum ließen denn doch unſre theoretiſchen Muſiker, nach ſo reifen Einſichten, ihre Anweiſung nicht unaufgeſtellt?? Jedoch jetzt erfahren wir die wahren Bewegungsgründe dazu!!) „Mancherley Bewegungsgründe haben uns dahin vermocht, unſrer (in unſre) Sammlung von gangbaren (d. h. von verſchiedenen bereits gedruckten, und mehrern noch ungedruckten, aber des Druckes nicht würdigen) Clavier, (Clavier-) Harfen- und Singſtücken etwas Einleuchtendes über Clavierſpielen einzurücken. (Jene berühmten Männer haben alſo vermuthlich nichts Einleuchtendes über Clavierſpielen eingerückt? Die garſtigen berühmten Männer!!) „Liebhaber (n) dieſer (welcher?) Art ohne viele Koſten (ſind das nicht ſehr große Koſten, wenn man einer elenden Anweiſung wegen, die ein Blatt einnimmt, noch drey Blätter höchſt erbärmliche Angloiſen u. ſ. w. mit kaufen muß?) eine Anweiſung zur Belehrung zu liefern, (liefert man auch Anweiſungen, die nicht zur Belehrung beſtimmt ſind?) und angehenden Lehrern einen Weg zur Unterweiſung zu zeigen (man merke wohl, unſre theoretiſchen Muſiker wollen angehenden Lehrern einen Weg zur Unterweiſung zeigen! – Nun dann ſind diejenigen Schüler höchlich zu bedauern, die von ſolchen, erſt durch unſre theoretiſchen Muſiker auf den Lehrpfad geleiteten, Lehrern unterrichtet werden!) „iſt der Hauptbewegungsgrund unſers Unternehmens. (Jetzt wiſſen wir ſogleich, daß nicht etwa Gewinnſucht oder dergleichen etwas, ſondern vielmehr lobenswürdiger Eifer für die Verbreitung der reinen muſikaliſchen Lehre, der Hauptbewegungsgrund dieſes herkuliſchen Unternehmens war.) „Die gütige Aufnahme (wer wollte hieran zweifeln!) unſeres Blatts (Blattes — wie beſcheiden!) wird uns von der Erreichung unſeres Zwecks überführen." (Sonſt überführt man nur Verbrecher. Aber ſo ſchlimm ſind unſre theoretiſchen Muſiker nicht; denn Fehler gegen die gute Lehrart, gegen den Sinn und gegen die deutſche Grammatik werden ja nicht unter die bürgerlichen Verbrechen gegen den Staat gezählt. –)

Nach-

Nach dieſer erbaulichen Einleitung hebt das erſte Capitel oder der eigentliche Unterricht im Clavierſpielen an, wie folget: „Es giebt verſchiedene Arten von Clavierinſtrumenten, welche ihrer eigentlichen (?) Verfaſſung (?) nach einen (einem) Anfänger zu guten Fortſchritten behülflich, theils (?) auch hinderlich ſind.“ (Gewiſſe Clavierinſtrumente ſind alſo ihrer eigentlichen Verfaſſung nach einem Anfänger zu guten Fortſchritten behülflich? u. ſ. w. Wo kauft man dieſe behülflichen Clavierinſtrumente? und um welchen Preis? —) Jedoch nichts mehr von dieſem elenden Geſchwätze! Hoffentlich iſt jeder Leſer ſchon durch die wenigen Zeilen, die wir hier eingerückt haben, von der Richtigkeit unſrer Behauptung hinlänglich überzeugt worden.

Nun nur noch einige Worte über die in dieſem erſten Quartale befindlichen Tonſtücke. In der oben erwähnten Anzeige hieß es: 2) „Sollen die übrigen drey Blätter eines jeden Bogens leichte, aber gefällige Angloiſen, Quadrillen, Francoiſen, Menuetten, Rondo's, Arien mit untergelegten (m) Text (e), Märſche und dergleichen beliebte Stücke von den beſten Meiſtern jetziger Zeit enthalten.“ Rec. erwartete daher, nicht ohne Grund, in dieſer Monatsſchrift Angloiſen u. ſ. w. von G. Benda, Clementi, Dittersdorf, Faſch, Hayde, Häßler, Hofmeiſter, Kozeluch, Mozart, Naumann, Pleyel, Reichardt, Sander, Schulz, Schwenke, Türk, Vierling, Vanhall, Wirthauer, E. W. Wolf, Zink u. a. m. er fand aber keinen einzigen dieſer Namen darin. Den Anfang macht — wenn wir anders, in Ermangelung der Seitenzahlen u. ſ. w. die einzelnen Blätter gehörig geordnet haben — eine Angloiſe von Madem. F**; hierauf folgt wieder eine Angloiſe von einem Ungenannten. (Dies mag vielleicht einer von jenen vorhin genannten Männern ſeyn —; denn daß man eine ſo unverſchämte Lüge in einer Anzeige, die jeder aufbewahren konnte, ſollte drucken laſſen, dies läßt ſich nicht wohl denken.) Jetzt eine Menuetto à la Figaro von einem gewiſſen A. G. Heyſe; nun eine Allemande von einem Ungenannten, ſodann ein Marcia von einem Ungenannten. Im zweyten Bogen eine Angloiſe von einem Ungenannten, ferner eine Angloiſe abermals von einem Ungenannten, alsdann ein Andante, mit dem Zuſatze: l'Harpa con Flauto, von A G Heyſe, hierauf eine Francoiſe von niemand, und eine Aria (mit untergelegtem Texte —) von C. G. Jölfel. Im dritten Bogen eine Angloiſe

von einem Ungenannten, hierauf eine Angloise, aus Una Cosarara (cosa rara) von Martin. (Man hat leider das allerliebste, aus der Seele geschriebene Duett: „Lasset Frieden uns stiften u. s. w. zu einer äußerst elenden Angloise herabgewürdigt, den Sechsachteltakt, wider alles Gefühl, in Dreyachteltakt abgetheilt, und am Ende noch acht erbärmliche, gar nicht in das Ganze passende Takte hinzugefügt. O, über die Gesellschaft theoretischer und praktischer Musiker!—) Nun folgt ein Ballo alla Turca, sodann eine Menuett von einem Ungenannten, und ein Marcia von Joseph Schmitt, aus einer in Kupfer gestochenen Sinfonie für das Clavier ausgezogen. Wir halten es für überflüßig, über die Auswahl dieser zum Unterrichten bestimmten Tonstücke noch ein Wort zu verliehren. Denn blos das letztere ausgenommen sind sie fast insgesammt schlecht, oder doch kaum mittelmäßig, und daher wohl schwerlich von den besten Meistern jetziger Zeit. In der mehrmals gedachten Anzeige hieß es zwar: Diesen Stücken soll auch die nöthigste Fingerordnung beygesetzt (beygefügt) werden:" allein, in den vor uns liegenden Bogen finden wir zu diesem Endzwecke auch nicht eine einzige Ziffer. Vielleicht haben unsre theoretischen Musiker sich hierzu einer solchen neuen Bezeichnung bedient, die nur unsern verfinsterten Recensentenaugen nicht sichtbar ist. Wir bescheiden uns daher gern, daß die nöthigste Fingerordnung beygefugt seyn kann, denn wer wollte unsern Herausgebern nicht auf ihr theoretischpraktisches Wort glauben! Auch kann es wohl seyn, daß zu diesen, laut der Anzeige, aus vielen Sammlungen ausgesuchtesten besten Stücken keine Fingersetzung nöthig oder — möglich ist.

Wk.

---

## VIII'. Romane.

Benjamin Noldmanns Geschichte der Aufklärung in Abyßinien, oder Nachricht von seinem und seines Herrn Vetters Aufenthalt an dem Hofe des großen Negus, oder Priesters Johannes. Erster Theil.

Theil. Mit sechs Kupfern. Göttingen, bey Dieterich, 1791. 16 Bogen. Zweyter Theil. 19 Bogen in 8.

Wenige Leser werden wohl unter diesem etwas abschreckenden Titel eines der witzigsten Produkte erwarten, an dessen Verfasser wir einen unserer beliebtesten Romanendichter, den Verfasser der Papiere des braunen Mannes, zu erkennen glauben. Das ist es aber wirklich, und enthält unter einer Menge der feinsten satyrischen Züge, unter dem Beyspiel der afrikanischen Höfe, eine Gallerie schwacher Fürsten, so vorsichtig gezeichnet, daß nicht einer in Europa und Deutschland sein vollkommnes Ebenbild findet. Die Fortschritte und Folgen der vorgeblichen Aufklärung in Abyßinien sind meisterhaft geschildert, und können darzu dienen, sich die Revolution von Frankreich, als eine Folge politischer Aufklärung aus einem ähnlichen Beyspiel zu erklären. Alles aber ist mit so großen Gedanken und kühnen Aeußerungen über Menschen- und Fürstenrechte durchwebt, daß man ihre Freymüthigkeit sowohl, als seine Einkleidung, dem V. zum Verdienst anrechnen muß. Doch wir müssen durch eine genauere Angabe seines Inhalts unsre Leser auf ein Buch, das sie leicht übersehen könnten, aufmerksam machen. Joseph Wurmbrand, der eilfte Sohn eines Eisenachschen Landpredigers, der aber durch seine Fruchtbarkeit sich dennoch nicht, wie es bisweilen geschehen soll, eine Superintendur verdient hatte, war von seinem Vater zum geistlichen Stand bestimmt worden, fühlte aber einen höhern Drang in sich, einst die Rolle seines Namensvetters in Aegypten zu spielen; nährte daher den Gedanken, sein Glück in der Welt zu versuchen, und verließ die Schule zu Eisenach, nachdem er vorher der Tochter des Cantors, seines Lehrers und Vetters, ein Andenken hinterlassen hatte. Weil er zu der Bestimmung, die ihm der V. zugedacht hatte, die Kenntniß der arabischen Sprache nöthig hatte: so läßt er ihn, nach manchen Abentheuern als Amanuensis zu einem Professor der morgenländischen Sprachen kommen, von dem er als Secretär in die Dienste eines deutschen Ordensritters tritt, der nicht lesen und schreiben kann, in dessen Begleitung er beym ersten Seezug einem afrikanischen Seeräuber in die Hände fällt, wohl gehalten wird, und nach erhaltener Freyheit den Schluß faßt, sein Glück in Abyßinien zu versuchen. Er macht es auch durch einige mitgebrachte Arzneymittel, und

wird endlich Premierminister des Abyßinischen Königs zu Gondar. Sein Hauptgeschäfte ist, die Aufklärung durch Schulen und Buchdruckereyen zu befördern, und thut zu dem Ende den Vorschlag, Gelehrte und Künstler aus Deutschland zu verschreiben. Darunter ist denn auch seiner Mutter Bruder, Benjamin Moldmann, der angebliche Verfasser des Buchs, verdorbener Advocat in Goslar, der 1766 diese Einladung erhielt. Komisch sind die Eindrücke, die dieser Ruf auf seine Landsleute macht. Er lernt durch einen mitgeschickten Sprachmeister die arabische Sprache, nimmt unterwegs den Namen eines Edelmanns an, und besucht, als er in Afrika ans Land tritt, mit Aufträgen seines Hofes den marocanischen und andre afrikanische Höfe. Ehe er aber seinen Posten in Gondar antritt, wird eine Geschichte von der Entstehung und den Revolutionen des Abyßinischen Reichs vorausgeschickt, eine Geschichte, worin jeder Staat die seinige liest, Familienregiment, Republik, Monarchie und Despotismus, nach seinen gewöhnlichen Werkzeugen, Folgen und Aeußerungen. Moldmanns Verrichtungen nun, nach seiner Ankunft, sind, außer der allgemeinen Bestimmung, seines Vetters Bemühungen zur Volksaufklärung zu befördern, den König durch Unterredungen über deutsche Sitten und Verfassungen zu unterhalten, worunter mit unter gar erbauliche Gespräche, aber auch sehr starke Stellen vorkommen, wie z. B. S. 230 fg. die allgemeine Beschreibung deutscher Fürstenhöfe, und die Schilderung von der schwachen Hülfe, die der Unterthan bey Landständen und beym R. C. Gericht findet u. s. w. ihn ferner durch Vorlesungen aus Büchern, die er nicht versteht, einzuschläfern, und endlich den Erbprinzen durch Deutschland auf Reisen zu führen. Die Anstalten darzu sind drollicht, auch der Hofnarr, der gescheiteste übrigens aus der Gesellschaft, bittet um die Erlaubniß, seinen Prinzen begleiten zu dürfen; und der Hofmarschall übernahm es, unterdessen sein Amt in Gondar zu verwalten. Nach dem Muster der Reise des Czaar Peters, sollte Herr v. Moldmann als Abyßinischer Gesandter erscheinen, und den Kronprinzen incognito in seinem Gefolge haben. Auf der Durchreise durch Angola sahen sie die ersten Orang-Outangs, konnten sie aber von den übrigen Hofleuten kaum unterscheiden, weil ihr natürliches Kennzeichen, daß sie keine Waden und Hinterbacken haben, auch auf die dortigen Cammerjunker passe. Sie stiegen zu Hamburg ans Land, und fühlten hier alle die Zufriedenheit, die

jedem

jedem Fremden in diesem glücklichen Freystaat zu Theil wird. „Man würde, sagt der Reisende S. 10. des 2. Th. in Hamburg kaum wissen, daß es einen Adel in Deutschland giebt, wenn nicht einige Menschen dieser Art dort wohnten, die auf ihren Kutschen allerley bunte Bestien gemahlt hätten, wodurch sie ihre Abstammung beweisen.“ Bey Dresden stießen unsre Reisende auf eine Gesellschaft wandernder Philanthropisten, die sie nach ihren Bocksprüngen für eine Seiltänzertruppe hielt, sah einen armen kleinen Grafen dem baumstarken Sohne eines reichen Bierbrauers den Bündel nachtragen, und hörte von dem Lehrer, wie wohlüberlegt diese Einrichtung sey, der überhaupt unserm Verf. alle Scrupel des gesunden Menschenverstandes, über Nothwendigkeit jugendlicher Strenge, und des Memorirens, der Gewöhnung zur Bescheidenheit, zu sitzenden Arbeiten u. s. w. wegsophistisirte. Unter sich sprachen die Knaben von nächtlichen Ausschweifungen und Diebereyen, wie man sonst dergleichen von F... schülern sagt. Einer davon balgte sich sogleich mit dem schwarzen Prinzen, und streckte ihn zur Erde. Auf Empfehlung dieses Mannes engagirte unser V. nach dem ihm gegebenen Auftrage, Gelehrte und Künstler zu überschicken, zwey Erzieher, hatte aber nachher den Verdruß, von seinem Vetter zu vernehmen, daß sie nicht des Transports werth gewesen wären, mit der Warnung, keine deutsche Gelehrte und Künstler mehr die Linie paßiren zu lassen. Von da besuchte unser V. die Buchhändlermesse in Leipzig, wo er über Gelehrte, Buchhändler und Bücher, die er verschicken wollte, merkwürdige Belehrungen erhielt: auch unterließ er nicht, den ihm wegen seines edeln Herzens sowohl als seiner unverkennbaren großen Verdienste um die deutsche Litteratur, merkwürdigen deutschen Buchhändler aufzusuchen und zu sprechen. Cassel war nun der Ort, wo der Prinz, abermals nach Peters Beyspiel, im Militärdienst von unten an dienen sollte. Allein, man hielt ihn und seine schwarze Durchlaucht für Abentheurer, und der damalige Bibliothekar, ein Franzose, bekam Auftrag, in Reisebeschreibungen nachzusehen, ob und wo in der Welt ein Königreich Abyßinien gelegen sey? unter diesen sah denn der Verf. auch Sophiens Reise von Memel nach Sachsen liegen. Und bey der Armee konnte der Prinz anders nicht als Trommelschläger angenommen werden. Dies ließ man sich gefallen: und des Prinzen Tafel wurde von den Franzosen in Cassel häufig besucht: allein, auf der Wachtstube hatte er bereits

wird endlich Premierminister des Abyßinischen Königs zu Gondar. Sein Hauptgeschäfte ist, die Aufklärung durch Schulen und Buchdruckereyen zu befördern, und thut zu dem Ende den Vorschlag, Gelehrte und Künstler aus Deutschland zu verschreiben. Darunter ist denn auch seiner Mutter Bruder, Benjamin Moldmann, der angebliche Verfasser des Buchs, verdorbener Advocat in Goslar, der 1766 diese Einladung erhielt. Komisch sind die Eindrücke, die dieser Ruf auf seine Landsleute macht. Er lernt durch einen mitgeschickten Sprachmeister die arabische Sprache, nimmt unterwegs den Namen eines Edelmanns an, und besucht, als er in Afrika ans Land tritt, mit Aufträgen seines Hofes den marocanischen und andre afrikanische Höfe. Ehe er aber seinen Posten in Gondar antritt, wird eine Geschichte von der Entstehung und den Revolutionen des Abyßinischen Reichs vorausgeschickt, eine Geschichte, worin jeder Staat die seinige liest, Familienregiment, Republik, Monarchie und Despotismus, nach seinen gewöhnlichen Werkzeugen, Folgen und Aeußerungen. Moldmanns Verrichtungen nun, nach seiner Ankunft, sind, außer der allgemeinen Bestimmung, seines Vetters Bemühungen zur Volksaufklärung zu befördern, den König durch Unterredungen über deutsche Sitten und Verfassungen zu unterhalten, worunter mit unter gar erbauliche Gespräche, aber auch sehr starke Stellen vorkommen, wie z. B. S. 230 fg. die allgemeine Beschreibung deutscher Fürstenhöfe, und die Schilderung von der schwachen Hülfe, die der Unterthan bey Landständen und beym R. C. Gericht findet u. s. w. ihn ferner durch Vorlesungen aus Büchern, die er nicht versteht, einzuschläfern, und endlich den Erbprinzen durch Deutschland auf Reisen zu führen. Die Anstalten darzu sind drollicht, auch der Hofnarr, der gescheiteste übrigens aus der Gesellschaft, bittet um die Erlaubniß, seinen Prinzen begleiten zu dürfen; und der Hofmarschall übernahm es, unterdessen sein Amt in Gondar zu verwalten. Nach dem Muster der Reise des Czaar Peters, sollte Herr v. Moldmann als Abyßinischer Gesandter erscheinen, und den Kronprinzen incognito in seinem Gefolge haben. Auf der Durchreise durch Angola sahen sie die ersten Orang-Outangs, konnten sie aber von den übrigen Hofleuten kaum unterscheiden, weil ihr natürliches Kennzeichen, daß sie keine Waden und Hinterbacken haben, auch auf die dortigen Cammerjunker passe. Sie stiegen zu Hamburg ans Land, und fühlten hier alle die Zufriedenheit, die

jedem

jedem Fremden in dieſem glücklichen Freyſtaat zu Theil wird. „Man würde, ſagt der Reiſende S. 10. des 2. Th. in Hamburg kaum wiſſen, daß es einen Adel in Deutſchland giebt, wenn nicht einige Menſchen dieſer Art dort wohnten, die auf ihren Kutſchen allerley bunte Beſtien gemahlt hätten, wodurch ſie ihre Abſtammung beweiſen.“ Bey Dresden ſtießen unſre Reiſende auf eine Geſellſchaft wandernder Philanthropiſten, die ſie nach ihren Bocksſprüngen für eine Seiltänzertruppe hielt, ſah einen armen kleinen Grafen dem baumſtarken Sohne eines reichen Bierbrauers den Bündel nachtragen, und hörte von dem Lehrer, wie wohlüberlegt dieſe Einrichtung ſey, der überhaupt unſerm Verf. alle Scrupel des geſunden Menſchenverſtandes, über Nothwendigkeit jugendlicher Strenge, und des Memorirens, der Gewöhnung zur Beſcheidenheit, zu ſitzenden Arbeiten u. ſ. w. wegſophiſtiſirte. Unter ſich ſprachen die Knaben von nächtlichen Ausſteigungen und Diebereyen, wie man ſonſt dergleichen von F... ſchülern ſagt. Einer davon balgte ſich ſogleich mit dem ſchwarzen Prinzen, und ſtreckte ihn zur Erde. Auf Empfehlung dieſes Mannes engagirte unſer V. nach dem ihm gegebnen Auftrage, Gelehrte und Künſtler zu überſchicken, zwey Erzieher, hatte aber nachher den Verdruß, von ſeinem Vetter zu vernehmen, daß ſie nicht des Transports werth geweſen wären, mit der Warnung, keine deutſche Gelehrte und Künſtler mehr die Linie paßiren zu laſſen. Von da beſuchte unſer V. die Buchhändlermeſſe in Leipzig, wo er über Gelehrte, Buchhändler und Bücher, die er verſchicken wollte, merkwürdige Belehrungen erhielt: auch unterließ er nicht, den ihm wegen ſeines edeln Herzens ſowohl als ſeiner unverkennbaren großen Verdienſte um die deutſche Litteratur, merkwürdigen deutſchen Buchhändler aufzuſuchen und zu ſprechen. Caſſel war nun der Ort, wo der Prinz, abermals nach Peters Beyſpiel, im Militärdienſt von unten an dienen ſollte. Allein, man hielt ihn und ſeine ſchwarze Durchlaucht für Abentheurer, und der damalige Bibliothekar, ein Franzoſe, bekam Auftrag, in Reiſebeſchreibungen nachzuſehen, ob und wo in der Welt ein Königreich Abyßinien gelegen ſey? unter dieſen ſah denn der Verf. auch Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen liegen. Und bey der Armee konnte der Prinz anders nicht als Trommelſchläger angenommen werden. Dies ließ man ſich gefallen: und des Prinzen Tafel wurde von den Franzoſen in Caſſel häufig beſucht: allein, auf der Wachtſtube hatte er bereits

nicht viel Gutes gehört; und auf einer kleinen Reise, worzu er Urlaub erhielt, hatten ihn ein Paar junge Domherren in Mainz in ein Haus geführt, wo er eine eckelhafte Krankheit holte. In einem Brunnenort prellte man ihn an einem Pharaotisch, und so kam er verderbt an Leib und Seele und Beutel nach Cassel zurück, und hatte das Schicksal, wegen versäumten Dienstes durch Verschlafenheit Stockprügel zu bekommen und krumm geschlossen zu werden. Deswegen forderte der Hofmeister seinen Abschied, und zog mit ihm weiter. Auf einer benachbarten Universität wurde dem Prinzen der Doctortitel angetragen: er verrat ihn aber, und der Hofnarr nahm ihn an und disputirte. Der nämliche kaufte sich in Mannheim den Geheimrathstitel, konnte aber nicht erlangen, solchen auf seinen siebenjährigen Sohn in Gondar vererben zu dürfen, weil man in der Pfalz nur die wirklichen Bedienungen, nicht aber Titel auf Kinder versichert erhalten kann. Wir übergehen S. 72 fg. einige harte aber wahre Bemerkungen über deutsche Justiz und Polizey. Bey dem Geschäfte, ein Paar tüchtige Aerzte nach Abyßinien zu schicken, sagt der Verf., daß ein gewisser großer Mann bey einem ähnlichen Auftrag für ein fremdes Reich nicht so gewissenhaft gehandelt, sondern ein solches Sortiment von elenden Aerzten dahin spedirt habe, daß seit dieser Zeit die Sterblichkeit in Deutschland geringer geworden sey. Ganz in dem Ton eines reisenden Afrikaners sind die Betrachtungen über unsern öffentlichen Gottesdienst, S. 82 fg. Eingelaufene Nachrichten von der Krankheit des Königs beschleunigten die Rückreise. Der Prinz aber hatte in Cassel eine Schauspielerin in Sold genommen, die ihm allenthalben nachzog, und in Venedig sich mit ihm einschiffte, und unser Hr. Noldmann, der überhaupt von seiner Zucht und Leitung des königlichen Zöglings nicht viel Ehre hat, mußte es geschehen lassen. Die Gesellschaft traf im Februar 1778 in Gondar wieder ein. Der König war tod: und der Prinz tritt, wie gewöhnlich neue Regenten, die Regierung mit lautem Beyfall an. Allein, bald zeigt er den jungen Despoten, und die Zufriedenheit artet in allgemeines Mißvergnügen aus. Wurmbrand und Noldmann bekommen ihre Entlassung, und werden in einen Universitätsort verbannt, wo sie sechs glückliche Jahre in der Entfernung vom Hofe zubringen. Inzwischen hatte das bisherige Aufklärungswesen durch gelehrte Institute, Vielschreiberey, Preßfreyheit und Romanensucht schon große Fortschritte gemacht,

gemacht, Empfindeley, Unzufriedenheit, Brochürenschreiberey und Gefühl der Menschenrechte zur Folge gehabt: die gelehrten Colonisten aus Deutschland, sonderlich die Pädagogen, vermehrten das Uebel, indem sie in der Jugend einen übelverstandenen Freyheitssinn ermunterten, gegen Pedanterey, Autorität, Sclaverey und Despotismus declamirten, und die jungen Leute so erzogen, daß sie sich hernach durchaus nicht in den Zwang des bürgerlichen Lebens fügen wollten. Eine glückliche Empörung in dem benachbarten Nubien, die Abyßinische Hülfstruppen sollten dämpfen helfen, lehrte diese und ihre Anführer Freyheit und Menschenwürde zu schätzen. Ein Bauernaufstand über gewaltsame Truppenaushebung veranlaßte ihre Zurückberufung: sie wollten aber gegen ihre Mitbürger nicht fechten. Nun versammelten sich alle Mißvergnügten im Lande zu einem Heer unter einem beleidigten General. Der König wollte durch seinen Erminister mit demselben capituliren; allein, es war zu spät: man verlangte Abschaffung der königlichen Würde. Der König starb vor Gram; sein Gesindel wurde ermordet oder zerstreut. Die Gutgesinnten zogen hier den, weil er nicht zum Thron bestimmt war, besser erzogenen jüngern Bruder des Königs aus seinem Privatstand hervor, und setzten ihn an die Spitze des Heers und der Nation. Er übernahm die Regierung nur auf ein Jahr bis von der Nationalversammlung der von ihm entworfene vortrefliche Plan einer neuen Gesetzgebung untersucht und angenommen worden sey. Er ist weit vorzüglicher als der amerikanische und französische, und verdient wegen mancher ganz neuen Einrichtungen zu Gründung eines Freystaats wohl erwogen zu werden, und füllt Th II. S. 171—285 aus. Allein, ein Grundgesetz dieser neuen Staatsverfassung war auch das, daß kein Fremder in dem Reiche zugelassen werden solle. Dem zufolge traten denn die beyden Exministers mit allen übrigen deutschen Gelehrten die Rückreise nach Deutschland an, haben aber das Unglück, alle, die zwey ersten ausgenommen, in einem Boote, wodurch sie sich retten wollten, zu ertrinken. Die beyden Vettern aber langen wieder glücklich in Deutschland an, jeder etwa 30000 Thaler reich. Auf der Durchreise durch Bopfingen wird Wurmbrand krank, und heyrathet nachher seine Wärterin und Wirthin, eine Notariuswittwe, muß aber ihrem Eigensinn nachgeben, und vorher Notarius werden — und so ist denn also der vormalige erste Minister in Abyßinien dermalen Notarius

nicht viel Gutes gehört; und auf einer kleinen Reise, wozu er Urlaub erhielt, hatten ihn ein Paar junge Domherren in Mainz in ein Haus geführt, wo er eine eckelhafte Krankheit holte. In einem Brunnenort prellte man ihn an einem Pharaotisch, und so kam er verderbt an Leib und Seele und Beutel nach Cassel zurück, und hatte das Schicksal, wegen versäumten Dienstes durch Verschlafenheit Stockprügel zu bekommen und krumm geschlossen zu werden. Deswegen forderte der Hofmeister seinen Abschied, und zog mit ihm weiter. Auf einer benachbarten Universität wurde dem Prinzen der Doctortitel angetragen: er verbat ihn aber, und der Hofmarr nahm ihn an und disputirte. Der nämliche kaufte sich in Mannheim den Geheimrathstitel, konnte aber nicht erlangen, solchen auf seinen siebenjährigen Sohn in Gondar vererben zu dürfen, weil man in der Pfalz nur die wirklichen Bedienungen, nicht aber Titel auf Kinder versichert erhalten kann. Wir übergehen S. 72 fg. einige harte aber wahre Bemerkungen über deutsche Justiz und Polizey. Bey dem Geschäfte, ein Paar tüchtige Aerzte nach Abyßinien zu schicken, sagt der Verf., daß ein gewisser großer Mann bey einem ähnlichen Auftrag für ein fremdes Reich nicht so gewissenhaft gehandelt, sondern ein solches Sortiment von elenden Aerzten dahin spedirt habe, daß seit dieser Zeit die Sterblichkeit in Deutschland geringer geworden sey. Ganz in dem Ton eines reisenden Afrikaners sind die Betrachtungen über unsern öffentlichen Gottesdienst, S. 82 fg. Eingelaufene Nachrichten von der Krankheit des Königs beschleunigten die Rückreise. Der Prinz aber hatte in Cassel eine Schauspielerin in Sold genommen, die ihm allenthalben nachzog, und in Venedig sich mit ihm einschiffte, und unser Hr. Noldmann, der überhaupt von seiner Zucht und Leitung des königlichen Zöglings nicht viel Ehre hat, mußte es geschehen lassen. Die Gesellschaft traf im Februar 1778 in Gondar wieder ein. Der König war tod: und der Prinz tritt, wie gewöhnlich neue Regenten, die Regierung mit lautem Beyfall an. Allein, bald zeigt er den jungen Despoten, und die Zufriedenheit artet in allgemeines Mißvergnügen aus. Wurmbrand und Noldmann bekommen ihre Entlassung, und werden in einen Universitätsort verbannt, wo sie sechs glückliche Jahre in der Entfernung vom Hofe zubringen. Inzwischen hatte das bisherige Aufklärungswesen durch gelehrte Institute, Vielschreiberey, Preßfreyheit und Romanensucht schon große Fortschritte gemacht,

gemacht, Empfindeley, Unzufriedenheit, Broschürenschreiberey und Gefühl der Menschenrechte zur Folge gehabt: die gelehrten Colonisten aus Deutschland, sonderlich die Padagogen, vermehrten das Uebel, indem sie in der Jugend einen übelverstandenen Freyheitssinn ermunterten, gegen Pedanterey, Autorität, Sclaverey und Despotismus declamirten, und die jungen Leute so erzogen, daß sie sich hernach durchaus nicht in den Zwang des bürgerlichen Lebens fügen wollten. Eine glückliche Empörung in dem benachbarten Nubien, die Abyßinische Hülfstruppen sollten dämpfen helfen, lehrte diese und ihre Anführer Freyheit und Menschenwürde zu schätzen. Ein Bauernaufstand über gewaltsame Truppenaushebung veranlaßte ihre Zurückberufung: sie wollten aber gegen ihre Mitbürger nicht fechten. Nun versammelten sich alle Mißvergnügten im Lande zu einem Heer unter einem beleidigten General. Der König wollte durch seinen Erminister mit demselben capituliren; allein, es war zu spät: man verlangte Abschaffung der königlichen Würde. Der König starb vor Gram; sein Gesindel wurde ermordet oder zerstreut. Die Gutgesinnten zogen hier den, weil er nicht zum Thron bestimmt war, besser erzogenen jüngern Bruder des Königs aus seinem Privatstand hervor, und setzten ihn an die Spitze des Heers und der Nation. Er übernahm die Regierung nur auf ein Jahr bis von der Nationalversammlung der von ihm entworfene vortrefliche Plan einer neuen Gesetzgebung untersucht und angenommen worden sey. Er ist weit vorzüglicher als der amerikanische und französische, und verdient wegen mancher ganz neuen Einrichtungen zu Gründung eines Freystaats wohl erwogen zu werden, und füllt Th II. S. 171—285 aus. Allein, ein Grundgesetz dieser neuen Staatsverfassung war auch das, daß kein Fremder in dem Reiche zugelassen werden solle. Dem zufolge treten denn die beyden Exministers mit allen übrigen deutschen Gelehrten die Rückreise nach Deutschland an, haben aber das Unglück, alle, die zwey ersten ausgenommen, in einem Boote, wodurch sie sich retten wollten, zu ertrinken. Die beyden Vettern aber langen wieder glücklich in Deutschland an, jeder etwa 30000 Thaler reich. Auf der Durchreise durch Bopfingen wird Wurmbrand krank, und heyrathet nachher seine Wärterin und Wirthin, eine Notariuswittwe, muß aber ihrem Eigensinn nachgeben, und vorher Notarius werden — und so ist denn also der vormalige erste Minister in Abyßinien dermalen Notarius

und Gastwirth in dem Städtlein Bopfingen. Noldmann aber kann nicht überredet werden, sein liebes Goslar zu verlassen, wohin er im Junius 1789 zurückkehrt, und daselbst wieder als Advocat Armen unentgeldlich dient. Die zu lange gespannt gewesene Einbildungskraft scheint den Verf. gegen das Ende verlassen zu haben, da er seine beyden Abentheurer auf eine so alltägliche Art von dem Schauplatze abtreten läßt. Uebrigens haben wir blos, um den Raum zu schonen, eine Menge schöner und für unsre Zeit interessanter Stellen aus der Aufklärungs- und Revolutionsgeschichte von Abyßinien, die wir vorgestrichen hatten, übergangen, und empfehlen das ganze Buch jedem Leser von Geschmack, Herzen und Verstand.

Th.

Juliette, oder geheime Geschichte eines Frauenzimmers von Gefühl und Weltkenntniß. Nach dem Französischen. Zweyter Band. Altona und Leipzig, bey Kave, 1791. 380 Seiten. 8.

Rec., dem bey Anzeige des ersten Theils vor einem sehr bänderreichen Werke bange ward, ist für diesesmal mit der bloßen Furcht davon gekommen. Im Meßkatalog wird dieser zweyte Band ausdrücklich als der letzte aufgeführt, und obgleich auf dem Titelblatte selbst davon keine Erwähnung geschieht, so endigt sich der Roman doch mit einer förmlichen Heyrath; und hierbey wird es Juliette hoffentlich bewenden lassen. Diese fängt übrigens in gegenwärtiger Abtheilung ihr Spiel da wiederum an, wo sie es in der vorigen gelassen hatte; und statt Gefühl und Weltkenntniß, wovon in dem Werke selbst schlechterdings keine Spuren vorhanden sind, hätten Inconsequenz und Unbedachtsamkeit billig als Hauptzüge ihres Charakters angegeben werden sollen! Entführungen, Mord und Todschlag hatte man in dem ersten Bande schon erschöpft: in gegenwärtigem fällt die Heldin der Geschichte desto öfter in Ohnmacht, treibt sich aus einer Gegend der Stadt in die andere: und Unwahrscheinlichkeiten jeder Art werden dergestalt gehäuft, daß am Ende der wenige Antheil, den dieser an sich schon sehr unbedeutende Roman einflößt, gänzlich darüber verlohren geht. Durch den Umstand,

daß

daß eine für Pariser Sitten zugeschnittene Geschichte nach Wien verpflanzt wird, kommen ferner so poßierliche Auftritte zum Vorschein, daß ein des Locals auch nur wenig kundiger Leser sich unmöglich enthalten kann, die Achseln zu zucken. Das Ganze schließt sich mit der abentheuerlichsten Entwickelung von der Welt. Ein sechzigjähriger Hofschranz stellt sich in Julietten verliebt, ja am Ende todkrank, um die Liebe zwischen ihr und seinem Sohne (einem übrigens sehr faden Geschöpf) die er schon längst gewußt, und beyde ihm verheimlichet hatten, auf alle mögliche Proben zu stellen. Sogar die Pocken muß Juliette erst bekommen, ehe der Alte sein Jawort giebt, u. s. w.

Auch diesem Uebersetzer hat es gefallen, deutsche Familiennamen unterzulegen, und mit unter sehr individualisirte, als Veltheim, Andlau, Schlieben. Selbst ein Herzog von Ursel wird sehr oft auf den Schauplatz gebracht. Mit diesem hat es freylich so viel nicht zu bedeuten; denn obgleich, wie Rec. aus persönlicher Bekanntschaft weiß, dieser niederländische Edelmann sehr gut deutsch versteht, so dürfte von Julietten ihm doch wohl schwerlich etwas zu Ohren kommen. Daß Englische Romanenschmiede sich dergleichen erlauben dürfen, kommt vielleicht daher, weil sie eigentliche Familiennamen selten entlehnen; sondern nur die Titulaturen ihrer Lords u. s. w. die bey Verlöschung der Häuser in andere übergehen, oft auch nur kurze Zeit geführt werden, u. s. f. In Frankreich mußte, ehedem wenigstens, diese Nomenclatur schon ungleich vorsichtiger gewählt werden, und in Italien vollends würde es dem Schriftsteller übel bekommen, der einen Borgheſe, Foscarini, Grimaldi, Francavilla oder dergl. zum Helden seines Abentheuers machen wollte. In welche Gränzen nun diese poetische Licenz in Deutschland einzuschränken wäre, und sich überhaupt mit bürgerlichem Verhältniß und guter Polizey vertrage, darüber ließe, wenn anders hier der Ort dazu wäre, sich ein feines Capitelchen schreiben. — Noch muß Rec. in der Kürze anzeigen, daß auch dieser Band, im Ganzen genommen, besser verdeutscht ist, als dergleichen Fabrikwaare dem Publiko gemeiniglich vorgelegt wird. Es sey also nun Neigung, oder Erwerbsbedürfniß, das unserm Uebersetzer die Feder führt: zu wünschen bleibt allemal, daß Originale von mehr innerem Werth ihm in Zukunft aufstoßen mögen.

Omy.

Strauß.

**Straußfedern. Fortgesetzt von dem Verfasser des Siegfried von Lindenberg. Dritter Band. Berlin und Stettin, bey Nicolai, 1791. 254 S. 8.**

In diesem Bande liefert Hr. M. drey Erzählungen, die zwar nicht durchaus von gleichem Werth und Interesse sind, von denen jedoch keine ohne wesentliche Schönheiten der Erfindung und Anlage, und — was auf die Rechnung unsers deutschen Landsmanns kömmt — der Ausbildung und Darstellung ist. Die erste ist eine lustige mit Laune und Geist erzählte Anekdote, die Stoff zu einem artigen Schauspiel geben könnte. Sie schärft auf eine sehr überzeugende Art die Klugheitsregel ein: traue demjenigen so leicht nicht wieder, der dich einmal vorsätzlich beleidigte. Graf Wenzel ist ein Charakter, der mit allen Schattirungen genau nach der Natur gezeichnet ist. Schade nur, daß das unsichtbare Gewebe der Bosheit solcher Menschen nicht immer so glücklich noch zur rechten Zeit entdeckt, und sie auf eine so siegreiche Art mit ihren eigenen Waffen geschlagen, und dem ihnen so schrecklichen Spott und Gelächter der Welt blosgestellt werden können, wie in dem hier erzählten Fall geschah. Die zweyte Erzählung hat nicht den raschen Gang der ersten, aber eine Menge glücklicher Züge, ein paar sehr gut gezeichnete, sehr bedeutende Charaktere. Man glaube ja nicht, daß der Betrug des menschenfeindlichen Scharlatans zu grob, und die Leichtgläubigkeit der durch ihn hintergangenen Personen zu unwahrscheinlich sey. Gelingen etwan ähnliche, wahrlich nicht feinere Listen, nicht noch in unsern hellen Zeiten? Tritt nicht auch heut zu Tage noch ein solcher Gaukler nach dem andern auf, und gelingen ihnen nicht ihre auf Leichtgläubigkeit, Schwärmerey und die Neigung der Menschen zum Wunderbaren calculirten Plane nach Wunsch? Manche Thorheiten kommen und verschwinden, diese aber scheinen die unzertrennlichen Begleiter aller Zeiten, aller Völker und aller Stände zu seyn. Cervantes hat denselben Stoff zu einem kleinen, aber treflichen Possenspiele: El retablo de las maravillas, benutzt. — Die dritte und letzte Erzählung dieses Bandes scheint uns dem Geist und der Denkungsart unsrer Nation am wenigsten angemessen. Ein junger Mann von Kopf und Herzen, Präsident eines der ehemaligen französischen Parlamente, legt seine Stelle nieder, und zieht auf ein einsames Landhaus, wo er sich ganz

seiner

seiner Lieblingsneigung, dem Studiren, widmet. Das ganze weibliche Geschlecht ist ihm gleichgültig, und die Vorstellungen seines Vaters, sich zu vermählen, wirken nicht auf ihn. Ein sonderbarer Zufall macht ihn mit einem Frauenzimmer bekannt, die endlich sein Herz rührt, und es mit der feurigsten Leidenschaft erfüllt. Sein Vorsatz, sie und keine andere zur Gattin zu wählen, ist sogleich gefaßt und unerschütterlich, und die Ehe wird vollzogen. Nun aber findet sich, daß diese Person ein Freudenmädchen ist, die der Vater an ihn abgeschickt hatte, wo möglich durch ihre Reize das schlummernde Gefühl der Liebe in ihm zu erwecken, freylich aber nicht, um die Gattin seines Sohnes zu werden. Der Vater ist nicht zu bewegen, seine Einwilligung zu dieser Verbindung zu geben, allein, eben so wenig ist der Sohn dahin zu bringen, das einmal geknüpfte Band wieder aufzulösen. Er behält und ehrt die liebenswürdige Sünderin als Gattin, und bekömmt eine Ursache, es zu bereuen. Unter tausend Fällen ist dies wohl einmal möglich, aber doch möchten wir niemand rathen, diesem gefährlichen Beyspiel zu folgen.

Gf.

**Szenen aus der Geschichte der Vorwelt.** Leipzig, bey Böhme, 1791. VIII und 371 Seiten. 8.

**Romantische Geschichte der Vorzeit.** Erster Band. Leipzig, bey Fleischer, 1791. 19 Bogen. 8.

Der Verf. von Nr. 1. unterschreibt sich in der Vorrede mit den Buchstaben J. K. V. Mitglied der Mainzischen litterarischen Gesellschaft. Schon der Anfang dieser Vorrede giebt einen Beweis seines etwas steifen und hier und da schwülstigen Styls ab, der indessen mit der Zeit vielleicht geschmeidiger werden kann. Er lautet so: „Weder zu großen Tadel fürchtend, noch zu großes Lob hoffend, übergiebt der Verf. diese Blätter dem Druck. In den unfreundlichsten Stunden meines Lebens, da ich — abgesondert von dem großen litterarischen Getümmel — nur den Wissenschaften lebte, erhielten sie ihre Entstehung.“ Die Erzählungen sind: Gonzagas Gerechtigkeit. (Gellerts Rhynsolt und Lucia.) Rosimunde oder des Königs Allgawin Ermordung. Perharit und Gundebart, Könige der Longobarden; und

und Uta und Singebald, oder des heil. Emmerams Seligsprechung. Rec. ziehet die letzte allen andern vor. Die zwo vorhergehenden haben zu viel Grasses: doch fehlt es allen vieren nicht an Interesse und Energie. Der Verf. verspricht die Fortsetzung.

Nr. 2. verräth einen schon geübtern Schriftsteller. Der Styl ist geschmeidig, und der Gang der Erzählung rasch. Besonders hat das erste Stück: Adelbert von Wiesenthau viel Rührendes für uns, und der Schluß ist vortreflich. — Das Schwärmerische, das der Verf. im Datum der Vorrede und bey der Erwähnung einer gewissen Fränkischen Gegend S. 137 u. ff. zeigt, vergiebt ihm der Leser um so lieber, da er davon in vielen Stellen Vortheile zieht, die ihm ein kälterer Romantist nicht gewähren würde. Auch haben uns die Einstreuungen verschiedener gutgemachter Stanzen und die Anführungen aus dem Heldenbuche und Spangenbergs Adelsspiegel sehr gefallen. Minder aber eine gewisse Stelle S. 104 aus dem Grunde, weil durch solcherley Art Witz, (dem sehr leicht eine andere Wendung zu geben wäre) Jünglingen und Mädchen eine sonst unschädliche Lektüre Schaden bringen kann. — Die beyden andern kürzern Stücke heißen: Ormond und Günther von der Aue, und haben ebenfalls ihre Schönheiten.

Ag.

**Uffo von Wildingen und Jutta von Sturmbach. Eine Rittergeschichte aus den Zeiten Friedrichs des II., von K. Erster Theil. Halle, bey Franke und Bispink, 1791. 300 Seiten. 8.**

Daß diese Abentheuer eben so gut unter Maximilians I. als Friedrichs II Regierung sich hätten zutragen können, ist der geringste Fehler des Büchleins. Schon schlimmer ist es, daß Erfindung, Charakterzeichnung und Sprache um nichts sinnreicher, anziehender und edler sind, als in so viel andern itzt zum Vorschein kommenden Rittergeschichten; am allerschlimmsten endlich, daß es auch in diesem Roman von Abgeschmacktheiten und Unwahrscheinlichkeiten wimmelt. Alles dieses durch nähern Bericht, oder wohl gar durch Proben zu erhärten, scheint eben deswegen überflüßig, weil es Abgeschmacktheiten sind, und die A. d. Bibl. das Papier nöthiger

braucht.

brauche. Da inzwiſchen, trotz dieſer vorläufigen Aeußerung, dem langweiligen Buche nicht nachgeſagt werden kann, daß es wider Moralität, im weitern Sinne genommen, anſtoße: ſo mag auch an dieſer Rittergeſchichte ſich ergötzen, wer Luſt hat! Rec. hat, wohl oder übel, ſie durchgeleſen; und das iſt alles, was er davon zu ſagen weiß.

Klägliche Weitſchweifigkeit iſt das Hauptgebrechen des Styls. Mit altdeutſch ſeynſollenden Wörtern, wie entgegnen, kunden, gewahren u. dgl., hat der Verf. ſein Werkchen nur ſelten aufgeſtutzt; und dieſe Enthaltung muß ihm als Verdienſt angerechnet werden; denn ſo viele ſeiner Collegen fangen in ihren leidigen Rittergeſchichten itzt eine Sprache zu führen an, die kein Menſch verſteht, und die ſie durch untergeſetzte Gloſſarien ſelber erſt erklären müſſen. — Einen andern eben ſo überhand nehmenden Fehler hat er deſto weniger vermieden: Inverſionen aller Art nämlich, die bisweilen poßierlich, oft aber auch unausſtehlich ſind. Durch dieſes Hülfsmittelchen will man altdeutſche Simplicität nachäffen; woraus aber am Ende nichts anders entſteht, als daß die Sprache in ihre Kindheit zurückgeſtoßen wird. Allein, die gute Sprache dürfte an dergleichen Romanarobſchmieden ſich zu rächen wiſſen; denn wenn dieſe Herren über lang oder kurz etwas Vernünftigeres werden zu Markte bringen wollen, wird ihr Styl ſeine Abentheuerlichkeit nicht verläugnen können, und Midas Ohr überall hervorragen!

Uebrigens ſchließt die Geſchichte ſo natürlich mit Uffo's Abreiſe ins gelobte Land, daß Erſter Theil auf dem Titelblatte wohl nur ein bloßer Druckfehler iſt. Rec. wenigſtens will es hoffen!

Omz.

**Der Stammbaum. Erſte Fortſetzung der beyden Billets von Anton-Wall. Leipzig, im Verlage der Dykiſchen Buchhandl. 1791. 4 Bogen. 8.**

Es herrſcht viel komiſche Laune und wahre Luſtigkeit in dieſem kleinen Luſtſpiele. Auch wird man mit Vergnügen einige ſchöne naive Züge bemerken. Schade nur, daß der Dichter an mehrern Stellen das Natürliche mit dem Trivialen verwechſelt hat. Aetſch, da will ich Matz heißen — Schöps-

Schöpschriftelchen — ich kuranze euch zusammen, daß ihr Gel geben sollt. Rec. sollte doch glauben, man könnte Lumpleute in einem ihnen vollkommen angemessenen Tone sprechen lassen, ohne zu solchen Plebejismen seine Zuflucht nehmen zu müssen. Recht sehr wünschen wir, daß der Verf. uns bald die versprochene zweyte Fortsetzung und sonst einige neue Neuigkeiten liefern möge. Wenn unsre guten dramatischen Dichter länger in der Unthätigkeit bleiben, in der man den größern Theil von ihnen die Zeit über gesehen hat: so ist sehr zu fürchten, daß der theatralische Geschmack unsrer Nation eine höchst verderbliche einseitige Richtung bekomme, und für alles unempfindlich werde, was nicht von dem Verf von Menschenhaß und Reue, oder doch in seiner rohen Manier geschrieben ist. — Nur noch ein paar Worte über eine Stelle S. 38. Falsche, übertriebene, erkünstelte Empfindung ist ein Gegenstand des Spottes und des komischen Witzes, nicht aber das wahre Gefühl. In unsern Augen ist es ein Verstoß gegen den Geschmack sowohl, als die feinern Vorschriften der Sittlichkeit, irgend einer ächten Empfindung ein Ingredienz beyzumischen, das sie dem Gelächter aussetzt. Die Dichter sollten in unserm verkünstelten und kalten Zeitalter, in dem Unterdrückung der Empfindungen zum guten Ton gehört, vielmehr dahin arbeiten, alle Gefühle, die der menschlichen Natur angemessen, und nicht unter ihrer Würde sind, zu adeln, und in ihrem schönsten Lichte zu zeigen. Gürge und Röse sind ein Pärchen, das sich von Herzen liebt, und voll Gefühl ist, ohne es zur Schau zu tragen. Ein Mißverständniß entzweyt sie. Röse wird aufgebracht, und sagt dem armen G. den Handel auf. „O weh, ruft er ganz von Herzen in seiner ungekünstelten Sprache aus, o weh, das ist mir in alle Glieder geschlagen.“ Bis hieher gut, aber wozu der ganz unnatürliche, widrige Zusatz: Ich will zur Ader lassen, und hernach — will ich in den großen Teich springen. Ja, ich bin desperat, ich springe in den großen Teich.“ (ab.) Daß selbst unsre guten Dichter sich herablassen, den Unarten der Schauspieler zu schmeicheln, die durchaus immer mit einer auffallenden Rede im Munde, am liebsten mit einem Spaß abtreten wollen.

Hf.

IX. Welt-

# IX. Weltweisheit.

De la Realité et l'Idealite des objets de nos connoiſſances par Mr. *Selle.* 36 S. in gr. 4.

Dieſe Abhandlung iſt in der Akademie der Wiſſenſchaften vorgeleſen, und aus den Memoiren derſelben beſonders abgedruckt worden. Sie verdiente durch dieſen beſondern Abdruck allgemeiner bekannt zu werden, da ſie über die Frage, ob das was wir als wirklich exiſtirend betrachten, auch in der That eine wirkliche objective und von unſrer Art zu ſehen unabhängige Exiſtenz habe, ſehr ſcharfſinnige und gründliche Unterſuchungen enthält, die den Rec. ſeiner Meynung nach rechtfertigen werden, wenn er ſich etwas weitläuftiger dabey aufhalten ſollte.

Da der Verf. die Realität der Gegenſtände unſrer Erkenntniſſe im Gegenſatze des von der crit. Philoſophie behaupteten Idealismus zu retten ſich bemühet, ſo glaube ich den Leſern am beſten, ſowohl von ſeinen Behauptungen, als von den Gründen, womit er ſie unterſtützt, Rechenſchaft zu geben, wenn ich die am Beſchluß ſeiner Abhandlungen aufgeſtellte Parallele zwiſchen Herrn Kants Rationalismus und ſeinem Empirismus herſetzte, und jedesmal, wo es mir nöthig ſcheinet, ſeine Beweisgründe hinzuſetze, ſo wird man ſein ganzes Syſtem am deutlichſten überſehen können.

**Rationalismus.**

I.

Es giebt gar keine reine objective Erkenntniß, weil uns die Gegenſtände nur vermittelſt der Sinne, als Phänomene gegeben werden.

Aber es giebt, rein ſubjective Erkenntniſſe, weil wir nothwendige Wahrheiten beſitzen, welche die Erfahrung nie gewähren kann.

**Empirismus.**

I.

Unſre Erkenntniſſe ſind weder rein objectiv noch rein ſubjectiv. Die Vorſtellungskräfte werden uns nur vermittelſt der Gegenſtände gegeben, welche die Phänomene derſelben hervorbringen. Es giebt keine andre ſchlechterdings nothwendige Wahrheiten als identiſche.

Man sieht leicht, daß sich beyde Philosophen in diesen Gegensätzen in der That, und nicht blos den Worten nach widersprechen, und daß der Empirist, wenn er die beyden Sätze, daß es so wenig reine subjective, als reine objective Erkenntnisse gebe, und daß alle schlechterdings nothwendige Wahrheiten identisch sind, beweisen kann, nicht nur die Behauptung des Rationalisten, sondern auch den Beweis, womit er sie unterstützt, widerlegt habe. Es kömmt also darauf an, wie beweiset der Empirist seine Sätze? Zuerst behauptet er, „daß zwar die Wörter **Form** und **Materie** der Vorstellungen einen sehr wahren, sichern und anwendbaren Sinn haben können, daß es aber unmöglich sey, für dieselbe wirklich entsprechende Gegenstände zu finden, wenn man unter Form den rein subjectiven, und unter Materie den rein objectiven Theil der Vorstellungen verstehet.“ Denn man würde sich sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß die Materie eines Gegenstandes jemals durch den Gegenstand allein könne gegeben werden, ohne daß es in dieser Vorstellung einen subjectiven Theil gebe. Dieser ist von aller Vorstellung unzertrennlich. Eine rein objective Erkenntniß kömmt allein Gott zu. Aus eben demselbigen Grunde kann die Form unsrer Vorstellungen niemals rein subjectiv seyn, insofern wir eine Vorstellung davon haben. Denn es kömmt hier nicht darauf an zu wissen, was das rein transscendente Erkenntnißvermögen sey, dies zu erkennen, ist für uns unmöglich. Aber eben so unmöglich ist es, daß das Vorstellungsvermögen eine Vorstellung ohne eine fremde Ursache werde. Es muß uns also anderswoher ein Gegenstand gegeben werden. Nun müssen alle Gegenstände ursprünglich aus der Erfahrung herrühren, weil keiner derselben sich als schlechterdings nothwendig existirend (offenbart) ankündigt. Hieraus folgt, daß alle unsre Vorstellungen und mithin auch die Vorstellung ihrer Form empirischer Natur sey, und weil wir schlechterdings nicht wissen, welches die Form eines transscendenten Gegenstandes sey, und nur von der Vorstellung eines vorgestellten Gegenstandes die Rede seyn kann; so kann man sich über die seltsame Täuschung, vermöge der man identische Sätze für wirklich und objectiv verschieden hat halten können, nicht genug verwundern. Durch die Anschauung stellen wir uns immer vor, entweder den durch die Sinne modificirten Gegenstand, oder die durch den Gegenstand hervorgebrachte Modification der Sinne. — Dies Raisonnement des Verf. scheint

scheint mir richtig zu seyn; ich werde dies ganze Raisonnement am Schlusse, wie ich es mir vorstelle, noch einmal darstellen, vielleicht wird es so noch deutlicher werden. Hier nur wie es der Verf. selbst zu erläutern sucht, und wie ich ihn verstehe. Reine subjective Erkenntnisse müssen in uns ohne irgend einen gegebenen Gegenstand, ohne irgend eine Ursache oder Veranlassung entstehen, und nehmen wir nun an, daß keine Anschauung und keine Vorstellung ohne irgend einen Gegenstand möglich ist, so müßte das Vorstellungsvermögen selbst dieser Gegenstand seyn, aber es ist auch keine Vorstellung ohne eine Modification unsrer Sinnlichkeit möglich, wodurch also die transscendente Vorstellung für uns ein Phänomen wird — aber diese Modification der Sinnlichkeit würde, wenn sie allein und unmittelbar durch das transc. Vorstellungsvermögen gewirkt würde, die dadurch hervorgebrachte Vorstellung schlechterdings nothwendig existirend machen, weil sie ganz unabhängig von jeder Bedingung blos durch sich selbst existiren würde; nun können wir keine Existenz von irgend etwas für schlechterdings nothwendig erkennen, also auch nicht die Existenz der Vorstellung von der Form unsers Erkenntnißvermögens, wir müssen sie folglich für bedingt und von einem gegebenen Gegenstand oder von einer äußern Ursache abhängig, mithin für empirisch erkennen. Aber auch dann, wenn wir von äußern Ursachen und von dem, was diese in die für blos subjectiv angenommene Vorstellung der Form unsers Erkenntnißvermögens, objectives mischen muß, abstrahiren wollen, so wird auch schon das transscendente Erkenntnißvermögen unsre innere Sinnlichkeit afficiren und modificiren, so daß sie nun nicht mehr das rein ist, was sie, von keinem Gegenstand oder von irgend einem andern Gegenstande afficirt, seyn würde, folglich ist die Vorstellung von der Form des Erk. V. nicht mehr rein, sondern schon vermischt mit der Vorstellung von der Materie des transsc. Erkenntnißvermögens, folglich giebt es auch von der Form des Erk. Verm. keine Anschauung oder Vorstellung die von aller Vermischung von dem Materiellen des Gegenstandes ganz rein wäre. Folglich ist auch diese Anschauung, so wie jede andre, nur eine empirische Vorstellung, die, weil sie selbst nicht nothwendig existirt, auch das Vorgestellte nicht schlechterdings nothwendig machen kann — Aber, wendet man ein, es giebt doch nothwendige Wahrheiten, die es nicht, vermöge des Grundsatzes der Identität und des Widerspruchs sind. Dies leugnet nun der V. und behauptet,

daß die Nothwendigkeit eines Urtheils nur durch die Identität der Vorstellungen, aus denen es besteht, möglich sey. In einem nothwendigen Urtheile müssen die Vorstellungen des Subjects und Prädicats so verknüpft seyn, daß eines immer in dem andern entweder ganz oder zum Theil enthalten sey, nur ist nicht immer nöthig, daß das Predicat gerade durch die Analyse des Subjects als darin enthalten gefunden werde; man kann es auch umkehren und wenn man durch die Analyse des Prädicats das Subject ganz oder zum Theil in demselben enthalten findet, so sind das Subject und Prädicat noch immer vermöge der Identität mit einander verknüpft. Dies that der Verf. als er bey seiner Ueberzeugung, daß sich für die unmittelbare Evidenz der nothwendigen Urtheile kein ander Princip als der Grundsatz des Widerspruchs finden lasse, sich vergeblich bemühet hatte durch die Analyse des Subjects, die Identität desselben und seines Prädicats zu finden, und schon diese Untersuchung ganz aufgeben wollte; er kam auf den Einfall, die Analyse mit den Prädicaten der sogenannten synthetischen Urtheile a priori zu versuchen. Auf diesem Wege fand er das, was er so lange vergebens gesucht hatte. Indessen schien ihm diese seine Entdeckung zu viel Aehnlichkeit mit der bekannten Geschichte von dem Eye des Columbus zu haben, als daß er nicht ein Mißtrauen darauf setzen sollte, aber er fand sie bald gerechtfertigt, nachdem er sie an einer Menge von jenen Verknüpfungen, die Kant synthetisch a priori nennt, versucht hatte. Er führt hierauf zur Ueberzeugung seiner Leser einige Beyspiele an, die wir hieher setzen wollen. **Der Raum ist die nothwendige Bedingung aller Körper.** Man findet die Vorstellung von einem Körper nicht in der Vorstellung vom Raum, wohl aber diese letztere in der erstern die Undurchdringlichkeit und der Raum oder die Ausdehnung sind die beyden wesentlichen Merkmale die den Begriff von einem Körper ausmachen. Dieser Begriff würde aufgehoben, wenn wir ein einziges Merkmal davon absonderten. Man muß also den Begriff des Raums in dem Begriff des Körpers finden, und man sieht die nothwendige Verknüpfung derselben vermittelst der blossen Identität und vermöge des Grundsatzes Widerspruchs. **Jede Begebenheit, oder alles was geschieht, setzt eine Ursache voraus.** Der Begriff einer Begebenheit erfordert nicht nothwendigerweise den Begriff einer Ursache; aber da eine Ursache nichts anders ist, als etwas das ein andres etwas

was hervorbringt und Kraft deſſen die Wirkung geſchieht, ſo findet auch hier wiederum offenbar eine Identität der Begriffe ſtatt. Dieſer Fall ſcheint dem Rec. nicht ſo deutlich zu ſeyn, als die andern. Freylich findet ſich der Begriff von etwas das geſchieht auch in dem Prädicat; allein in einer neuen Verbindung und mit einem Zuſatz, wofür ich weder in dem Begriff des Subjects noch des Predicats einen Grund ſehe. Kehrt man es um und ſagt: **Jede Urſache ſetzt etwas voraus, das geſchieht**, ſo iſt die Identität offenbar; denn ſoll es eine Urſache ſeyn, ſo muß, vermöge des Begriffs einer Urſache, etwas geſchehen oder hervorgebracht werden. Druckt man den Satz ſo aus: Alles was geſchieht, ſetzt etwas voraus, wodurch es geſchieht, oder welches macht, daß es geſchieht, dann ſcheint es kein identiſcher Satz zu ſeyn. Freylich wenn der Begriff von etwas, **das geſchieht**, oder **anfängt zu ſeyn**, mit dem Begriffe von **hervorgebracht werden**, vermöge des bekannten Axioms: aus nichts wird **nichts**, für einerley zu halten iſt, alsdann iſt der Satz: **alles, was geſchieht, ſetzt eine Urſache voraus**, analytiſch, dann aber läßt ſich auch das Prädicat aus dem Subjecte durch die Analyſe finden: $7+8=12$. Bevor man einen Begriff von der Zahl 12 hat, findet man ihn nicht in den Begriffen von 7 und von 5 und ihrer Addition. Aber umgekehrt iſt der Begriff von 12 nichts anders, als die Addition entweder von 7 zu 5, oder von 8 zu 4, oder von 6 zu 6. Man könnte die Anſchauung von 12 ohne die Begriffe von $7+5$ haben, aber nie könnte man einen Begriff von 12 haben, ohne die Begriffe von $7+5$ u. ſ. w.

„**Zwey gerade Linien können keine Figur ausmachen.** Der Begriff von zwey geraden Linien enthält nicht den Begriff von der Unmöglichkeit einer Figur. Aber der Begriff von einer Figur erfordert nothwendig, daß der Raum entweder eingenommen, oder eingeſchloſſen ſey. Zwey gerade Linien ſchließen einen Raum nicht ein, ſie können alſo keine Figur ausmachen.“ Der V. bricht hier ab; wenn man aber weiter einen Beweis forderte, warum zwey gerade Linien einen Raum nicht einſchließen können, ſo ließe ſich dies allerdings aus dem Begriff der Figur herleiten, obgleich mit einiger Weitläuftigkeit. Man würde nämlich zeigen, daß der Begriff eines Raums wenigſtens zwey Dimenſionen, Länge und Breite erfordere, und um dieſe zwey Dimenſionen zu be-

zeichnen, würden zwey gerade Linien im Winkel oder nach verschiedenen Richtungen an einander gesetzt, erfordert. Da nun aber hiemit der Raum zwar gegeben, aber nicht eingeschlossen werde, weil diese Linien nach verschiednen Richtungen gezogen, so lange sie diese Richtung nicht verändern, d. i. so lange sie gerade Linien bleiben, nicht mehr als in einem Puncte zusammen stoßen können; so werde wenigstens noch eine gerade Linie, um die Endpuncte der beyden Linien zu vereinigen, erfordert. Folglich da wenigstens drey gerade Linien erfordert werden, um einen Raum einzuschließen oder eine Figur auszumachen; so sind offenbar zwey gerade Linien hiezu nicht hinlänglich.

„Die **geradeste Linie zwischen zwey Punkten ist nothwendig die kürzeste zwischen diesen zwey Punkten.** Der Begriff der geradesten Linie kann ohne den Begriff der kürzesten statt finden. Aber es ist nothwendig, daß die Bewegung eines Punkts zum andern durch eine gerade Linie die wenigste Zeit erfordere, weil alsdann die Bewegung den kürzesten Raum, der zwischen zween Punkten möglich ist, durchläuft.“ Meiner Einsicht nach, muß man um dies Axiom entweder durch ihre Analyse des Begriffs vom Subjecte oder des Begriffs vom Prädicat zu beweisen, von beyden sowohl vom Subject als vom Prädicat einen deutlichen Begriff fest setzen, fehlt es an einem von beyden, so läßt sich dies Axiom gar nicht aus Begriffen demonstriren; und dies ist der Fall, wenn man Euclids undeutliche, sich bloß auf die Sinne beziehende Definition einer geraden Linie voraus setzt. Nimmt man des Archimedes Definition einer geraden Linie an, daß sie die kürzeste zwischen zwey Punkten sey, so bedarf es gar keiner Demonstration, da das Axiom die Definition selbst ist. Die gerade Linie aber läßt sich auch so definiren, daß sie diejenige Linie sey, die durch ihren Anfangs- und durch ihren Endpunct durchgehends, das ist, beydes in Absicht auf ihre Quantität und Qualität, in Absicht auf ihre Länge und Richtung bestimmt sey, oder noch anders, daß sie die Entfernungen einem gegebenen Puncte zu dem andern gegebenen bezeichne, so läßt sie sich nicht nur von jeder krummen Linie unterscheiden, denn keine derselben wird durch ihren Anfangs- und Endpunct durchgehends bestimmt, keine derselben bestimmt die Entfernung eines gegebenen Puncts vom andern — sondern, nun läßt sich auch beweisen, daß sie die kürzeste zwischen zwey Puncten seyn müsse; die kürzeste Linie zwischen zwey

Puncten

Puncten nämlich kann nur eine einzige seyn — nun lassen sich aber zwischen zwey Puncten mehrere krumme Linien gedenken, aber nur eine einzige gerade, weil diese entweder diejenige ist, die durch diese zwey Puncte als ihren Anfangs- und Endpunct völlig bestimmt wird, oder diejenige, welche die Entfernung der beyden gegebenen Puncte ausdrückt. In beyden Fällen nämlich kann es nur eine einzige seyn, denn die Entfernung zwischen zwey gegebenen Puncten kann nur eine einzige seyn, kann nicht größer, nicht kleiner seyn, als sie wirklich ist.

„Diese Beyspiele, setzt der Verf. hinzu, werden zureichen, um die unstreitige Wahrheit darzuthun, daß die schlechterdings nothwendigen Verknüpfungen in der Identität der Vorstellung ihren Grund haben. Alle schlechterdings nothwendige Urtheile sind also analytische Sätze, insofern eine Vorstellung sich allezeit in der andern findet; und man hat mit Unrecht sich bloß an das Subject gehalten, um darin den Grund der Identität zu finden. Die allgemeine Bedingung analytischer Urtheile muß die Analyse aller in dem Satze enthaltenen Vorstellungen seyn: und alsdann wird das Resultat nie fehlen.“ „Frägt man, fährt er fort, woher wir den Begriff eines Prädicats, das den Begriff des Subjects enthält, bekommen haben, so können wir uns mit eben der Antwort begnügen, die man uns über den Ursprung des Begriffs eines Subjects giebt, welches den Begriff seines Prädicats enthält. Das analytische Urtheil, als ein solches, sagt nichts über den Ursprung seines Subjects aus dessen Art und Weise zu seyn, schlechterdings von andern Prinzipien abhängt.“ Uebrigens stimmt der Verf. hierin mit den Philosophen überein, welche behaupten, daß die synthetischen und analytischen Urtheile einen gemeinschaftlichen Wahrheitsgrund haben, nämlich die Identität der darin enthaltenen Vorstellungen, obgleich der Erkenntnißgrund der Wahrheit in Ansehung der synthetischen und analytischen Urtheile verschieden sey.

| Rationalismus. | Empirismus. |
| --- | --- |
| 2. | 2. |
| Die Vorstellungen des reinen Raums und der reinen Zeit sind nothwendige und allgemeine Vorstellungen, und folg- | Die Anschauungen des Raums und der Zeit werden unmittelbar durch die Erfahrung gegeben. Die reinen Vorstellungen des Raums und |

folglich eines blos subjectiven Ursprungs. Sie sind die transscendentalen Formen des Empfindungsvermögens, die von den empfundenen Gegenständen nicht herrühren.

der Zeit sind nichts als Verstandesbegriffe. Diese Begriffe sind uns nur insofern nothwendig, als wir uns die Möglichkeit äußerer und innerer Gegenstände vorstellen wollen. Sie sind von den Anschauungen abgezogen, indem man von der Wirklichkeit der Gegenstände und von ihren sinnlichen Eigenschaften abstrahirt.

Der V. bemerkt zuförderst, daß, wenn es unmittelbare, allgemeine und nothwendige Vorstellungen gebe, man dieselben, um sie von denen, die empirisch sind, zu unterscheiden, reine Sensation nennen müsse, deren Gegenstand nichts anders seyn könnte, als die ursprüngliche, eigenthümliche und wesentliche, von aller Erfahrung unabhängige, und folglich blos subjective Modification der Sinnlichkeit. Dann fragt er: „existirt eine solche reine, nothwendige und allgemeine Anschauung? Vor Kant ist es keinem Philosophen eingefallen, dies zu fragen, weil man allgemein darin überein kam, daß jede Anschauung nur vergleichungsweise allgemein seyn, und nur eine zufällige Existenz haben könne. Aber ihm war für sein System die Existenz dieser allgemeinen und von aller Erfahrung unabhängigen Anschauung eben so nöthig, als die Existenz seiner sogenannten synthetischen Urtheile, a priori, die wieder ohne allgemeine und nothwendige Anschauungen nicht möglich sind.“ Hierauf sucht er die Kantischen Beweise für die Priorität der Anschauung von Raum und Zeit zu entkräften. „Um zu wissen, sagt man, daß eine Empfindung einen Gegenstand als außer uns existirend darstelle, muß die Vorstellung des Raums vorher gehen, muß sie a priori gegeben seyn. — Daran, antwortet der Verf., ist nicht zu zweifeln, daß um einen Begriff oder eine mittelbare Vorstellung von einem, uns durch äußere Anschauung gegebenen Gegenstand zu haben, uns das Merkmal des Raums nöthig ist, wenn wir uns nämlich diese Begriffe machen wollen. Aber da dieses Merkmal blos die Existenz außer uns bezeichnet; und eine äußere Anschauung nichts als eine unmittelbare Vorstellung eines außer uns existirenden oder äußern Gegenstan-

des

des ist, so folgt hieraus, daß dieß Merkmal unmittelbar durch die Anschauung selbst gegeben worden, und es ist also nicht der geringste Grund vorhanden, den Ursprung dieses Merkmals über die Erfahrung, die uns die unmittelbare Sensation oder Empfindung geschafft hat, hinaus zu suchen. — „Wenn man, sagt Hr. Kant, bey dem empirischen Begriff eines Körpers, von allem dem, was die Erfahrung dazu beygetragen hat, abstrahirt, so bleibt der Raum übrig, von dem man nicht abstrahiren kann, wenn gleich der im Raum existirende Körper nicht mehr darin vorhanden ist. Da man nun die Vorstellung des Raums auch auslöschen kann, so muß sie nothwendig und allgemein seyn; und da die Erfahrung dergleichen Vorstellungen nicht darreichen kann, so muß die Vorstellung des Raums durch das reine und subjective Empfindungsvermögen gegeben seyn, so daß der Raum, obgleich der Bestandtheil einer äußern empirischen Anschauung, doch schlechterdings nur der bloße subjective Theil davon ist, der in uns selbst existiret, und für sich selbst nicht die geringste objective Realität hat. Der Verfasser bemerkt, „daß es sich mit den philosophischen Analysen eben so verhalte, als mit den chymischen, oft halte man in der Chymie Produkte für Edukte, und viele Alchymisten hätten sich dadurch täuschen lassen. Er glaubt Herr Kant, obgleich einer unsrer besten Analysten, habe sich in diesem Fall befunden, indem er das auf die Rechnung des reinen Vermögens gesetzt habe, was ein Produkt desselben und der wirklich äußern Gegenstände ist. Hr. Kant hat sich bey dieser Analyse nicht einer Anschauung bedient, welches auch im Grunde unmöglich war, sondern eines mit einer Anschauung verbundenen Begriffs, welches die Vorsicht, das für eine Anschauung zu halten, was nichts als ein Begriff ist, desto nothwendiger macht. Zuerst würde man mit Unrecht in einem ganz empirischen Begriff etwas nothwendiges suchen wollen. Die verschiedenen Vorstellungen, deren Einheit einen empirischen Begriff ausmacht, sind nie nothwendig unter einander verknüpft, weil sonst die Einheit nicht empirisch seyn würde. Es ist also weder die Schwere, noch die Undurchdringlichkeit, noch der Raum, die der empirische Begriff nothwendig fordert. Man kann sich eben so gut vermittelst und mit Hülfe der Undurchdringlichkeit oder der Schwere einen empirischen Begriff von einem Körper machen, als mit Hülfe des Raums. Aber ganz anders verhält es sich mit dem Verstandsbegriff oder mit der Idee eines Körpers. Hiervon

ist gewiß der Raum das wesentliche und nothwendige Merkmal; aber man zerstört eben sowohl die Idee eines Körpers, wenn man von der Undurchdringlichkeit abstrahirt, weil der Raum nicht den zureichenden Grund der Existenz eines Körpers enthält. Diese beyden Merkmale sind schlechterdings nothwendig, wenn man die Idee eines Körpers haben soll, und was man dem Raum auch für einen Ursprung geben wollte, so würde die Undurchdringlichkeit auf eben denselben mit dem nämlichen Rechte Ansprüche machen. Aber diese Nothwendigkeit rührt blos von dem Grundsatze, des Widerspruchs her, diesem Grundsatze, der niemals durch sich selbst die objective Realität der in einem Begriff verknüpften Vorstellungen wahr machen kann. Man vernichtet den Verstandesbegriff eines Körpers, wenn man von der Undurchdringlichkeit und dem Raum abstrahirt; aber daß man diesen Begriff habe, dies ist keinesweges nothwendig, wofern man nicht vorgeben will, daß alles Mögliche auch nothwendig sey, und scholastisches Geschwätz, das man längst vergessen hat. In dem Verstandesbegriff eines Körpers ist der Raum unbestimmt, daher nennt man ihn rein, und dies ist der Grund, warum man sich denselben als ein einziges Wesen und ohne Schranken vorstellen muß. Sobald das Subject des Begriffs durch die Erfahrung bestimmt wird, erhält das Prädicat desselben empirische Dimensionen. In dem empirischen Begriff eines Körpers ist der Raum nichts als die zufällige Bedingung eines Körpers; aber in der Idee eines Körpers ist der Raum die nothwendige Bedingung, ohne die es unmöglich seyn würde, sich von einem Körper eine Idee zu machen. Aber kann man sich, fragt der Verf., einen Raum ohne irgend einen Begriff eines äußern Gegenstandes vorstellen? Keinesweges sagt er, nur die Vorstellung des äußern Gegenstandes macht die Vorstellung des Raums möglich, und so realisirt die Anschauung eines Körpers die Objectivität des Raums und die Idee eines Körpers stellt zugleich die Idee des Raums dar. Keine einzige Vorstellung eines äußern Gegenstandes ist nothwendig; aber sie ist immer die nothwendige Bedingung der Existenz der Vorstellung des Raums. Aber es ist unmöglich, sagt man, sich die Nichtexistenz des Raums vorzustellen, die Vorstellung desselben ist also nothwendig. Dies will sagen, daß es unmöglich sey, uns das Mögliche, als nicht möglich vorzustellen, denn der reine Raum ist nichts, als die ideale Möglichkeit eines Körpers. Der reine Raum ist also nichts,

als

als ein idealiſcher Gegenſtand. Die Vorſtellung des reinen Raums iſt keine Anſchauung; ſie iſt blos ein Begriff, denn er kann blos als ein Merkmal eines Körpers vorgeſtellt werden. Es iſt alſo bewieſen, daß der Raum eines empiriſchen Urſprungs iſt, weil er unmittelbar in der Anſchauung eines Körpers vorgeſtellt wird. Sondert man von dieſer Anſchauung das ab, was die Realität des Körpers darſtellt, ſo bleibt uns nichts anders übrig, als die, durch den äußern Gegenſtand hervorgebrachte Modification des Empfindungsvermögens. Abſtrahirt man auch von der Realität dieſer Modification, ſo bleibt uns ſchlechterdings nichts übrig, als der reine Raum; aber es iſt nicht der geringſte Grund vorhanden, für ihn einen andern als einen empiriſchen Urſprung zu ſuchen. Alſo iſt der reine Raum nicht die ſubjective Bedingung einer äußern Anſchauung, ſondern er iſt die ſubjective Bedingung der Idee eines äußern Gegenſtandes. Der Raum hat nur eine objective Möglichkeit, inſofern er durch den Begriff eines äußern Gegenſtandes vorgeſtellt wird, er hat unſtreitig eine objective Realität, inſofern er unmittelbar durch die Anſchauung eines äußern Gegenſtandes gegeben wird.“ — Was der Verf. gegen die Priorität der Zeit einwendet, laſſen wir weg, weil es eben dieſelben Gründe ſind, welche den empiriſchen Urſprung der Zeit darthun, womit er den Empirismus des Raums bewieſen hatte.

**Rat.**

3.

Die reinen Vorſtellungen der Quantität, der Qualität, der Relation und der Modalität ſind blos ſubjective Begriffe, weil wir ſie auf eine allgemeine und nothwendige Weiſe den Gegenſtänden der Anſchauungen beylegen, welches uns die Erfahrung nicht lehren kann. Sie ſind die transſcendenten Categorien des Denkungsvermögens, od. die Formen des Verſtandes, unter

**Emp.**

3.

Die Vorſtellung eines Gegenſtandes würde gar nicht Statt finden, oder ſie würde nichts ſeyn, wenn ſie nicht zugleich das Merkmal enthielte, durch welches ſie uns einen Gegenſtand darſtellt. Die Anſchauung giebt uns beydes (den Gegenſtand und das Merkmal). Nothwendig muß das darſtellende Merkmal dem vorgeſtellten Gegenſtande zukommen oder gemäß ſeyn. Aber durch Identität erkennen wir dieſe Nothwendigkeit, die alſo keinesweges die Unabhän-

unter denen wir uns die Anschauungen mittelbar vorstellen.

abhängigkeit des Merkmals von seinem Gegenstande beweist. Wir sondern sie von einander ab, wenn wir sie mittelbar vorstellen, und vereinigen sie durch die Anschauung.

So wie der V. sich bemühet hatte, den empirischen Ursprung der Begriffe von R. u. Z. darzuthun, so sucht er eben dies auch von allen Verstandesbegriffen, ja sogar vom Grundsatze des Widerspruchs zu beweisen. Wir wollen hier nur das anführen, was den empirischen Ursprung des Grundsatzes der Caussalität betrifft, denn was von diesem gilt, gilt von allen Verstandesbegriffen. Kant behauptet, daß die nothwendige Verknüpfung zweyer Gegenstände in einer Zeitfolge alles sey, was man in dem Begriffe der Caussalität finde; da aber diese objective Verknüpfung nothwendig seyn muß, so schließt er von dieser Nothwendigkeit auf den rein subjectiven Ursprung dieses Begriffs — Aber gewiß erschöpft die Verknüpfung zweyer Gegenstände in der Zeitfolge den Begriff einer Ursache und einer Wirkung nicht. Eben so wenig thut dies die Nothwendigkeit der Folge, weil sich zwey Gegenstände sehr wohl nothwendig einander folgen können, ohne daß der eine die Ursache des andern sey. Die Ursache selbst muß schlechterdings den Grund der Wirkung enthalten, und in dem Begriffe dieses Grundes findet man den Begriff der Nothwendigkeit der Existenz eines Gegenstandes, vor dem ein anderer vorher gehet. Nun würde man sich vergeblich bemühen, die empirische Wirklichkeit der Ursachen und Wirkungen zu leugnen. Alles Verfahren der Menschen wird nach diesem physischen Gesetze berechnet, und alle unsre Handlungen würden sich in einem ewigen Widerspruch befinden, wenn dasselbe blos eine Chimäre oder etwas blos in uns selbst Existirendes wäre. Was hingegen eine wahre Täuschung ist, das ist der Einwurf, den man daher nimmt, daß eine Ursache ihre Wirkung nothwendig bestimme, welches die Erfahrung nicht darthun könne — Sehr gewiß ist es, daß der Verstandesbegriff einer Ursache a priori gegeben wird, und daß ihn die Erfahrung nicht vollkommen und vollständig realisiren kann; dies aber beweiset keinesweges den rein subjectiven Ursprung desselben. Die Erfahrung lehrt uns, daß es hervorbringende Dinge giebt; wir wis-

wiſſen nicht, wie dies geſchieht; noch daß dies ſchlechterdings ſo geſchehen müſſe; aber es ſind ſo viele Gründe die uns zu einer Cauſalverbindung führen, daß die objective Realität derſelben höchſt wahrſcheinlich iſt. Mit einem Worte, die Erfahrung lehrt uns auf tauſend und abermal tauſenderley Weiſe, daß die Phänomene nur durch das Vorhergehen anderer Phänomene exiſtiren; ſie lehrt uns ſo deutlich den Unterſchied, zwiſchen der Verknüpfung der Gegenſtände in der bloſſen Zeitfolge, und zwiſchen der Abhängigkeit des einen von dem andern, vermöge einer hervorbringenden Kraft, daß es keiner Weitläuftigkeit bedarf zu beweiſen, daß die Exiſtenz der Urſachen und Wirkungen ein unleugbares Factum der Erfahrung ſey, das der geſunde Menſchenverſtand ohne die geringſte Schwierigkeit einräumt. Wenn wir von der objectiven Realität einer Urſache abſtrahiren, ſo ſondern wir zugleich die bedingte Exiſtenz derſelben ab, es bleibt uns alsdann nichts als der ſimple Verſtandesbegriff der Cauſſalität übrig. Dieſer fordert nothwendig, daß die Urſache unter der Bedingung, wenn ſie exiſtirte, ihre Wirkung hervorbringe; aber dieſe Bedingung iſt immer ein Factum der Erfahrung. Es kann alſo weder der Verſtand noch die Erfahrung die nothwendige Exiſtenz einer Urſache darſtellen. Wir bemerken, daß immer ein Phänomen den Grund des andern enthalte. Inſofern dieſer Grund von der Natur des Gegenſtandes, der dieſen Grund enthält, herrühret, nennen wir dieſen Gegenſtand eine Urſache. Inſofern ein Gegenſtand den zureichenden Grund der Exiſtenz eines andern enthält, urtheilen wir, daß der erſte nothwendig den zweyten hervorbringen muß, und daß die Wirkung nothwendig auf ihre Urſache folge. Aber es iſt ganz und gar nicht nothwendig, daß ein ſolcher Gegenſtand wirklich exiſtire, und eben ſo zufällig iſt es, daß wir einen Begriff davon haben. Man wird endlich einwenden, daß die Erfahrung niemals die Exiſtenz einer vollſtändigen Urſache, die den zureichenden Grund ihrer Wirkung enthalte, oder welches auf eins hinausläuft, dieſe Wirkung nothwendig hervorbringen müſſe, darſtellen könne; und daß folglich der Gegenſtand einer zureichenden und nothwendig beſtimmenden Urſache nichts als eine Idee ſey, deren objective Wirklichkeit für uns ein unauflösliches Problem bleibt. — Aber es verhält ſich mit dieſen nothwendig beſtimmenden Urſachen, wie mit den Noumenen oder Dingen an ſich. Nur die Vernunft lehrt uns die Exiſtenz derſelben. Aber da die objective Wirklichkeit

lichkeit der Phänomene unmöglich seyn würde, wenn es keine Noumenen gebe, so würden auf gleiche Art keine wirkliche Ursachen vorhanden seyn, wenn man die objective Wirklichkeit der Ursachen, die den zureichenden Grund der Wirkungen enthalten, und daher diese letztern nothwendig bestimmen, bezweifeln wollte. Aber immer nehmen wir diese objective Wirklichkeit einer vollständigen Ursache nur unter einer empirischen Bedingung an, denn sonst ist sie als eine abstracte Idee keinesweges nothwendig, weder als ein unmittelbarer Gegenstand der Erfahrung, noch als ein Gedankending. Es ist also kein Grund vorhanden, dem Begriff der Causalität einen rein subjectiven Ursprung beyzulegen. Es giebt empirische Ursachen, insofern die Erfahrung sie unmittelbar darstellt. Es giebt absolute Ursachen, insofern die wirkliche Existenz empirischer Ursachen unmöglich seyn würde, wenn es nicht Dinge gebe, die den zureichenden Grund derselben enthielten. — Die Beweise für den empirischen Ursprung der Causalität gelten für alle andere Verstandsbegriffe. Es ist kein einziger, dessen Gegenstand nothwendigerweise existire, kein einziger, dessen Vorstellung uns schlechterdings nothwendig sey. Das Nothwendige, daß alle diese Begriffe enthalten, ist weiter nichts, als eine logische Nothwendigkeit, die vom Grundsatz des Widerspruchs abhängt, und dieser Grundsatz ist für sich selbst eben so ungeschickt, die subjective Realität eines Gegenstandes zu beweisen, als es überhaupt unzureichend ist, Vorstellungen ohne irgend einen Beystand der Erfahrung hervorzubringen. — Endlich läßt sich von dem Grundsatz des Widerspruchs selbst kein rein subjectiver Ursprung beweisen. Zwar hat dieser Grundsatz nichts als eine subjective Realität, er kann aber nur durch Anschauung realisirt werden, und zwar nur durch eine innere Anschauung, die daher auch blos eine innere objective Realität geben kann. Aber da alle Anschauungen empirischer Natur sind, so folgt, daß die objective Realität des Grundsatzes des Widerspruchs nur eine empirische Gewißheit hat. Nur die innere Erfahrung lehrt uns dies Gesetz unsers Erkenntnißvermögens, obgleich die Vernunft dasselbe als die nothwendige Bedingung der Erkenntniß anerkannt. Es ist uns physisch unmöglich, zu gleicher Zeit auf eine widersprechende Art, zu empfinden, zu denken, zu urtheilen, und dies ist der einzige Grund dieses Begriffs, der natürlich für alle unsre Erkenntnisse allgemein und nothwendig seyn muß. Aber die Wahrheit dieses Gesetzes

wird

wird nur durch die Erfahrung verbürgt; und um nach diesen subjectiven Gesetze zu empfinden, zu denken, zu urtheilen, werden schlechterdings Vorstellungen erfordert, die immer mittelbarer- oder unmittelbarerweise aus der Erfahrung herrühren. — Mit diesem Beweise für den empirischen Ursprung aller Verstandsbegriffe ohne Ausnahme bemühete sich der Verf. seine obigen Antithesen zu beweisen.

| Kat. | Emp. |
|---|---|
| 4. | 4. |
| Wir urtheilen, daß eine Verknüpfung nothwendig ist, insofern das Subject mit seinem Prädicat einerley ist, entweder ganz oder zum Theil. Dies ist ein Urtheil zufolge des Grundsatzes der Identität oder ein analytisches Urtheil. Es giebt Verknüpfungen, die wir für schlechterdings nothwendig erkennen, ohne daß das Prädicat sich durch die Analyse in dem Subject auffinden läßt. Der Grundsatz des Widerspruchs enthält nicht den zureichenden Grund derselben. Man muß die Anschauung des Subjects, die das Prädicat hergiebt, zu Hülfe nehmen. Das Urtheil wird hierdurch ein synthetisches Urtheil. Eine empirische Anschauung giebt nichts nothwendiges her; wir müssen also blos subjective von aller Erfahrung unabhängige An- | Es ist gewiß, daß ein synthetisches Urtheil nicht unmittelbar aus dem Grundsatz des Widerspruchs hergeleitet werden kann, weil es sich blos hiedurch von einem analytischen Urtheil unterscheidet. Nur die Erfahrung reicht das Princip der erstern dar, und es giebt keine schlechterdings nothwendige synthetische Urtheile. Die nothwendige Verknüpfung zweyer Vorstellungen ist nur insofern möglich, als sich die eine durch die andere dargestellt findet. Wenn der Begriff des Prädicats in dem Begriff des Subjects enthalten ist, so ist die Identität unläugbar. Aber welches ist der Grund einer schlechterdings nothwendigen Verknüpfung eines Prädicats mit seinem Subject, wenn der Begriff des Prädicats nicht einen nothwendigen Theil des Begriffs des Subjects ausmacht? Der Grund ist sehr einfach, weil man umgekehrt im Prädicat das Subject findet. Dies sind also nicht synthetische Urtheile, weil |

Anschauungen haben, um synthetische Urtheile a priori fällen zu können. Und auf diese Art beweiset die Existenz dieser Urtheile die Existenz rein subjectiver Anschauungen.

weil wir ihre Identität durch die Analyse finden. Sie setzen kein ander Princip als den Grundsatz des Widerspruchs voraus, und sie beweisen keinesweges das Daseyn rein subjectiver Anschauungen.

Diese Gegensätze bedürfen nun nach den obigen, keiner weitern Erläuterung.

**Rat.**

5.

Die schlechterdings nothwendigen und allgemeinen Anschauungen und Begriffe haben keine objective Realität, als insofern sie auf die Gegenstände der Erfahrung angewandt werden. An und für sich selbst, und wenn sie auf blos intelligible Gegenstände angewandt werden, kann man ihnen nichts mehr als eine blos subjective Realität beylegen. Die Idee, daß ein Noumenon außer uns oder im Raum existire, hat gar keine objective Realität.

**Emp.**

5.

Die reinen Vorstellungen von Raum und Zeit und die Categorien der Gegenstände sind auf die Noumene anwendbar, insofern sie nichts Sinnliches enthalten. Freylich können diese blos intellectuellen Erkenntnisse der Noumenen nicht anders als negativ seyn. Aber eine negative Erkenntniß kann sehr wohl eine objective Realität haben. Nun wird die Existenz der Noumenen durch die Erfahrung gegeben, als welche ohne diese unmöglich seyn würde, und es leidet keinen Zweifel, daß wir sie nicht durch negative Merkmale bezeichnen können. Ein Noumenon ist wirklich ein Raum, insofern es die nothwendige Bedingung eines äußern Phänomens ist, ob es gleich unmöglich ist zu wissen, wie es darin sey.

Dies erklärt sich der Rec. ungefähr auf folgende Art: Da es keine schlechterdings nothwendige Anschauungen und Begriffe

Begriffe giebt, sondern alle Anschauung und Begriffe ohne Ausnahme empirischen Ursprungs, folglich nicht blos subjectiv sind, so haben sie auch darum objective Realität. Wir haben aber nur sinnliche Anschauungen und von demjenigen, was nicht sinnlich vorgestellt wird, können wir keine anschauende aber individuelle (concrete) Erkenntniß haben, also auch von den Noumenen nicht. Aber wohl können wir von denselben die allgemeinen Eigenschaften, die ihnen als Dingen überhaupt zukommen, erkennen. Insofern diese Eigenschaften nichts Sinnliches enthalten, sind sie für eins nur negativ, aber dies hindert doch keinesweges, daß diese Prädicate nicht etwas objectiv Reelles ausdrücken sollten. So legen wir z. B. den wesentlichen Elementen der Körper die Untheilbarkeit bey; und dies Prädicat ist für uns freylich nur ein negativer Begriff, aber daraus folgt nicht, daß er ein ganz leerer und unfruchtbarer Begriff sey. — Wir schreiben unsrer Seele die Immaterialität und Unsterblichkeit zu, und diese negativen Begriffe wollen zunächst auch nichts weiter sagen, als daß die Seele, nicht so wie die Körper, zusammengesetzt und auflösbar sey. Aber wer wird deshalb behaupten, daß hiemit gerade nichts gesagt sey, oder ein Begriff ausgedrückt werde, dessen Gegenstand gar nicht außer unsern Vorstellungen existirt?

| Rat. | Emp. |
|---|---|
| 6. | 6. |
| Die transscendentalen Gegenstände haben folglich blos eine ideale Objectivität, und das System des Rationalismus führt zu einem transscendentalen Idealismus, ob es uns gleich den empirischen Realismus verbürgt. | Mit dem empirischen Realismus hat es gar keine Gefahr, diesen verbürgt uns der gemeine Menschenverstand hinlänglich. Nur daran ist uns gelegen, des transscendentalen Realismus Principien und Gesetze zu kennen. Wollte man unter transscendentalen Realismus die Existenz solcher Gegenstände verstehen, davon wir eine von aller Erfahrung unabhängige Erkenntniß haben, so würde ein solcher Realismus eine Chimäre seyn Nennt man transscendentalen Realismus |

die objectivreelle Existenz der Noumenen, insofern sie die nothwendigen Bedingungen der Phänomenen sind, so ist er das einzige wahre consequente, fruchtbare und anwendbare System.

Auch diese Gegensätze sind aus dem Obigen so klar, daß sie keiner weitern Erörterung bedürfen.

| Rat. | Emp. |
|---|---|
| 7. | 7. |
| Unabhängig von diesen blos subjectiven Vorstellungen, die uns zu einem transscendentalen Idealismus führen, haben wir schlechterdings nothwendige Bedürfnisse, die uns nöthigen zu glauben, daß die nothwendigen Bedingungen der Erfahrung die uns die Vernunft allein lehren konnte, eine objective Realität haben. Diese Bedürfnisse sind durch allgemeine und nothwendige, folglich blos subjective Gesetze, bestimmt, denen man unmöglich gemäß handeln kann, ohne die Voraussetzung, daß das, was das Er- | Es ist offenbar, daß der transscendentale Idealismus der Gegenstände der Erfahrung uns mit uns selbst in Widerspruch setzen würde. Dies ist zu seiner Widerlegung hinlänglich. Aber die Gründe, die der Rationalismus demselben entgegensetzt, maskiren ihn nur; er erscheint unter einer andern Gestalt wieder; es ist nur ein Unterschied in Worten. Ein blos subjectiver Grund von der Realität eines Gegenstandes ist kein Grund derselben. Damit ein Gegenstand wirklich existire, dazu ist nöthig, daß er von dem subjectiven Vorstellungsvermögen unabhängig existire; widrigenfalls kann seine Objectivität nichts als idealisch seyn. Man muß also den zureichenden Grund der objectiven Realität in dem subjectiven Erkenntnißvermögen, und in dem objectiven Vermögen der Gegenstände suchen. Eine objectiv reelle Vorstellung kann nur das Resultat der Wirkung und Gegenwirkung eines transscen- |

Erkenntnißvermögen nur als urſprüngliche und unſrer Seele ausſchließlich eigenthümliche Modificationen vorſtellt, dennoch wirklich außer uns exiſtiret.

Rat.

8.

Nach dieſen Principien gewinnen wir eine ſichere und feſte Grundlage aller unſrer Erkenntniſſe und aller unſrer Handlungen, weil die Vernunft, indemſie aus den rein ſubjectiven Quellen unſerer Vermögen ſchöpfet, uns die allgemeinen und ſchlechterdings nothwendigen Geſetze der Gegenſtände unſrer Vorſtellungen, und der Zwecke unſrer Handlungen giebt. Dieſe Autonomie, dieſe Unabhängigkeit von den äußern Gegenſcendentalen Vorſtellungsvermögens, und eines vorſtellbaren transſcendentalen Gegenſtandes ſeyn. Dieſe einfache Wahrheit hebt alle Schwierigkeiten, entſpricht den Geſetzen unſrer Erkenntniſſe, und bringt die irrende und ungewiſſe Speculation zur ſichern und gründlichen Stütze des geſunden Verſtandes zurück.

Emp.

8.

Die reine Vernunft beurtheilt ſchlechterdings nichts als die Identität und den Widerſpruch der Vorſtellungen, aber ſie zieht keine derſelben aus ihren eignen Fonds, der Grundſatz des Widerſpruchs iſt das einzige Geſetz, das ſie uns giebt. Sie verlangt, dieſem Grundſatze zufolge, daß unſre Erkenntniſſe und unſre Handlungen ſich nicht widerſprechen, daß ſie untereinander übereinſtimmen, weil dies eine nothwendige und allgemeine Bedingung ihrer Exiſtenz iſt, die widrigenfalls unmöglich ſeyn würde. Aber ſie iſt für ſich ſelbſt unvermögend über dieſe Exiſtenz, deren Bedingung ſie nur erkennt, zu entſcheiden. Aber die Nothwendigkeit der Bedingung einer Exiſtenz iſt ganz etwas anders, als die Nothwendigkeit der Exiſtenz ſelbſt. Die erſte ſetzt allezeit die

Gegenständen und Zwecken, ist eigentlich unser Adels- und Freyheitsbrief, der uns über die Erfahrung erhebt, welche uns andre Regeln darreichen kann, als solche, die particulär und zufällig und auf immer unvollkommne und ungewisse Inductionen berechnet sind.

die zweyte zum voraus, und die Modalität von dieser folgt nicht unmittelbar aus der Modalität der erstern. Wir müssen also schlechterdings andre Principien und andre Gesetze haben, nach welchen wir von der Nothwendigkeit unsrer Erkenntnisse und unsrer Handlungen urtheilen könnten. Diese Gesetze können nur aus der Erfahrung kommen, als welche die einzige sichere und feste Grundlage alles dessen ist, was die Vernunft uns lehret.

Insofern der Rationalismus rein subjective und transscendentale Vorstellungen voraussetzt, hat er sie nicht bewiesen. Insofern er uns den Grundsatz des Widerspruchs, als das erste nothwendige Gesetz aller unsrer Erkenntnisse und aller unsrer Handlungen angiebt, lehret er uns etwas, das von dem ganzen menschlichen Geschlechte unmittelbarer und mittelbarerweise anerkannt wird. Wenn er endlich aus dem Grundsatze des Widerspruchs andere Gesetze, als das Gesetz der Identität herleiten will, stehet er mit sich selbst im Widerspruch.

Indem man alle unsre intellectuellen Vorstellungen aus der Erfahrung herleitet, und kein andres Princip der Nothwendigkeit zugesteht, als den Grundsatz des Widerspruchs, und indem man die verschiednen intellectuellen Begriffe in eine anschauliche Einheit verknüpfet, finden die Rationalisten und die Empiristen, die Idealisten und die Realisten einen Vereinigungspunct, von dem sie sich alle auf gleiche Art entfernt hatten. Ich habe diesen Punkt blos angezeigt, und ich muß von den aufgeklärten Philosophen unsrer Zeiten erwarten, daß sie entweder die Unrichtigkeit desselben beweisen oder den Beweis vollständig darstellen.

Nun noch einige Bemerkungen über des Verf. Räsonnement und System. Er geht von dem Grundsatz aus, daß die Vorstellungen wirklicher und möglicher Dinge einen reellen Unter-

Unterſchied haben, und daß dieſer Unterſchied nur darin beſtehen könne, daß wir den erſten eine transſcendentale Realität zuſchreiben. „Auf dieſen Grundſatz, ſagt er, werde ich „mich ſtets berufen, und ich werde mich nicht damit aufhalten, einen andern Grund zu ſuchen, wo ich nichts als einen Abgrund ſehe.“ Da der Rationalismus, dem er ſich entgegen ſetzt, die objective Exiſtenz von Dingen an ſich behauptet, ſo konnte er mit Recht von dieſem Grundſatz Gebrauch machen. Zum erſten ſeiner Gegenſätze gegen den Kantiſchen Rationalismus machte er dieſen: Unſre Erkenntniß iſt weder jemals rein objectiv noch rein ſubjectiv, ſondern immer beydes zugleich. Das erſte behauptet auch der Rationalismus, aber das letzte leugnet er, und nimmt eine rein ſubjective Erkenntniß, Anſchauung und Begriffe an. Giebt es alſo eine rein ſubjective Erkenntniß oder nicht? Hierauf kömmt ſehr vieles und beynahe alles in dieſem Streite an. Um darüber zu urtheilen, muß zuförderſt ausgemacht werden, was wir unter einer rein ſubjectiven Vorſtellung und Erkenntniß verſtehen ſollen. Zuerſt könnte man denken, weil das Subjective einer Vorſtellung mit den Formalen derſelben, ſo wie das Objective mit dem Materialen einerley iſt, ſo ſey unter einer rein ſubjectiven Vorſtellung eine ſolche zu verſtehen, die blos das Formale einer Vorſtellung, oder dasjenige, was das Empfindungsvermögen dazu hergiebt, nämlich eine gewiſſe Modifikation der Sinnlichkeit oder des Erkenntnißvermögens, enthalte, und gar kein Materiale oder irgend einen Gegenſtand habe. Aber eine Vorſtellung ohne irgend einen Gegenſtand würde eigentlich nichts vorſtellen, und nicht möglich ſeyn. — Man möchte alſo rein ſubjectiv diejenige Vorſtellung oder Anſchauung nennen, deren Gegenſtand oder Materiale das transſcendentale Erkenntnißvermögen ſelbſt wäre, das, indem es unſre innerliche Sinnlichkeit afficire, eine Modification derſelben hervorbringe, welche das Formale der Vorſtellung ausmache. Hierdurch würde unſer transſcendentales Erkenntnißvermögen für uns ein Phänomen, eben ſo wie es äußere Gegenſtände werden, indem ſie unſre äußern Sinne afficiren, die auf dieſe Art hervorgebrachte Vorſtellung oder Anſchauung könnte nicht mehr rein ſubjectiv genannt werden, weil ſie ſchon mehr als die bloße Modification des Empfindungsvermögens enthalten würde: nämlich auch etwas objectives, d. i. den Beytrag, den der transſcendentale Gegenſtand zu derſelben geliefert. Aber was hier das Wichtigſte iſt, ſo würde eine ſolche Vor-

ſtellung, Anſchauung oder Begriff, als das Reſultat der Einwirkung des transſc. Erkenntnißvermögens auf unſre innere Sinnlichkeit, mit eben dem Rechte einem empiriſchen Urſprunge zugeſchrieben werden, als die Reſultate der Einwirkungen andrer transſc. Objecte auf unſre äußere Sinnlichkeit. Denn ob der transſc. Gegenſtand ein innerer oder äußerer iſt, ob er unſre innere oder äußere Sinnlichkeit afficire, dies kann in Abſicht auf den empiriſchen Urſprung unmöglich einen Unterſchied machen. Und wenn nun in dieſem Sinne genommen die rein ſubjective Vorſtellung oder Anſchauung empiriſch iſt, ſo kann ich aus der ſogenannten Subjectivität weder die abſolute Nothwendigkeit begreiffen, noch behaupten, daß eine ſolche Vorſtellung oder Anſchauung in dieſem Verſtande a priori ſey. Daß das wirkliche Bewußtſeyn derſelben von aller Erfahrung unabhängig ſey und vor derſelben in unſrer Erkenntniß vorhergehen müſſe, mag übrigens eine ſolche Anſchauung oder Begriff, in gewiſſem Verſtande, unſerm Gemüthe angebohren ſeyn, und eine logiſche Priorität haben — Man könnte ſich endlich noch einen dritten Sinn von rein ſubjectiven gedenken, daß es eine ſolche Vorſtellung oder Anſchauung ſey, worin unſre modificirte Sinnlichkeit, oder die Modification derſelben das vorgeſtellte oder angeſchaute Object wäre, ſo daß Materie und Form, objectives und ſubjectives eins und eben daſſelbige wäre — Hier würde man zu fragen berechtigt ſeyn: welche Modification des Empfindungs- oder Vorſtellungsvermögens man zu dieſem Behufe annehmen müſſe, und ob das angenommene Object ein Phänomenon oder ein Ding an ſich ſeyn ſoll? Soll es eine urſprüngliche und weſentliche Modification ſeyn, ſo würde dies zwar die Einwirkung irgend eines äußern transſcendentalen Objects, aber nicht die Einwirkung des innern transſc. Erkenntnißvermögens ausſchließen, denn dies läßt ſich von einer urſprünglich modificirten Sinnlichkeit nicht ſo getrennt, und dieſe nicht ſo unabhängig von jenem denken, daß ſie durch daſſelbe nicht ſollte ihre urſprüngliche und weſentliche Modification erhalten haben — und ſo kämen wir auf den zweyten Sinn zurück. Soll es eine durch einen äußern Gegenſtand hervorgebrachte Modification ſeyn, ſo iſt es ja augenſcheinlich daß die Vorſtellung oder Anſchauung empiriſch, und nicht mehr rein ſubjectiv iſt. Ferner iſt das Object, nämlich die modificirte Sinnlichkeit, ein Phänomen, wie ſie es denn wohl nicht anders ſeyn kann; ſo iſt nicht zu begreifen, wie

ein

ein Phänomen dasjenige seyn könne, was angeschauet, und durch dies Anschauen eigentlich erst ein Phänomen wird, denn eben in der Anschauung oder Vorstellung bestehet und dadurch entsteht das Phänomen, und außer derselben ist es Nichts. Was aber das Resultat einer Anschauung oder vielmehr eines einwirkenden Gegenstandes und der durch denselben afficirten Sinnlichkeit ist, kann unmöglich zugleich das afficirende und modificirende Ding seyn, unmöglich kann das was in der Anschauung allererst wird und entsteht, diese Anschauung hervorbringen oder hervorzubringen beytragen. — Läßt sich nun kein möglicher Sinn erdenken, in welchem es eine rein subjective Anschauung oder Vorstellung gebe, so stehet dieser erste Gegensatz des V. fest, daß es so wenig eine rein subjective, als rein objective Vorstellung gebe, und daß wenn man gleich die allgemeine Eintheilung in einen objectiven und einen subjectiven Theil aller Vorstellungen als richtig gelten läßt, wir doch diese beyden in jeder Vorstellung vorkommenden Theile nie so von einander absondern können, daß wir vermögend wären, in irgend einem wirklichen Falle genau zu bestimmen und anzugeben: dies ist der rein subjective, und jenes der rein objective Theil. Hieraus folgt nun von selbst, daß uns alle die Anschauungen und Begriffe, die nach dem Kantischen Rationalismus von aller Erfahrung a priori im Gemüth seyn sollen, durch äußere oder innere Erfahrung gegeben werden. Dies gilt sowohl von den Anschauungen des Raums und der Zeit, als von den Grundsätzen und Begriffen des Verstandes. Nichts von allem diesen ist auch schlechterdings nothwendig, ob es gleich zum Behuf des Rationalismus diesen Charakter der absoluten Nothwendigkeit haben muß, damit derselbe seine schlechterdings nothwendigen synthetischen Urtheile a priori behaupten könne. Dagegen wendet der V. ein, daß es gar keine andre Nothwendigkeit weder für Sätze noch für Begriffe und Anschauungen gebe, als eine solche, die auf dem Grundsatz der Identität und des Widerspruchs beruhet. In Ansehung der sogenannten synthetischen Sätze a priori sucht er zu zeigen, und beweiset es wenigstens an einigen Beyspielen augenscheinlich, daß wenn sich durch die Analyse des Subjects die Identität nicht zeige, dieselbe doch aus der Analyse des Prädicats erhelle, und daß dies in der Sache selbst keinen Unterschied mache, ob nämlich durch die Analyse des Subjects oder des Prädicats die Identität der beyden Hauptbegriffe gefunden werde. Was die Anschauun-

gen und Begriffe betrifft, so kann deren kein einziges an und für sich und schlechterdings nothwendig seyn, sondern ist es immer nur in Beziehung auf einen dritten Begriff, und dieser macht die Bedingung aus, unter der sie nothwendig sind. Nur so bedingt ist die Vorstellung des Raums nothwendig, wenn wir nämlich uns die Möglichkeit eines Körpers, oder überhaupt von Etwas außer uns existirenden vorstellen oder gedenken wollen, denn was möglich ist, können wir uns nicht zugleich als unmöglich denken. Aber es ist nicht schlechterdings nothwendig, weder daß es Körper gebe, noch daß wir sie uns vorstellen. Eben so verhält es sich mit der Nothwendigkeit der Verstandesbegriffe und Grundsätze, wie der Vers. an dem Begriff der Caussalität zeigt. Wenn wir uns einen Begriff von einer Ursache machen wollen, so ist der Begriff von Wirkung nothwendig, und umgekehrt, wenn wir eine Wirkung, und überhaupt etwas Geschehenes oder Entstandenes gedenken, so ist uns der Begriff von Ursache nothwendig.

So mußte sich denn auch die Sache verhalten, wenn die Verstandesbegriffe und Grundsätze alle nicht nur subjectiv, sondern auch objectiv gegründet, und ihrer Kenntniß nach, die wir von ihnen haben, empirischen Ursprungs sind. Sie werden uns nämlich vermittelst der Anschauungen gegeben, insofern in diesen Anschauungen, (innere und äußere,) etwas seyn muß, daß ihnen entspricht und sie hervor bringe, oder wenn wir befürchten, daß dies letztere zu viel gesagt sey, wenigstens etwas das den Verstand auffordert, und veranlaßt, diese seine Begriffe, bey Gelegenheit der Anschauungen, hervorzuziehen, und auf dieselben anzuwenden. Denn so subjectiv man sich auch die Verstandsbegriffe immer denken mag, so muß doch eine Beziehung und Harmonie zwischen denselben und den Anschauungen, um auf diese angewandt zu werden, statt finden, irgend ein Grund im Objecte der Anschauungen angenommen werden, warum gerade dieser Verstandesbegriff und kein andrer, dieser oder sein Gegentheil z. B. der von einer Ursache vielmehr als der von einer Wirkung, der von dem Wirklichen, vielmehr als von dem Möglichen auf irgend einen angeschaueten oder vorgestellten Gegenstand angewandt, und mit Recht bezogen werde. Wollte man dies, — welches indessen hinlänglich ist, um den Verstandesbegriffen auch einen objectiven Grund beyzulegen — auch nicht einmal einräumen, so würde das ganze Geschäft das seine Begriffe auf Anschauun-

gen

gen anwendenden Verſtandes ein ganz willkührliches, grund- und — ſo viel wir einſehen können, — regelloſes Verfahren ſeyn. Und wie bey einem ſolchen Verfahren irgend etwas Zuverläßiges, Feſtes und Beſtändiges in der Erfahrung irgend etwas ſtatt finde, was nur ſubjective Wahrheit, — denn von einer objectiven kann hier gar nicht die Rede ſeyn — genannt zu werden verdiene, iſt ſchwerlich einzuſehen. Denn ſteht es ſo um unſre Erfahrungserkenntniß, ſo kann ich es mir, ohne das größte Wunder anzunehmen, nicht erklären, wie Menſchen, deren Verſtand ſo ganz ohne alle Rückſicht auf die Natur und Beſchaffenheit der in Anſchauungen gegebenen, obgleich wirklich außer unſern Vorſtellungen exiſtiren ſollenden Objecte, ſeine Begriffe darauf anwendet, in ihren Vorſtellungen und Urtheilen, ſo wie ſie es wirklich thun, überein ſtimmen, ja ich darf nicht einmal auf mich ſelbſt rechnen, daß ich morgen das nicht für blos möglich halten werde, was ich heute für wirklich erkannt habe, oder daß ich nicht im nächſten Augenblicke das für die Wirkung anſehen werde, was mir in demjenigen als die Urſache einleuchtet. Ja man muß ſagen, daß alsdann aller wahrer und weſentlicher Unterſchied unter Seyn und Nichtſeyn wankt, und wegzufallen droht. Denn wenn möglich und wirklich blos in abgeänderten Modificationen des Gemüths gegründet ſind, und blos nach ſubjectiven Gründen, wo überall nach Gründen, angewandt werden: ſo darf man eine eigentliche Schöpfung nicht mehr, wie man ſonſt gethan, für das Werk der Allmacht halten, ſondern es bedarf nur einer kleinen Veränderung in der Modification des ſehr eingeſchränkten menſchlichen Geiſtes, um Etwas aus Nichts zu ſchaffen, oder wieder Etwas in Nichts zu verwandeln.

Der Verf. behauptet, wie wir geſehen haben, den empiriſchen Urſprung aller unſrer Vorſtellungen und Begriffe. — Aber folgt aus dieſem empiriſchen Urſprunge aller unſrer Erkenntniß nicht vielmehr das Gegentheil von dem was er daraus herleiten will, daß nämlich der Kantiſche Rationalismus das Feld der menſchlichen Erkenntniß, indem er daſſelbe blos auf Erfahrnes und Erfahrbares einſchränkt, mit Unrecht beenge? Es ſcheint in der That ſo, denn wenn alles, was wir wiſſen und erkennen, uns urſprünglich nur durch Erfahrung gegeben wird, ſo können wir von demjenigen, was wir nicht erfahren können, auch nichts wiſſen und erkennen, mithin auch von den Dingen an ſich nicht, die als ſolche, kein Ge-

beziehe (das ſie nämlich für ſich ſchon haben, ohne daß es ihnen erſt durch unſre Vorſtellungen beygelegt werde), nichts in unſern Vorſtellungen ſey, dem nicht etwas in den Dingen an ſich entſpreche. Wollte man dies leugnen, ſo würden alle Verſchiedenheiten in den Anſchauungen entweder ganz ungegründet ſeyn, oder einen blos ſubjectiven Grund im Gemüthe haben, das in dieſem Falle aus Allem Alles machen könnte. Dies nun vorausgeſetzt, frägt es ſich, ob wir das, was in den Dingen an ſich, dem, was wir in den Erſcheinungen wahrnehmen, entſpricht, mit Sicherheit angeben und erkennen, oder ob wir überall nichts davon wiſſen können. Dieß letztere läßt ſich unmöglich behaupten, wofern wir uns ſelbſt nicht zu dem äußerſten Skepticismus, der ſich nur denken läßt, verdammen wollen, denn wie ſchon geſagt, auch der Begriff vom Daſeyn iſt ein Verſtandsbegriff, und leider durchaus keine unſrer Verſtandsbegriffe eine ſichere Anwendung auf Dinge an ſich, ſo läßt ſich auch dieſer auf Dinge außer unſrer Vorſtellung nicht anwenden, und wir wiſſen überall nicht, ob etwas auf eine transſcendentale Weiſe exiſtire oder nicht. Aber der Verſtandsbegriff vom Daſeyn iſt nicht der einzige, den wir als transſcendental gültig annehmen müſſen, um dem allgemeinen Skepticismus zu entgehen. Mit dem Verſtandsbegriff der Cauſſalität verhält es ſich eben ſo, ſo lange wir annehmen, daß es Dinge an ſich giebt, die unſre Sinne afficiren, und dadurch unſre Vorſtellungen und die Phänomene hervorbringen. Denn indem wir dies behaupten, wenden wir ja das Geſetz der Cauſſalität in ſeiner größten Allgemeinheit auf Dinge an ſich an. Ohnedem haben wir wenigſtens ein Ding an ſich, nämlich unſer transſcendentales Erkenntnißvermögen, worin alles nach dem Geſetz des Grundes und des Gegründeten eingerichtet iſt, auf das der Verſtandsbegriff von Cauſſalität anwendbar iſt. Wir müſſen es alſo wohl annehmen, daß wir doch etwas von den Dingen an ſich erkennen, und daß es Vorſtellungen giebt, die zugleich auf Dinge an ſich und auf Erſcheinungen anwendbar ſind. Was ſind dies aber für Vorſtellungen? Vorſtellungen von den individuellen Eigenſchaften der Dinge an ſich können es nicht ſeyn, die müſſen uns unmittelbar durch Erfahrung gegeben werden, folglich durch Anſchauung — alſo bleiben nur ſolche Vorſtellungen übrig, wie ſie der Verſtand bilden kann, von allgemeinen Verhältniſſen und abſtrahirten Beſtimmungen, Vorſtellungen, die wir eben durch die Verſtandsbegriffe bezeichnen, dergleichen ſind nun die Begriffe

von Daseyn und Möglichkeit, vom Grunde und Gegründeten u. s. w. Wollen wir aber auch diese den Dingen an sich nicht beylegen, so fallen Dinge an sich überall weg, denn das, wovon wir überall gar nichts denken können, das können und dürfen wir auch nicht annehmen, was wir davon annehmen, ist blos erschlichen, und alles unser Philosophiren über Dinge an sich und über Erscheinungen hat ein Ende.

Wo.

**Staatswissenschaftliche Aufsätze von Martin Ehlers, Professor der Philosophie zu Kiel. 1791. Kiel, in der Königl. Schulbuchhandlung. 12 Bogen in gr. 8.**

Der Inhalt dieser Aufsätze, welche sich sämmtlich auf Gegenstände beziehen, über welche seit einiger Zeit so viel debattirt worden ist, empfiehlt dieselben eben so sehr, als die mit reichhaltiger und gedrungener Kürze verbundene Deutlichkeit, Gründlichkeit und Vollständigkeit, womit derselbe ausgeführt ist. Sie betreffen folgende Materien: I. Ob es ein Recht der Natur gebe, das man bey gesellschaftlichen Einrichtungen als heilig und unverletzlich anzusehen habe? Diese Frage wird bejahet, und, sofern vom Menschen die Rede ist, werden auf die wesentliche Einrichtung der Menschen folgende Sätze gebauet, die sich jede gesetzgebende Macht heilig seyn lassen muß. 1) Jeder Mensch hat auf so Vieles von den Gütern der Erde Anspruch zu machen, als zu seiner Erhaltung nothwendig ist. 2) Was der Mensch in seinen Kräften, oder in seiner Person von der Natur erhält, und was er, als bisher noch Keinem zugehörend, in Besitz nimmt oder hervorbringt, das hat er als sein Eigenthum anzusehen, und das muß er, Nothfälle ausgenommen, in welchen es auf die Erhaltung anderer Menschen ankömmt, sicher besitzen können. 3) Jeder Mensch muß seine Erhaltung in so weit durch seine Kräfte und seine Arbeit bewirken, in soweit seine Kräfte dazu hinreichen. 4) Die Einsicht in die Endzwecke und Gesetze der Natur führt die Pflicht mit sich, seine Kräfte und sein Vermögen auf eine mit jenen Endzwecken und Gesetzen übereinstimmende Art anzuwenden. 5) Die Triebe zur Thätigkeit, zur Selbsterhaltung, Fortpflanzung und Geselligkeit, und zum Genusse

des

des Wohlseyns, müssen ihre Befriedigung finden können, weil diese Triebe in der Einrichtung der menschlichen Natur gegründet sind. 6) Allen Menschen gemeinschaftliche Naturanlagen sind schon deswegen, weil der Schöpfer sie allen Menschen gab, zur Entwickelung und Anwendung bestimmt. 7) Die mit der Natur den Menschen ertheilte Mitgabe des Verstandes und der Vernunft begründet das Recht jedes Menschen, sein Denken und Handeln in so weit nach seiner eigenen Kenntniß einzurichten, in so weit gesellschaftliche Ordnung, Eintracht und Glückseligkeit es nur immer gestatten. 8) Die ohne alles Ansehen der Person den Menschen beygelegten gleichen Kräfte des Verstandes und der Vernunft und gleichen Vollkommenheiten des Herzens führen wesentlich auf Gleichheit in Befugnissen und Pflichten hin. Sofern nun Menschen in eine gesellschaftliche Verbindung treten, muß eine solche Gleichheit auch so weit beybehalten werden, als es immer das Wohl der ganzen Gesellschaft zuläßt. 9) So wenig überhaupt für einen Theil das Ganze aufzuopfern ist, so wenig muß des ganzen Volks Glückseligkeit den Vortheilen einiger Personen, welche sie auch seyn, aufgeopfert werden, wenn nicht des Volkes Erhaltung und Glückseligkeit von der Erhaltung der wenigen Personen abhängt. 10) Es giebt keine rechtmäßige Regierungsmacht, als die in Verträgen mit dem Volke, oder in des Volks Erkenntniß und Willen gegründet ist. 11) Regierungseinrichtungen und die zur Regierung nöthigen Personen sind als Mittel für den großen Endzweck der Volksglückseligkeit bestimmt. 12) Keinem Menschen müssen aus dem Vermögen der Gesellschaft Vortheile beygelegt werden, die nicht im Verhältniß zu den persönlichen Verdiensten um die Gesellschaft stehen. 13) Gewalt und Obermacht führen nur in so weit Recht in ihrer Anwendung mit sich, als sie andern Rechtsverhältnissen und besonders dem Eigenthumsbegriffe gemäß angewendet werden. Rec. hat diese Sätze hier um desto lieber ausgehoben, da sie vorzüglich dazu dienen können, den Geist, in welchem diese Aufsätze geschrieben sind, kenntlich zu bezeichnen. II. Ob und wie weit man den Eigenthumsbegriff als einen von menschlicher Vereinbarung unabhängigen, in der Natur gegründeten, allgemein gültigen und mit gesellschaftlichen gesetzlichen Einrichtungen unverletzlich bestehbaren Rechtsgrundsatz zur Handhabung des Zwangsrechts anzusehen habe? Es wird erwiesen, daß der Eigenthumsgrundsatz als erstes Prinzip des Zwangsrechts anzusehen; aber

dabey

dabey doch nie das Billigkeitsrecht und das Gewissensrecht aus den Augen zu setzen sey, wenn man ächte Gerechtigkeit üben und befördern, und ein wirklich rechtmäßiges und pflichtmäßiges Leben führen wolle. III. Betrachtung über die Freyheitsbewegungen unsrer Zeit, über den Einfluß einer zweckmäßigen Volksaufklärung in Staatsvollkommenheit und Staatsglückseligkeit, und in die Handhabung weiser Gesetze, endlich über die Lage, worin der dänische Staat in der Hinsicht ist. Der Verf. schreibt mit edler Wärme zur Vertheidigung des großen Werks im Ganzen betrachtet, welches die französische Nation durch die Verbesserung ihrer Staatsverfassung angefangen hat; so wenig er auch sonst ein Freyheitsschwärmer ist, und so wenig er den Wunsch unterdrücken kann, daß eine solche Revolution in keinem andern Lande nothwendig werden möge, wie sie in Frankreich nothwendig geworden war. Dabey wird auch über dergleichen Freyheitsbewegungen in andern Staaten treffend und der Geschichte und Natur der Sache gemäß geurtheilt. Die großen Vortheile einer zweckmäßigen Volksaufklärung werden beredt und gründlich dargethan, und zuletzt wird die Anwendung auf den Dänischen Staat und die Dänische Regierung gemacht, und von der Weisheit dieser Regierung, und ihrer Neigung und Bereitwilligkeit Misbräuche zu verbessern und abzustellen, ohne zu schmeicheln, alles das Gute gesagt, was auch Auswärtigen, die mit dem Verfahren der Dänischen Regierung bekannt sind, als wahr einleuchten muß. IV. Etwas über Geld und Staatsbilanz Besonders über Nothwendigkeit eines weisen Verhältnisses zwischen Einnahme und Ausgabe, und die schädlichen Folgen des Gegentheils; auch über die Pflicht ächter Patrioten, was sie im Lande eben so gut, oder statt dessen etwas eben so Gutes haben können, nicht vom Auslande zu nehmen. V. Ist im Dänischen Staate gar nicht an Fabrikunternehmungen zu denken? Der Verf. behauptet, daß allerdings Fabrikunternehmungen in den Dänischen Landen mit Nutzen zu machen, und zu wünschen seyn, weil die Dänischen Staaten so viele Materialien hervorbringen, die jetzt meistens unverarbeitet ausgeführt und, in der Fremde verarbeitet, aus der Fremde wieder eingeführt werden. Er zeigt den bekanntlich großen Verlust, der dem Staate daraus erwächst, und begegnet den Einwendungen, die von zu hohen Preisen der Nahrungsmittel, von dem noch nicht genug betriebenen Ackerbau, von der nicht überflüßigen Volksmenge u. s. w. hergenommen

werden

werden könnten. VI. Auszug eines Schreibens an den Verfasser der vorhergehenden Abhandlungen, Antwort darauf, und ein zu der Materie gehöriger Zusatz. Ein Freund des Verfassers, (der hier mit dessen Vorwissen sein Schreiben abdrucken läßt,) hatte Burke Schrift über die französische Revolution gegen den Verf. in Schutz genommen, und im Ganzen über die Nationalversammlung nicht so vortheilhaft geurtheilt, als der Verfasser. Dieser bestimmt in der Antwort alles noch genauer und rechtfertigt sein Urtheil über Burke und die Nationalversammlung. Beyde Briefe sind eben so freundschaftlich, als in Absicht der von einander in etwas verschiedenen Meynungen freymüthig geschrieben. VII. Vom Einflusse metaphysischer Kenntnisse in die menschlichen Lebenseinrichtungen. Metaphysische Kenntnisse wurden hier im allgemeineren Sinne die Grundkenntnisse, welche bey allen Wissenschaften zum Grunde liegen, genannt. Der Metaphysiker muß seine metaphysischen Sätze durch Vergleichung mit der wirklichen Welt und Anwendung auf dieselbe prüfen; denn sie müssen nie mit der wirklichen Welt im Widerspruch stehen. Halten sie eine solche Vergleichung aus: so ist ihr Einfluß und Nutzen nicht zu bezweifeln, weil sie dazu führen, alle Einrichtungen mit den Gesetzen und Zwecken der Natur möglichst in Uebereinstimmung zu setzen. VIII. Die französische Constitution mit Anmerkungen, mit darauf sich beziehenden Erklärungen des Königs und mit einer Schlußbetrachtung über die sich darauf beziehende Lage von Frankreich und Europa. In den Anmerkungen und Zusätzen ist des Abt Sieyes Entwurf der Menschenrechte mit beygefügt, der anfänglich großen Beyfall erhielt und unstreitig viel Vortreffliches enthält. Außerdem sind Bemerkungen über das äußerste Verderben der Regierung in Frankreich vor der Revolution gemacht, und am Schluß ist eine Betrachtung angestellt, über die Rechtmäßigkeit der Staatsveränderung in Frankreich und deren Gründe, über die Vortrefflichkeit der Constitution und über die Ursachen, die es erwarten lassen, daß Europens Fürsten nichts wider diese Constitution unternehmen werden. — IX. Entwurf einer dem gemeinen Besten zuträglichen Preßfreyheit. Der Verf. zeigt, daß die etwanigen Uebel, welche bey völliger Preßfreyheit entstehen können, gar nichts sind in Vergleichung mit den Uebeln, die jede Art von Censur und Preßzwang immer nach sich zieht, und mit den übergroßen und herrlichen Vortheilen, die ohne völlige Preßfrey-

heit

den Menschen nicht zu Theil werden können. Indessen
, wie der Verf. mit Recht fordert, der Verfasser einer
:ift, oder wenn sich dieser nicht nannte, der Verleger
l Drucker, nach allgemeinen Landesgesetzen verant-
ıcn seyn wegen dessen, was etwa in der Schrift nach
n strafbar wäre. Der V. giebt nun hier die Puncte
:n welcher sie verantwortlich seyn sollten. Zu viel
ıgt der Verfasser, wenn wir ihn recht verstehn, wenn
l, der Name keines Ministers, der etwas unrecht ge-
hat, solle, wenn die Sache erzählt wird, genannt
Die Verantwortlichkeit der Minister vor dem Pu-
ı ist so nöthig, als die Verantwortlichkeit irgend eines
ürgers. Geschmäht muß jener so wenig werden, als
Aber Wahrheit ist nicht Schmähung! — —

Da.

zur Erfahrungsseelenkunde, herausgege-
ı Karl Philipp Moritz und Salomon
non. Neunten Bandes zweytes Stück.
l bey Mylius, 1791. 143 S. in 8.

stechendes, oder Neues haben wir in diesem Stü-
unden. Der erste Aufsatz erzählt die Geschichte
mörders aus Rechtschaffenheit. Ein Handels-
seine Familie auf dem Wege Rechtens nicht ernäh-
ıre, ergriff den Schleichhandel, unter beständigen
fen, und da er zuletzt entdeckt zu werden mit
gte: so nahm er sich vor, der darauf folgenden Be-
h einen selbstgewählten Tod zuvor zu kommen.
Bey e sehr melancholischen Temperamente, wie dieser
besaß, war dies sehr natürlich; ein andrer hätte die
einem andern Gesichtspunkte angesehen, und bey
n Unmöglichkeit eines Fortkommens auf dem We-
ıetzmäßigkeit, sich die Vorwürfe erspart. Der
aß ist Fortsetzung des im vorigen Stücke befindli-
Täuschung, und besonders vom Traume. Mit
ten wird am Ende doch die Sache nicht genug-
t, welches in einigen Anmerkungen Hr. Salo-
r gut darthut. Er selbst aber giebt auch
völlig den igende Auflösung. Die Frage ist: wie

kömmt es, daß wir im Traume die bloſſen Gedankenbilder für wirkliche Empfindungen halten? Das Urtheil von der Objektivität der Ideen, heißt es, beruht auf dem Bewußtſeyn der Selbſtmacht der Seele. Im Traume, da die Urtheilskraft unthätig, und nur die Einbildungskraft allein thätig iſt, kann man allerdings glauben, daß man dieſe Selbſtmacht beſitze; nach dem Aufwachen aber kann man durch Erinnerung der Unzweckmäßigkeit der Ideenfolge dieſe Täuſchung leicht entdecken. Unthätig iſt im Traume die Urtheilskraft wohl nicht, denn man handelt doch nach den erſcheinenden Bildern, und ſpricht ihnen gemäß. Das Bewußtſeyn der Selbſtmacht iſt auch das einzige Kriterium nicht, ſondern nur das, welches wir zuletzt gebrauchen; die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen iſt das erſte und am meiſten gebrauchte. Wo wir etwas zwiſchen Schlaf und Wachen hören, alſo ſehr ſchwach, da halten wir es für Traum; und wo Vorſtellungen hohen Grad von Lebhaftigkeit haben, da nehmen wir ſie für Senſationen. Hieraus begreift ſich die Täuſchung ohne Mühe. Aber die höhern Seelenkräfte, warum ruhen die im Traume? Herr Maimon antwortet zur Berichtigung ſeines Autors: im Schlafe verliehrt der Körper ſeine zur Wirkſamkeit der Seele erforderliche Spannung. Im Traume bekömmt er zum Theil dieſe Spannung wieder. Die Einbildungskraft zeigt ſich alsdann thätig in Anſehung derjenigen Aſſociationen, die keine Selbſtmacht der Seele erfordern. Im Allgemeinen haben wir gegen dieſe Antwort nichts, nur müßte die Frage genauer beſtimmt werden. Nicht die ganzen höhern Seelenkräfte ruhen im Traume, nur ihre größere Ausdehnung ruht, das heißt, im Traume urtheilt man über die erſcheinenden Bilder und ihre Verhältniſſe gegen einander richtig; aber man vergleicht dieſe Bilder nicht mit andern außerhalb liegenden Grundſätzen. Der Träumende findet es nicht ungereimt, wenn er in einem Augenblicke von Leipzig nach Conſtantinopel verſetzt wird, wenn in den Erſcheinungen kein regelmäßiger Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen vorkömmt. Dies hat ſeinen Grund darin, daß nicht das ganze Gehirn oder Denkorgan, ſondern nur einige von deſſen Theilen durch die erſte Erſchütterung, welche den Traum erzeugte, in Bewegung gebracht ſind; und daß die Seele gewohnt dem Empfundenen unbedingt Beyfall zu geben, die Bilder für Empfindungen haltend, von aller weitern Anſtrengung der Reflexion zurück gehalten wird. Der

dritte

dritte Aufſatz betrifft einen Uebergang des Aberglaubens in Wahnwitz, und iſt von keiner großen Erheblichkeit. Die Frauensperſon war ſchon vorher zu ſehr lebhaften Bildern aufgelegt, und da war unvermeidlich, daß dieſe Bilder durch Gemüthsbewegungen erhöht, in Verrückung übergiengen. Im vierten Aufſatze wird die intereſſante Lebensgeſchichte Ben Joſua's fortgeſetzt. Vor andern merkwürdig hat uns geſchienen, daß Ben Joſua in ſeiner Dürftigkeit, genau vereint mit einem gleich dürftigen Freunde, eine Art von Cyniſcher Lebensart und Cyniſchem Menſchenhaſſe ergriff. Man ſieht daß unſer Herz, beſonders wenn Gefühl vorzüglicher Geiſteskräfte hinzukömmt, um ſich die Demüthigung zu erſparen, am Ende aus der Noth ſich ein Verdienſt ſchafft; und daß die Verachtung welche uns andre, wegen Dürftigkeit beweiſen, uns unbewußt in allgemeine Gegenverachtung und Herabſetzung aller menſchlichen Tugend übergeht. Doch waren beyde ſo ehrlich in dieſer Geringſchätzung der Tugend aller übrigen, ſich zu geſtehen, daß um die ihrige es vielleicht nicht beſſer ſtehen könne, weshalb ſie manchmal ſich ſelbſt ſcharf durchzogen, und eben dadurch von jener Miſanthropie ſich heilten. Sobald vor ihren Augen ihr bisher eingebildeter Vorzug verſchwand, kehrten ſie auf die große Heerſtraße zurück, und bemüheten ſich durch Anſtrengung ihrer Thätigkeit, die Annehmlichkeiten des Lebens ſich zu verſchaffen. Sehr intereſſant iſt in dieſem Aufſatze auch die Nachricht von einigen geheimen Geſellſchaften unter den Juden, woraus man ſieht, que c'eſt tout comme chéz nous. Was Theanthis und ihr Schweizerphiloſoph im fünften Aufſatze, mit ſeiner nach Myſtik ſchmeckenden Schreibart eigentlich will, geſtehen wir nicht zu begreifen; uns iſt darin gar nichts Merkwürdiges vorgekommen. Zuletzt erſcheint in einer ziemlich langen Abhandlung Obereits Widerruf für Kant, in deſſen bekannter myſtiſch dunkler, und erhaben unzuſammenhängender, kraftvoll ungrammatiſcher Schreibart. Er erkennt und bekennt hierin jedermänniglich, daß er nun ganz dem Kantiſchen Syſteme, und beſonders deſſen durch Hrn. Reinhold untergelegter Gründung beygetreten iſt. Demunerachtet ſcheint uns doch der gute Schweizer von Selbſttäuſchung hierin nicht gänzlich frey, wenigſtens ſchimmert ſein myſtiſcher und pantheiſtiſcher Dogmatismus zu merklich an manchen Orten durch, als daß man ihn für einen ächten Anhänger der kritiſchen Philoſophie halten könnte.

## X. Mathematik.

**Kurzer Entwurf der theoretischen und praktischen Geometrie. Berlin, bey Unger. Erster Band. in 8. 180 Seiten. 1791.**

Enthält die Anfangsgründe der Arithmetik, und ist in folgende sechszehn Hauptstücke eingetheilt.

Erstes Hauptstück: Allgemeine Grundsätze und Definitionen. Zweytes Hauptst. Von den Zahlen und dem Numeriren. Drittes Hauptst. Von den Decimaltheilen. Viertes Hauptst. Von den arithmetischen Operationen. Fünftes Hauptst. Von dem Addiren der zusammengefügten und unzusammengefügten Zahlen. Sechstes Hauptst. Vom Subtrahiren der zusammengefügten und unzusammengefügten Zahlen, Siebentes Hauptst. Von der Probe beym Addiren und Subtrahiren. Achtes Hauptst, Von der Multiplication einfacher Zahlen. Neuntes Hauptst. Von der Multiplication zusammengefügter Zahlen. Zehntes Hauptst. Von der Division zusammengefügter Zahlen. Eilftes Hauptst. Von der Probe der Multiplication und Division. Zwölftes Hauptst. Von den Verhältnissen überhaupt. Dreyzehntes Hauptst. Von der Regel detri und ihren verschiedenen Arten. Vierzehntes Hauptst. Vom Ausmessen. Funfzehntes Hauptst. Von der Zusammensetzung der Quadratzahlen und Ausziehung der Wurzeln. Sechszehntes Hauptst. Von den Logarithmen.

Die Art des Vortrags ist ganz neu; denn in diesem Theil, welcher nichts als Arithmetik enthalten soll, wird schon von Ausmessung der Weiten, Linien, Flächen und Körper gehandelt. Wahrscheinlich hat der Verfasser die Absicht, durch diesen unerwarteten Zusatz den Leser, welcher in diesem Theil die Art, wie mit Brüchen gerechnet werden muß, nicht erläutert findet, schadlos zu halten.

Ad.

**Anfangsgründe der Mathematik zum Gebrauch in Schulen und für Selbstlehrlinge, von M. A. von Win-**

**Winterfeld, K. Pr. Major. Zweyter Theil, welcher den Anfang der Arithmetik enthält. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung, 1791. 102 Octavs. nebst Druckf. und Verbesserungen.**

Die Vorrede verlangt Uebung im Kopfrechnen ehe man die künstliche Arithmetik anfängt, und empfiehlt da Villaumes praktisches Handbuch, doch sey es besser die Uebungen zu Hause und gelegentlich, als in der Schule anzustellen. (Biermanns Anleitung zum Kopfrechnen, Hannov. 1791. ist sehr brauchbar.) Hr. v. W. fängt mit dem Rechenbrete an, nach Hrn. H. Kästners Vorschlage, dessen Nachrichten hiebey er sich zu Nutze gemacht hat. Die Abtheilung desselben für Einer, Zehner u. s. w. macht er von der rechten gegen die linke (allerdings mit den Stellen der Zifern übereinstimmender als die Art der Rechenmeister des 16ten Jahrhunderts, welche diese Abtheilungen über einander machten). Er führt den Gebrauch des Rechenbretes durch alle vier Species fort. (Die beyden letzten werden weitläuftig und sind wohl sehr entbehrlich.) Der jetzige Nutzen des Rechenbretes ist, der Kindheit sinnlich zu machen, wie Einheiten in höhern Stellen immer zehnmal mehr bedeuten, dazu sind die beyden ersten Species zulänglich. Den Schluß, daß die Zifern eigentlich morgenländischen Ursprungs seyn, weil sie von der rechten gegen die linke gelesen werden sollen, will er nicht zugeben, denn der Europäer lese 895. eben so wie er schreibt, von der linken gegen die rechte. (Wer versuchen will die Zahl z. E. der Minuten in 1024. julianischen Jahren von der linken gegen die rechte zu lesen, wird fühlen, daß er es nicht kann, ohne Stellen von der rechten gegen die linke abgetheilt zu haben.) Er hält die Zifern griechischen Ursprungs und setzt darüber die bekannte Stelle Huets hin. (Diesen Einfall widerlegt umständlich Kästner neue philol. Bibl. (Leipz. 1777.) 1. St. 65 S. Man muß Archimedes Sandrechnung und Kreisrechnung und Ptolemäus Tafeln nie gesehen haben, wenn man so was glauben will.) Diese historischen Unrichtigkeiten benehmen dem wesentlichen Werthe von Hrn. v. W. Arbeit nichts, welche die vier Species in ganzen Zahlen und Brüchen sehr deutlich, und mit Entwicklung der Gründe lehrt.

**Euclides Elemente, für den gegenwärtigen Zustand der Mathematik bearbeitet, erweitert und fortgesetzt von Joh. And. Michelsen, Prof. der Math. und Phys. am Berlin. Gymnasium. Erste Abtheilung. 402 Octavs. 3 Kupfert. mit 213 klein, sehr fein gezeichneten Figuren. Berlin, 1791. bey Matzdorf.**

Wegen der Grundsätze, nach denen er gearbeitet hat, beruft sich Hr. M. auf seine vorigen Schriften. Diese Elemente sollen zu einem Lehrbuche, besonders in Schulen dienen, und den Lehrlingen so viele Kenntnisse und Fertigkeiten zu erlangen Anlaß geben, daß sie selbst ohne alle weitere mündliche Unterweisung jedes Feld der Mathematik mit glücklichem Erfolge durchwandern. (Was werden dazu die Lehrer der Mathematik auf Universitäten sagen?) Diese Abtheilung hat Abschnitte und Bücher. Das erste fängt mit Erklärungen an, ziemlich in Euklids Ordnungen mit Erklärungen. Eben so die Forderungen und Grundsätze, selbst der berüchtigte „; mit der Erinnerung, in der Folge werde angezeigt, wo man jeden braucht. (Allerdings würde man Eukliden unbillig beurtheilen, wenn man glauben wollte, jede Stelle dieser Vorbereitung zur Geometrie müsse sich selbst schon als brauchbar und richtig zeigen; Lehren, die der Leser leicht auffinden soll, sind nur deswegen im Anfange zusammen gesetzt. So die Definitionen, deren Möglichkeit in der Folge durch Aufgaben gewiesen wird.) So zeigt Hr. M. bey dem ersten Satze die Anwendung des ersten Grundsatzes, und läßt überall, Handeln nach den Forderungen und Beobachten nach den Grundsätzen abwechseln; gefundene Aufgaben und Lehrsätze braucht er, wie vorhin Forderungen und Grundsätze. Er bringt auch Schlüsse bey, das bekannte Verhalten der Winkel an einer Linie, die zwo Parallelen scheidet, darzuthun. Im fünften Buche ist auch die Euklidische Erklärung, wenn zwey Paar Größen einerley Verhältniß haben, beybehalten und erläutert. Wegen dieses fünften Buches wird erinnert, es habe mit Geschlechtsbegriffen zu thun, da der ersten vier Bücher Gegenstände hiesse Arten waren. Des fünften Buches Gegenstände werden also zuerst durch die Erklärungen gegeben, und zwar so, daß man aus diesen Erklä-

rungen

rungen nicht die Gränzen, zwiſchen welchen ihre Gegenſtände enthalten ſind, ſondern die weſentlichen Merkmale dieſer Gegenſtände ſelbſt kennen lernt. Die Erklärungen der erſten vier Bücher, wären *negative*, wie die des Puncts der Parallelen, *poſitive* wie die der Figuren. Negative Definition ſtellt urſprünglich nicht den Begriff eines Dinges dar, noch weniger den ausführlichen Begriff eines Dinges innerhalb ſeiner Gränzen; ſie zeigt blos indirecte den Ort an, wo man ſie zu ſuchen hat, um durch Anſchauung derſelben zu ihrem Begriffe zu gelangen. Die poſitiven Erklärungen der erſten vier Bücher betreffend, ſo geht auf dem natürlichen Wege zu ihnen der Begriff allemal vor der Erklärung vorher, und es enthält die Erklärung, nicht die weſentlichen Merkmale des erklärten Gegenſtandes ausführlich, ſondern nur eins oder das andre, und zwar nicht in der Abſicht, daß daſſelbe in der folgenden Unterſuchung zum Grunde gelegt werden ſoll, ſondern blos um den erklärten Gegenſtand deutlich kenntlich zu machen. Wie wäre es auch, wenn es ſich nicht auf dieſe Art verhielte, möglich, daß mehrere von dieſen poſitiven Erklärungen da, wo ſie zuerſt mitgetheilt oder gefunden worden, nicht einmal den erforderlichen Grad der Beſtimmtheit haben, ſondern denſelben erſt nach mehrern Sätzen, d. h. nach ſorgfältiger Betrachtung ihrer Gegenſtände in Conſtruction erhalten? Zu Beyſpielen können die Erklärungen des rechtwinklichten und ſtumpfwinklichten Dreyecks, des Quadrats u. ſ. w. dienen.

Dies als eine Probe von Hrn. M. philoſophiſchen Bemerkungen. Der R. geſteht, daß er ſich über Manches anders würde ausgedrückt haben. Den Unterſchied zwiſchen den erſten vier Büchern und dem fünften hätte er nicht geheimnißpoller angegeben, als daß jene die geometriſche Größe, dieſe, Größe überhaupt betreffen, wohin doch ſchon einige der erſten Axiome gehören. Die leichten Dichotomien: Theile haben, oder nicht haben, zuſammen ſtoßen, oder: in einer Ebene ſeyn und nicht zuſammen ſtoßen, hätten ihm Euklids negative Definitionen deutlich gemacht, und bey den poſitiven, hätte er geglaubt, Euklid gebe die Merkmale was er Quadrat, rechtwinklicht Dreyeck, nennt, ausführlich an, nur daß dieſe Wörter Dinge bedeuten, nicht Undinge, lehrt die Conſtruction. Vermuthlich ſagt Hr. M. eben das, nur in einer andern Sprache. Dieſe Abtheilung enthält Euklids ſechs erſte Bücher, am Ende Reflexionen darüber, die zu ſehr zuſam-

sammen hängen, als daß sie sich hier ausziehen ließen, auch verdienen ganz gelesen zu werden. Sie enthalten viel Gegründetes allgemein über Unterricht. Die Figuren wären, nach des Rec. Meynung, besser auf mehr Tafeln vertheilt worden. Es ist beschwerlich auf einer großen Tafel die verlangte unter so vielen zu suchen; und wenn Papier an die Tafeln gesetzt wird, daß man sie ganz herausschlage, werden die Brüche, welche sie bekommen, manchen Figuren nachtheilig und der Dauerhaftigkeit nicht vortheilhaft seyn.

H.

## XI. Naturlehre und Naturgeschichte.

**Herrn von Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern vermehrt durch Bernhard Christian Otto, der W. und A. Doctor, Professor der Arzneywissensch. zu Frankfurth an der Oder, vieler gelehrten Gesellsch. Mitgliede. 16ter Band. Berlin, bey Pauli. 8. 1791. (302 S.) 17ter Band. 1791. (309 S.)**

Nach der gewohnten Art, mit vielem Fleiß und Belesenheit von dem Hrn. Uebersetzer bearbeitet, wodurch die Uebersetzung vor dem Original gewinnt, indem aus den neuesten und bewährtesten Schriften die Zusätze beygefügt, die Synonymen berichtiget, und alle Irrungen so aus einander gesetzt sind, daß dadurch die Naturgeschichte jedes Thieres so vollständig als möglich wird.

Im 16ten Bande kommen folgende Thiere vor: die Saricovienne, oder Meerotter; eine Fischotter aus Canada: Anhang von der kleinsten Otter von Guiana. Zusatz von der Sumpfotter oder Nörz.

Ferner die Phoken, die Morsen, und die Lamantinen.

Die

Die Robben ohne Ohren, oder eigentliche Robben: acht Arten. Dann der Mönchsrobbe; der haaſenhaarige Seehund; der bandirte Seehund.

Endlich der Seebär, oder Bärenrobbe: Anhang zu der kleinen geöhrten Robbe: der Seelöwe.

Im 17ten Bande. Der Morſe oder die Seekuh (Wallroß, Trichecus Rosmarus.) (Eines der größten und ſchönſten ausgeſtopften Exemplare im Naturalienkabinet zu Jena.)

Der Dugor: der Lamantinenembryo. Fünf Arten von Monati.

Nomenclatur der Affen mit ihren Abbildungen. S. 170—308.

Die Orang-Utangs oder der Pongo und Jocko.

— Der Pithecos oder der gemeine Affe: der Gibbon; der Magot.

Eine der ſchätzbarſten Abhandlungen, worin Camper ſehr aufgeräumt hat.

**Herrn von Büffons Naturgeſchichte der Vögel, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit Anmerkungen, Zuſätzen und vielen Kupfern vermehrt, durch Bernhard Chriſtian Otto. — 18ter Band. Berlin, bey Pauli. 1790. 304 S. 8.**

Bekanntermaaßen auf gleichen Fuß von dem Herrn Prof. Otto bearbeitet, wie die vierfüßigen Thiere; aber auch mit gleichem Fleiß und Beleſenheit.

Es kommen in dieſem 18ten Bande die ein- und ausländiſchen Baumläufer (Certhia) vor, oder die Souimanga's der alten Welt: 11 Arten. — Die langgeſchwänzten 6 Arten; die amerikaniſchen Guit-Guis 5 Arten, nebſt 4 Abarten der 21 Species.

— Zuſätze des Ueberſ. über 26 ausländiſche Arten. Verſchiedene aus den Südländern. — 24 Arten ſogenannter Fliegenvögel, und 19 Arten von Kolibri's, nebſt Zuſätzen von 20 beſondern Kolibriarten.

Unter andern iſt auch hier der allerkleinſte Fliegenvogel oder Honigſauger, (Trochilus *minimus* Linn. ed. 13. I. 500. beſchrieben und abgebildet, den Sloane von 20

Gran, Edward trocken von 45, und Beireis von 6 Gran angegeben haben.

Recenſ. hat in dem Braunſchweigiſchen Muſäo, welches unſtreitig an Naturſchätzen und Kunſtſachen alle Kabinete in Deutſchland, wo nicht in Holland, übertrifft, Baumläufer geſehen, die an Pracht und Schönheit der Farben den Kolibri's überlegen ſind, und beſitzt ſelbſt einen ins Goldgrüne ſpielenden kleinen Kolibri, der kaum 50 Gran wiegt.

Man muß erſtaunen, wenn man die unendliche Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit der Farbenpracht, allein bey dieſen Geſchlechtern, in Betrachtung zieht, und muß zufrieden ſeyn, wenn man auch von vielen der kleinſten Arten, wie der Fall hier iſt S. 283 — 304. von 20 Arten, nicht viel eigentliche Naturgeſchichte erfährt.

**Kurze Naturgeſchichte des Thierreichs. Ein Leſebuch zum Nutzen und Vergnügen für junge Leute. Dritter Theil. Die Gewürme, Inſecten, Fiſche und Amphibien. Mit Kupfern. Nürnberg, bey Zehe. 1791. 106 S. 8.**

Unter aller Kritik! Faſt jede Seite hat Unrichtigkeiten. Man nehme nur die Beſchreibung des Bandwurms: — ſie halten ſich im Leibe der Menſchen, Pferde, Hunde und Katzen auf — Alſo weiter nirgends? — Ein Menſch hat oft zwey bis vierhundert Ellen davon im Leibe. Wer mag das dem Verf. geſagt haben? Kaum konnte er ſo fades, unbeſtimmtes Zeug hinſetzen, wenn er auch vor 200 Jahren gelebt hätte.

So das Uebrige. Man ſehe nur die Kupfer Tab. II. A, ſoll eine Argonaute, B, eine Bohrmuſchel ſeyn; Tab. III. N, eine Napfmuſchel, Tab. IV. F, 3. eine Steckmuſchel. Man nehme die Beſchreibung S. 25, und der Sturmhaube S. 26. dazu: wie elend! wie unrichtig! Was S. 16. vom *Connus ammiralis* geſagt wird, iſt allein ſchon hinlänglich, zu beweiſen, wie bald der Verf. mit ſeiner Naturgeſchichte fertig wird, zumal da er ſie nach dem A B C herzählt. S. 26, ſollen Aſteriten verſteinte Seeſterne ſeyn, u. ſ. w. u. ſ. w.

Kurz, wahre Stümperarbeit! Wenn unſre jungen Leſer kein beſſeres Leſebuch in der Naturgeſchichte hätten, als dieſes; ſo würden ſie ſehr zu beklagen ſeyn.

Der

Der Pflanzenthiere: sechste Lieferung mit den Bogen 41 bis 48, nebst 1½ Bogen Titel und Vorbericht.

Der ganze Titel zu diesen 6 Lieferungen ist:

Die Pflanzenthiere in Abbildungen nach der Natur, mit Farben erleuchtet, nebst Beschreibungen von Eugenius Johann Christoph Esper, der Weltweish. D. und öffentl. außerordentl. Lehrer auf der Friedrich-Alexanders Universität, und verschiedener gelehrten Gesellsch. Mitgliede. Erster Theil. Mit 68 Kupfertafeln. Nürnberg, in der Raspischen Buchhandlung. 1791. 320 S. gr. 4.

In diesem Theile nun die gesammte Ordnung der Litophyten. Zugesetzt ist die edle Koralle. Isis nobilis sollte als ein eigenes Geschlecht den Anfang machen, ist aber bey unserm System nicht füglich zu trennen. Von den übrigen Litophyten; den Madreporen, Milleporen, Celleporen, und der Tubipore, von der man jetzt nur eine Gattung kennt, sind die vornehmsten beschrieben, und vorläufig in Abbildungen geliefert. Diese sollen in einem besondern Theile auf gleiche Art behandelt und fortgesetzt werden.

Zu dieser 6ten und letztern Lieferung des ersten Theils gehören 21 Kupfertafeln, als:

*Isis* Tab. III. A.

*Madrepora* Tab. 44. Favosa Linn. Tab. 45. Favosa Variet. Tab. 46. damicornis *Linn.* Tab. 47. damicornis Variet. Tab. 48. damicornis Variet. Tab. 49. musicata Var. Tab. 50. muricata Var. Tab. 51. muricata Variet. Tab. 52. muricata Variet. Tab. 53. muricata Variet. Tab. 54. muricata Variet. Tab. 55. gemmascens. 12 Tafeln.

*Millepora.* Tab. 18. aspera *Linn.* Tab. 19. lineata *Linn.* Tab 20. tenella *Linn.* 3 Tafeln.

*Gorgonia.* Tab. 31. acerosa *Linn.*

*Spongia.* Tab. 10. fruticosa. Tab. 11. Infundibuliformis *Linn.*

*Coral-*

*Corallina.* Tab. 6. nodularis *Pallas.*
*Sertularia.* Tab. 1. abietina *Linn.*

Auf der Brochüre iſt noch angezeigt: was für Tafeln zu den bisherigen 6 Lieferungen vom Bogen Ll bis Ss, oder zu dieſem erſten Theile zu binden ſind.

## Der Pflanzenthiere ſiebente Lieferung. Nürnberg, in der Raſpiſchen Buchhandlung. 1791.

Mit dieſer ſiebenten Lieferung beginnt nun der zweete Theil dieſes muhſamen Werks, deſſen 1ſter 18—20 Rthlr. koſtet. Nach des Verf. Plan werden darin die Gorgonien und einige der folgenden Geſchlechter, wie es die Gleichförmigkeit des Bandes geſtattet, beſchrieben werden. Die erſten ſind bereits in Abbildungen beygebracht, und ſind dieſe nebſt den verwandten Geſchlechtern geendiget; ſo werden die inzwiſchen beygebrachten Abbildungen, zur Ergänzung der vorigen Geſchlechter, in gleicher Ordnung behandelt werden.

Zu dieſer 7ten Lieferung oder dem 1ſten Heft des 2ten Bandes gehören die Bogen A bis H und 30 Kupfertafeln, als:

*Madrepora.* Tab. 56. boletiformis. Tab. 57. daedalea. Tab. 58. lamelloſa.

*Millepora.* Tab. 21. islandica. Noch zu dem erſten Theile.

*Gorgonia.* Tab. 32. Coralloides. Tab. 33. Placomus *Linn.* Tab. XXXIV. Placomus Variet.

*Antipathes.* Tab. 5. ligulata. Tab. 6. ericoides *Linn.* Tab. 7. Foeniculacea *Pallas.*

*Spongia.* Tab. 12. Ventilabrum *Linn.* ſtrigoſa *Pall.* Tab. 13. flabelliformis *Linn.* Tab. 14. agaricina *Pall.* Tab. 15. officinalis *Linn.* Tab. 16. officinalis Variet. Tab. 17. officinalis Variet. Tab. 18. panicea *Linn.* Tab. 19. clavata. 8 Tafeln.

*Alcyonium.* Tab. 2. exos. Tab. 3. Spongioſum. Tab. 4. truncatum. Tab. 5. asbeſtinum *Pall.* Tab. 6. Schloſſeri *Linn.* Tab. 7. mamilloſum. Tab. 8. Burſa *Pall.* Tab. 9. Pulmo. Tab. 10. radiatum. 9 Tafeln.

*Pennatula.* Tab. 1. griſea *Linn.* Tab. 2. rubra *Linn.* Tab. 3. phosphorea *Linn.*

Die

Die beyden einzuſchaltenden Gorgon. Tab. 3. A. und Gorgon. Tab. II. A. werden zur nächſten achten Lieferung ausgegeben werden.

In einem weitern Auszug aus dem Text können wir uns bey einem ſo voluminöſen Werke nicht einlaſſen.

Fm.

## Oryctographia Carniolica, oder phyſikaliſche Erdbeſchreibung des Herzogthums Krain, Iſtrien, und zum Theil der benachbarten Länder. Vierter Theil. Leipzig, bey Breitkopf. 1789. 80 S. gr. 4.

Mit dem gegenwärtigen vierten Theil beſchließt Herr Hacquet dieſes ganze Werk. Hier handelt er vorzüglich vom Königreich Kroatien. In der Vorrede giebt er alle die zum Theil ſehr beträchtlichen Hinderniſſe an, die ſeinen Unternehmungen in dieſem Lande gemacht worden ſind, und man muß ſich in der That ſehr wundern, wie es dem Verf. möglich war, dieſen vielen Beſchwerlichkeiten ohngeachtet, ſo viel zu leiſten, als er geleiſtet hat, oder man muß glauben, daß er an ihrer Erregung ſelbſt Schuld geweſen ſey. Uns gehet alles dieſes nichts an, wir freuen uns vielmehr, durch des Verf. Bemühungen, mit den Merkwürdigkeiten eines Landes bekannt worden zu ſeyn, von den man vorher wenig wußte. Hrn. H. Bemerkungen zu Folge, ſind die Einwohner Serwen, ſie haben keine Verwandſchaft mit den Wallachen, auch reden ſie nicht ſclaviſch ſondern ſerwiſch. Die Stadt Pitringa, die hier nach ihrer Lage, Einwohnern und Gegenden beſchrieben wird, iſt ein offner Ort, der täglich vergrößert wird, aber keine Feſtung. Die Einwohner daſelbſt ſind aus Kroaten, Serviern, Armeniern und Macedoniern gemiſcht, wovon dort eine jede Klaſſe ihren öffentlichen Gottesdienſt ausübet. Von den Bergwerken, welche jetzt verlaſſen ſind, findet man hier mancherley Nachrichten. Sie wurden im 15ten und 16ten Jahrhundert von der Familie Kaglovig betrieben. Unter den dortigen Schlacken, entdeckte Hr. H. ein gediegenes Eiſen, das dem aus andern Ländern ganz gleich war. Hr. H. glaubt daher, daß es auch an mehrern ſolchen Gegenden, wo man ehemals mit Luppenfeuer ſchmolz, gefunden werden dürfte. Der Fluß

Sluins-

Gluinezizza an der türkiſchen Grenze des Königreichs Bosnien macht daſelbſt einen 50 Klafter hohen Fall, daſelbſt werden verſchiedene Echiniten gefunden, wovon hier eine Beſchreibung beygefügt iſt. Intereſſant ſind auch die neuern Nachrichten von Idrien: vor drey Jahren hatte man noch nicht mehr als 2000 Centner, jetzt aber 12000 Centner an Zinnober ausgebeutet. Die Verfahrungsart, die man daſelbſt zu ſeiner Verfertigung anwendet, beſteht in der Bereitung des Queckſilbermohrs, aus 7 Theilen Queckſilber und 2 Theilen Schwefel, den man in eiſernen Töpfen ſublimiret, die mit thönernen, inwendig glaſurten Helmen, bedeckt ſind. Schade, daß die in der Vorrede dieſes Werks erwähnte verbeſſerte Carte bey unſerm, ſo wie bey allen übrigen Exemplaren dieſes Werks, gar nicht zu finden iſt.

Au.

## XII. Botanik, Gartenkunſt und Forſtwiſſenſchaft.

Botaniſche Bemerkungen von A. J. C. G. Batſch. Erſtes Stück. Taf. I—VI. Fig. 1—140. Halle, bey Gebauer, 1791. 104 S. in gr. 8.

Dieſe Bemerkungen können als eine Fortſetzung des erſten Bandes der Blumenzergliederungen von eben dieſem Verfaſſer angeſehen werden, die hier nur in einer etwas veränderten Geſtalt erſcheinen. Ihr Hauptzweck iſt, eine Menge von Bildungen und Entwickelungen des Gewächsbaues, die man über der Kenntniß der Arten nur eines flüchtigen, oder gar keines Blicks würdigte, aufzufinden, und, den vorzüglichſten Umſtänden nach, näher zu beſtimmen. Gewiß ein rühmlicher, für die Erweiterung unſerer Kenntniſſe in der Kräuterkunde ſehr nützlicher Zweck, der in den meiſten dieſer Bemerkungen glücklich erreicht iſt. Mit Vergnügen lieſt man, was darin, eben ſo ſchön als ſcharfſinnig, über Hauptbildungen von Geſchlechtstheilen in gewiſſen Verwandtſchaften, oder daher zu vermuthenden Verwandtſchaften einiger Gewächſe, über

über Krankheiten, Verkümmerung, Verkürzung oder über besondere Eigenheiten gewisser Fruktificationstheile und daher entstehenden abweichenden Bildungen mehrerer Pflanzen gesagt ist. Recensent freuete sich besonders über die XV. und LVIII. Bemerkung, indem ihn beyde an eigene ähnliche Beobachtungen erinnerten, und in seiner ohnlängst gefaßten Meynung bestärkten. Die erste betrifft Warzenschwämme auf den Blättern des Sauerdorns, (Berberis vulgaris L.) die den Punkten auf der Euphorbia degener L. ungemein ähnlich sind. Diese von einigen Botanikern für eine von Euphorbia Cyparissias (mit der sie unzähligemal aus Einer Wurzel entspringt,) verschiedene Art gehaltene Wolfsmilch, ist also wohl nichts anders, als eine kranke, von aussaugenden Warzenschwämmen hervorgebrachte Ausartung. Vollkommen ähnliche Schwämme hat Recensent in diesem Jahre auf den Blättern des Sium Falcaria Lin. häufig angetroffen und dann an dieser Pflanze eine gleiche Unfruchtbarkeit und Ausartung bemerkt. Die zweyte, oder 58. Bemerkung betrifft die Entstehung der Dornen. Man sieht nämlich bey verschiedenen Rosen (vorzüglich bey Rosa rubiginosa Leyf.) sehr deutlich, daß die haarförmigen Ausführungsgänge, welche nach geschehener Ausführung und Austrocknung des Saftropfens mit einem Knöpfchen dieses Saftes am Ende versehen sind, mit denen an der Haut hängenden Dornen in Verwandtschaft stehen, erst einige dieser Haare sich am Ende geschlossen halten, andere aber sich am Ende spitzen, am Grunde erweitern, und so zu den offenbaren und starken Dornen übergehen, welche ihnen in Stellung und Farbe schon ziemlich ähnlich sind. — Zu läugnen ist es aber auch nicht, daß unter solchen schönen Bemerkungen auch manche vorkommen, die der Verfasser wohl nur für sich allein gemacht, und anfangs nicht für den Druck bestimmt zu haben scheint. Dahin, außer einigen gewagten Urtheilen wie z. B. über Aehnlichkeit der Thiere und Gewächse, zufolge der sie anzeigenden Farbenmuster, manche äußerst weitschweifige und ermüdende Beschreibung der einzelnen Theile einiger Gewächse, Bestimmung ihrer Lage und ihres Verhältnisses gegen einander, ihrer verschiedenen Farben ꝛc. die zuweilen nur auf das Eine Exemplar vollkommen passen, das er beim Niederschreiben seiner Bemerkung vor Augen hatte. Dahin auch noch so manche alltägliche Bemerkung, wie die 52ste über Neigung der Blumen nach dem Verblühen. Sie lautet wörtlich also: „Die Blumen der Natura

fallu-

fastuosa neigen sich bald, nachdem sie geblühet und sich geschlossen haben, aus der schiefaufgerichteten Lage in eine waagrechte.“ Diese Pflanze an sich ist bekannt, und so auch der von ihr bemerkte Umstand; man findet dies bey sehr vielen Gewächsen und bey manchen auf eine noch viel auffallendere Art. Wo es, wie hier, zum Unterscheidungskennzeichen der Arten dienen konnte, ists gewöhnlich auch vom Linné angemerkt. Wenn also der Verfasser in Zukunft eine strengere und sorgfältigere Auswahl dessen was eigentlich bemerkt und näher beobachtet zu werden verdient, treffen, seine Bemerkungen nicht mehr, wie bis jetzt, blos nach der Zeit, wenn er sie machte, ordnen, sondern alles dasjenige, was er an Einer Pflanze bemerkte, oder was seiner Natur nach beysammen gehört, auch zusammenstellen, und in den Bemerkungen selbst die Kupfer anführen und erklären würde: so würden hierdurch die Leser ungemein viel gewinnen und er selbst um so zuversichtlicher auf die Freude rechnen dürfen. Daß diese Kleinigkeiten bey seiner Behandlung das Gepräge ihrer Abkunft, ihres Zusammenhangs mit dem erhabenen und großen Ganzen der Natur nicht verlohren haben, und dadurch, auch ohne auf seinen guten Willen allein zu sehen, die Aufmerksamkeit der Naturforscher reizen und verdienen.

## Deutschlands Flora, oder botanisches Taschenbuch für das Jahr 1791. von Georg Franz Hoffmann. Erlangen, bey Palm. 362 S. 8.

Der Herr Verf. hat vollkommen Recht, wenn er in dem Vorbericht sagt, daß die Unbequemlichkeit bey botanischen Excursionen einen oder mehrere Octavbände in der Tasche führen zu müssen, gewiß manchen Liebhaber der Pflanzenkunde abgehalten habe, eine Pflanze an ihrem eigenthümlichen Ort und Stelle mit dem Linneischen Characteren oder mit den Beschreibungen anderer Gelehrten zu vergleichen, und so vorkommende zweifelhafte Arten genauer zu untersuchen. Er verdient daher den wärmsten Dank, daß er dieser Unbequemlichkeit abgeholfen, und uns hier, in dem bequemen Format eines Taschenbuchs, ein allgemein brauchbares, beschreibendes Verzeichniß der bis jetzt bekannten deutschen Pflanzen übergeben hat. Wie sehr hierdurch für die Ausbreitung und Vervollkommnung einer so anziehenden und reizenden Wissenschaft als

die

die Botanik ist, gesorgt sey, dies werden diejenigen Leser, die dies Verzeichniß noch nicht besitzen sollten, leicht einsehen, wenn wir sie hier nur kurz mit der Einrichtung und dem Inhalte desselben bekannt machen. — Das wohlgewählte und sauber gestochene Titelkupfer stellt Germanien im kaiserlichen Schmucke vor, wie sie der Göttin Flora opfert und diese ihr einen Kranz von deutschen Blumen überreicht. Die zwölf Monatskupfer und ihre gegen über stehende ausführliche Beschreibung in lateinisch-botanischer Sprache, müssen jedem Liebhaber die nähere Pflanzenkenntniß ungemein erleichtern, weil dazu größtentheils solche deutsche Pflänzchen ausgewählt sind, die, ohne zu den ganz bekannten zu gehören, doch leicht überall gefunden werden können, und zur Erläuterung der Linneischen Classen und botanischen Analyse vorzüglich dienen. Es sind: Veronica *montana*, Verbena officinalis, Selinum carvifolium, Juncus albidus, Stellaria Alsine, Fragaria sterilis, Comarum palustre, Aconitum *Cammarum*, Teucrium Botrys, Stachys germanica, Erigeron acre, Erigeron canadense. Nr. 1. wächst hier höchst selten, und 8. möchte wohl in Niedersachsen gar nicht gefunden werden. Den einzelnen Monatstagen, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, sind zur Erweiterung botanischer Kenntnisse und ihren Hülfsmitteln, Namen und Schriften von Kräuterforschern des 18ten Jahrhunderts beygesetzt. Rec. hat aber auch ein Exemplar ohne diesen Calender vor sich, wo der hierdurch gewonnene Raum zur Aufnahme einer größern Anzahl berühmter Botaniker und einer genauern Anzeige ihrer Schriften vortheilhaft benutzt ist. Die Flora selbst ist so vollständig, als sie nur immer ein billiger, mit den mancherley Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens bekannter Leser erwarten kann. Man findet darin alle vom D. Roty in seinem Tentamen Florae Germanicae aufgeführte, und mehrere in Floren bestimmter Oerter, und in einzelnen oder gesellschaftlichen Schriften zerstreuete Pflanzen; größtentheils auch die Oesterreichischen, Crainischen, Karnther ꝛc. so wie einige Böhmische, Tyroler und Steyermärkische Sträucher und Kräuter. — Bey den wesentlichen Gattungskennzeichen ist die 8te erst kürzlich von Schreber besorgte Ausgabe der Linneischen Generum Plantarum, so wie bey Bestimmung der Arten die 14te von Murray besorgte Ausgabe des Systema Vegetabilium zum Grunde gelegt. Mit Vergnügen bemerkt man aber, daß hier nicht blos die genauern Beobachtungen anderer Gelehrten be-

nutzt ſind, ſondern daß der Verfaſſer ſelbſt allenthalben die Kinneiſchen Angaben geprüft, unterſucht, mit andern verglichen, daher oft von jenen abgewichen und mehrere Pflanzen, beſonders in den oft unten beygefügten Anmerkungen, richtiger bezeichnet und künſtlicher gemacht hat. Nur Schade, daß dies nicht auch bey den Roſen geſchehen iſt, wo in den Anmerkungen auch auf die Blumenblätter und die Farbe der Frucht einige Rückſicht hätte genommen werden ſollen. Euphorbia degener iſt als eine beſondere Art angeführt, zuverläßig aber nur eine von Schwämmen herrührende Krankheit der Euphorbia Cyparissias. Prunella grandiflora unterſcheidet ſich von P. vulgaris wohl am leichteſten, foliis superiorib. a bracteis remotis, und P. laciniata kömmt hier, in Niederſachſen faſt immer nur mit weißen Blumen vor; ſo wie hier auch Crataegus Oxyacantha nur ſelten folia trifida, gewöhnlich incifo-ſerrata hat. Viola odorata blühet nicht blos im Frühjahr, ſondern bis zum ſpäten Herbſt, nur daß ihr im Sommer die Blumenblätter fehlen. Das ſchöne Papier und der breite Rand dieſes Taſchenbuchs erlauben es, dergleichen kleine Bemerkungen ſich häufig beyzuſchreiben. — Faſt immer iſt eine oder die andere vorzüglich gute und getreue Abbildung nachgewieſen, worunter die eines Curtis und Bulliard dem Pflanzenliebhaber aus mehreren Gründen beſonders angenehm ſeyn müſſen. Geburtsort und Blüthezeit iſt bey jeder Pflanze angegeben; bey ſeltenern ſind auch Länder und Gegenden, nach Angabe eines Floriſten, oft auch deſſen Name mit angeführt. So oft der Verf. bey dem von einem Floriſten angegebenen Wohnorte einer Pflanzenart Zweifel hatte, iſt derſelben ein † vorgeſetzt. Dies findet ſich denn auch bey Geranium moſchatum und Aſperula pyrenaica, die aber in Zukunft aus dieſem Verzeichniſſe billig wegbleiben. Denn wenn Cappel ſie gleich in ſeinem Verzeichniſſe der um Helmſtädt wild wachſenden Pflanzen aufgenommen hat: ſo kann Rec. doch zuverläßig verſichern, daß ſie dort nicht wild wachſen, und daß alle Verſuche, ſie an dem in dieſer Flora beſtimmten Orte einheimiſch zu machen, jährlich fehlgeſchlagen ſind. Die cryptogamiſchen Gewächſe wird der Verf. noch in einem eigenen Taſchenbuche beſchreiben, weil man ſich deſſen füglich getrennt von dieſem zu einer Jahreszeit bedienen kann, wo die übrigen Pflanzen bereits verblühet ſind, oder doch erſt zu blühen anfangen.

Ned.

Der

Der Abbildungen in- und ausländischer Pflanzen, für Liebhaber und Beflissene der Botanik. Fünften Jahrgangs erstes bis sechstes Zehend. Wien, bey Hochenleiter und Compagnie. 1791. 8.

Zum Beweis, wie getreu die Herausgeber ihrem einmal angenommenen Plan sind, zeichnen wir einige Abbildungen aus. Lichen saccatus, so unkenntlich als möglich. Briza Eragrostis, sieht beynahe wie Festuca elatior. Iungermannia Epiphylla! — Holcus spicatus, die spica wie ein Amentum von der salix caprea. Iuncus bulbosus. Nur die Wurzel mit ihren Ausläufern, den Strauß hielten wohl die Herausgeber für überflüßig. Poa aspera! — Tropaeolum maius (minus) Lichen pustulatus, sonderbar genug; auf der Unterfläche erscheinen Sterne und körnige Kreise, vermuthlich zur Abwechslung für die Beflissenen. Lichen vulpinus, Panicum sanguinale! — Uebrigens ist der so gerühmte wohlfeile Preiß, auch für eine solche Arbeit gar nicht empfehlend. Jedes Heft zu 10 Tafeln kostet 1 Fl. 15 Xr. Fünf Jahrgänge enthalten 30 Hefte oder 300 Pflanzen, und diese machen schon 37 Fl. 30 Xr., was manchen Beflissenen zu viel seyn möchte! —

Je.

Car. a Linné Genera Plantarum eorumque characteres naturales secundum numerum, figuram, situm et proportionem omnium fructificationis partium. Iuxta Thunbergii emendationes digesta. Editio octava. Praecedente longe auctior, curante *Thaddaeo Haenke. Vol. I. II.* Vindobonae, ex officina Wappleriana. 1791. P. 811. 8.

Vermuthlich ist vom Herrn Haenke noch vor seiner Abreise nach Peru diese Ausgabe der Linneischen Gattungen veranstaltet worden, wenn schon zur nämlichen Zeit eine Ausgabe derselben von Schreber besorgt wurde. Es wird aber der Gewinn davon erst nach der sehr zu wünschenden Rückkunft des Hrn. Verf. zu erwarten seyn, wo der Verf. viele seltne Gat-

tungen angeben, andere nach der Natur berichtigen, und so in einem Anhang dieser Ausgabe Vorzüge ertheilen wird. Indessen bemerken wir vorläufig, daß nach Thunberg die Classen Gynandria, Monoecia, Dioecia, Polygamia eingezogen, und auch die mehresten neuern Schriften, welche in der Vorrede genannt werden, bey den Gattungen zu Rathe gezogen worden. Die Linneische Schrebera hat der Hr. V. unter Cuscuta gebracht, und dafür eine Curtisia an jener Stelle gesetzt. Mehrere Gattungen finden wir unter andern Classen, vieles nach andern berichtigt und gesammlet, aber keine eigenen Beobachtungen; auch nicht die so richtigen Angaben von Medicus bey manchen Gattungen, so auch Gärtners classisches Werk ganz und gar nicht benutzt. In der letzten Classe zeigt sich aber vollends die stärkste Lücke, welche auszufüllen nur ein genauer Kenner derselben im Stande war.

Bb.

---

## XIII. Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

**Neue Welt- und Menschengeschichte, vom Anfange der Welt bis auf gegenwärtige Zeit. Aus dem Französischen. Eilfter Theil, oder der römischen Geschichte erster Band. Münster, Perrenon. 1790. 703 S. in 8. nebst 3 Landkärtchen. — Zwölfter Theil, oder der römischen Geschichte zweyter Band. 1791. 734 S.**

Sobald man die Römische Geschichte auf dem Titel dieser Bände liest, erachtet man leicht, welches Feld der Witz und die Verschönerungssucht des Verf. daran gewonnen haben. Zwar sollte es scheinen, daß, wo der Stoff an sich schon so reichhaltig und glänzend ist, wie hier, keine Hypotheſen, Declamationen und Figuren nöthig sind, um ihn anziehend zu machen; er will nur etwas hell und lebhaft dargestellt werden. Allein Schriftsteller, wie der unsrige, entzünden sich bey einer

ner ſolchen Veranlaſſung am erſten; nicht genug, daß die Scene ſelbſt reizend iſt; auch ſie wollen ſchimmern und neben den handelnden Perſonen bemerkt werden: ſollte auch das hiſtoriſche Feld darüber ganz theatraliſch werden.

So tritt alſo unſer Verf. Th. XI. S. 77 fg. nachdem er den Todt des **Romulus** erzählt hat, neben demſelben auf die Bühne, und declamirt und ſchildert in Gemeinplätzen, Parallelen, Ausrufungen und fein gedrechſelten Perioden etliche Seiten nach einander fort. Unter andern vergleicht er den **Romulus** mit dem großen **Cyrus**; die letzte Aehnlichkeit von ihnen iſt dieſe, daß ſie beyde vergöttert wurden. „Vergöttert! ruft der Verf. aus. Dies Wort zerreißt mein empfindliches Herz, und entflammt meine der Wahrheit geweihte Feder. Durch welchen gottloſen Wahnſinn verleitet, konnte man doch von jeher Könige vergöttern, welche durch ihre Geſetze und durch ihr Schwerdt ihre Völker nur unglücklich machten, und welche die Gottheit ſelbſt mit ihrem Donner zerſchmettert haben würde, wenn ſie nicht an uns Verbrechen zu ſtrafen gefunden hätte? Unſinnige Sclaven, die ein leeres Phantom von Ruhm verführte! ꝛc. Und ihr Lobredner, ihr Seelen von Unflat und Blut! ꝛc. Was liegt dem Weiſen an der Stiftung eines Reichs?“ u. ſ. w. Wer ſollte glauben, daß dieſes ein Geſchichtſchreiber wäre? Aeſthetiſcher Hiſtoriograph in Deutſchland! mutato nomine de te Fabula narratur.

Es iſt wahr, dieſer unausſtehliche Ton iſt nicht ganz herrſchend bey dem Verf. Allein man ſtößt doch oft genug auf redneriſche Gemählde, und Verheutzigungen alter Perſonen, Sitten und Reden. Zum Beyſpiel ſehe man Th. XI. S. 223. fg. die franzöſirte **Geſchichte des geiſtlichen Ordens der Veſtalinnen.** Um indeſſen auch dem Verf. alle ſchuldige Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, müſſen wir dazu ſetzen, daß er nicht wenige Begebenheiten lichtvoll aufgeführt, und dabey die Aufmerkſamkeit auf nicht gewöhnliche oder verſteckte Seiten zu lenken gewußt hat. Bisweilen kritiſirt er auch nicht eben unglücklich, wohl aber etwas zu bitter, und mit zu vielem Geräuſche, über die alten Geſchichtſchreiber. So iſt die Erzählung des **Livius** von der Rettung des Capitolium durch den **Camillus** Th. XII. S. 99. fg. behandelt worden. Es wäre genug geweſen, außer der Unwahrſcheinlichkeit jener Erzählung, die bekannten Stellen des

Polybius dagegen geltend zu machen, ohne den römischen Geschichtschreiber zu beschuldigen, „daß er sich verbunden gehalten habe, die Geschichte zu verfälschen, um die Ewigkeit „der Republik zu behaupten.“ Gewohnt immer pomphaft zu sprechen, sagt er an einem andern Orte, (S. 624.) „die „neuere Philosophie habe Mühe, die schröckliche Angabe des „Livius von der Anzahl der Todten in einem Treffen der „Römer und Carthaginenser gelten zu lassen.“ Uebrigens hat der Verf. die Quellen selbst überaus selten angeführt, und Zeitbestimmung gar nicht angegeben; wohl aber diese letztern in besondern Tabellen angehängt.

Voll Zufriedenheit mit sich selbst, aber auch nicht ohne es sich merken zu lassen, daß einige Kunstrichter ihn scharf beurtheilt haben mögen; schreibt der Verf. in der Vorrede zum eilften Bande: „Unterdessen daß wir um uns her allge„meine Weltgeschichten, die alle Welt preist, und kein Mensch „liest, zertrümmern sehen, gewinnt diese Geschichte der „Menschen, die keiner lobpreist, die man aber zu lesen die „Güte hat, von Tage zu Tage neue Consistenz. Gelesen wer„den, ist überhaupt der Probierstein, welcher jedes Werk, „(ich rede hier nicht von dem meinigen,) das zu bleibender „Dauer gemacht ist, charakterisirt,“ u. s. w. Daß sein Werk stark gelesen wird, ist sehr begreiflich; allein daß dadurch das Siegel der Fortdauer darauf gedruckt werden soll, ist eine äußerst trügliche Einbildung. Der herrschende Geschmack, und manchmal ein sehr irriger, kann gewisse Schriften zu den beliebtesten Lesebüchern machen; ob es auch Bücher für die Nachwelt sind, kann nur ihr innerer Gehalt entscheiden.

Ra.

Recherches philosophiques sur les Grecs. Par M. de *Pauw*. *Tom. I.* Berlin, chez Decker et fils, 1787. 395 S. und Disc. prélim. XX. S. — *Tom. II.* ib. 1788. 446 S. 8.

Philosophische Untersuchungen über die Griechen, vom Herrn von Pauw. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen vom Hrn. Prof. Villaume.

laume. I. II. Th. Berlin, Rottmann, 1789. 8. Th. I. 343 S. und Vorr. XXII. S. Th. II. 400 Seiten.

Ohngeachtet dem Rec. nur obzuliegen ſcheint, die deutſche Ueberſetzung des angezeigten Werks zu beurtheilen, ſo wird es ihm doch ſchwer, von dem Originale ſelbſt ganz zu ſchweigen. Die Sprache ſcheint daſſelbe zu einem ausländiſchen Producte zu machen; allein der Ort des Aufenthalts und andere Verhältniſſe des Verf. geben der deutſchen Litteratur Anſprüche, die ſich der Verf. gewiß nicht zur Schande anrechnen wird. Alſo ſey es ihm erlaubt, über den Inhalt des Originals ſelbſt, deſſen Behandlungsart und Plan, wenigſtens ſo viel zu ſagen, als zureichend iſt, um von dem Buche und deſſen Werthe eine deutliche Vorſtellung zu erhalten. Recherchen über dieſe Recherchen wollen wir nicht anſtellen; Veranlaſſung dazu würde nicht fehlen: allein ſie dürften ein eigenes neues Buch erfordern.

Das Werk ſteht im Zuſammenhange mit zwey andern Büchern deſſelben Verfaſſers, mit den Recherches philoſophiques ſur les Americains, und mit den Recherches philoſophiques ſur les Egyptiens et Chinois. Zuerſt warf der Verf. ſeinen philoſophiſchen Blick auf ein ganz rohes Volk, dann auf ein gebildeteres, aber zu einer ewigen Mittelmäßigkeit verdammtes, zuletzt auf das bis zur höchſten Vollkommenheit ausgebildete Volk der Griechen, oder inſonderheit der Athenienſer. Das Ganze ſoll eine vollſtändige Natur- und Culturgeſchichte des Menſchen darſtellen, worzu die genannten Völker die Data geliefert haben, und alles ſoll dahin zielen, an dieſen Völkern zu bemerken und zu unterſcheiden, worin wir ihnen nachahmen oder nicht nachahmen ſollen.

Der erſte Abſchnitt iſt geographiſch und betrifft mehr das Land, als die Einwohner. S. 1 — 86. Es verſteht ſich, daß dies blos Attika gilt, ſo wie das ganze Buch die uncultivirteren Griechen nur im Vorbeygehen berührt. Durch ſtatiſtiſche Bemerkungen oder Raiſonnements hat der Verf. dafür geſorgt, daß ſeine Landbeſchreibung das ihr ſonſt eigene Trockene verlohr, und für den Leſer lehrreich oder unterhaltend wurde.

Im zweyten Abſchnitte werden die Einwohner von Attika und zwar zuerſt nach ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit und deren

Urſachen beſchrieben. S. 87—155. Schöne Bildung, beſonders des männlichen Geſchlechts, vorzüglich große Feinheit in den Geſichtsorganen und eine Geſichtsſchärfe, die unter keinem andern Volke ihres Gleichen gefunden haben, endlich die dem weiblichen Geſchlechte ſparſam und kärglich zugetheilten oder ganz entzogenen Reize zählt der V. hauptſächlich zu dem Charakteriſtiſchen, wodurch ſich die Athenienſer von allen andern Völkern unterſchieden haben. Aus dem letzteren Umſtand erklärt er die unnatürliche Richtung des Inſtincts bey den Griechen, und tadelt diejenigen, welche die Meynung hatten, daß jenes Feuer in dem Schatten der Gymnaſien, durch die Narrheit der Athleten angezündet worden ſey. Auch eine unterſcheidende Neigung zur Melancholie rechnet er hieher, und ſchreibt ſie der Lage und Beſchaffenheit des Landes, dem Eindrucke gewiſſer Winde, (vergl. S. 178.) den Bergen, dem Waſſer und den Speiſen zu. Er unterſucht darauf, (S. 119 ff.) wie fern die Ausartung der Familien, oder die Bemerkung, daß die Geiſtesgaben ſich ſelten lange in derſelben Familie erhalten haben, gegründet ſey und giebt wahrſcheinliche Urſachen davon an. Eins wie das andere war wohl nicht den Athenienſern beſonders eigen. Einfluß, welchen Gymnaſtik und Hausſklaverey auf die Conſtitution der Athenienſer gehabt haben. S. 125 ff. 135 ff. Die Gymnaſtik der Griechen beſchreibt er als ſo grauſam, wie die Gladiatorenſpiele der Römer, wodurch eine Menge von Menſchen und nützlichen Thieren, ohne Nutzen aufgeopfert worden ſey. Bey Gelegenheit der Hausſklaven wird zugleich von der Bevölkerung in Attika gehandelt.

Die nächſten beyden Abſchnitte, der dritte und vierte, haben inſonderheit die Sitten der Athenienſer zum Gegenſtande. S. 155 ff. 219 ff. Zuerſt hiſtoriſch uber den langſamen Anfang und Fortgang feinerer Sitten unter den Athenienſern. Die Reden vor Gerichte und die Theatervorſtellungen trugen wenig zur Verfeinerung bey, weil in beyden Ungezogenheit und Zügelloſigkeit herrſchte. Erſt ſpät, wie die Athenienſer das Studium der Philoſophie lieb gewannen, legten ſie die Rohheit der Sitten allmählig ab. Die Richter der Theatervorſtellungen werden als ein höchſt erbärmliches Gericht geſchildert. (S. 158 ff.) — Sitten der Frauenzimmer. Erſt gegen den Anfang des peloponneſiſchen Kriegs, habe man die Anmuth und die gefälligeren Sitten der Joniſchen

ſchen Frauenzimmer kennen gelernt. Der griechiſche Wein an ſich, und noch mehr ſein übermäßiger Gebrauch ſoll eine beſonders ſchädliche Wirkung auf ſie gehabt haben. S. 170 — 173. Bey dieſer Gelegenheit von der Zügelloſigkeit der Bacchantinnen. — Bemerkungen über eigenthümliche Vorzüge und Fehler einzelner Städte und Gegenden Griechenlands. S. 179 ff. — Ein eigener Abſchnitt iſt der Athenienſiſchen Erziehungsart gewidmet. S. 188 — 202. Die Epoche einer vollkommeneren Erziehung ſetzt der V. 346 J. vor der chriſtl. Zeitrechnung, da zuerſt die Zeichenkunſt ein Hauptgegenſtand der Studien geworden. Der Unterricht habe im 5ten Jahre angefangen mit gymnaſtiſchen Uebungen, beſonders im Schwimmen, bey den Pädotriben; hernach ſey man fortgerückt in die Schulen der Grammatiker, der Kritiker, der Geometer, endlich der Taktiker; zuletzt nach allen dieſen habe man einen Curſus der Philoſophie angefangen. Der erſte litterariſche Unterricht habe in Dichtern und beſonders im Homer beſtanden, wowider der Verf. in einem weitſchweifigen Raiſonnement eifert. Aller Verfolgungen einzelner Philoſophen ohngeachtet, wird behauptet, daß keine Staatsverfaſſung in der ganzen Welt dem Studium der Philoſophie, der Wiſſenſchaften und der Künſte ſo vortheilhaft geweſen, als die in Athen. Der Verf. hat mancherley Anekdoten von den einzelnen Schulen geſammlet, S. 202 ff. bey welchen nur gar zu oft die Quellen vermißt werden, aus welchen ſie geſchöpft ſind. — Vom Unterſchiede der Stände, eine eigene Abhandlung, enthält blos die Verhältniſſe des Adels und Bürgerſtandes, verglichen mit dem Römiſchen Staate. In Athen habe der Patricierſtand lange nicht ſo beträchtliche Vorrechte und beleidigende Diſtinctionen behauptet, als in Rom; einen Ritterſtand kannte Athen gar nicht, ob es gleich Cavallerie hatte. — Dieſen Abſchnitt beſchließt eine Betrachtung über den Luxus, (S. 246 — 286) die vielerley umfaßt, aber alles ſehr verwirrt und ohne Plan, auch Manches übertrieben, ſo fern oft ein einzelnes Beyſpiel genug iſt, um daraus eine Ausſchweifung des ganzen Volks zu beweiſen. Man glaubt Anfangs, der Verf. verfolge die einzelnen Satzungen des in Athen herrſchenden Luxus; aber auf einmal ſieht man dieſe Ordnung durch neue Raiſonnements über die Quellen des zu unterhaltenden Luxus und durch andere ganz fremde Excurſe unterbrochen. Die erſte Art von Luxus, die er anführt, beſteht darin, daß viele Athenienſer, als erwählte

Mitglieder des Raths, genöthigt worden, außer ihren Häusern auf dem Lande, zugleich Häuser in der Stadt zu besitzen. Von da springt er auf einmal ab und fragt: woher das Geld gekommen, wovon der Luxus unterhalten worden? Die Leute aus den Persischen Kriegen haben wenig Geld nach Athen gebracht und dürfe gar nicht als Quelle des Luxus angesehen werden; hingegen gründe sich aller Reichthum der Athenienser auf die Ausbeute der Bergwerke, und am meisten auf Fabriken und auf den Handel, der sich von Tyrus ganz nach Athen gezogen habe, wodurch Athen vielmehr die Werkstätte des Luxus, als der Wohnplatz desselben geworden sey. Letzteres widerspricht gleichwohl dem, was der Verf. selbst von Athen erzählt. Ein unerwarteter Sprung zu den Sybariten unterbricht auf einmal die Sache, wovon eigentlich die Rede war, und man weiß selbst nicht, wie man so schnell zu einer andern Lectüre gekommen sey. (S. 249.) Der Verf. kömmt endlich wieder zurück; und nun spricht er erst von den allgemeinen Triebfedern des Luxus, wofür er Pralerey und Vergnügungen der Sinne erklärt. Die Eitelkeit der Weiber habe am meisten den Luxus befördert und ohngefähr 380 J. vor der christl. Zeitrechnung Orientalische Pracht nach Athen gelockt. Als Gegenstände und Veranlassungen, woran oder wobey sich der Luxus geäußert habe, giebt er folgende an: a) Religionsgebräuche und festliche Aufzüge. b) Volksspiele. c) Clubs der Athenienser (ἔρανοι). d) Kunstwerke, insonderheit die Automate. Der Römer habe diese in der Folge blos nachgeahmt, aber nichts durch eigene Erfindung vermehrt, dergestalt, daß der Römer nicht einmal eigene Namen für diese Gegenstände des Luxus in seiner Sprache gehabt habe. (S. 262.) e) Gastmäler, durch ausländische Producte vertheuert. f) Leinene Zeuge. Die Hitze des Sommers habe sie nothwendig gemacht, und Attika habe gleichwohl keinen Flachs getragen. (S. 266.) g) Feine Wolle aus Jonien. Bey dieser Gelegenheit eine Ausschweifung von den künstlichen Wollenwebereyen der Athenienserinnen, die wieder ein nothdürftiger Erwerb für verarmte Damen geworden wären. h) Thiergefechte verbunden mit Wetten und Hazardspielen. (S. 270.) i) Freudenmädchen, besonders zu Phalerus und zu Sciron (?). Sie veranlassen ein Raisonnement über die Ursachen der verbreiteten Wollust. Nicht Epicureer, sondern Dichter und Griechische Theologie haben die Wollust gereizt und genährt. k) Ausländische Thiere, besonders Vögel. (S. 276.)

276.) l) Koſtbarer Weiberputz. Dadurch ſeyen viele
[illegible]nt; die Männer hätten ſich dann vom Leuka-
[illegible] abgeſtürzt oder wären Schmeichler an den
[illegible]r Fürſten geworden, oder hätten ſich zur
[illegible]en geſchlagen. m) Leichenbegängniſſe.
und Leichter hätten viel Geld gekoſtet, und durch
[illegible]alei[illegible] Zeit die Glaubwürdigkeit der Annalen ganz
Ein ganz beſonderer Einfall des Verf. iſt
[illegible]er[illegible], die Iliade ſey urſprünglich für Leichen-
[illegible]it[illegible]t worden, welche Fürſten aus der Fa-
[illegible]ers[illegible]s, dem Achill zu Ehren in Theſſalien ange-
[illegible]n) Luxus des Theaters und beſonders der
[illegible]ß haben wir dieſen Abſchnitt vom Luxus er-
[illegible]ellt, damit der Leſer, aus einer Pro-
[illegible]n Begriff des ganzen Werkes erhalten
[illegible]n Schriften der Hrn. Meiners und Reite-
[illegible]rf. gar keine Notiz genommen.

[illegible] Abſchnitt handelt von dem Handel und von
[illegible]en der Athenienſer. S. 287 — 343. Der
Athen wird ſo beſchrieben, daß man glauben
[illegible]a[illegible] umfaßt und erſchöpft, was die größten
[illegible] der neuern Zeiten auszeichnet. Der Spe-
Engliſchen und Holländiſchen Kaufleute hat
[illegible], was nicht ſchon den Athenienſern bekannt
[illegible]: „die Alten wußten (im Handlungsweſen)
chen, die uns ſelbſt jetzt unbekannt ſind.“
291.) Die Kunſtgriffe durch ausgeſtreute Nachrichten die Actien ſteigend und fallend zu machen, Wechſelbriefe, Banknoten ꝛc. waren bekannte Dinge. (S. 288 — 291.) Erläuterungen und Beweiſe werden in dem Kornhandel geſucht, deſſen Hauptniederlage zu Theudoſia, im Tauriſchen Cherſones oder in der Krimm, für Athen etablirt worden war. Als Hauptbegebenheiten, wodurch die Athenienſer für ihren Handel Vortheile zu gewinnen ſuchten und wirklich gewannen, werden die Zerſtörung von Tyrus und von Korinth, angegeben. Die Flüchtlinge von Tyrus fanden in Athen Schutz und man wies ihnen Delos zum Handlungsetabliſſement an, wo ſie auch wirklich eine Handlungs- und Seekompagnie errichteten. Außerdem hatten die Athenienſer eine eigene Methode, Handel zu ſchaffen und neue Niederlagen zu veranlaſſen, nämlich unberühmten Orten Wunder beyzulegen, alsdann dahin heilige Wallfahrten anzuſtellen und Spiele zu verordnen;

ordnen; dadurch formirten ſich von ſelbſt Märkte. Die Spiele der Griechen waren zugleich Meſſen. Der Verf. theilt S. 295 ff. ein Verzeichniß der vorzüglichſten Marktplätze oder Griechiſchen Meſſen mit. Die übrigen Anmerkungen des V. über den Handel der Athenienſer wollen wir ganz kurz anzeigen. Sie ſchützten und beförderten ganz vorzüglich den Detailhandel, weil ohne ihn der Handel im Großen nicht blühen kann. S. 299 ff. Die Handlungsreiſen der Griechen giengen bis nach China, auch in das Innere von Deutſchland. S. 300 f. (Wie früh oder wie ſpät? Darüber vermiſſen wir die genaueren Angaben.) In der Schifffahrt waren die Griechen hinter den Phöniciern, daher jene ihren Seehandel nur auf kleinen, dieſe aber auf weit größern Schiffen trieben. S. 302. Von Seeaſſecuranz ſcheinen die Griechen nichts verſtanden zu haben; aber ſie kannten und übten alle Arten von Unterſchleif aus, auch die ſonderbare Art von Betrügerey, welche man Baratterie nennt. S. 303. Ihre größten Handlungsetabliſſements waren längs des Cimmeriſchen Bosphorus und beſonders zu Amphipolis, an den Grenzen Macedoniens, welchen Ort ihnen hernach Philipp wegnahm. S. 304 ff. Sie waren die erſten Colonienſtifter, wußten aber keine ihrer Colonien in der Abhängigkeit zu erhalten. (S. 306.) Die Seele des griechiſchen Handels waren die unzählbaren Fabriken und die unnachahmlichen Kunſtwerke, welche da verfertigt wurden. S. 306. Den Schleichhandel trieben fremde Fahrzeuge nach Athen unter allen Flaggen ganz öffentlich. S. 307 f. Herrſchaft zur See ſchildert der Verf. als ein Ungeheuer und eifert gegen Athen wie gegen Großbritannien. S. 309. Nichts beförderte ſo ſehr Induſtrie und Handlung, als Freyheit und als der ſtandhafte Grundſatz, keinem einzelnen ein ausſchließendes Privilegium zu ertheilen; durch Ehre und Geld, aber nie durch Freyheitsbriefe die Betriebſamkeit zu ermuntern. Die Staatsminiſter unſers Zeitalters, und namentlich Hr. Necker, bekommen bey dieſer Gelegenheit ihre Lection. S. 311 ff. Uns iſt bey dieſer Abhandlung der Wunſch eingekommen, daß ein Mann, wie Hr. Beckmann in Göttingen, die Redner der Griechen in der Abſicht durchleſen möge, um daraus alle Data zur Geſchichte der Handlung und der Gewerbe zuſammen zu ſammlen und dieſe Geſchichte ſelbſt von neuem zu unterſuchen. Dieſe Arbeit verſpricht viel Ausbeute. — Von dem Münzſyſtem der Athenienſer, und von ihren Staatseinkünften, S. 314.

343.

Sie prägten wenig Gold und faſt alles in Silber, weil dem Handel mit Aſien am Gelde verloren, am Silber en gewannen. Zinſen auf Geld hatten nach Solon Beſtimmung oder Einſchränkung, welches der Verf. zu rtigen ſucht S. 322 ff. Die Zinſen beſtimmen ſich, ſeideynung nach, von ſelbſt, nach der Menge des baaren ſ. Und daher fand er die bey den Athenienſern üblichen von 12 pro Cent nicht zu hoch. Das Finanzſyſtem rühmt er als beſonders durchdacht. Die Hauptab- n auf den Ländereyen. Solon hatte eine feſte Sumtrags angenommen, und das, was der Eigenthüſie beſaß und einnahm, nicht mit in Anſchlag ge- Man verlies daher in der Folge das Syſtem des So- wählte Cenſoren, die alle 5 Jahre den Werth der und ihres Ertrags, weil dieſer ſteigen konnte, von mußten. Die Angaben von zwey Schätzun- noch vorhanden, und betragen 6000 Talente oder 000000 Thaler. Auf dieſe wurde, nach den Bedürfdes Staats, der 100, oder der 50 oder 12 Pfennig, bgabe, gelegt; folglich jährlich in Summa 60, oder oder 500 Talente. Mit Recht tadelt der Verf. diejenirten, welche die allgemeine Schätzung der Länder nach beſtimmten Steuer verwechſelt und daher die Staatseinkünfte zu hoch angenommen haben. partition der ausgeſchriebenen Steuer und deig geſchahe durch die Demarchen. Außerdem auflage auf aus- und eingehende Waaren, der von rken, Silberminen, Olivenwäldern, Fi- ren Gütern, Geldſtrafen, Taxe auf Freu- pfgeld von Fremden, etwas Beträchtli- Denn letzteres, zu 12 Drachmen für den Mann 6 Drachmen für Weiber und Kinder, machte auf ende, die man gewöhnlich im Attiſchen Gebiete Summe von 90,000 Drachmen. Die großen der Tempel ſind zu dem Reichthum des Staats mit gerechnet worden. Die Prieſter des Jupiter und zu Delphi und Olympia unterhielten von ihrem Gelde Leihhäuſer oder Banken, nach derſelben Einrichtung, Amſterdam, und gewannen durch hohe Zinſen erſtaunummen.

Der ſechſte Abſchnitt eröffnet den zweyten Band dieſes s, und handelt von dem Zuſtande der Civiliſirung bey den Athe-

Athenienſern. Unter dem dunkeln und ungewöhnlichen Ausdrucke der Civiliſirung, deſſen ſich der deutſche Ueberſetzer bedient, muß man ſich nichts anders denken, als Geſetzgebung, Gerichtsverfaſſung und Polizeyeinrichtung. Eine vollſtändige, gründliche und deutliche Beſchreibung dieſes Theils der Staatsverfaſſung, darf Niemand hier ſuchen. Wem darum zu thun iſt, der muß lieber zu Potter, als zu Hume ſeine Zuflucht nehmen. Was Hr. P. darüber ſagt, iſt leichtes Raiſonnement, durchaus unvollſtändig, zum Theil ohne Beweis, zum Theil auf falſche Beweiſe gebauet, und noch mehr durch die partheyiſche Vergleichung mit andern, zumal neuern Staatseinrichtungen, die ihm gegen Athen Barbarey ſind, äuſſerſt verſtellt. Philoſophiſche Unterſuchungen, möchten wir dergleichen Raiſonnements nicht gern nennen, die ſich mit halbwahren Vorſtellungen begnügen. Um aus vielen nur ein oder zwey Beyſpiele anzuführen, ſo leſe man nur gleich den Anfang dieſes Abſchnitts. „Nie hat man, ſagt der Verf. bey einem andern Volke ſo viele Gerichtshöfe, ſo viele Richter, ſo viele obrigkeitliche Perſonen und ſo viele Redner, als zu Athen, geſehen, und nie wird man ſo viele finden. In dem Proceß wider den Demoſthenes wegen einer Beſtechung, brachte man einen Gerichtshof von 1500 Perſonen zuſammen.“ Wie dieſe vielen Gerichtshöfe und wie die Richter ſelbſt beſchaffen waren, was doch wohl eigentlich ein Gegenſtand philoſophiſcher Unterſuchungen war, läßt der Verf. ganz unberührt, und vergleicht blos Zahlen gegen einander, um welcher Willen unſern neuern europäiſchen Staaten, deren Gerichtshöfe aus nur wenigen Perſonen beſtehen (aus wenigen, aber von welchen jeder einzelne, an richterlicher Tüchtigkeit, 1000 athenienſiſche Bürger übertraf. Man vergleiche nur, was der Verf. ſelbſt Th. I. S. 205. bey Gelegenheit des Prozeſſes gegen den Sokrates, von der wüthenden Rachbegierde ſagt, welche in den Gerichten der Athenienſer herrſchte.), die bitterſten Vorwürfe gemacht werden. „Es iſt, ſagt er, (S. 7.) der ſchmutzigſte und ſchändlichſte Geiz, der dieſen Gebrauch, welcher der Cannibalen würdig iſt, eingeführt hat.“ Eine andre grundloſe Behauptung iſt die, welche S. 57. vorkömmt, wo er unter den Polizeyanſtalten Athens rühmt, daß in Athen vor dem peloponneſiſchen Krieg kein einziger Bettler geſehen worden, und bey dieſer Gelegenheit die Urſachen der Betteley zu unterſuchen unternimmt. Nach ſeinem Raiſonnement giebt es nur zwey Quellen der äuſſer-

ſten

ſtets Armuth, erſtlich der Krieg, zweytens die in Friedenszeiten ohne Schonung erhobenen Auflagen. Es gehört eine nur mittelmäßige Erfahrung und Menſchenkenntniß darzu, das Mangelhafte und Falſche davon einzuſehen, und ſo viele andere Urſachen wahrzunehmen, welche Armuth und Betteley hervorbringen.

Da aus den Erinnerungen über die vorhergehenden Abſchnitte und aus den Beyſpielen, wodurch wir ſie erläutert haben, genugſam erhellet, aus welchem Geſichtspuncte man dies Buch betrachten und mit wie viel Behutſamkeit und Mißtrauen man es leſen müſſe, ſo wollen wir uns über den übrigen Theil des Werks kurz faſſen, und nur die Hauptſachen des Inhalts anzeigen.

In dem ſiebenten Abſchnitt werden Betrachtungen über den Zuſtand der ſchönen Künſte zu Athen angeſtellt. Sie enthalten einen Reichthum einzelner, zum Theil hiſtoriſcher zum Theil äſthetiſcher Bemerkungen, die uns belehrt und vergnügt haben, deren Beurtheilung aber wir beſcheidentlich geübten Kennern ſchöner Kunſtwerke überlaſſen. Sie folgen alſo: 1. Ueber Malerey, S. 65 ff. in einigen Abtheilungen. Polygnot, als Erfinder dieſer Kunſt, und die älteſten Kunſtwerke werden characteriſirt. Venus zu Cos und Venus zu Cnidus. Perſpective kannten die Alten nicht. Ihre Kunſt im Ausdrucke der Sitten und Leidenſchaften. S. 76 ff. Ueber die Schule zu Rhodus und zu Athen, S. 88 ff. und gelegenheitlich von der Kupferſtecherkunſt des Varro S. 94 ff. Von Copien und untergeſchobenen Werken S. 96 ff. Von Arbeiten aus Gold und Elfenbein S. 103 ff. 2. Ueber die Muſik der Griechen. Hauptſächlich über ihren ſtärkern Eindruck im roheren Zuſtande eines Volks. S. 110 ff. über die Flöte der Böotier S. 115 ff. über die Cither und Vocalmuſik der Arkadier, S. 121 ff.; über die Muſik bey Trauerſpielen und zugleich über den fehlerhaften Bau des griechiſchen Theaters. S. 127 ff. 3. Ueber die Litteratur der Griechen, S. 132 — 146. Nichts weiter, als Raiſonnement über den Einfluß des Temperaments auf Meynung und Lebensart. Eine gewiſſe Anlage der Organen habe die Auswahl einer der fünf philoſophiſchen Secten beſtimmt. Als Urſachen des hernach erfolgten Verfalls der griechiſchen Litteratur und der Abſtumpfung des Geiſtes der Griechen werden angegeben: a) Ariſtophanes und Ariſtarchs unſelige Bemühung für die Schu-

len

len geschlossene Sammlungen von Schriften oder einen classischen Canon zu veranstalten. S. 141. Ueberhaupt die Schule der Grammatiker und Kritiker zu Alexandria. b) Auszüge in Form litterarischer Journale, oder bloße Analysen der Schriftsteller, deren Erfindung aus einem frühern Zeitalter, als demjenigen des Photius, herrühren soll. S. 143. c) Unterdrückende Oberherrschaft der Römer und bald hernach die durch das Christenthum veranlaßten theologischen Streitigkeiten, welche immer die wahren Symptomen eines unwissenden Zeitalters sind. S. 144 f.

Der achte Abschnitt: von der Regierung und der Religion der Athenienser. S. 147 — 206. In vielen Stücken macht diese Abhandlung einen auffallenden Contrast zu den vorhergehenden oft übertriebenen Lobpreisungen des atheniensischen Staats, an welchem der Verf. grobe Mängel zu erkennen jetzt nicht weiter im Stande ist. Demokratie erklärt er zwar für die vollkommenste Regierungsart, weil Athen und Rom, als demokratische Staaten, die größten Dinge in der Welt gethan und die Künste des Kriegs, wie des Friedens, bis zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben; sieht auch daher das Jahr 478 vor der christl. Zeitrechnung, in welchem, nach der Schlacht bey Platea, alle Bürger für gleich fähig zu obrigkeitlichen Aemtern erklärt worden, als die Hauptepoche der athenienſisch. Staatsverfassung an: aber demohngeachtet erkennt er folgende Fehler: 1) die Verfassung artete gar zu oft in Laokratie aus; 2) Redner hatten zu viel Einfluß in die Staatsberathschlagungen; 3) man versäumte, Macedonien in seiner Geburt zu ersticken und bewies zu wenig allgemeinen Patriotismus für Griechenland überhaupt, indem man Athen besiegt werden ließ: 4) Die Amphictyonen oder Generalstaaten von Griechenland hatten nur Einfluß in kleine Angelegenheiten, aber nie in das Ganze; folglich fand nie ein Gleichgewicht der einzelnen Staaten statt. Und gerade dies scheint die Hauptursache des Umsturzes von Griechenland gewesen zu seyn. — Eine noch elendere Figur spielt die Religion der Griechen, welche Hr. P. von S. 171. an beschreibt. Die Betrügereyen der Orakel und deren ersten Ursprung erklärt er sehr natürlich und der ältesten Geschichte der Griechen gemäß. Umständlich erklärt er sich über ein heiliges Buch der Athenienser, das nur Dinarchus in seiner Rede wider den Demosthenes erwähnt, und daher wenigen bekannt ist. Er nennt es

es das Teſtament, ἀι ἀπορρητοι διαθηκαι. Man darf wohl nicht zweifeln, daß es durch Inhalt und Gebrauch den Sibylliniſchen Büchern der Römer ähnlich war. Eine Betrachtung über den geheimen Gottesdienſt der Ceres und deſſen Geruel beſchließen die Unterſuchungen über die Athenienſer.

Der neunte, zehnte und eilfte Abſchnitt iſt dem Staate der Lacedämonier gewidmet. S. 207 — 380. (Ueber dieſen Abſchnitt haben wir unterdeſſen eine Kritik des Hrn. Hofr. Heyne in Göttingen erhalten. Es iſt Schade, daß dieſe dem Ueberſetzer unbekannt geblieben iſt, welcher ſonſt davon einen nützlichen Gebrauch in den Anmerkungen hätte machen können. Sie iſt in zwey Vorleſungen deſſelben in der Societät der Wiſſenſchaften enthalten, Comm. I. II. de Spartanorum Rep. et inſtitutio, welche im IX. Bande der Societätscommentarien abgedruckt worden, und ganz das Werk des Hrn. Pauw betreffen.) — Die Abhandlung des Hrn. Gourky empfängt das Urtheil der Verdammniß, ob ſie gleich von der Akademie der Inſchriften gekrönt worden. Lykurg, welchen dieſer Schriftſteller als Gott erhoben hatte, wird als ein unbedeutender Mann beſchrieben. Er war nichts weniger, als ein ſchöpferiſches Genie, und ſein höchſtes Verdienſt beſtand darin, daß er nach Creta reiſte, und von dorther einige Einrichtungen und Gebräuche nach Lacedämon holte. Auf dieſe Vorerinnerung folgt eine allgemeine geographiſche Beſchreibung des Landes Lakonika, nebſt den ihm eigenen Produkten, auch der Inſel Cythera, die man ihrer Nähe wegen als einen Theil des feſten Landes anſahe. (Die Ableitung dieſes Namens von κηρυξ, eine Muſchel, iſt ſchwerlich durch Analogie zu rechtfertigen.) Die erſten Bewohner dieſer Gegend waren die alten Achäer, welche von den Spartanern, einer wilden Nation am Berge Oeta, unterjocht wurden; am meiſten traf aber das Loos der Sclaverey die Einwohner von Helos, die am wenigſten durch Flucht ſich retten konnten. Zweckwidrige und ungleiche Vertheilung des eroberten Landes. S. 231 ff. Hierauf werden die Urſachen der Macht dieſes Staats unterſucht. Nicht in der Natur ihrer Geſetze, ſondern in der Eroberung und Beſitzung von Meſſenien ſey der Hauptgrund ihrer Macht zu ſuchen. Sie beſaßen dieſe reiche Provinz 296 Jahre; und dies iſt die Periode ihrer Macht. Vor dieſer Eroberung waren die Lakoniker ein ſehr ſchwaches Volk, und ſobald ſie dieſe Provinz wieder verlohren hatten,

sah man sie wieder in das Nichts zurückkehren. S. 237 ff. Eine andere Ursache ihrer Macht, oder vielmehr ihrer Staatsreichthümer, waren ihre jüdischen Finanzoperationen, welche der Verf. S. 243—259 entwickelt. Sie sind das Urbild der niederträchtigsten Habsucht. Ihre Thaten zu Land und zur See, S. 259—274. Ein sehr schimpfliches Bild dieser Nation; ohnfehlbar zu sehr Carricatur! Betrachtungen über die Sitten der Lacedämonier machen den zehnten Abschnitt aus. S. 275—339. Zuerst erscheinen die Weiber, deren unbeschreibliche Zügellosigkeit zweyerley Ursachen zugeschrieben wird, erstlich dem Mangel einer angemessenen Erziehung, dann den unermeßlichen Reichthümern und dem Luxus. — Kriegerische Erziehung der Lacedämonier, S. 291 ff. Manches Auffallende sucht der Verf. dadurch zu mildern, daß er annimmt, es sey nur gegen die Heloten und andere unterdrückte Völker erlaubt gewesen, gewisse Unthaten auszuüben, als heimlich zu morden und zu stehlen. — Charakter der Nation, d. i. ein Gemälde ihrer tückischen, menschenfeindlichen und habsüchtigen Gemüthsart, aus dem Mangel geschriebener Gesetze und aus Fehlern der Erziehung hergeleitet. S. 304 ff. — Oeffentliche Mahlzeiten der Lacedämonier. S. 321 ff. Ihr Ursprung sey in den militärischen Uebungen zu suchen, zu welchen die in Lakonika zerstreuten Bürger nach der Hauptstadt zusammenkommen mußten. Ihr luxuriöser Aufwand und der Zwang zu großen Beyträgen habe allmälig Oligarchie erzeugt, weil alle, die nicht beytragen konnten, ihre Rechte zu den obrigkeitlichen Aemtern verlohren. — Eine Topographie von Lacedämon beschließt diesen Abschnitt. S. 327 ff. Der eilfte Abschnitt handelt von der Regierung Lacedämons, S. 339 ff. Sie hatten keine geschriebene Gesetze, Anfangs, weil Lykurg nicht schreiben und lesen konnte, und überhaupt die Schreibekunst spät erst nach Lakonia kam, hernach aber, weil es der Politik oder den Machiavellistischen Ränken der Ephoren angemessener war, wenn die Gesetze blos auf Tradition beruheten, die sie drehen und wenden konnten, wie sie wollten. Die Rechte der beyden Könige, der Ephoren, des Senats, des Adels, des Bürgerstandes und seiner Classen, wie auch deren Einschränkungen und Verhältnisse werden mehr beurtheilt, als beschrieben, S. 346 ff.; hernach die Grundsätze und Verschiedenheiten der Lacedämonischen Colonien angegeben, die theils dem Kriege, theils dem Handel, theils dem Landbau, theils dem Uebermaaße der

Bevöl-

Bevölkerung, und folglich einer politischen Klugheit zugeschrieben werden. S. 355 ff. Zum Beschlusse des Werks folgt noch eine lebhafte Schilderung des Untergangs des Lacedämonischen Staats, nachdem ihn das Ungeheuer Nabis in das verruchteste Raubnest verwandelt hatte. Nach Nabis Tode bemächtigte sich der Bund der Achäer dieser Stadt, und reinigte sie von einem Theile der Böswichte, welche sich da gesammelt hatten. Aus der Vermischung dieser Flüchtlinge mit den unabhängigen Lakoniern, die sich von der Herrschaft ihrer Mutterstadt vorhin schon losgerissen hatten, entstanden die neuern Mainotten, oder die Bewohner der Küste von Maina, deren Geschichte und Sitten zuletzt noch S. 369 beschrieben werden. Sie sind die Räuber und Bunditen aller dort anlandenden oder vorbeysegelnden Schiffe; kurz, die ächte Brut der alten Lakonier, von welchen wieder eine Colonie im J. 1676 nach Corsica abgegangen ist.

Nachdem wir nunmehro unsern Lesern einen Abriß des ganzen Werks vorgelegt haben, wollen wir noch kurz unsere Epikrisis, sowohl über das Original, als über die Uebersetzung, beyfügen, ohngeachtet wir schon hier und da beyläufig über einzelne Behauptungen geurtheilt haben. Daß wir im Allgemeinen den Geist und die Gelehrsamkeit des V. sehr hochschätzen, und mannichfaltige Vorzüge in diesem, so wie in den übrigen Werken desselben, erkennen, darüber ist wohl nicht nöthig, ein feyerliches Bekenntniß abzulegen. Aller dieser rühmlichen Eigenschaften ohngeachtet, besitzt das Werk auch eigenthümliche Fehler, die seiner Vollkommenheit sehr schaden, und die wir sämmtlich einer zweyfachen Quelle zuschreiben, theils der feurigen Einbildungskraft des Verf., die immer den bedachtsamen und gründlichen Untersuchungen des Philosophen und Historikers vorspringt, theils der angenommenen französischen Sitte und Freyheit, sich selbst nicht die strengsten Beweise abzufordern, und noch weniger den Lesern die strengsten Beweise zu geben. Daraus entspringen folgende Mängel des Buchs: 1) Manche Behauptungen und Vorstellungen stehen ganz ohne Beweis. Dies ist der häufigste Fall durch das ganze Buch, so daß man Beyspiele, wo man nur will, auffinden kann. Man durchlaufe nur die Anekdoten von den Schulen der Philosophen und von den einzelnen Philosophen selbst, Th. I. von S. 202 bis 218. Nichts ist unglaublicher, als die Anekdote von der charakteri-

ſtiſchen Geſichtsſchärfe der Griechen, wie ſie Th. I. S. 91 erzählt wird. „Die Athenienſer konnten ohne Anſtrengung alle Theile am Tempel des Jupiters auf der Inſel Aegina unterſcheiden, und die Aeginenſer alle Theile des Minerventempels, in einer Entfernung von vierthalb deutſchen Meilen.“ Hätte er nicht wenigſtens ſeinen Gewährsmann anführen ſollen? Hrn. v. Riedeſel beſchuldigt er, er habe ein Land flüchtig durchreiſet, deſſen Sprache ihm unbekannt geweſen. Worauf gründet ſich dieſe Anekdote? 2) Viele Citata, auf welche viel ankommt, werden zu allgemein und zu unbeſtimmt angegeben, ſo daß es ſchwer iſt, die Behauptung mit der Beweisſtelle zu vergleichen. Oft führt er nur z. B. Pauſanias an, oft blos den Tractat oder das Buch. Darin iſt der Verf. ganz Franzoſe. 3) Manche Beweisſtellen werden falſch angewandt, enthalten nicht das, oder nicht ſo viel, als was der Verf. daraus beweiſen will, ſo daß er entweder jene Stellen falſch verſtanden oder falſch ausgelegt, oder auf eine flüchtige Art, blos aus dem Gedächtniſſe, und ohne ſie aufzuſchlagen, angeführt haben muß. Wie vielerley beweiſet er z. B. aus Theophraſts ſatyriſchen Schilderungen? Aber, wie kann er, um nur ein Exempel anzuführen, aus den Großprahlereyen eines einzelnen Windbeutels, einen gültigen Beweis von dem Luxus einer ganzen Klaſſe von Menſchen herleiten? Der Verf. hätte ſich ſelbſt das ſagen müſſen, was er Th. I. S. 319 dem ſel. Spanheim vorpredigt: „Man muß nicht, wie es Spanheim gemacht hat, alles ſo buchſtäblich nehmen, was ein ſehr beiſſender komiſcher Dichter hat ſagen können!“ Siehe Th. I. S. 306 und S. 257. Th. II. S. 28. Proben von ſolchen Stellen, die das gar nicht enthalten, was daraus geſchloſſen oder bewieſen wird, hat der Fleiß des Ueberſetzers ſchon ausgezeichnet, deſſen Anmerkungen man Th. I. S. 53. 79. 211. Th. II. S. 28. 207. 212. 246. 252. nachſehen darf. Solche Proben erregen ein gerechtes Mißtrauen gegen die Zuverläßigkeit des Verf., und keinem Leſer iſt es übel zu nehmen, wenn er nie auf eine bloße Anführung trauet, ſondern jede erſt nachſchlägt und prüft, am wenigſten ſolchen Erzählungen, Schilderungen, Behauptungen und Beurtheilungen ſeinen Glauben ſchenkt, welche der Verf. mit gar keinen Beweisſtellen belegt hat, dergleichen ſehr häufig vorkommen, wie z. B. die Charakteriſtik der einzelnen Völkerſchaften von Attica, S. 180—186. 4) Vieles iſt gewagt, übertrieben, nicht durch Unterſuchung gefunden, ſondern durch kühne

Ein-

Einbildungskraft eingegeben worden. Durch letztere hingerissen begeht er mehr als einmal den Fehler, welchen die Logiker fallaciam non causae, ut causae nennen. Die harten Urtheile, welche er über andere Gelehrte spricht, die anderer Meinung sind, wollen wir übergehen. Es ist wenigstens übertrieben und unbillig, einem Gelehrten darum, weil er behauptet, Lykurg habe schreiben können, aber dennoch seine Gesetze nicht geschrieben, damit man sie auswendig lernen möchte, den gesunden Menschenverstand abzusprechen, wie Th. II. S. 340. Als Beyspiele mögen die Leser die verkehrten Vorstellungen und harten Urtheile über die Gymnastik, Th. I. S. 125 ff. die übertriebenen Lobeserhebungen der demokratischen Staatsverfassungen, S. 316. die harten Urtheile über die heutigen Staatsverfassungen in unserm Europa, S. 186. die auffallende Parallele zwischen den Schulen der Griechen und unsern Schulen, Vorr. S. XV. selbst nachlesen. Wie viel Täuschendes, Uebertriebenes und Unwahres ist in der einzigen Periode, womit er Th. II. S. 291 anhebt, die kriegerische Erziehung der Lacedämonier zu beschreiben: „So wie es ein großer Fehler ist, die Aecker zu sorgfältig anzubauen, eben so war es ein großer Fehler, daß man zu Lacedämon zu gut geübte Truppen haben wollte; denn die übertriebenen Uebungen schwächen den natürlichen Muth des Menschen.“ Diesen übertriebenen Bildern der Einbildung schreiben wir es zu, daß hier und da Widersprüche vorzukommen scheinen, als z. B. wenn Th. I. S. 109 den Athenienfern eine Neigung zur Melancholie beygelegt, hingegen S. 177 und 187 an ebendenselben ein fröhliches Temperament gerühmt wird. 5) Ein Hauptfehler, der durch das ganze Buch herrscht, und alles schwankend macht, ist die Vernachläßigung der Zeitunterschiede, auf welche sorgfältig hätte geachtet werden müssen. Der Verf. beschreibt Handel, Gewerbe, Religion, Sitten, Luxus u. s. w. als hätten sie zu allen Zeiten einerley Form behalten, die doch alle so erstaunlichen Abänderungen unterworfen waren. Hier hätten Perioden unterschieden werden müssen. Dies ist übrigens derselbe Fehler, den man in allen älteren Systemen und Handbüchern der Antiquitäten bemerkt hat, und wider welchen die Geschichtforscher der neuern Zeiten mit so vielem Nachdrucke geeifert haben.

Der gelehrte Uebersetzer hat sich auf eine doppelte Art um das Buch verdient gemacht, durch die Uebersetzung selbst

und durch die beygefügten Anmerkungen. Die Ueberſetzung iſt im Allgemeinen gut, richtig und fließend. In einigen Stellen ſtießen wir an, und fanden, als wir das Original nachſahen, bisweilen im Einzelnen einige Unrichtigkeiten, die wir anzeigen wollen. In der Vorr. S. VI. wird von den Theſſalkern geſagt: ſie machten niemals an den Opfern in dem Tempel der Weisheit — einigen Aufwand, anſtatt: ſie brachten nie Opfer auf dem Altar der Weisheit. Jener Zuſatz verſtellt den ganzen Gedanken; denn von Aufwand war gar nicht die Rede. S. IX verwandelt er ländliche Muſik (la muſique champêtre) in ländliche Gegenden. S. XI eine geziemende Erziehung, iſt zu ſteif und zu ungewöhnlich, anſtatt: eine angemeſſene Erziehung (convenable). S. XIII ſteht nie der geringſte geographiſche Umſtand u. ſ. w. anſtatt: nicht der geringſte u. ſ. w. Bisweilen erlaubt ſich der Ueberſetzer ein Einſchiebſel in den Text, z. B. S. XV. die Worte: wie in aller Welt, vermuthlich um die ſonderbare Vorſtellung des Verf von den alten und neuen Schulen auszuzeichnen. Warum Th. I. S. 185 das Wort induſtrie durch Ehrengewerbe, anſtatt Gewerbe, überſetzt worden ſey, davon ſehen wir die Urſache nicht ein. Mehrmalen finden wir das Wort enfin durch Endlich überſetzt, wo es offenbar Ueberhaupt bedeutet, und jene Partikel allen Zuſammenhang und Sinn zerſtört, z. E. Th. I. S. 2. 6. 18. Eben ſo ſteht einigemale unvergleichlich, anſtatt: ohne Vergleich, z. B. S. 131. 151 unvergleichlich grauſamer, wo es heißen ſoll: ohne Vergleich grauſamer. Th. I. S. 191 ändert er ohne Noth den Text, wo Unterricht der paſſende Ausdruck war. Parterres überſetzt er S. 14 durch Luſtſtücke. Was er S. 7, 319 und anderwärts Metallarbeiter (metallurgiſtes) überſetzt hat, hat im Deutſchen eine viel eingeſchränktere Bedeutung, da hier vielmehr vom Bergbau, Schmelzofen u. ſ. w. die Rede iſt. Aehnliche Härten oder Unrichtigkeiten, die doch den Sinn nicht leicht verſtellen, wollen wir übergehen. — Einen andern Vorwurf verdient der Ueberſetzer wegen der fehlerhaften und unſteten Schreibart griechiſcher Namen. Er ſchreibt Peonia anſtatt Päonia, Dicearch für Dicäarch, Cheronea für Chäronea, Nicäphorus für Nicephorus. Andere Namen erſcheinen in mannichfaltigen Geſtalten: Platea und Platäa, Cheronea und Cheronäa, Ceph'ſus, Cephyſus und Cephiſſus. I. S. 146 und 218 Peripathetiker anſtatt Peripatetiker. —

Unglück-

Unglücklicher noch iſt Hr. Villaume in den angeführten Titeln der Bücher, bey welchen er auf mancherley Art verſtößt. Th. I. S. 64 wird die Reiſebeſchreibung des Antoninus angeführt, wo er entweder den lateiniſchen Namen Itinerarium hätte beybehalten, oder an deſſen Statt Reiſeroute ſetzen ſollen. da bekannt iſt, daß man ſich unter Itinerarium hier keine Reiſebeſchreibung denken darf. Th. I. S. 312 und öfterer, wo Hr Pauw des Petiti Sammlung der Attiſchen Geſetze franzöſiſch citirt, wird der franzöſiſche Titel auch im Deutſchen beybehalten, als wenn ein franzöſiſches Werk gemeint ſey; eben ſo Th. II. S. 178 wird im Deutſchen der franzöſiſche Titel, *Paulmier* Deſcription de l'ancienne Grèce, angeführt, welcher deutſch oder lateiniſch anzuzeigen war, da das Werk, (*Palmerii* Deſcriptio antiquae Graeciae) ſo viel wir wiſſen, lateiniſch abgefaßt iſt. Auf eine umgekehrte Art iſt Th II. S. 236. 301. 372 u. ſ. w. gefehlt worden, wo der Titel franzöſiſch bleiben konnte. Auch hätte die Angabe der Seitenzahl nicht weggelaſſen werden ſollen. Hr. P. hat beliebt Recueil des fragmens de Tyrtée par Mr. *Clos* anzuführen; in der deutſchen Ueberſetzung hätte doch wenigſtens der Name Clos wieder in ſeine wahre Geſtalt Klotz umgeſchaffen werden ſollen, welches aber II. S. 241 nicht geſchehen iſt. Alcmann und Alcmäon iſt nicht, wie I. S. 170 behauptet wird, einerley Name, ſondern bezeichnet, nach Fabricius, zwey verſchiedene Perſonen. Unter die Druckfehler zählen wir es, wenn II. S. 267 Cleomenes anſtatt Clemens von Alexandria erwähnt wird.

Unter den Anmerkungen des Ueberſetzers können einige vielleicht entbehrlich ſcheinen; aber die meiſten finden wir zweckmäßig, nöthig und lehrreich. Es wäre zu wünſchen geweſen, daß der gelehrte Ueberſetzer Muße gehabt hätte, und durch eine Bibliothek unterſtützt geweſen wäre, um eine ſtrenge Reviſion des ganzen Werks anzuſtellen, welche daſſelbe, wenn es Zuverläßigkeit erhalten ſoll, nothwendig erfordert.

Dg.

---

## XIV. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Historische Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, aus dem Dänischen übersetzt und zum Theil mit Vermehrungen und Verbesserungen ihrer Verfasser, auch einigen eigenen Anmerkungen, herausgegeben von Valentin August Heinze, Professor zu Kiel. Fünfter Band. Kopenhagen, bey Proft, 1791. 332 Seiten in gr. 8. nebst einer Karte über die Nordischen Länder nach dem Jornandes, und einem Bogen Stammtafeln.

Folgende Abhandlungen geben dem gegenwärtigen Bande dieser schönen Sammlung, mit den vorhergehenden in fortlaufender Zahl gestellt, seinen eigenen Werth.

XVI. Ausführliche Darstellung der wahren und nächsten Abstammung Königs Christian I. aus dem Geblüte der vorigen einheimischen Könige von Dänemark, und des dieser Geschlechtsverbindung zukommenden Antheils von seiner Erhebung auf den Dänischen Thron, von A. G. Carstens. Mit dieser hängt die nächste genau zusammen:

XVII. Ebendess. Beweis, daß die Gemahlin des Grafen Gerhard des großen, Sophie von Werle, des Königs von Dänemark Erich Glipping Tochter gewesen sey. Denn eben auf diesen Beweis (der aus dem Zeugnisse Ernsts von Kirchberg, eines Meklenburgischen Edelmanns, der bey dem K. Albrecht von Schweden als Rath in Diensten stand, in seiner Meklenb. Chronik vom J. 1378 beym Westphalen, Monum. Rer. Cimbr. T. IV. p. 831. geführt wird,) beruht jene Abstammung Christians I. Die erstere Abhandlung wird dadurch für viele Leser anziehender, daß der Verf. im größern Theil derselben (S. 32—113.) den Einfluß der gedachten Abstammung auf die Wahl selbst, aus der Dänischen Staatsverfassung sehr belehrend erläutert hat.

XVIII.

XVIII—XX. Gerhard Schöning von den Begriffen und der Kenntniß, welche man von den nordiſchen Ländern nach den Zeiten des Ptolemäus und bis zu den ſogenannten mittlern Zeiten hatte; nebſt zwey Fortſetzungen, welche jene Begriffe theils nach den Berichten des Jornandes, theils nach dem Procopius, beſchreiben. Ueberhaupt eine Fortſetzung von der bekannten ſchätzbaren Abhandlung des Verf. über die Kenntniſſe der Alten vom europäiſchen Norden, bis auf den Ptolemäus, die man in Schlözers allgemeiner Nordiſchen Geſchichte geleſen hat. Man wird ſie mit nicht geringerm Vergnügen leſen, als jene ältere; beydes, Geographie und auch die ältern Schriftſteller ſelbſt, aus welchen der Verf. dieſe Beyträge dazu geſammelt hat, gewinnen durch ſeine Erörterungen viel Licht.

Zuletzt ſteht noch Hrn. Carſtens Zuſatz zu ſeiner im erſten Bande dieſer Sammlung befindlichen Abhandlung von der Schweſter des Grafen Gerhard des großen.

Ws.

Eloge hiſtorique de Sophie Charlotte d'Hanovre, Reine de Pruſſe. Troiſième mémoire. Lû dans l'Aſſemblée du 7. Octobre 1791. par Mr. *Erman*. Berlin, chez Lagarde, 32 Seiten. 8.

Die im 58. Stücke des Intelligenzbl. der A. L. Z. vom J. 1791 öffentlich bekanntgemachte Bitte des Verf. um Mittheilung gemeinnütziger Beyträge zu der Geſchichte dieſer in vieler Rückſicht vorzüglichen Fürſtin ſcheint bisher noch fruchtlos geweſen zu ſeyn. Vor der Bekanntmachung derſelben hatte er das Glück, von dem Könige ſelbſt zwey und zwanzig Originalbriefe, die ſie eigenhändig geſchrieben hatte, mit der Erlaubniß, ſie bey ſeiner Arbeit benutzen zu dürfen, erhalten. Er liefert am Schluſſe der gegenwärtigen Abhandlung einige Auszüge aus den an das Fräulein von Pöllnitz gerichteten Briefen. Das Zutrauen, womit ſie dieſe beehrte, welche Dame d'Amour bey ihr war, iſt aus denſelben erſichtlich. Die heitere Laune, der treffende Witz, die Schätzung der Philoſophie, ihre Verehrung des großen Leibnitz, ihr Geſchmack an der Vocalmuſik, ihre richtige Würdigung der äußern Pracht

und des wahren Verdienstes, ihre Abneigung vom Stolz und steifen Ceremoniell sind aus diesen schriftlichen Fragmenten der liebenswürdigen Königin unverkennbar. Diese kurzen Auszüge sind aber auch fast das einzige Neue und Wesentliche, was der Verf. über seinen Hauptgegenstand gesagt hat. Der meiste Raum dieser Blätter ist mit Reflexionen über die erbliche Thronfolge, über die weise und wohlthätige Regierung der Fürsten aus dem Hohenzollerschen Hause, über die Gefahren, darin es sich befand, die männliche Linie verlöschen zu sehen, und über den Erziehungsplan, den Louise Henriette von Oranien, mit Beystimmung ihres Gemahls, für die beyden Prinzen Karl Emil und Friedrich entworfen hatte, ausgefüllt. Hierauf folgt eine Skizze von dem Leben und Charakter des Oberhofmeisters Freyherrn Otto von Schwerin, der zuletzt erster Minister und Oberpräsident wurde. Sie ist nur unvollständig. Die Nachrichten betreffen seine Reisen, seinen Geschmack an den Wissenschaften, seine Aufführung der Kirche und des Schlosses zu Alt-Landsberg, und besonders die Aufnahme der Holländischen, Schweizerischen und Französischen Colonien daselbst. (Von seinen Gesandtschaften, Würden und Aemtern, die er bekleidete, und wodurch er dem Brandenburgischen Hause so viele Dienste leistete, ist nichts Bestimmtes angeführt.) Eberhard v. Dankelmann besorgte die Erziehung der Prinzen unter Schwerins Direction. Von dem Könige Friedrich I. sind noch einige Züge gezeichnet. Rec. wünscht, daß der Hr. Verf. in den Stand gesetzt würde, in der Fortsetzung seinem eigentlichen Gegenstande mehr getreu zu bleiben, damit der Inhalt das ausmache, was der Titel verspricht. Von der erstern Abhandlung ist auch eine deutsche Uebersetzung erschienen. Bey dieser Gelegenheit bemerkt Rec., daß bey der Anzeige der beyden erstern Stücke Th. 102. St. 2. S. 500 Zeile 5 gelesen werden müsse nicht Du Sarrat, sondern Dusarrat.

Pf.

---

## XV. Gelehrtengeschichte.

Historisch-litterarisch-bibliographisches Magazin — herausgegeben von J. G. Meusel ꝛc. Viertes Stück. Zürich, bey Ziegler, 1791. 322 S. 8.

Auch

Auch dieses Stück giebt an Abwechselung und Reichhaltigkeit seinen ältern Brüdern nichts nach; und da der am Ende befindlichen Nachricht zufolge, die Fortsetzung des Magazins nunmehr aus einem weniger entfernten Verlagsorte, nämlich von Chemnitz aus, erfolgen soll, so ist allerdings zu hoffen, daß es correcter und geschwinder als bisher zum Vorschein kommen werde; gesetzt auch, daß die vierteljährig, oder so oft man will, uns mitzutheilenden Stücke nicht allemal die Stärke des vorliegenden hätten.

Ein Ungenannter macht hier den Anfang: mit Bemerkungen über einige neuere lateinische Dichter in Holland; und da er nur von einigen sprechen will, so ist niemand befugt, mehrere von ihm angezeigt zu verlangen; denn um jene Moräste giebt es noch immer lateinische Dichter und Dichterlinge im Ueberfluß, und wem etwa der Vorzug gebühre, möchte zu entscheiden seine Schwierigkeit haben! Sollte der S. 8 gerühmte Bilinguis Musarum alumnus par M. L. B. nicht vielleicht Monsieur l'Abbé Boutard aus Troyes seyn, der unter Ludwig XIV. durch seine lateinische Versifikation und übrige Unverschämtheit wirklich ein paar gute Pfründen zu erschnappen wußte? — Diesem Aufsatze folgt, und wie es scheint, von derselben Hand, bis S. 61, die dritte Fortsetzung der Bemerkungen über einige Privatbibliotheken und derselben Besitzer. So gern Rec. für seinen Theil die naiven, oft aber eben daher auch schneidenden Beobachtungen unsers Reisenden lieset, so wenig ist er noch immer von den ausgehobenen Bibliotheksmerkwürdigkeiten selbst erbaut; wo es überdies ohne possierliche Druckfehler wiederum nicht abgehet. Diesmal ist an Hannover, Lüneburg, Braunschweig, Helmstädt und ihren Gelehrten, vermuthlich von 1753, die Reihe. — Bis S. 96: Etwas über Strasburg, wie es vor 200 Jahren war, u. s. w. Ganz die Farbenmischung der beyden vorigen Artikel! Enthält außer den Erläuterungen des Herausgebers, den im J. 1576 von Ulrich Wirry, einem Arauer Bänkelsänger, gereimten Lobspruch der Stadt Str.; einen kürzern und erträglichern in lateinischen Versen von Nikod. Frischlin; ferner: aus Schädäl Meisterbüchlein, Fischarts genannt Menzer, Beschreibung des kunstreichen Uhrwerks in besagter Kirche; höchstelende Reime! und zur Zugabe, das von eben diesem Fischart in deutsche Verse übergetragene Gedicht: Beatus ille, cet. allein dergestalt durchgewässert, verzerret

zerret und entstellt, daß aus dem kurzen Urbilde beynahe 300 Zeilen geworden sind, die an Mißklang und Leere unter einander wetteifern.

Von ernsthafterer Art und wohlausgearbeitet ist der VIte Artikel über Hanns Denck nämlich, einen der ersten und gelehrtesten Wiedertäufer. Rec. weiß nichts hinzuzusetzen, als daß von dem Schriftchen: Von dem Gsatz Gottes u. s. w. auch eine Ausgabe ohne Datum, 14 Blätter in 4. vorhanden, und da mein Exemplar in der Mitte mehr als 30 insgesammt zwischen 1524 — 26 abgedruckter Tractate gebunden ist, Dencks Aufsatz vermuthlich aus eben diesem Zeitraume seyn wird. In dem kurz zuvor angezeigten Tractat: Was geredt sey, u. s. w. muß das letzte gar keinen Sinn geben: Gott verbinde, laut vor mir liegenden 14 Blätter starken Original, in Gott vberbinde verändert werden; als welches so viel sagen will: Gott aufbürde, Schuld gebe oder dergl. Der mit den Anfangsworten: Wer die Wahrheit wirklich lieb hat, u. s. w. aufgeführte Artikel ist weiter nichts als ein sechs Blätter füllender Anhang der undatirten Octavausgabe seines Buchs: von der wahren Liebe u. s. w. mit welchem, ob er gleich seinen eignen Titel hat, die Signatur auch fortläuft.

An Hanns Denck den Wiedertäufer schließt sich ein 18 Seiten einnehmender Versuch über Hanns Folcz den Meistersänger, oder wenn man will, Volksdichter zu Nürnberg im XVten Jahrhundert, der sich von seinen spätern Mitgesellen wirklich vortheilhaft unterscheidet, und da man bisher wenig oder nichts von ihm wußte, doch eine Lücke mehr in der Geschichte unsrer ältern Poesie ausfüllen hilft. Daß ein mit Versen von ihm begleitetes Confectkästlein sich noch in natura erhalten hat, ist ein so seltner Fall, daß wohl wenige unsrer itzigen Dichter sich nach 300 Jahren für ihre Galanterien gleiches Schicksal versprechen dürfen! — Hr. P. Lengnich zu Danzig fährt fort, die in dasiger Marienbibliothek befindlichen alten Drucke, mit Anzeige, wo ein mehreres darüber, zu beschreiben. Hier sind deren 53, die zwischen 1471 und 85 zum Vorschein gekommen. Schade, daß es nur wenig ganz unbekannte, oder von vorzüglichem Werthe darunter giebt! — Eine bisher unbekannt gebliebne und der Anzeige nicht unwürdige, bey Wolf Köpfl zu Strasburg in Folio, nicht überall nach Luthers Uebersetzung, 1535 gedruckte Bibelausgabe

gabe beſchreibt Hr. P. Steiner zu Augsburg, mit einer Genauigkeit, die nichts zu wünſchen übrig läßt. — Die von Hrn. P. Rinderling in ſeinen Zuſätzen zu Panzers Annalen beſchriebne plattdeutſche Ausgabe der Vitae patrum war ſchon in unſrer A. d. B. 92ten Bande S. 534 angegeben worden. Eine umſtändlichere Notiz davon iſt jedoch in dieſem Magazin um ſo mehr am rechten Orte, da jenem Exemplar das Regiſter gefehlet zu haben ſcheint, und Druckfehler vorgefallen waren.

Aus Mangel an Platz hat Rec. nur die umſtändlichern Artikel, und auch dieſe nicht einmal alle anzeigen können; ohne daß er deshalb den kürzer gefaßten ihren relativen Werth abſprechen will; eben ſo wenig als derjenigen Rubrik, welche Beurtheilungen neuerer Bibliographien enthält, wo Liebhaber alter Drucke noch ſo manche für ſie nicht unerhebliche Aufklärung antreffen, auch im Vorbeygehen Mehrs hier und da mit zu vollen Backen angeprieſene Compilation vom Papier u. ſ. w. ſehr unpartheyiſch gewürdiget finden werden. — Die letzten zwey Bogen beſchäftigen ſich mit einzelnen Bemerkungen, Berichtigungen u. dgl., die ſich mit Vergnügen leſen laſſen, et ſi non poſſunt valere, quia magna ſunt, valebunt, quia multa ſunt. In einer dieſer Berichtigungen fand Rec. ſich ſelber, jedoch mit Anſtande, und wie es das Anſehen hat, nicht ohne Grund zurecht gewieſen. Er hatte nämlich mit andern ehrlichen Leuten geglaubt, daß, wenn die erſten Römiſchen Buchdrucker, Schweinheim und Pannartz, von z. B. 550 Stück ſtarken Auflagen reden, eben ſo viel Exemplare deſſelben Abdrucks darunter zu verſtehen wären. Allein, bey näherer Vergleichung der von ihnen ſelbſt angegebenen Totalſumme ihres Verlages zeigt ſich allerdings, daß 300 Exemplare ihre ſtärkſte Unternehmung, und 275 ihr gewöhnliches Maaß war; daß alſo, wenn ſie bey irgend einem Buche einer doppelt, oder dreymal ſtärkern Anzahl erwähnen, ſolches von wiederholten Auflagen, oder von Werken zu verſtehen ſey, die zwey oder drey Theile hatten, und ſie folglich auch in dieſem Falle die beliebte Zahl von 275 Exemplaren ſelten überſchritten. Wenn es mit der Sache ſeine Richtigkeit hat, denn ganz ins Reine gebracht iſt ſie doch nicht, ſo ergiebt ſich, daß die wenigen Ueberbleibſel aus ihren Preſſen nur um deſto ſchätzbarer werden; weil der Schwäche der Auflagen ungeachtet ihnen dennoch ein großer Theil davon auf dem Halſe und alſo Maculatur blieb. Da nun die von ihnen gewählten

Bücher

Bücher noch obenein viele der besten Classiker waren, ganz vortrefflich abgedruckt wurden, und doch nicht hinlänglichen Absatz fanden: so muß in dasigen Gegenden, wie anderwärts, die Erfindung der Buchdruckerkunst auch noch um einige Dutzend Jahre zu früh gekommen seyn, und sogar die Köpfe der ungleich witzigern Italiener, noch sehr unvorbereitet gefunden haben! —

Ein, so viel sich wahrnehmen läßt, genaues 21 Blätter starkes Register über alle vier Stücke macht den Beschluß, und war Rec. um desto willkommner, da auch diesem Hefte die so nöthige Inhaltsanzeige abermals fehlte; diese aber deshalb nicht zu entbehren ist, weil in dem Register unmöglich alle die einzelnen Berichtigungen, Bemerkungen u. dgl. aufgeführet werden konnten.

Kd.

**Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst, herausgegeben von Johann Georg Müller, nebst einigen einleitenden Briefen vom Herrn Vicepräsident Herder. Erster Band. Winterthur, bey Steiner und Comp. 1791. XL und 279 S. 8.**

Dies schöne Büchelchen enthält in einer guten Uebersetzung die bekannten Geständnisse des Petrarca. Wer noch nicht Petrarca's Anrede an die Nachwelt, (eigentlich eine recht herzliche Beschreibung seiner eigenen Lebensgeschichte, die Hr. Müller da, wo Petrarca abbrach, in kurzen Sätzen bis an seinen Tod 1374 fortsetzt,) seine drey Gespräche von der Verachtung der Welt, oder vom Kampf der Leidenschaften in ihm; welche er „Mein Geheimniß" nennte, gelesen hat, der wird es gewiß nicht bereuen, wenn er sie zu einer seiner ersten Lectüren macht. Den, der sich für diesen merkwürdigen Mann interessirt, weiß sich Hr. M. auch durch die Zusätze gar sehr verbindlich zu machen. Er liefert in denselben einen mit Kopf und Herz gemachten Auszug aus den Memoires *de Sade*, die durch die deutsche Uebersetzung zwar hinlänglich bekannt sind, aber durch diese Abkürzung an Unterhaltung gewonnen haben. Ein Mann, wie Petrarca, zeichnet sich durch jedes Urtheil und durch jede Zeile aus, sein Individuum giebt dem Psychologen zur Kenntniß des menschlichen Herzens, und

und dem Politiker zur Entwickelung der Staatsgeschichte seiner Zeit, an welcher er so vielen edeln Antheil nahm, gar reichen Stoff. Endlich gereichen dieser Schrift die vier Herderschen Briefe zur wahren Zierde und zu hohem Werth. Eben das, weil Hr. Herder nicht das feyerliche Amt eines Vorredners übernimmt, sondern im vertraulichern Briefton seine Gedanken über die Frage: Wiefern kann, und darf, und soll ein Mensch Geständnisse von sich dem Publikum machen? und welche Hauptidee, welch ein Compaß muß ihn bey dieser gefährlichen Schiffahrt leiten? in der ihm eigenen Darstellung sagt, macht die verschiedenen Theile zu einem harmonischen Ganzen. Diese Herderschen Briefe sollten billig von jedem, der sichs beykommen läßt, sein Tagebuch, Confession, oder wie er es nennen mag, drucken zu lassen, vorher beherzigt werden. Und so mag Rec. weder über einen bisweilen weinerlichen und doch anmaßenden Ton des Verf., über einige vermeintliche Sublimitäten, über die vom Verf. gepriesenen Petrarkischen Schwächen u. s. w. noch über des Vorredners übersetzte und angehängte Sonnette, darinne man z. E. S. XXXVIII. als Jamben liest:

„Die arme nackete Philosophie," u. s. w. Ferner
„Schlaf, Ueppigkeit und Trägheit, ach sie haben
„Aus unsrer Welt verbannet jede Tugend."

kritteln.

Bf.

**Repertorium der theologischen Litteratur zum Gebrauch für Freunde des theologischen Studiums. Zweyter Theil, vom Jahr 1786. Leipzig, bey Göschen, 1788. 216 S. gr. 8. Dritter Theil, vom Jahr 1787. Ebendas. 1789. 240 S.**

Beyde Theile dieses zusammenhängenden Verzeichnisses theologischer Schriften, so wie sie in den gedachten Jahren herausgekommen sind, mit kurzen Urtheilen und einer Anzeige der ausführlichsten Recensionen in gelehrten Zeitungen und Journalen, sind mit rühmlichem Fleiße zusammengetragen. Durch eine solche Zusammenstellung erhält man eine lehrreiche und angenehme Uebersicht der gesammten theologischen Schriften jedes Jahrs. Der ungenannte Verf. hat durch mehr

Voll-

Vollſtändigkeit und größere Genauigkeit in der Anführung fremder Urtheile, beſonders dem dritten Bändchen Vorzüge vor dem erſten zu geben verſtanden. Indeſſen fehlen doch noch ſelbſt große Werke, z. E. die Mainzer Ausgabe von *Thomaſſini* vetus et nova eccleſiae diſciplina in zehen Quartbänden, die ſämmtlich ins Jahr 1787 gehören. Uebrigens beziehen wir uns, der Kürze halber, auf unſere frühere Anzeige in dieſer A. d. Bibl. B. 91. S. 545.

Ad.

---

## XVI. Bibliſche, hebräiſche, griechiſche, und überhaupt orientaliſche Philologie, nebſt der Patriſtik, und den bibliſchen und orientaliſchen Alterthümern.

**Memorabilien.** Eine philoſophiſch-theologiſche Zeitſchrift, der Geſchichte und Philoſophie der Religionen, dem Bibelſtudium, und der morgenländiſchen Litteratur gewidmet, von Heinr. Eberh. Gottlob Paulus, der Phil. und der morgenländ. Litteratur Profeſſor zu Jena. Erſtes Stück. Leipzig, bey Cruſius, 1791. 198 Seiten. 8.

Dieſe Memorabilien (freylich ein etwas geſuchter Titel!) treten an die Stelle des neuen Repertoriums für bibliſche und morgenländiſche Litteratur, welches Hr. Paulus herauszugeben angefangen hatte, und von welchem nur drey Theile erſchienen ſind. Der Plan dieſer Zeitſchrift iſt, wie ſchon der Titel lehrt, erweitert; ſie ſoll künftig auch über Geſchichte und Philoſophie der Religionen ſich ausbreiten, und folglich ein Feld haben, wo es noch eine Menge nicht blos wenig angebauter, ſondern ſogar noch völlig unbekannter Gegenden giebt. Bey ſolchen Umſtänden läßt ſich mit Recht fordern, daß der Herausgeber nichts Gemeines in dieſes Werk aufnehme, ſondern es, wie er ſchon in der Auf-

[illegible]

blos die Prophetenwürde Christi bezeichnen, ihm blos als glaubwürdigen Verkündiger der göttlichen Rathschlüsse vorstellen wollte: so läßt sich nicht absehen, warum er sagt, dieser λόγος sey schon ἐν ἀρχῇ gewesen, wo es doch noch nichts zu verkündigen gab; und warum er ihm im dritten Vers die Schöpfung der Welt beylegt. Entweder der Verf. muß diesen Vers von der sogenannten geistlichen Schöpfung verstehen, worzu jedoch nicht der geringste Grund vorhanden ist, zumal da V. 10 gesagt wird, die vom λόγος geschaffne Welt habe ihn nicht einmal anerkennen wollen; oder es ist in den Vorstellungen des Apostels kein Zusammenhang; denn als Sprecher Gottes, als Prophet, kann Christus auf keine Weise Weltschöpfer seyn. Und was sollen vollends V. 14. die Worte anzeigen, ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο? Braucht ein Sprecher, oder welches einerley ist, ein Prophet erst Mensch zu werden, liegt es nicht im Begriffe selbst, daß er es bereits seyn muß? — III. Ueber den göttlichen Verstand aus der Platonischen Philosophie, von T. Eine scharfsinnige und gelehrte Entwickelung der Begriffe, die Plato mit den Worten λόγος und νοῦς verbindet. Nicht nur einer Menge von dunkeln Stellen der Platonischen Schriften giebt dieser Aufsatz ein gutes Licht; er widerlegt auch die bekannten Träume von der Platonischen Dreyeinigkeit auf eine völlig befriedigende Art. — IV. Joh. Fr. Gaab zur Geschichte der Schrifterklärung aus Ephräm dem Syrer. Die Vorerinnerung über das exegetische Verdienst Ephräms ist lehrreich; die aus seinen Schriften zur Probe angeführten erklärenden Anmerkungen hingegen sind sehr unbedeutend — V. Ebendesselben Wünsche bey Castellus syrischem Lexicon nach Michaelis Ausgabe. Alles sehr wahr, und von einem künftigen Lexicographen wohl zu beherzigen — VI. Paullus ausführliche Erklärung von: ὃς ἐφανερώθη ἐν σαρκί 2 Tim. III. 16. Der Verf. hatte bereits im ersten Theil des neuen Repertorii geäußert, die Worte der angeführten Stelle schienen ihm das Fragment eines alten christlichen Hymnus zu seyn. Man hatte ihn nicht genug verstanden; er entwickelt also seine Meinung hier vollständiger, und nach dem Gefühle des Rec. so befriedigend, daß sich wenig Erhebliches dagegen wird einwenden lassen. Neu ist dabey nicht blos der Gedanke, Paullus führe hier die Worte eines kirchlichen Gesangs an; sondern auch der Zusammenhang, in welchem diese Worte gezeigt werden. Der Verf. trennt sie

nämlich

nämlich ganz vom Vorhergehenden. Er läßt den Apostel mit den Worten: ὁμολογουμένως μέγα eine ganz neue Vorstellung anfangen, und ihn damit den Uebergang zu demjenigen machen, was Kap. IV. wider den Körperhaß gesagt wird, welcher sich damals schon stark zeigte, und in der Folge so große Verwirrung anrichtete. Die Verbindung wäre demnach: so bekannt es auch ist, daß, wie jenes Lied sagt, Christus selbst im Körper erschien, und im Körper zur Herrlichkeit aufgenommen wurde: so gewiß ist es doch auch, daß Leute aufstehen werden, die dieser Ueberzeugung der Christen sich widersetzen, den Körper verachten, und eine übertriebene Enthaltsamkeit als den Gipfel der Vollkommenheit predigen werden. Dieser ganze Aufsatz ist ungemein lehrreich. — VII. Ebendesselben Nachrichten vom dritten ungedruckten Theil des arabischen Geschichtsbuchs von Elmacin. Sind berichtigende Erläuterungen dessen, was man bey andern Litteratoren hiervon findet — VIII. Ebenderselbe über klimatische Verschiedenheit im Glauben an Religionsstifter, und in den Forderungen und Zwecken derselben selbst. Der Hauptgedanke in dieser Abhandlung ist, daß die Religionsstifter des Morgenlandes Glauben an ihr Ansehen und Gehorsam gegen ihre Vorschriften fordern, und deßwegen dogmatisiren; daß der Morgenländer auch zu diesem Glauben sehr geneigt ist, der Abendländer hingegen über alles speculirt, und künstliche Systeme baut. Man hat bekanntlich immer sehr viel auf Rechnung des Klima gesetzt, was seinen Grund in ganz andern Ursachen hatte; dem Verfasser dieser Abhandlung dürfte dies auch begegnet seyn. Angehängt sind derselben einige Bemerkungen über Hacim und die Drusen, und ein den Hacim betreffendes Anekdoton aus Elmacin — IX. Gleichfalls von demselben: einige Anmerkungen zu den Drusischen Religionsbüchern. Diese Anmerkungen beziehen sich auf den XII. Theil des Eichhornischen Repertorii, und die dort befindlichen Catechismen der Drusen — X. Noch einmal derselbe: Die Wundergaben, ein Apolog nach Ben Sira. Unbedeutend! Kindern dürfen freylich Wundergaben nicht anvertraut werden, wenn sie nicht zwecklos, oder wohl gar schädlich seyn sollen — XI. *Kurzmanni Commentatio de Africa Geographi Nubiensis.* Ein guter Auszug aus der Geographie dieses Schriftstellers, so weit sie Afrika betrift, mit brauchbaren erläuternden Anmerkungen. Der Verf., ein Studirender in Göttingen, hat

diesen Aufsatz bey Gelegenheit einer Preißfrage ausgearbeitet, welche die Philosophische Facultät zu Göttingen über diesen Gegenstand aufgegeben hatte, und es ist ihm das Accessit zuerkannt worden; man muß es sehr billigen, daß er hier abgedruckt worden ist — XII. Paullus zu D. Joh. Benj. Kennicots Biographie, nebst einer Nachricht von einem Chaldäischen von Kennicott so genannten Buch der Maccabäer. Diese Beyträge zu der Lebensbeschreibung Kennicotts betreffen mehr die litterarischen Arbeiten und Unternehmungen dieses Mannes, als seinen Charakter und den Gang seiner Ausbildung.

Zw.

Die Bibel in ihrer wahren Gestalt für Freunde und Feinde. Des zweyten Bandes drittes Stück. Halle, bey Trampens Wittwe, 1789. 10 B. gr. 8. Viertes Stück. Ebendas. 1790. 9 Bog. Des dritten Bandes erstes Stück. Ebendas. 1791. 9 Bogen.

Der ungenannte Verfasser geht auch hier mit bedachtsamen Schritten einher. Diese drey Stücke begreifen den Theil der h. Schrift, von Josua 10, bis 1 Kön. 11.; oder die fortgesetzte Geschichtserzählung der Einnahme und Vertheilung des verheißenen Landes bis auf Salomos Tod. Er theilt den Inhalt dieses ganzen Pensums in wohlüberlegte Abschnitte, übersetzt, drängt zusammen, und stellt alles, ohne an den Buchstaben und an den Phrasen des Originals zu hangen, in einem gefälligen Gewande dar, das sich an die Vorstellungs- und Sprachweise neuerer Völker gut anschmiegt; kurz, er sucht das Unbegreifliche begreiflich zu machen, um dadurch jenen heiligen Schriften den Spott und Hohn zu ersparen, den sie so oft unverdienterweise ausgesetzt waren. Und diese behutsame und gewissenhafte Absonderung des Kerns von der Schaale, der Einkleidung vom Wesen, ist, nach Rec. Ueberzeugung, allein im Stande, die Feinde (wie sie der Verf. etwas hart auf dem Titel nennt,) mit den Freunden auszusöhnen. Als Probe stehe hier die Geschichte der wieder nach Zion gebrachten Gesetzlade, 2 Sam. 6. „Aus Aminadabs Hause wurde das Heiligthum gebracht, und auf einem neuen Wagen,

Wagen, welchen Uſſa und Achjo leiteten, fortgeführet. Uſſa war bey der Lade, und Achjo gieng vorher, während daß David und die ihn begleitenden Iſraeliten mit innigſter Freude ſangen, und auf Lauten, Cithern, Adufen, Klappern und Cymbeln Jehovah zu Ehren Muſik machten. Eben da war man an eine nahgelegene Tenne gekommen, als Uſſa, weil die Zugrinder ausreiſſen wollten, nach dem Wagen griff, um ihn feſtzuhalten; wodurch er ſich aber Gott mißfällig machte, ſo daß er — zur Strafe ſeiner Uebereilung — von einem plötzlichen Tode weggerafft wurde. Dieſe alle Merkmale einer göttlichen Strafe an ſich tragende Todesart Uſſas verſetzte David in große Traurigkeit u. ſ. w." (Starb ein Menſch eines plötzlichen Todes, oder auf eine ungewöhnliche und für die Umſtehenden ſchauderhafte Weiſe, ſo war man ſehr geneigt, auf Urſachen ſeines Unglücks zu denken, auf eine Verſchuldung, wodurch er ſich die Strafe der Gottheit zugezogen hätte, und es fehlte nicht leicht, dergleichen in dem Leben des Menſchen aufzufinden.) — Uſſa ſtirbt eines ſchnellen und unerwarteten Todes, der wohl ohne Zweifel ſeine natürliche Urſache hatte, und zwar in einem plötzlichen Schrecken, welcher ſchon oft Menſchen auf der Stelle getödtet hat. Aber hatte man (ſo war man damals über ſolche Erſcheinungen zu philoſophiren gewohnt) nicht einen Fehler bey der Ueberbringung des vornehmſten Heiligthums begangen? hatte ſich nicht Uſſa inſonderheit dabey verſündigt? das war doch ſchon ein Fehler, daß man die Geſetzlade, wie das Geſetz Gottes gebot, nicht von Leviten tragen, ſondern auf einem Wagen fahren ließ, aus welcher Urſache, meiner Meinung nach, auch David, welcher dieſes doch vorzüglich hätte verhindern ſollen, am meiſten betroffen war. Uſſa durfte bey Lebensſtrafe (4 Moſ. 4, 15.) die Geſetzlade nicht mit bloßer Hand anrühren. In dieſem allen konnte man Grund finden, Uſſa's Tod für eine unmittelbare Strafe der Gottheit zu erklären, da doch wohl nur der Schrecken über die Geſetzlade, welche umzufallen ſchien, wodurch ſich aber die Leviten die größte Verantwortung zugezogen hätten, ihm eine Art von Schlagfluß und den Tod zuzog.) Die meiſten andern Noten ſind kurze, aber hinlängliche Fingerzeige.

Ad.

Exegetische Beyträge zu den Schriften des Neuen Bundes, vom Verfasser der Erklärung dunkler Stellen, Wörter und Redensarten des Neuen Testaments. Erster Band. Frankfurt, bey Gebhard und Körber, 1791. Zweyter Versuch. Das. S. 38 und 56. 8.

Sie machen nach mehreren lüstern. Nur wünschten wir, daß die Bogenzahl der einzelnen Versuche nicht so klein ausfallen möge, damit nicht, wie bisher geschehen ist, die Erklärung oft abgebrochen und in einem neuen Stücke fortgesetzt werde. Die Beyträge beziehen sich sämmtlich auf Matthäus, einige der letztern ausgenommen, welche auf Markus gehen. Der Verf. verbindet Scharfsinn und Urtheilskraft mit der Gabe der Darstellung. Wir berufen uns, um Raum zu ersparen, und dem Leser das Vergnügen, die Schrift selbst zu lesen, nicht zu rauben, nur auf die Bemerkungen über die Bergpredigt, deren Zusammenhang der Verf. vortreflich entwickelt, und den Charakter des Verräthers Judas, den er für beynahe ganz unschuldig hält.

&c.

---

## XVII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Bibliothek der alten Litteratur und Kunst, herausgegeben von T. C. Tychsen und A. H. L. Heeren. Achtes Stück. Göttingen, 1791. 10 Bogen.

I. Abhandlungen: 1) Bemerkungen über die dramatische Kunst des Aeschylus, von Heeren. Die dramatische Kunst zeigt sich mehr in dem Plan des Stücks, als in der poetischen Behandlung. Eigentlich war bis auf Aeschylus der Chorgesang die Hauptsache, und die nachahmende Darstellung der darin berührten Begebenheit durch Worte und

Gest-

Gesticulation nur eingeschobene Handlung, nur ein Episodium. Ob Aeschylus der erste war oder nicht, dem es einfiel, drey Episodien (was wir Acte nennen,) einzuführen, wissen wir nicht. Wenigstens enthalten alle seine noch übrigen Stücke drey solche Episodien, und nach des Aristoteles Zeugniß kürzte er zuerst die Gesänge des Chores ab, und so wurde die Handlung Hauptsache. Schürzung und Auflösung eines Knoten, oder künstliche Verbindung dieser Acten darf man bey ihm noch nicht suchen. Neugierde zu erregen war, damals noch nicht der Zweck des Drama. Im ersten Act wird gewöhnlich Localität und Zeit bestimmt. Und nun war alles reif schon für den dritten, für den Ausgang des Stücks. Daher gewöhnlich der zweyte Act beym A. so lose dazwischen hängt, daß er unbeschadet der Handlung herausfallen könnte. Nur in zwey noch übrigen Stücken des Dichters, in den Choëphoren und Eumeniden läuft die Handlung zusammenhängend vom Anfange bis ans Ende fort, vermuthlich weil er den Stoff sammt dem Plane dazu aus einem alten epischen Dichter hergenommen haben mochte. Eine Eigenheit des Aeschylus ist es, in jedem der drey Episodien immer wieder eine neue Person auftreten zu lassen, vermuthlich weil man sich anfangs noch jedes Episodium als ein für sich bestehendes Ganze betrachtete.

2) **Ueber das Local der Unterwelt beym Homer, von Groddek.** Die Homerische Erzählung von Ulyssens Fahrt in die Unterwelt (Odyssee, eilfter Gesang) wird zum Grunde gelegt, und aus Vergleichung anderer Stellen gezeigt, daß Homer den Ocean ausdrücklich vom Meere unterscheide, ihn dem Meere entgegensetze, ihn beständig einen Strom nenne, und an die äußersten Gränzen der Erde setze. Also war nach Homerischen Begriffen der Ocean ein die ganze Erde, Land und Meer an ihren äußersten Gränzen ringsumfließender, in sich selbst wieder wie in einem Cirkel zurückkehrender Strom, jenseit welches erst Hades und Elysium zu suchen sind. Wenn gleichwohl spätere Historiker und Geographen unter den Griechen das Reich des Hades mit seinem Anfange oder Eingange in das Thal zwischen Bajä und Cumä setzen; wenn die geographische Lage mit der Homerischen Angabe so ziemlich zutreffe: so ist es leicht möglich, daß Homer, ob er gleich auch hier aus Tradition die Natur copierte, das Wunderbare dieser Gegend willkührlich an einen andern Ort verlegte, um es noch zu erhöhen und damaligen Ideen besser anzupassen.

3) Ueber *Iliad.* H. 424 fg. von Jakobs. Als nach einer Schlacht beyde Heere der Griechen und Trojaner ihre Todten auf dem Schlachtfelde aufsuchen und verbrennen, vergießen sie Thränen bey dieser Arbeit. Priamus verbietet seinen Trojanern zu weinen (κλαίειν), und stillschweigend tragen sie nun ihre Todten zum Scheiterhaufen. Warum mochte Priamus den Trojanern das Weinen verbieten? Er fürchtete (sagt die Dacier), sie möchten zu weich werden, und den andern Tag mit weniger Muth in die Schlacht gehen. Gut! sagt Leßing (der die Stelle in seinem Laokoon anführt): aber warum besorgt Agamemnon nicht das nämliche bey den Griechen? Und nun zieht er daraus die Folge, daß es einen hohen Grad der Cultur erfordere, Tapferkeit und Empfindsamkeit in Einem Herzen zu vereinigen. (Freylich aber würde es schwer zu beweisen seyn, daß die Griechen damals vor den Trojanern voraus diesen hohen Grad der Cultur besessen hätten. Und man sieht daraus, wie oft man den älteren Dichtern scharfsinnige Bemerkungen leihet, an die sie selbst wohl schwerlich gedacht haben). Hr. J. löset diese Schwierigkeit auf eine leichte und befriedigende Weise. Dem οὐ κλαίειν steht das σιωπῇ entgegen. Κλαίειν scheint nicht einerley zu seyn mit dem vorhergehenden δακρυα θερμα χεειν, sondern ist zu verstehen von dem lauten die Luft erfüllenden Wehklagen, zu welcher Art Trauer rohe Völker eine ganze Reihe von Tagen bestimmten. So verlangt Priamus vom Achilles neun Tage Frist, um den Leichnam des Hektor zu beklagen, und am zehnten Tage ihn erst zu begraben. Dazu war jetzt freylich keine Zeit.

4) Entwurf zu Vorlesungen über alte Geschichte in Verbindung mit alter Geographie, nebst einigen Vorerinnerungen über das zweckmäßige Studium der alten Geschichte auf Akademien, von Heeren. Eine hier wieder abgedruckte Einladungsschrift, die den Plan der angezeigten akademischen Vorlesungen enthält.

Der Recensionen aus dem philologischen Fache sind elf, und alle der griechischen Litteratur gewidmet. Unter der dritten Rubrik: Inedita et animadversiones criticae, finden sich 1) *Hermogenis Progymnasmata*, die ehemals in so großem Werthe gestanden haben, und die man bisher für verlohren hielt. Hr. Prof. Heeren fand sie zu Turin in der Königlichen Bibliothek, in einem papiernen Codex des 15ten Jahr-

Jahrhunderts, der mehrere rhetoriſche Sachen des Hermogenes und anderer enthielt, und theilt hier den Anfang davon mit. Eine lateiniſche Verſion davon vom Priscianus, doch ohne Hermogenis Namen, findet man unter den Grammatikern des Putſchius.

2) *Animadverſiones in epigrammata nonnulla Anthologiae*, auctore *Iacobs*. Lauter ſcharfſinnige Conjecturen, die ſich auch zum Theil durch ihre Leichtigkeit empfehlen, und die einem künftigen Herausgeber oder Bearbeiter der Anthologie nicht entgehen müſſen.

**K. K. Salluſtius Author Katilina und Jugurtha, deutſch und lateiniſch, mit dem Leben des Geſchichtſchreibers, einer durchgängigen Analys, und Bemerkungen ſowohl über die allgemeinen Vorzüge des Hiſtoriographen, als die Ueberſetzung ſelbſt, herausgegeben vom Albert Rower Weinzierl, regulirten Chorherrn in Polling, der Weltweisheit Doctor und öffentlichen Lehrer der erſten rhetoriſchen Klaſſe in München, 1790. bey Leutner.**

Der Ueberſ. widmet dieſe Arbeit ſeinen lieben jungen Freunden, ſeinen Schülern, und immer kann man noch einer katholiſchen Schulklaſſe gratuliren, wenn ſie in jedem Fache ſolche Lehrer hat. Zwar giebt die Conſtruction des hier in extenſo mitgetheilten Titels eben nicht das beſte Vorurtheil für des Hrn. W. Ueberſetzertalent und deutſche Sprachrichtigkeit. Wie undeutſch iſt Salluſtius Katilina, ſtatt des S. Katilina? Wozu ſoll der allen Alten unbekannte, blos aus der Inſchrift einer ſpäteren unſichern Münze geſchöpfte Beyname Author? Warum Analys? Warum vom, und nicht von A. R. W. herausgegeben? Dem allen ohngeachtet iſt nun die Ueberſetzung über Erwarten beſſer, lesbar, treu, und wenige Flecken abgerechnet, gut deutſch. Zur Probe davon ziehe ich hier die bekannte Charakterſchilderung des Katilina aus dem 5ten Kapitel heraus.

„L. Katilina ſtammte von adelichem Geſchlechte; Seele „und Körper zeichneten ſich bey ihm durch beſondere Fähigkeit „aus; aber ſein Herz war böſe und verdorben. Schon im „Jugendkeime (der Keim iſt angeflickter Zierrath) fand er

„an einheimischen Kriegen, an Morden, Rauben und bür„gerlichen (bürgerlicher) Zwietracht sein Vergnügen, und „darin brachte er seine Jugend zu (iuventutem, seine ersten „männlichen Jahre). Sein Körper war durch (zum, pa„tiens erat inediae) Hunger, Kälte und Wachen mehr abge„härtet, als man es glauben konnte. Sein Charakter war „Kühnheit, Tücke, Unbestand, ganz Heucheley und Verstel„lung, Durst nach fremdem Gut, Verschwendung seines Ei„genthums, Zügellosigkeit in Begierden, viel Wohlredenheit, „wenig Weisheit. Sein thatenstrebender (vastus animus, „vielumfassender) Geist rang immer nach gränzlosen, un„glaublichen und zu hohen Gütern.“

Ich setze dasselbe Fragment nach der bekannten Abtischen Uebersetzung zur beliebigen Vergleichung dagegen. „L. Cati„lina, aus adelichem Geschlechte, besaß große Geistes- und „Leibesstärke, aber sein Sinn war böse und verderbt. Er „hatte von Jugend auf an einheimischen Kriegen, Mord und „Bürgerzwietracht seine Lust gehabt, und in dergleichen Ue„bungen war er herangewachsen. Sein Körper konnte ohne „Nahrung, ohne Schlaf, in der Kälte, dauern, mehr als „jemanden glaublich ist. Das Gemüth war kühn, tückisch, „wandelbar, lauter Gleißnerey und Verstellung, gieng nach „fremdem Gute, verschwenderisch mit dem eignen, heftig in „allen Begierden, fertig im Sprechen, wenig Ueberlegung. „Der unbegränzte Sinn gieng immer auf unmäßige, ganz „unglaubliche und allzu hohe Dinge.“

Die Uebersetzung mit dem gegenüberstehenden lateinischen Original nimmt 399 Seiten ein. Die übrigen additamenta 8½ Bogen. Ihre Anordnung ist folgende: 1) Vorerinnerung und Uebersicht des Ganzen, eine unbedeutende Apologie gegen Mably's Tadel des schriftstellerischen Verdienstes beym Sallust. — 2) Sallust's Leben. Dürftig, eben so wie die Rechtfertigung gegen die Schmähungen des persönlichen Charakters bey weitem nicht die Gabe der Ueberredung und angenehmen Unterhaltung hat, wie die Wielandische in den Anmerkungen zu Horazens Satyren. — 3) Analys der Hauptstücke des katilinarischen Krieges, so wie des Jugurthinischen: weiter nichts als eine Epitome nach Kapiteln — 4) Sallust's Schreibart, eine sehr ausgedehnte schleppende Zergliederung, die keinen Vorzug der Schreibart unbehauptet läßt.

Wi.

Ovids

**Ovids Verwandlungen, aufs neue verdeutscht. Erster Theil, das erste bis fünfte Buch enthaltend. Berlin, bey Maurer, 1791. 130 Seiten. gr. 8.**

Verlohrne Zeit und Mühe wäre es, die man auf ausführliche Kritiken der so häufig erscheinenden poetischen Uebersetzungen alter Dichter wenden wollte. Nicht einzelne Flecken, die sich leicht vertilgen ließen, rauben dem größten Theil derselben die Ansprüche auf Lob, sondern der gänzliche Mangel an Schönheiten, und den wesentlichsten Eigenschaften einer guten poetischen Dollmetschung. In den meisten sind die Verse, wenn auch noch soso scandirt, doch ohne Harmonie und einschmeichelnden Wohlklang; der Ausdruck ist bald gezwungen und dunkel, bald matt und prosaisch, bald schwülstig und hochtrabend; oder, wo auch diese Fehler weniger auffallend sind, schwimmt doch alles in einer frostigen Mittelmäßigkeit, die dem Leser noch weit mehr widersteht, als selbst das Platte oder pomphaft Lächerliche. Einige Stellen, nicht mühsam ausgesucht, mögen zum Beweis dienen, daß der gegenwärtigen Uebersetzung nicht zu viel geschieht, wenn man sie in die letztere Klasse einreiht, und ihrem Verf. den guten Rath giebt, seine Zeit, Kenntnisse und seinen Fleiß auf eine, seinen Kräften und Talenten angemessenere, und zugleich der Welt nützlichere Arbeit zu wenden. Eine Probe der Sprache und des Ausdrucks:

### Viertes Buch V. 500.

Ungeheuer von Giften hatte sie mit sich genommen,
Geifer von Cerberus schäumendem Maul und Gift der Echidna,
Schweifenden Irrthum, blinde Betäubung der Sinne und Bosheit,
Wuth und Thränen und Mordlust. Alles zusammen gerieben
Und mit frischem Geblüte vermischt in ehernem Kessel
Hatte sie vorher gekocht, und umrührt mit grünendem Schierling.
Während sie beben: gießt sie den furialischen Giftsaft
Beyden auf ihre Brust, und setzt ihr Innres in Wallung.

Nunmehr

Nunmehr ſchwingt ſie die Fackel mehrmal in einem Kreiſe,
Daß ſie das ſchnell bewegte Feuer mit Feuer erhitzt,
(Conſequitur motus velociter ignibus ignis).
Siegreich kehrt ſie zurück zum nichtigen Reiche des Ditis
Nach vollſtrecktem Befehl, und löſt die umgürtete Schlange

Und nun auch einige Proben der Verſification!

Abgeriſſen auf beyde | mit ver|peſtender K | en

Ganz unerträglich ſind im Deutſchen Verſe, hier, zumal in der Mitte, ein ſo ganz ton- und loſer Fuß vorkömmt.

Hoffte erſt | einen | Eidam | hoffte | Enkel —

Als von | ihrem Ge|bäu die | Ungeheur | ſchüttet —

Habe, erzählt man | von Blut|ſtrömen —

Und ge|waltthätig | kenntlich | waren die | zeugte (n).

Daß er doch endlich die kindercräbenden Blitze ablege
Ohne Verzögerung hier Merkur mit dem ſichlichten Schwerte
Habe die Waſſergeſchwiſter um Verwandlung gebeten
Nieder das Dach auf ſeine des Herren werthen Penaten
Gräuliche Stiefmütter auch vermiſchen fahlblaue Wolfsmilch
Ueber den Erdkreis wollte er ſchon die Blitze ausſtreuen
Blieb euch das Jungfrauen geſicht und die menſchliche Stimme
Eine ſahe der anderen Mund von ſtarrendem Schnabel Zuwachſen —
Traurig ſich ſchlagend ſchwebten ſie durch Bewegung der Arme

# XVIII Erzehlungsübungen.

[illegible] mit seinem [illegible] Erzehlungen [illegible] Lust [illegible] Erzehlungsart [illegible] [illegible] wie sie [illegible] angesehen [illegible] und vor den übrigen [illegible] [illegible] Vorstellung [illegible] Leidenschaft [illegible] [illegible] mit einer [illegible] [illegible] Zuhörer. Lasse sie [illegible] [illegible] Vielheit und Mitte. [illegible] [illegible] in Ordnung zu bringen. [illegible] [illegible] [illegible] Kunst. [illegible] [illegible] [illegible]

Der V. erzählt, daß er 1776 eine Gelehrtenschule bezogen habe, (hieraus kann man im Vorbeygehen auf das Alter unsers Rathgebers schließen,) deren Schülerzahl sich auf 400 belaufen habe, in welcher aber die unnatürliche Befriedigung des Fortpflanzungstriebs (sowohl Onanie als Knabenschänderey) schon seit vielen Jahren dergestalt ihren Sitz genommen habe, daß unter zehn Scholaren wenigstens vier damit vergiftet gewesen wären: und von Jünglingen, die von andern Schulen (des nördlichen Deutschlandes, Preußens und Schlesiens, wie der V. hinzusetzt, der sich selbst einen Brandenburger nennt) dahin kamen, habe er erfahren, daß es auf diesen Schulen auch nicht besser zugehe. Ja sogar kleinere Stadt- und Landschulen wären davon nicht rein; und die jungen Bauernpursche eines gewissen Dorfs, die dieses Laster sogar auf dem Felde bey ihrer Arbeit ausgeübt hätten, wären blos dadurch geheilt worden, daß man ihnen weiß gemacht habe, der Körper werde durch diese Art der Unzucht zu einer langen Maschine ausgedehnt, und also der Gefahr des gewaltsamen Rekrutenstandes mehr ausgesetzt. Nun einige Ursachen der Allgemeinheit dieses Uebels, die fast alle den Lehrern, wegen unterlassener Beobachtung ihrer Schüler, sonderlich in den Freystunden, zur Last fallen. Diese ist nun aber bey den allermeisten öffentlichen Schulen, wo der Lehrer seine Schüler nicht zur fortdaurenden Stuben- und Schlafgesellschaft hat und haben kann, schlechterdings nicht möglich. Auch glauben wir nicht, daß die Ansteckung eines jungen Menschen eben allemal durch Verführung und Unterricht eines andern geschehe, sondern bey einem vollsäftigen, gesunden Jünglinge von selbst durch die erste Empfindung der Folgen einer, mit Phantasiespielen (das ist das größte Uebel!) begleiteten, oder auch nur ungefähren Betastung seines Geschlechtsgliedes, erfolgen könne. Rührende Warnungen also vor den traurigen Folgen des leicht zur tyrannischen Angewöhnung übergehenden ersten Versuchs, allgemein, oder bey erregtem Verdacht besonders, ans Herz gelegt, werden wohl ziemlich das Einzige seyn, was der Lehrer einer zahlreichen Jugend hierbey thun kann. Indem nun der V. nach lang gespannter Erwartung, zur Bekanntmachung seines Mittels übergehen will, schickt er die gewöhnlichen körperlichen Merkmale voraus, woran man einen Onaniten erkennen soll. Allein, so oft sie auch schon wiederholt worden sind, so müssen wir doch nach unserer Erfahrung bekennen, daß sie nicht reciprok und allgemein, folglich

zu

zu ungewiß und unsicher sind, um auf deren Wahrnehmung sichere Maaßregeln zu bauen. Zuverläßig sind nicht immer, Verfall des Gesichts und des Körpers, Abnahme der Augen und des Gedächtnisses, Ekstasen, Ohnmachten, finnenartige Ausschläge am Kinn, Mund und Nase, Verirrungen im Sprechen u. s. w., Folgen und Kennzeichen einer selbst Jahre lang getriebenen Selbstbefleckung. Und mit voller Ueberzeugung treten wir der Aeußerung eines andern Recensenten B. CIV. S. 577. bey, daß man, obwohl aus guten Absichten, die Schädlichkeit der Selbstschwächung, so groß und so traurig sie ist, doch wirklich allzu groß beschreibe.

Das Geheimniß selbst, das der V. nunmehro entdeckt, besteht nun darin. Man solle alle junge Onaniten, um die Verbreitung des Uebels zu verhüten, (wenn sie nur alle so leicht, wie der Verf. sich einbildet, aus einem großen Haufen junger Leute herauszufinden wären!) sogleich, ohne sie jedoch durch Bekanntmachung der Ursache zu beschämen, von der Schule entfernen, und an die Eltern zurückschicken. Damit sie nun aber zu Hause den Aeltern nicht zur Last fallen, und selbst der Gelegenheiten, etwas zu lernen, ferner nicht beraubt werden: so sollen sie alle zusammen in eigene Onaniteninstitute gebracht, und daselbst von ihrer bösen Gewohnheit geheilt werden. Der V. braucht diesen Namen nicht selbst: wir wählen ihn aber, um uns kürzer fassen zu können. Es sollen nämlich, nach dem Vorschlag des V., in allen Ländern, ja in einzelnen Provinzen eines Landes, auf Speculation eines unternehmenden Pädagogen, Institute angelegt und angekündigt werden, in welche blos junge Leute aufgenommen werden sollen, die bereits die verbotene Frucht der Selbstbefleckung gekostet haben, um sie davon durch eine ununterbrochene, sowohl tägliche als nächtliche Aufsicht zurück zu bringen. Die eigentliche Absicht aber solcher Institute soll durchaus nicht öffentlich bekannt werden, daß weder die Kinder selbst, noch die Bürger der Stadt etwas davon vermuthen. (Wie sollen es aber die Aeltern erfahren, die einen solchen Curort für einen angesteckten Knaben brauchen?) Der V. selbst, der bey seinem Verleger zu erfragen ist, ist Willens, eine solche Schule von 15 Knaben in einer Brandenburgischen Stadt zu eröffnen, in welche, wie er spricht, die unnatürliche Wollustbefriedigung gar nicht existiren kann, und die Fesseln einer solchen unglücklichen Angewöhnung sogleich zerbrochen

brochen werden müſſen. Dies ſoll nun außer dem gewöhnlichen Gebrauch moraliſcher und diätetiſcher Mittel, hauptſächlich dadurch bewürkt werden, daß keines von den Kindern nur einen Augenblick allein ſeyn kann. Sogar bey dem Eintritt in gewiſſe geheime Oerter ſoll die Klingel der geöffneten Thüre einen Beobachter herbeyziehen. Die Kinder werden angehalten, beym Schlafen ihre Hände nicht unter, ſondern über der Bettdecke zu haben: und um noch überdem die Hände an der verbotenen Operation zu verhindern, ſchlägt er eine Art torturähnlicher Handſchuhe von borſtigem Leder vor, deren Riemen auf eine gar ſonderbare Art durch ein Loch des Nachtjackenermels gezogen, und hinter dem Rücken zuſammen gebunden werden ſollen. Es iſt dem Verf. wohl nicht beygefallen, daß er ſeinen Zweck, die nächtliche Sünde durch mechaniſche Verhinderung der Hände zu verhüten, noch auf eine einfachere Art hätte erreichen können, wenn er jede Nacht die Hände ſeiner Zöglinge an die beyden Wände der Bettſtellen anſchließen ließ.

Ueberdem ſoll neben dem hellerleuchteten Schlafzimmer bis Abends um zwölf und früh von vier Uhr ein Lehrer durch das Fenſter einer Glasthüre Wache halten. Was übrigens von der Beſchäftigung und Bewegung der Kinder am Tage geſagt wird, iſt ſehr gut. Der V. hängt ſo ſehr mit ganzer Seele an der Vorſtellung von dem Verdienſt, das er ſich durch ſeinen Vorſchlag um das menſchliche Geſchlecht machen werde; daß wir ihn nicht gern in dieſer Glückſeligkeit durch einige Aeußerungen unſrer Zweifel ſtören möchten. Wahr iſt es, daß, einen Selbſtſchänder nicht aus den Augen zu laſſen, das einzige Mittel iſt, die Ausübung ſeines Laſters zu verhindern, weil die Tyranney der Gewohnheit über alle Motive des Gegentheils und die eignen beſſern Vorſätze ſiegt. Nun wird zwar durch die äußere Zurückhaltung des Laſters das Herz nicht gebeſſert, die Urſache des Laſters nicht gehoben, und alſo das Laſter ſelbſt nicht getilgt: (ſo wenig als Gott durch Lähmung der Glieder die Sünde verhindern könnte) allein, es iſt hier hauptſächlich von Abſtellung einer verderblichen Angewöhnung die Rede, die, wie durch jede Wiederholung geſtärkt, ſo durch Nichtwiederholung, oder verhinderte Ausübung geſchwächt wird. Wenigſtens erleichtert die verſchmerzte Verhinderung einer Gewohnheitsſünde, verbunden mit dem fröhlichen Bewußtſeyn des unterlaſſenen Böſen, die folgenden Siege über ſich ſelbſt. Wenn aber der V. durch dieſe ſeine

Behand-

Behandlung ohne alle Arzneymittel alle Folgen der Selbſtbefleckung an ſeinen Zöglingen zu verhüten verſpricht: ſo können wir doch wohl ſo fürchterlich und unausbleiblich nicht ſeyn, als er ſie ſelbſt zu Anfang geſchildert hat. Und doch befürchten wir, daß die unglücklichſte und gewiſſeſte Folge dieſes Laſters, die ſich einſt im Eheſtande zeigt, bey denen, die es ſchon Jahre lang ausgeübt haben, durch die bloße Unterlaſſung nicht allemal werde verhütet werden können; obgleich viel gethan werden kann, wenn es erſt den jungen Leuten ſelbſt ein Ernſt iſt. Die Hauptſache iſt, daß man ſie durch allzu furchterliche Vorſtellungen ſchreckt. Denn dadurch wird die Phantaſie erhitzt, und ſie verlieren leicht das Zutrauen zu ſich ſelbſt, und die Hofnung. Die müſſen ſie aber nie verlieren. Das angehängte Geſpräch iſt eigentlich ein Geſtändniß eines der Verzweiflung nahen Onaniten, mit dem Rath eines Freundes zu ſeiner Rettung, und enthält im Grund nichts Neues. Das aber müſſen wir, um unſere Anzeige nicht unvollſtändig zu laſſen, noch nachholen. Der V. beſtimmt ſein Inſtitut eigentlich für Knaben, die nicht ſtudiren wollen, und nimmt auch ſolche in demſelben an, die die Selbſtbefleckung noch nicht kennen, eben weil er ſie vor der Verführung zu ſichern gedenkt.

Tb.

**Philoternos, ein Verſuch über Verbeſſerung der Landſchulen. Erſtes Stück. Frankfurt, in Commiſſion bey Pech, 1791. 5½ Bogen. 8.**

Abermals ein deutſches Buch mit einem undeutſchen Titel. Herr wünſchte, daß dieſer Gebrauch, wenn er ſich gleich auf die Autorität nicht unwichtiger Namen unſers Zeitalters gründet, nicht fortgepflanzt würde, und man nur dann eine Ausnahme machte, wenn Wörter aus fremden Sprachen das Bürgerrecht in der unſrigen gewonnen hätten, und gemeinverſtändlich wären. Die Bemerkung und der Wunſch kann bey dieſer deutſchen Schrift ſelbſt dann noch gegründet bleiben, wenn man gleich von den Aufſehern der Kirchen und Schulen und einigen Lehrern an denſelben, von welchen die Ausführung der darin enthaltenen Vorſchläge abhängt, vorausſetzen dürfte, daß ſie den Titel verſtehen müßten. Der eigentliche Vorſchlag des Verf. gehet von der ganz richtigen Beobachtung aus, daß die zu große Frequenz der Schulkinder in den Landſchulen

brochen werden müſſen. Dies ſoll nun außer dem gewöhnlichen Gebrauch moraliſcher und diätetiſcher Mittel, hauptſächlich dadurch bewürkt werden, daß keines von den Kindern nur einen Augenblick allein ſeyn kann. Sogar bey dem Eintritt in gewiſſe geheime Oerter ſoll die Klingel der geöffneten Thüre einen Beobachter herbeyziehen. Die Kinder werden angehalten, beym Schlafen ihre Hände nicht unter, ſondern über der Bettdecke zu haben: und um noch überdem die Hände an der verbotenen Operation zu verhindern, ſchlägt er eine Art torturähnlicher Handſchuhe von borſtigem Leder vor, deren Riemen auf eine gar ſonderbare Art durch ein Loch des Nachtjackenermels gezogen, und hinter dem Rücken zuſammen gebunden werden ſollen. Es iſt dem Verf. wohl nicht beygefallen, daß er ſeinen Zweck, die nächtliche Sünde durch mechaniſche Verhinderung der Hände zu verhüten, noch auf eine einfachere Art hätte erreichen können, wenn er jede Nacht die Hände ſeiner Zöglinge an die beyden Wände der Bettſtellen anſchließen ließ.

Ueberdem ſoll neben dem hellerleuchteten Schlafzimmer bis Abends um zwölf und früh von vier Uhr ein Lehrer durch das Fenſter einer Glasthüre **Wache halten**. Was übrigens von der Beſchäftigung und Bewegung der Kinder am Tage geſagt wird, iſt ſehr gut. Der V. hängt ſo ſehr mit ganzer Seele an der Vorſtellung von dem Verdienſt, das er ſich durch ſeinen Vorſchlag um das menſchliche Geſchlecht machen werde; daß wir ihn nicht gern in dieſer Glückſeligkeit durch einige Aeußerungen unſrer Zweifel ſtören möchten. Wahr iſt es, daß, einen Selbſtſchänder nicht aus den Augen zu laſſen, das einzige Mittel iſt, die Ausübung ſeines Laſters zu verhindern, weil die Tyranney der Gewohnheit über alle Motive des Gegentheils und die eignen beſſern Vorſätze ſiegt. Nun wird zwar durch die äußere Zurückhaltung des Laſters das Herz nicht gebeſſert, die Urſache des Laſters nicht gehoben, und alſo das Laſter ſelbſt nicht getilgt: (ſo wenig als Gott durch Lähmung der Glieder die Sünde verhindern könnte) allein, es iſt hier hauptſächlich von Abſtellung einer verderblichen Angewöhnung die Rede, die, wie durch jede Wiederholung geſtärkt, ſo durch Nichtwiederholung, oder verhinderte Ausübung geſchwächt wird. Wenigſtens erleichtert die verſchmerzte Verhinderung einer Gewohnheitsſünde, verbunden mit dem fröhlichen Bewußtſeyn des unterlaſſenen Böſen, die folgenden Siege über ſich ſelbſt. Wenn aber der V. durch dieſe ſeine

Behand-

Behandlung ohne alle Arzneymittel alle Folgen der Selbstbefleckung an seinen Zöglingen zu verhüten verspricht: so können sie doch wohl so fürchterlich und unausbleiblich nicht seyn, als er sie selbst zu Anfang geschildert hat. Und doch befürchten wir, daß die unglücklichste und gewisseste Folge dieses Lasters, die sich einst im Ehestande zeigt, bey denen, die es schon Jahre lang ausgeübt haben, durch die bloße Unterlassung nicht allemal werde verhütet werden können; obgleich viel gethan werden kann, wenn es erst den jungen Leuten selbst ein Ernst ist. Die Hauptsache ist, daß man sie durch allzu fürchterliche Vorstellungen schreckt. Denn dadurch wird die Phantasie erhitzt, und sie verliehren leicht das Zutrauen zu sich selbst, und die Hofnung. Die müssen sie aber nie verliehren. Das angehängte Gespräch ist eigentlich ein Geständniß eines der Verzweiflung nahen Onaniten, mit dem Rath eines Freundes zu seiner Rettung, und enthält im Grund nichts Neues. Das aber müssen wir, um unsere Anzeige nicht unvollständig zu lassen, noch nachholen. Der V. bestimmt sein Institut eigentlich für Knaben, die nicht studiren wollen, und nimmt auch solche in demselben an, die die Selbstbefleckung noch nicht kennen, eben weil er sie vor der Verführung zu sichern gedenkt.

Tb.

**Philoteknos, ein Versuch über Verbesserung der Landschulen. Erstes Stück. Frankfurt, in Commission bey Pech, 1791. 5½ Bogen. 8.**

Abermals ein deutsches Buch mit einem undeutschen Titel. Rec. wünschte, daß dieser Gebrauch, wenn er sich gleich auf die Autorität nicht unwichtiger Namen unsers Zeitalters gründet, nicht fortgepflanzt würde, und man nur dann eine Ausnahme machte, wenn Wörter aus fremden Sprachen das Bürgerrecht in der unsrigen gewonnen hätten, und gemeinverständlich wären. Die Bemerkung und der Wunsch kann bey dieser deutschen Schrift selbst dann noch gegründet bleiben, wenn man gleich von den Aufsehern der Kirchen und Schulen und einigen Lehrern an denselben, von welchen die Ausführung der darin enthaltenen Vorschläge abhängt, voraussetzen dürfte, daß sie den Titel verstehen müßten. Der eigentliche Vorschlag des Verf. gehet von der ganz richtigen Beobachtung aus, daß die zu große Frequenz der Schulkinder in den Land-

schulen ein wesentliches Hinderniß sey, warum durch die Schulerweisung derselben so wenig Nutzen bewirket und die Aufklärung des Landvolks nicht vollständig genug ertheilt werden könne. Bey Einem Lehrer können die Schüler nach ihren Fähigkeiten nicht in Klassen getheilt und besonders unterwiesen werden. Er trägt daher darauf an, sie in zwey Klassen abzusondern. Wo zwey Schulen, eine für Knaben, und eine für Mädchen sind (dies dürfte wohl auf dem platten Lande nach Verhältniß nur selten der Fall seyn) könnten ohne Nachtheil beyde Geschlechter vereinigt, und die obere Klasse von einem sogenannten studirten Lehrer, die untre von dem ungestudirten besorgt werden. An Orten — und dies wäre am häufigsten — wo nur eine Schule sich befindet, sollte der Prediger die obere und der gewöhnliche Lehrer die untre Klasse besorgen. Die Lehrgegenstände für diese Abtheilung wären das Buchstabiren, Lesenlernen und der Anfang im Schreiben. (Sollte nicht auch Kenntniß des Alphabets, der Zahlen und Ziffern dahin gehören?) Für die obere Klasse wären Anweisungen im Schönschreiben, die auch wenigstens zweyerley Lehrer gegeben werden könnten, im Lesen und Verfertigung schriftlicher Aufsätze, Rechnen, Lesen in der Bibel und Religionsunterrichte, Gedächtnißübungen und unter gewissen Umständen Privatunterweisungen in der Geometrie erforderlich. — Bey der, so viel Rec. bekannt ist, neuen Idee, den einen Theil der Schulkinder dem Prediger fast ausschließend zu überlassen, möchten sich mehrere Schwierigkeiten finden, wie denn der Verf. auch mit bewundernswürdiger Bescheidenheit zweifelt, daß seine Vorschläge aller Orten ausführbar seyn dürften. Wir bemerken nur, daß die Aussetzung, Abkürzung oder Verlängerung der Lehrstunden des Predigers, den Amts- oder Wirthschaftsgeschäften zu Zeiten abhalten, und zu so manchen Unordnungen der Jugend Anlaß geben würden, da die Aeltern und Angehörigen nicht jedesmal wissen, wenn der Fall eintritt; denn dies kann selbst oft der Prediger vorher nicht bestimmen. Ueber die Lehrart kann Rec. sich hier wohl einlassen, und unterschreibt manche Behauptungen, z. B. was S. 73 unten über den Lutherschen Katechismus steht; was der Verf. aber über die Art des Bibellesens, über die Anleitung, Erklärung und Erläuterung des A. u. N. T. st., während des hier sogenannten cursus biblici mit den Bauerkindern sagt, dagegen möchte. Manches zu erinnern seyn, und auf dieser Vorrath von exegetischen, hermeneutischen und Sprach-

Lesen

kenntnissen jedem Landprediger, oder studirten Lehrer, die bey dem täglichen mühsamen Geschäfte, welches der V. ihnen hier anweiset, und bey ihren übrigen Arbeiten nur wenige Zeit zur Vorbereitung behalten dürften, sogleich zur Hand seyn kann; ob alle diese Erkenntnisse beym Volksunterricht nöthig, brauchbar und zweckmäßig wären, läßt sich billig bezweifeln. Sollten die VV. der A. L. Z. es wohl der Absicht und dem Endzwecke dieses Werks gemäß halten, es den Kindern in Volks- und Landschulen zum Behuf des Lesens der mit lateinischen Lettern gedruckten Schriften in die Hände zu geben, wie der Verf. nach S. 49 gethan hat, ungeachtet ihnen die Sachen mehrentheils unverständlich waren. Hieran zweifelt Rez., der vielmehr der Meinung ist, daß Kinder Lesebücher haben müssen, die ihren Fähigkeiten und Verstandeskräften angemessen sind.

Ok.

---

**Der Rathgeber junger Leute beyderley Geschlechts, von Christ. Gottfr. Böhy, Diakonus zu Nördlingen. Ersten Bandes erstes Stück. Leipzig, bey Gräff, 1791. 13½ Bogen in 8.**

Der Rathgeber läßt an seine Leser und Leserinnen eine sehr süßliche Zuschrift vorangehen, wünscht sich, sie alle um sich her versammlet zu sehen, hier eine Reihe hübscher, munterer Jünglinge, dort einen Klubb artiger holder Töchter, u. s. w. Dann folgt eine sehr lang ausgedehnte Erzählung aus der Jugendgeschichte des Rathgebers. Die Jünglinge: zwey Sittengemälde aus dem Horaz und Aristoteles. Die Jungfrau, geschildert und zum Frauenzimmerspiegel hinterlassen von J. W. Zacharia (aus dessen vier Stufen des weiblichen Alters). Und so steigt dies erste Stück auf vierzehn Rubriken. Der wahre interessante Ton für junge Leute ist nicht getroffen, auch die Gesprächsmanier ganz verfehlt.

— — Ersten Bandes zweytes Stück. Ebend. 1791. 192 Seiten in 8.

Was wir von dem ersten Stück geurtheilt haben, gilt auch hier. Eine gewisse Geschwätzigkeit und Weitläuftigkeit, wie

ſie dem Alter eigen iſt, iſt nicht allemal geſchickt, junge Leute empfänglich für guten Rath zu machen. Die Jugendgeſchichte des Rathgebers wird hier mit eben der Ausdehnung fortgeſetzt, und überhaupt darauf angelegt, eine hübſche Folge von Bänden und Stücken zu erwarten. Unter dem, was allenfalls auch andere intereſſiren könnte, iſt ein Aufſatz, der Einiges aus der Lebensgeſchichte des ſel. Junkheim, und noch einer, der die Jugendgeſchichte des ſel. Prof. Tob. Mayer zu Göttingen enthält. Beyläufig erfahren wir, daß der neue Braunſchweigiſche (vermuthlich Hannöverſche) Katechismus in der Reichsſtadt Kempten eingeführet ſey. Das macht dieſer Reichsſtadt Ehre, ob wir gleich wünſchten, daß nun bald noch ein beſſerer, eigentlich ein guter, Katechismus erſchiene, den andre Reichsſtädte und Länder einführen könnten.

Rg.

---

## XIX. Handlungs- Finanz- und Polizeywiſſenſchaft, nebſt Technologie.

**Briefe über verſchiedene Theile der Cameralwiſſenſchaft. Erſter Band. Mainz und Leipzig, Sartorius, 1790. 8. 264 Seiten.**

Der Verf. dieſer Briefe (man nennt den Herrn Hofkammerrath Leo allgemein als denſelben, und Inhalt, Art der Bearbeitung und Styl beſtätigen dieſe Verſicherung) hat ſich durch ſeine vorhergehenden ſchriftſtelleriſchen Arbeiten den Namen eines mit Einſicht und Beurtheilungskraft zu Werke gehenden, und Theorie und Praxis geſchickt verbindenden Landwirths und Cameraliſten erworben, und auch dieſe neue Frucht ſeines Fleißes bleibt keinesweges unter der Erwartung, mit der man ſie in die Hände nimmt. Nur dann würde ſich der Leſer getäuſcht ſehen, wenn er lauter neue Wahrheiten erwartete, ſtatt deren er nicht ſelten bekannte Ideen, immer aber ſolche finden wird, die mehr Beherzigung verdienen, als man ihnen bis jetzt widmete. Die vorzüglichſten Abhandlungen betreffen die Hinderniſſe der Verbeſſerung des deutſchen Ackerbaues, die Vermiſchung der Grundſtücke und Gemeinſchaft

der

der Taxen und Huthweiden, Brache, unverhältnißmäßige Gleiche oder Kleinheit der Privatbeſitzungen, Leibeigenſchaft und Frohnen, Druck und ungleiche Vertheilung der Abgaben, Zehenden, allzu große Ausdehnung des Weinbaues, Jagdgerechtſame, fehlerhafte Verfaſſung der Viehzucht, die Unwiſſenheit des Landmanns und Mangel an Einſicht in ſein Gewerbe, und endlich die mehr oder minder große Einſchränkung des Kornhandels vor den Richterſtuhl des Verf. gezogen, und Mittel, dieſen Mängeln abzuhelfen, vorgeſchlagen werden; dann mehrere Fehler in den Forſteinrichtungen. Die Haltung der Schaafe in den Hirſten wird gegen die Anklagen der Förſter in Schutz genommen, die Huth des Rindviehes dagegen für ſchädlich erklärt. Vorzüglich gerügt ſind die offenbaren Mängel der Waldgerichte wegen der allzu großen Weitläuftigkeit, Ungleichheit und Unbilligkeit, die hier in Anklage, Unterſuchung und Beſtrafung herrſcht. So ſehr dieſe Gegenſtände mit Rückſicht auf das Land, der Gegend, wo der Verf. lebt, behandelt ſind, ſo anwendbar ſind dennoch die meiſten dieſer Erinnerungen auch auf andere Gegenden und Einrichtungen. Noch betreffen einige Briefe die Möglichkeit und Nützlichkeit der Verbindung der Cameralwiſſenſchaften mit der Jurisprudenz, die Mißlichkeit ökonomiſcher Verſuche, die Entbehrlichkeit der Brache, einige künſtliche Düngungsarten, Verbeſſerungen der Rindvieh- und Schaafzucht. Die Oekonomiſten ſucht der Verf. in ihren Lehren von dem Vorzug der Republiken vor den Monarchien, und in ihren Behauptungen von der Schädlichkeit der ſtehenden Armeen und des Cölibats zu widerlegen. Ueber dieſen letztern Punkt iſt uns der Verf. am unbefriedigendſten geweſen. Noch hat uns die ſchon einmal gegen dieſen Schriftſteller getadelte Briefform mißfallen, der durch gekünſtelte Einleitung und Schluß den Vortrag unnütz verweitläuftiget, und die zuſammengehörenden Abhandlungen zerrücket. Druckfehler, vorzüglich in Namen, und einige Idotismen geben auch zuweilen einen Anſtoß.

Hd.

Joh. Chriſtian Fabricii Policeyſchriften. Zweyter Theil. Kopenhagen, bey Proſt, 1790. 304 Seiten. 8.

Der erste Theil dieser Schriften ist im 1ten Stücke des 4ten Bandes dieser Bibliothek S. 260 ff. von uns angezeigt worden. Der vor uns liegende neue Theil verdient dasselbe Lob, und giebt zu ähnlichen Erinnerungen, als wir bey dem ersten Theile zu machen genöthigt gewesen sind, Anlaß. Der Verf. fährt fort, mit der Freymüthigkeit und Kenntniß seines Vaterlandes, die er besitzt, zu schreiben; aber er macht sich auch hier aller derjenigen Nachläßigkeiten schuldig, die wir schon vormals gerügt haben. Diese schwächen nothwendig die Wirkung seiner Bemerkungen, und verrathen eben keine gar große Achtung gegen das Publikum. Ein guter Schriftsteller, wie Hr. Prof. F., sollte stets die gehörige Sorgfalt auf seine Schriften wenden, wenn es ihm um die Erhaltung seines erworbenen Ruhmes zu thun ist. Eine kurze Prüfung dessen, was er hier geliefert hat, wird aber zeigen, daß er solches bey diesem Theile eben so wenig, als bey dem ersten, gethan hat.

I. Von der Gesundheit der Einwohner. Bey dem vielen Guten, was der Verf. hier sagt, können wir es ihm nicht zum Vorwurf machen, daß das Meiste davon schon ziemlich allgemein bekannt ist: denn er schrieb es vorzüglich in Rücksicht auf seine Landsleute, und die Beyspiele, welche er von seinem Vaterlande hernimmt, zeigen hinlänglich, daß seine Lehren demselben nöthig sind. Aber der Verf. sollte doch nicht unrichtige Grundsätze, die zu Mißbräuchen und nachtheiligen Maasregeln Anlaß geben, mit unter seinen guten Räthschlägen aufstellen. Dahin rechnen wir das, was er S. 43 über die Brodtaxen sagt. Denn es erhellet daraus, daß er diese Materie keinesweges gehörig durchdacht, und das, was in andern sehr bekannten Schriften darüber gesagt worden ist, gar nicht erwogen hat. Dieser letztere Mangel ist freylich durchaus bey dem Verf. sichtbar. Er hat seine Vorgänger gar nicht gelesen. Sonst hätte er gewiß nicht vorgeschlagen, daß man außer den Brodtaxen auch noch Taxen für die Feurung, für Holz und Torf einführen sollte. — Mit desto größerem Vergnügen lieset man dagegen, was er über die medicinischen Polizeyanstalten sagt, die noch in den meisten Ländern so große Verbesserung nöthig haben. Er äußert bey dieser Gelegenheit auch den Wunsch, daß die ganze medicinische Facultät auf allen Universitäten, wo man die Arzneywissenschaft doch nicht in ihrem ganzen Umfange und nach allen ihren Theilen lehren kann, z. B. in Kiel, aufgehoben

werden

[illegible]

I. Allgem. Anmerkungen. Mit Recht eifert Hr. Wal. die Vielherrschaft, welche sich unerträgliche Plagen bringt. Er sagt nicht zuviel, daß die Landesherren darin [illegible] der Unterthanen, gemeiner, mehrer, und glücklicher [illegible] heimlich zu thun und ausführen. [illegible] Abtheilung verdienstliche Anmerkungen über das Kammerwesen und alle dahin gehörige Gegenstände, welche gelesen und befolgt zu werden verdienen.

II. Von der Kammerverfassung. Hr. [illegible] Kammerverfassungen, und [illegible] Grundsätze. In einem Provinzialstaate [illegible] Provinzialstände alle [illegible] Kammerbeamten [illegible] Kollegium [illegible] Kammerdirektor [illegible] Kammerräthe [illegible] Kammersekretär [illegible] Kammerkassier [illegible] Kammerkommissionen [illegible] Kammerkollegium [illegible] Kammerkollegium [illegible] Kammerkollegium

entsagen. Manchen derselben ist ja das Privilegium ein Theil des Lohns für ihre Dienste angewiesen. Von dem Adel sagt der Verf., er habe ohnehin der Vorrechte so viele. Wenn er nicht etwa die Vorzüge, die man dem Adel bey Besetzung der Aemter im Staate, zum großen Schaden des Staats, einräumet, dahin rechnet: so wüßte Rec. doch in der That nicht, was der Schleswigholsteinische Adel für Vorrechte hätte. Denn seine Landstandschaft ist doch gewiß in den neuesten Zeiten zu einer eigentlichen Null geworden. Richtiger und der Sache angemessener ist der Vorschlag, die Zölle ganz aufzuheben. Indessen muß Rec. überhaupt gestehen, daß der Verf. den Handel der Hamburger und Lübecker mit den Dänischen Staaten allenthalben, wo er davon redet, aus einem falschen Gesichtspunkte, nämlich ganz einseitig betrachtet. Das hat er mit fast allen Dänen gemein, und es ist hier der Ort nicht, diese, wie jeder unpartheyische Kenner sieht, falsche und übertriebene Vorstellung zu berichtigen. Das haben auch längst Andere gethan. — Dagegen hat das, was der Verf. über den schweren Münzfuß sagt, unsern ganzen Beyfall. Es würde ein großes Glück gewesen seyn, wenn man bey der letzten Münzveränderung den sogenannten Louisd'or oder Leipziger Fuß angenommen hätte. Auch in den Wunsch, die Zünfte und Innungen aufgehoben zu sehen, stimmen wir gern ein. Ueberhaupt verdient im Ganzen genommen diese letztere Abhandlung vorzügliche Aufmerksamkeit und Beherzigung.

Was wir bey dem vorigen Theile über die Nachläßigkeit in der Schreibart gesagt haben, gilt auch von diesem. Besonders aber ist es uns hier auch noch anstößig gewesen, daß ein Schriftsteller, welcher wegen seiner edeln Freymüthigkeit so berühmt ist, dennoch gewisse Ausdrücke der Schmeicheley, wahrscheinlich aus Gewohnheit, noch immer beybehält. Gnade der Regierung, gnädige Sorgfalt des Kronprinzen, Wohlthat des Königs, und ähnliche Floskeln von Gnade und Güte finden sich oft, wo doch von nichts Anderm als von Weisheit, Gerechtigkeit und Pflicht die Rede ist. Ein Philosoph und so aufgeklärter und freymüthiger Mann, wie Hr. Prof. Fabricius ist, sollte auch immer eine Sprache reden, die ihm geziemt, und seine Schreibart nicht durch Flecken, die der Schmeicheley ähnlich sahen, verunstalten.

Allgemeine Beyträge zur Handlung, von Chriſtian Gottlob Gründler, Kaufmann in Berlin. Zweyter Theil. Berlin, in der Realſchulbuchhandl. 1788. 190 Seiten. 8.

Wir finden keine Urſache, bey dieſem zweyten Theile das Urtheil zu ändern, welches wir im 2ten Stücke des 88ten Bandes über den erſten Theil abgegeben haben. Denn auch hier finden wir Alles, wie dort.

Dm.

## XX. Vermiſchte Nachrichten.

Abfertigung einer in dem CVII. Stück der Oberdeutſchen allgemeinen Litteraturzeitung befindlichen Recenſion. 48 Seiten. 8.

Den Leſern der A. d. B. ſind aus der Recenſion des Buchs: Die von Joſeph II. in ſeinen Staaten zwar gegründete, aber von der Römiſchen Hierarchie untergrabene Toleranz u. ſ. w. (A. d. B. XCVII. 2. S. 413.) die Schickſale des aus Oeſterreich verbannten Predigers Eiſenbach bekannt, der itzt, wie wir auch ſchon in jener Recenſion berührten, in Nürnberg privatiſirt. Gegen dieſen Mann und ſeine Schrift war ſchon in den: neuen Beyträgen zur Geſchichte der Stadt Nürnberg, 2. Heft, März 1790, der dortige Hoſpitalprediger Waldau aufgetreten, weil Eiſenbach einen Brief von Waldau in jener Schrift hatte abdrucken laſſen, und E. hatte ſich auf 20 Seiten dagegen vertheidigt — Nach dieſer Fehde, die dem Waldau von der Obrigkeit unterſagt ſeyn ſoll, erſchien in dem obenangeführten Stück der oberdeutſchen A. L. Z. eine Recenſion der Eiſenbachſchen Schrift, gegen die er in der vorliegenden Schrift ſich vertheidigt. Da indeſſen dieſe Streitſchrift keine weitere Aufklärung des Vorfalls enthält, außer daß ein Verdacht auf die katholiſche Geiſtlichkeit wegen verſuchter Vergiftung E's geworfen wird, ſo können wir uns nicht weiter in den Streit einlaſſen, als daß wir geſtehen, daß der angeklagte Recenſent auch uns die Pflichten

eines Recensenten nicht beobachtet, sondern mit sichtbarer Vorliebe für die Oestreichischen Beamten das Verdammungsurtheil über E. gesprochen zu haben scheint. Wir wenigstens sind bis itzt noch unster schon geäußerten Meinung, und nur ein Beweis, daß E. den Gesichtspunkt verdreht, falsch berichtet, die Documente selbst gemacht, oder verfälscht oder verstümmelt bekannt gemacht habe, wird sie umstimmen können. Wenn wir, bis dies geschehen seyn wird, E's Schicksal beklagen; so hindert das nicht, auch diesem Manne zu rathen, künftig glimpflicher mit seinen Gegnern zu verfahren. Denn selbst unschuldiges Leiden berechtigt nicht zu der Hitze, mit der öfters die Gegner von ihm angelassen sind. Hat auch gleich Luther öfters mit gleicher, ja noch stärkerer Heftigkeit gehandelt, so gibt uns das kein Recht zu ähnlichem Verfahren, da wir das viel wichtigere Beyspiel dessen vor uns haben, „der nicht scholt, da er gescholten ward, nicht drauete, da er litte," sondern, der am Kreuz für seine Feinde betete.

Rh.

Paragrafen von Wekhrlin. Erstes Bändchen, 1791. 331 Seiten. 8. Nürnberg, bey Felsecker.

Die öftere Veränderung des Titels der periodischen Schrift des Hrn. W. (die aus Chronologen in ein graues Ungeheuer, aus diesem in hyperboräische Briefe, und nun endlich in Paragraphen verwandelt worden) scheint sich nicht mit dem Beyfall des Publikums zu reimen. Leicht mag mehr als Eine Lesebibliothek Hrn. W. für einen vortreflichen Skizzirsteller halten (das Belohnungsdecret einer derselben hat der bescheidene Verf in extenso einrücken lassen); das große Publicum hingegen, das sich wohl eine Weile, aber nicht in die Länge durch Singularität imponiren läßt, scheint sehr von seinem Vorurtheil zurückgekommen zu seyn. Und wahrlich nicht mit Unrecht. Offenbar hat sich Hr. W. längst ausgeschrieben: je weiter sein Journal fortrückt, je seltner werden die nur einigermaßen interessanten Artikel, desto häufiger die ganz leeren, witzelnden Declamationen. Da der Verf. auch hier ein paar grimmige Ausfälle auf die A. d. B. gethan hat, so können wir, um selbst den Schein der Partheylichkeit zu vermeiden, in dem Beweis unsers Urtheils nicht so kurz seyn, als wir sonst gern gewesen wären. „Umsonst, sagt Hr. W.,

„ist

Ihren (der ungenannten Herren in M..)
; umſonſt beſeuert Ihre Huld unſre Anſtren-
a. d. B. erſcheint, und rechtfertigt das Orakel:

Nor can weak Truth his reputation ſave,
The fools will all agree to call him Knave.

e Recenſenten (die etwas anders von ſeinen
m, als die guten Freunde in R.) *fools*
eine Artigkeit, wie man ſie von erzürnten Au-
zewohnt iſt, als daß ſie noch auffallen könnte:
daß er dieſe Rec. beſchuldigt, to have calld him *Knave*,
eine grobe Verläumdung, deren ganze Schande auf
zurückfällt.

Egoism. Der Verf. thut hier auf alles Ver-
man ihm nur ſein gutes Herz läßt. Eine über-
Aeußerung von einem erklärten Witzling, an einen
Nachahmer franzöſiſcher Witzlinge, welche Nachah-
auf die gallogermaniſche Schreibart gehet. Dieſe
ung verträgt ſich aber übel mit den viel häufigern Er-
ſei Selbſtzufriedenheit. „Ich bekenne, daß das
or Antheil an meinen Blättern hat, als der
das Genie hat nicht viel Antheil daran; —
über die Aufhebung des Cölibats in Frankreich,
ng der geiſtlichen Keuſchheit nennt es Hr. W.
n Sprache. — S. 26 „Caglioſtros
reibt Hr. W., um auch hierin etwas Eigenes
örce iſt unermeßliche Welt- und Menſchen-
man jetzt noch ſo etwas behaupten kann!
afina iſt ein wahrer Nickel. Sie riecht
ndell, aus dem ſie herkam.“ Pfui! Hr. W.
ukler bald für einen Emiſſar der Jeſuiten, bald
ein Turki n Spion. „Kein Hof in Europa bezahlt,
, ſeine Spione beſſer, als die Pforte.“ Und
n das? S. 30 wird C. alſo redend einge-
n große Springfeder, die ſich der Orden des Ignaz
ſeiner Aufhebung vorbehielt, und die er tief in ſeiner
verwahrt (doch nicht ſo tief, daß es dem durchdringen-
lick unſers Journaliſten verborgen blieb!) iſt eine Re-
in der Hierarchie. Tauſend Fäden, die ihr ſeht und
, hängen mit dieſem Plan zuſammen, deſſen Zweck
zu ſtürzen und umzuformen. (Als
ob

ob das Wesen desselben nicht ganz auf seiner jetzigen Form beruhte!) Auch mir erwieß man die Ehre, mich unter die Werkzeuge zu rechnen, die man dazu gebrauchen könnte. Ich ließ es geschehen, weil ich glaubte, daß nichts außer meiner Boutike liegen müsse, und weil ich mich für überlegen genug hielt, um Jesuiten zu betrügen, und sie an meiner Leine zu führen. Traun, ich betrog — mich. Anstatt die J. zu meiner Dupe zu machen, wie mir meine Eitelkeit schmeichelte, ward ich die ihrige. Man war auf seiner Huth, man beobachtete, man durchblickte mich. Man ließ eine Miene springen: sie schleuderte mich sechs Treppen hoch, um meine Stückchen den Engeln vorzuspielen." Moral. „Das Leben und Ende des Grafen C. wäre also der zweyte Band zur Geschichte des Illuminatism in Baiern." — — Diese Moral kommt wirklich unerwartet. Mehr, dächten wir, wäre es im Geist der Jesuiten, daß sie sich erst wieder von dem Papst aufhelfen ließen, und sodann ihm, ihres eigenen Vortheils wegen, aufzuhelfen suchten, als daß sie sich bemühen sollten, die Hierarchie umzustürzen, die ein viel zu wirksames Verfinsterungsmittel des menschlichen Verstandes ist, als daß sie es aufgeben dürften. — Blendend, aber auch nicht mehr als das, ist der Gedanke S. 30, daß die Natur durch das Planetensystem den Menschen das Muster des wahren gesellschaftlichen Systems habe geben wollen. — Hr. W. sah, daß K. Leopold II. auf seiner Krönungsreise im Wagen las: „eins meiner Augen hätte ich in diesem Moment dafür gegeben, wenn ich gewußt hätte, was es für ein Buch war, wenn ich den beneidenswürdigen Schriftsteller nennen könnte, der so glücklich war, den Monarchen die Zeit zu verkürzen." Ueber den Philosophen Pius VI. Eine Schilderung des jetzigen Papstes. Der K. konnte dabey wenig mehr zu Grunde legen, als die schon bekannten Nachrichten der Reisebeschreiber und Gazettisten. Dabey laufen auch Widersprüche mit unter. Welcher rechtgesinnte Geist hat je noch eine affektirte Sprache geführt? S. 30. „Ohne gelehrt zu seyn, sogar ohne die Wissenschaften zu treiben, weiß er wahre Gelehrte zu ehren." (Exempli gratia.) Er schickt Künstler nach Frankreich, um die eleganteren Baukunst nach Rom zu holen; Gärtner nach England, um den Geschmack von der Natur zu lernen (soll wohl heißen Geschmack an der Natur); Werkleute nach Deutschland, um das Fabrikwesen auszukundschaften." Diese Nachrichten waren uns ganz neu. — Kantism. Ein jämmerlich seichtes Ge-

Geschwätz! Als politischer Kannengießer mag Hr. W. noch passiren, aber als philosophischer ist er ganz unerträglich. „Licht, Finsterniß, Verstand, Dummheit, Leben, Tod — ihr seyd, ihr waret nie etwas anderes, als bloße – Beraubung.“ – Bekenntniß eines Freymaurers. Bekannte Dinge, aber gut zusammengestellt, so daß sie den Einfluß der Jesuiten auf die Mauerey fast zur Gewißheit macht. Einige isolirt scheinende Facta sind scharfsinnig und mit vieler Wahrscheinlichkeit in Verbindung gebracht. — Auch eine Vergleichung. „Man frägt, wie sich Joseph II. und Leopold II. zusammen verhalten? Wie zween Aerzte. Der Eine heilt durch Brechmittel, Zugpflaster u. s. w. dies griff die Patienten zu stark an; sie bekamen einen Abscheu davor. Der andere offerirt Opiate, Tisannen, Fünftelsäfte und dergleichen. Die Patienten riechen daran, und verschlingens.“ Wie man sieht. – Das politische Testament des Grafen von Vergennes ist eine der wenigen guten Aufsätze. Rührt er vom Hrn. W. her, so ist es viel. — Die Stimme der öffentlichen Vernunft an der Grabsäule Voltairs. Man kennt Hrn. W. Enthusiasmus für den freylich großen Mann, der nur nicht immer das war, wofür ihn seine blinden Anbeter ausschreyen. „Wie V., der Abgott und Freund aller guten Gesellschaften, Voltaire, der bey den Bankerouten, die man ihm spielte, sich durch ein Bonmot tröstete, und für den öftern Betrug, den er erfuhr, blos durch ein Epigramm rächte — Er, der hundert Gelehrte unterstützte, der bald Colonien (im Plural?) anlegte, bald die Rechte der Menschheit auf seine Kosten reclamirte, welcher der Retter so vieler Unschuldigen war, und seinen Feinden Pallaste und Landgüter antrug (?), der Schaubühnen (der leidige Plural!) errichtete und Spektakel gab, nur um die Künste zu befördern, und seine Gäste zu unterhalten (und weil ihm seine Stücke nie genug gespielt wurden. S. seine Correspondenz!), der seine Werke verschenkt, um die Handlung zu beleben (nachdem er sie schon an mehrere Buchhändler verkauft hatte) — mit Einem Wort, der mit der Pracht eines Prinzen lebte, und reicher und wohlthätiger war, als alle Gelehrte Europens zusammengenommen, der sollte Juden prellen, und sich an Wachsstöckchen bereichern!“ Und das wäre wirklich Hrn. W. so neu, daß oft in Einem Menschen sich ganz entgegengesetzte Extreme vereinigen. Gab es denn der Widersprüche in dem Charakter dieses so großen und so kleinen Mannes nicht mehr? –

O miserae leges, quae talia crimina fertis. Hr. W. sah vor kurzem eine Jannerfamilie hinrichten. Das Urtheil enthielt, die zwey Kinder sollten erstlich unter den Augen des Vaters hingerichtet werden. Und es wurde vollzogen! Schrecklich, aber warum nennt Hr. W. den Ort nicht, wo man in unsern Tagen noch einer solchen Barbarey fähig ist? Ganz unwürdig aber eines vernünftigen, philosophischen Mannes ist die Reflection, die der Verf. dabey macht. S. 143. „Es ist also wahr, daß die Justiz öfters noch barbarischer und dummgrausamer ist, als die Religion.“ — Wenn Hr. W. auch bisweilen eine artige Idee hat, so ruht er doch nicht, bis er sie wieder durch Hyperbeln und Paradoxen verunstaltet hat. So singen wir S. 145. die Ermahnung, der Thiere zu schonen, und sie durch Gesetze gegen Mißhandlungen zu sichern, die rohe Menschen ihnen gegen Vernunft und Billigkeit zufügen, mit Vergnügen an zu lesen: aber wie ward uns, als wir auf folgende Stelle stießen. „Die Organisation der Thiere ist eben so edel, so bewundernswürdig wie die unsrige. Ihre Seele ist zuweilen noch feiner. Wenn wir sie an Verstand zu übertreiben scheinen, so übertreffen sie uns an Gefühlen. Ihre Liebe, ihre Mäßigkeit, ihre Geduld, ihre Tapferkeit, ihre Treue, ihre Zärtlichkeit setzen den Philosophen in Erstaunen.“ Durch solche Uebertreibungen muß in den Augen gewöhnlicher Leser die sehr ernsthafte Sache nur lächerlich werden. — — S. 175 Eine Anekdote von dem verstorbenen Kaiser, die uns neu war. Als Joseph die Allee zu Lucienne besehen wollte, bat er die Gräfin Barry um ihren Arm. Sie entschuldigte sich, daß sie dieser Ehre nicht würdig wäre. La beauté est reine! sagte J. Schade, daß er dies schöne Wort an eine Barry verschwendete! — S. 191. „Wer das Leben des Comte d'Artois in ein allegorisches Gemälde bringen wollte, der müßte die Natur zeichnen, wie sie ein Meisterstück entwirft, es anschaut, zur Erde wirft und — darauf speyt.“ Idée sublime à la W.! — Der Werth der Maximen. Folgende Anekdote, heißt es, findet sich in den handschriftlichen Memoires der verklärten Markgräfin Sophie von Bayreuth, und wird sich in jenen eines noch lebenden erlauchten Sterblichen wieder finden. „Friederich, der Unerreichte, war seinen Heldenschwung einem Vers schuldig, den er im la Fontaine fand, und der bis an sein Ende seine Bewunderung war.

— seul

— — ſeul il paſſe en puiſſance
Le monde d'alliés vivant ſur notre bien.
Le Lion en a trois qui ne lui coutent rien,
Son courage, ſa force avec ſa vigilance.

„Laßt euch alſo nicht überreden, ihr Prinzenlehrer, daß Maximen Schulfüchſerey wären. Man ſieht; daß zuweilen eine für den ganzen Erziehungscurs eines Menſchen gelten kann.“ Sehr wahr, aber deswegen wird niemand glauben, daß der große König dieſem Verſe im eigentlichen Verſtande ſeinen Heldenſchwung ſchuldig ſey. Hätte ſeine Seele dieſen Heldenſchwung nicht ſchon gehabt, ſo würde dieſer Vers nicht mehr Eindruck auf ihn gemacht haben, als auf jeden Leſer von Geſchmack und Einſicht, der die große Wahrheit deſſelben anerkennt, den treflichen Ausdruck bewundert, aber dadurch weder Sehnſucht noch Talent bekömmt, ein Held zu werden. Eliſäiſche Felder. Beſchreibung des ſchönen Gottesackers in Deſſau. Die Furcht vor dem Tode würde gewiß unter der Menge ſehr abnehmen, wenn man allenthalben die düſtern, barbariſchen Gottesäcker ſo lieblich umſchaffen wollte. — Da liegt der Apfel! „Giebts wirklich Zuſammenhang und Zweck in der Natur? oder iſt die Welt blos ein verunglücktes Uhrwerk? Sind wir in der That zu etwas beſtimmt: oder ſind wir nichts als lebendige Champignons?“ Nach einem 2000jährigen Streite hierüber, ſagt Hr. W. ziemlich komiſch, iſt man endlich übereingekommen, ſich in zwo Partheyen zu theilen: Spiritualiſten und Materialiſten.“ Und eine dritte und vierte Parthey gäbe es nicht? „Wie? heißt es weiter, wenn nun ein Mann aufträte, der — auf beyde Seiten einen verächtlichen Blick werfend — in der Mitte hindurch gienge, und uns eine neue, völlig freye Ausſicht eröffnete: wenn er mit dem einfachen Leitfaden der Natur in der Hand, ohne Logomachie und ohne Kakophonie!! nur durch lichtvolle, originelle und eindringende Begriffe mit uns ſpräche: wenn dieſer außerordentliche Mann zum Exempel ſo räſonnirte: u. ſ. w. Und nun giebt Hr. W. die erſten Umriſſe eines Syſtems, deſſen Erfinder ſein illuſtrer Freund der Hr. Ingenieurhauptmann und Prof. Werner zu Gießen iſt, und womit er die Welt einſt beglücken wird. „Wie ſtolz macht mich mein Schickſal, ruft Hr. W. begeiſtert aus! Durch mich wird die Analyſe der Natur angekündigt!“ Dieſes wichtige Werk will unter andern beweiſen,

daß

Rechtſchreibung mancher Wörter ausgenommen, wovon ſchon der Titel zeugt, recht gut.

Om.

Deutſche Zeitung, oder moraliſche Schilderungen der Menſchen, Sitten und Staaten unſrer Zeit. Mit beſondrer Rückſicht auf Deutſchland. Jahrgang 1791. Gotha, in eignem Verlag der Expedition dieſer Zeitung. 4.

Wir wollen uns nicht wiederholen, ſondern bey dieſem und den folgenden Jahrgängen nur kurz anzeigen, daß ſie da ſind. Im Grunde ſcheint die deutſche Zeitung, ſo wie am Abgang und auswärtigen Beyträgen, ſo an innerer Vollkommenheit immer mehr zuzunehmen. Der minder erheblichen Aufſätze, wie etwan die Rede eines Vogts, oder Auszüge aus Schulreden und Schulprogrammen ſind, werden immer weniger, ſo wie hingegen der intereſſantern und des Aufhebens würdigen Nachrichten immer mehr.

Tb.

## Nachrichten.

### Auszug eines Briefes vom 4ten April 1792.

— Mit dem Magazin für öffentliche Schulen und Schullehrer, das bisher in Bremen bey J. H. Cramer herauskam, iſt folgende Veränderung getroffen worden. Zwey der bisherigen Mitherausgeber, Hr. Subrector Bredenkamp und Grammaticus Schilling, beyde Lehrer an der Königl. Domſchule in Bremen, gehen wegen anderer dringenden Geſchäfte davon ab. Das Magazin gehet aber ſeinen Gang fort. Hr. Rector Ruperti und Subconrector Schlichthorſt, beyde Lehrer des Gymnaſiums in Stade, im Herzogthum Bremen, beſorgen es künftig. Beyträge werden an die Vandenhoeck-Ruprechtiſche Buchhandlung in Göttingen geſchickt. An dieſe geben die Subſcribenten auch ihre Namen

ab,

, die vorgedruckt werden. Wem Stade näher liegt, wen- ſich an die Herausgeber des Magazins.

* * *

. r Prof. Moritz in Berlin iſt mit der Ueberſetzung liſchen Romans unter dem Titel: Anna St. Ives x 28 Holcroft beſchäftigt. Der erſte Theil wird im l erſchen Verlage in Berlin erſcheinen.

---

## Todesfälle.

### 1791.

Am 11. October ſtarb in Berlin Herr Johann von lon, Doctor der Rechte und der Philoſophie, Profeſſor : bey dem Königl. Feldartilleriecorps, Director : ei tuſchen Klaſſe bey der Königl. Preußiſchen Aka- oer : iſſenſchaften zu Berlin, und Mitglied mehrerer rten Geſellſchaften, in einem Alter von 82 Jahren und onaten. Seit 1763 lebte er in Berlin.

Am 12. October ſtarb ebendaſelbſt Frau Anna Luiſe rſch, gebohrne Dürbach, eine vorzügliche deutſche Dichte- unſers Jahrhunderts, alt 68 Jahre und 10 Monate.

Am 22. October ſtarb in Erlangen Herr D. Heinrich rich von Delius, Fürſtl. Brandenburgiſcher geheimer ſprath, Präſident der Kaiſerl. Akademie der Naturforſcher, enior Univerſität zu Erlangen, erſter Profeſſor der me- u Facultät, und Mitglied vieler gelehrten Geſell- ften, im 72ten Jahr ſeines thätigen und verdienſtvollen

Hannover ſtarb den 9. Nov. unvermuthet und viel einer der geſchmackvolleſten Philologen Deutſchlands, Johann Heinrich Juſt Köppen, im 36ten Jahre Alters. Er war ſeit dem Jahre 1783 Director an dem nm zu Hildesheim geweſen, und hatte demſelben mit vorgeſtanden. Er war in ſeiner Vaterſtadt zum ctor bey dem Altſtädtiſchen Lyceum berufen o zu dieſem Amt den 31. October eingeführt, m Tage empfand er ſchon ein Fieber, und mußte

ſich gleich legen. Es declarirte bald ein hitziges Bruſt- und Faulfieber, und er war nicht zu retten. Die Allgemeine deutſche Bibliothek leidet auch durch ſeinen Tod einen empfindlichen Verluſt, denn ſeit ohngefähr drey Jahren hat er verſchiedene vorzügliche Recenſionen für dieſelbe geliefert.

## Druckfehler.

Im XCIX. Bande. S. 172 Z. 26 ſtatt Ueberhaupt die l. Ueberhaupt hat die. Z. 31 ſt. könnte l. könnten. C. 1. S. 149 ſt. Bd. l. Bb. C. 2. S. 397 ſt. Rg. l. Ng. 530 ſt. Mn. l. Tz. 538 ſt. Da. l. Pa. 567 ſt. Mn. l. Tz. CI. 1. S. 25 ſt. Cr. l. Tr. 107 ſoll ſtehen Aw. 109 ſt. Cr. l. Tr. 198 ſt. Klm. l. Nb. 229 ſt. Or. l. Cr. 246 ſt. Ly. l. Lg. 249 ſt. Bſt. l. N. CI. 2. S. 406 ſt. Ar. l. Ae. CII. 1. S. 63 ſt. De. l. Kf. 95 ſt. H. l. Hg. 116 ſt. Rb. l. Rd. 158 ſt. Jz. l. Iz. 261 ſt. Mn. l. Tz. 294 ſt. Jf. l. If. CII. 2. 388 ſt. Br. l. Rr. 438 ſt. Rb. l. Rd. 488 ſt. Rb. l. Rd. 548 ſt. Mn. l. Tz. CIII. 1. S. 107 ſt. Ht. l. Ew. 111 ſt. Hg. l. Gf. 131 ſt. Rb. l. Rd. 161 ſt. Zw. l. Zr. 278 ſt. Lg. l. Lg. CIV. 1. S. 282 ſt. Hl. l. Kl. 283 ſt. Fh. l. Fk. 287 ſt. Tf. l. Ff. CIV. 2. S. 357 ſt. Jo. l. Io. 364 ſt. As. l. Ks. 621 ſt. Dk. l. Tk. CV. 1. S. 105 ſt. Cf. l. Cf. 139 ſt. Ged. l. Bd. 167 ſt. Or. l. Cr. 177 ſt. Nb. l. Cd. 220 ſt. Bm. l. Bm. CVI. 1. S. 99 ſt. He. l. Fa. 126 ſt. Ged. l. Bd. 183 ſt. Tb. l. Zb. 226 ſt. Or. l. Cr. 290 ſt. Km. l. Nm. CVI. 2. S. 361 fehlt Nb. 409 fehlt Zum. 414 ſt. Ged. l. Bd. 534 ſt. Jh. l. Tw. 590 ſt. Gd. l. Gw. Vter Anhang, S. 2523 ſt. Bk. l. Oh. 2527 ſt. Rs. l. Qm. 2585 ſt. A. l. L. 2589 ſt. Om. l. Tr.

# Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des hundert und ſiebenten Bandes zweytes Stück.

Kiel,
verlegts Carl Ernſt Bohn, 1790.

# Verzeichniß

## der im zweyten Stücke des hundert und siebenten Bandes recensirten Bücher.

V. Neueste Geschichte der reformirten Kirche in der untern Pfalz, 307
VI. Grundsätze des allgemeinen deutschen Privatrechts, von D. J. F. Runden, 329
VII. Briefe über die Schweitz, von Ch. Meiners, 3ter und 4ter Theil, 342

## Kurze Nachrichten.

### I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Dissertatio de Iure Protestantium, auctore *I. C. Schwab*, 355
Almanach für Prediger, auf das Jahr 1790, von M. J. A. Hortig, 365
— — auf das Jahr 1791, 366
J. A. Hermes Handbuch der Religion, 1ter und 2ter Band, ebend.
Neuestes katechetisches Magazin, 2ter Band, von J. F. C. Gräffe, 367
Betrachtungen über die abscheuliche Sünde des Meineids, von C. W. Groote, 373

### II. Katholische Gottesgelahrheit.

P. *Dom. Schram* Analysis operum SS. Patrum et Scriptorum Ecclesiasticorum, Tom. XIV. 374
Katechetischer Unterricht in den allgemeinsten Grundsätzen des praktischen Christenthums, von F. Schneider, ebend.
Gesammelte Schriften unserer Zeiten zur Vertheidigung der Religion und Wahrheit, 1—8ter Band, 377

## III. Rechtsgelahrheit.

Auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Deutschland üblichen Rechtsgelehrsamkeit, von J. St. Pütter, 3ten Bandes 4ter Theil, 393
Miscellaneen zum deutschen Staats- und Privatrecht, von D. F. E. C. Mereau, 1ter Theil, 395
Postrius practica de Actionibus et Exceptionibus — a G. H. Hodermann, Tomi III. Sect. I. 397
System aller Fuldischen Privatrechte, von D. E. Thomas, 3ter und letzter Theil, 398
J. A. Lugo systematisches Handbuch für Jedermann, der Geschäftsaufsätze zu entwerfen hat, 2ter Theil, [illegible]
C. G. Madlin Principia iuris Romani in vsum praelectionum systematice disposita, Pars. I. [illegible]
C. F. Ledderhose kleine Schriften, 3ter Band, [illegible]

## IV. Arzneygelahrheit.

Merkwürdige Abhandlungen der zu London 1773. errichteten medicinischen Gesellschaft, 2ter Band, aus dem Engl. 400
Philosophisch-medicinische Untersuchungen über Natur und Kunst im kranken und gesunden Zustande des Menschen, von D. F. J. Hall, 1ter Band, 410
Annalen des klinischen Instituts zu Berlin, von D. J. F. Fritze, 1tes Heft, 411
D. J. F. Böttchers vermischte medicinische chirurgische Schriften, 1tes Heft, 413

## V. Schöne Wissenschaften und Poesien.

Klopstock. Er; und über ihn, von C. F. Cramer, 4ter Theil, 417
D. J. C. G. Königs Gedichte, [illegible]
Gedichte von K. G. Wilke, [illegible]
Weder Journal noch eine Zeitschrift, von S. Grüner, 2ter Band 1tes St. 426
La Fontänens Fabeln, französisch und deutsch, von S. H. Catel, 427
Reliques of ancient english Poetry, Vol. I. II. III. [illegible]
Erholungen, von C. Lang, 2ter Band, [illegible]

## VI. Bildende Künste.

Selbstgefühl und Empfindungen bey meinem Abgang von München, von J. F. von Götz, 429

Verzeich-

Verzeichniß von Nürnbergischen topographisch-historischen Kupferstichen und Holzschnitten, 433

## VII. Musik.

Maria und Johannes, ein Passionsoratorium von J. Ewald 435
Sechs und dreyßig Lieder beym Clavier zu singen, herausgegeben von F. W. Kriegel, 1te Sammlung, 439
Sechs geistliche Lieder mit neuen vierstimmigen Choralmelodien, von A. F. C. Kollmann, 441

## VIII. Romane.

Novellen von C. A. Speidel, 3tes und 4tes Bändchen, 442
Rudolph von Waldenburg, 1ter und 2ter Theil, 444
Dya-Na-Sore, oder die Wanderer, III. Theil, 445
Leonore Schmidt, von F. Ehrenberg, 1ter und 2ter Band 446
Ritter Reineck von Waldburg, 2ter Band, 447

## IX. Weltweisheit.

Ueber das Fundament der gesammten Philosophie des Hrn. Kant, 448
Beyträge zur Beruhigung und Aufklärung über diejenigen Dinge, die den Menschen unangenehm sind, oder seyn können — von J. S. Fest, 2ten Band. 3tes St. 3ten Band. 1tes St. 457

## X. Mathematik.

Astronomisches Jahrbuch, für 1794. von J. E. Bode, 458
D. W. Herschel über den Bau des Himmels, aus dem Engl. 463

## XI. Naturlehre und Naturgeschichte.

Physikalisches Wörterbuch von D. J. S. T. Gehler, 3ter und 4ter Theil, 468
Anmerkungen über den Cattunbau, von J. Ph. B. v. Rohr, 469
Der Naturbeobachter für Kinder, die ihren Schöpfer kennen lernen wollen, 1tes Bändchen, 470

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte, 4ten Bandes 5tes Stück, ebend.
Journal der Physik, von D. F. A. C. Gren, 4ten Bandes 1 und 2tes Heft, 472
D. H. F. Links Annalen der Naturgeschichte, 1tes Stück, 474

## XII. Chemie und Mineralogie.

Mineralogische und bergmännische Abhandlungen, von J. K. W. Voigt, 1ter und 2ter Theil, 475
Auserlesene Bereitungsarten pharmaceutisch- und chemischer Arzneymittel, von G. H. Pinpenberg, 2ter Nachtrag 3tes Heft, 477
*Tiber. Cavallo* mineralogische Tafeln, 480
Bergmännisches Journal, 3ter Jahrgang, 1ter und 2ter Band, 4ter Jahrg. 1—10tes Stück, ebend.

## XIII. Botanik, Gartenkunst u. Forstwissenschaft.

Botanisches Taschenbuch für die Anfänger dieser Wissenschaft und der Apothekerkunst, auf das J. 1791. von D. H. Hoppe, 481
Anweisung zu Taxation der Forsten — von C. W. Hennert, 1ter Theil, 483
Journal für die Gärtnerey, 19. und 20tes Stück, 485
Vegetabilia europaea in commodum botanicorum per Europam — curante *I. N. Laicharding*, Pars I. 487

## XIV. Haushaltungswissenschaft.

Anzeige der Leipziger ökonomischen Gesellschaft von der Michaelismesse 1791. 488.
Schriften der Churfürstlichen Sächs. gnädigst bestätigten Leipziger ökonomischen Gesellschaft, 8ter Theil, 493
Compendiöse Bibliothek der gemeinnützigsten Kenntnisse für alle Stände, 1te Abtheilung, 500

## XV. Mittlere u. neuere polit. u. Kirchengesch.

Charakteristik Joseph II. von J. Pezzl, 501
Lebensbeschreibung Kaiser Josephs II. bis an seinen Tod, ebend.
Anekdoten und Charakterzüge von Kaiser Joseph II. ebend.
— — aus dem Leben Joseph II. Röm. Kaisers, 1ten Bandes 1—4tes Heft, ebend.

Anekdo-

Anekdoten, Fürsten- und Volkslaunen, 2 Heft. ebend.
Skizzen aus dem Charakter und Handlungen Joseph II. 14te und 15te Sammlung von A. F. Geisler, ebend.
Politisch-kirchliches Manch Hermäon von den Reformen Kaisers Josephs überhaupt, ebend.
Vaterländische Geschichte, ein durchaus verständliches Lesebuch für Jedermann, 3ter Band, 514
Frankreichs politische Lage und seine gegenwärtigen Verhältnisse mit den übrigen europäischen Mächten, 1ter u. 2ter Theil, 515
Repertorium der Geschichte und Staatsverfassung von Deutschland, von D. C. v. Schmidt genannt Phiseldeck, 3te Abtheilung 1—4ter Abschn. 516

## XVI. Erdbeschreib., Reisebeschreib. u. Statistik.

Bemerkungen auf einer Reise durch Flandern, Deutschland, Italien und Frankreich, von A. Waller, aus dem Engl. 526
Geographisch-historisch-statistisches Zeitungslexicon, von W. Jäger, 1ter Theil, 528
Topographisch-statistische Nachrichten von Niederhessen, von J. Ch. Martin, 1ter Band, 2ten Band. 1ter Heft, 530
Neue Erdbeschreibung von ganz Afrika, von A. C. Borheck, 1ter Band, 2ten Bandes 1te Abtheilung. 531
Ueber den methodischen Unterricht in der Geographie und die zweckmäßigen Hülfsmittel dazu, von A. C. Gaspari, 532

## XVII. Gelehrtengeschichte.

Historisch-kritische Untersuchung über das Leben und die Thaten des Landfahrers D. Joh. Fausts, 535
Leipziger gelehrtes Tagebuch, auf das Jahr 1791, 540

## XVIII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Oden des Horatius Flaccus, übersetzt von C. F. A. Herzlieb, 3ter und letzter Theil, 541
G. E. Leßings Leben des Sophokles, herausgegeben von J. J. Eschenburg, 545
J. H. F. Köppens erklärende Anmerkungen zum Homer, 3ter und 4ter Band, 547

## XIX. Erziehungsschriften.

Bilderbuch für Kinder, Nr. VI. und VII. 548
Die interessanten Züge und Anekdoten aus der Geschichte alter und neuer Zeiten, 4tes Bändchen, 551
L. A. C. Wiegands Materialien zu Vorschriften zum Diktiren u. Vorlesen in deutschen Schulen, 7tes Bändchen, 552

## XX. Handlungs- Finanz- u. Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

Vorschlag, wie Landkarten auf eine sehr wohlfeile Art können gemeinnütziger gemacht werden, von J. F. Unger, 554
Ueber die Bildung des Volks zur Industrie von A. Wagemann, 1ter Theil, 556
J. Ph. Frank's System der landwirthschaftlichen Polizey, besonders in Hinsicht auf Deutschland, 3ter Theil, 563

## XXI. Kriegswissenschaft.

Briefe eines alten preußischen Officiers verschiedene Charakterzüge Friedrich des Einzigen betreffend, 565
— — 2ter Theil, ebend.
Briefe eines Pr. Feldpredigers verschiedne Charakterzüge Friedrich des Einzigen betreffend. ebend.
F. Meiners Lehrbuch der gesammten Kriegswissenschaften, 1ter und 2ter Band, 583
Ueber Emplolement der Festungen, 584

## XXII. Vermischte Nachrichten.

Papiere eines Belletristen, von dem Verfasser des Rudolph Eichenhorst, 586
Proselytenmacherey durch Aberglauben, 590
Lucians neueste Reisen, 596
Das Theater der Religionen, von einem Catholiken, 599
Ist Cagliostro Chef der Illuminaten? 604
Unterhaltungen für junge Leute aus der Naturgeschichte, von J. P. Voit, 3ter und letzter Theil, 610
Kleine Natur- und Sittengemälde, 612
Nachrichten, ebend.

## V.

**Neueſte Geſchichte der reformirten Kirche in der untern Pfalz, aus ächten Quellen erläutert. Tantum religio potuit ſuadere malorum! Deſſau, 1791. bey Heybruch, gr. 8. 29½ Bogen und 1 Bogen Vorrede.**

Wenn die Geſchichte Deutſchlands durch eine getreue und lebendige Darſtellung der handelnden Hauptperſonen und des Einfluſſes, den ſie auf das Glück oder Unglück des Volkes gehabt haben, mehr Intereſſe gewinnen ſoll, ſo muß zuerſt die beſondere Geſchichte der einzelnen kleinen Staaten, woraus der deutſche Staatskörper beſteht, beſſer ausgearbeitet und mit mehr Unbefangenheit des Urtheils in das Licht geſtellt werden. Es war eine Zeit in Deutſchland, und leider! iſt ſie noch nicht in allen deutſchen Provinzen vorüber, wo die religiöſen Begriffe, die ein Fürſt zur Regierung des Landes mitbrachte, das glückliche oder unglückliche Schickſal ſeiner Unterthanen faſt allein entſchieden. War der Lehrbegriff, woran das Volk ſich hielt, von demjenigen des Fürſten verſchieden, ſo war das erſtere, der Regel nach das Opfer, und mußte ſich, außer den gewaltthätigſten Veränderungen ſeiner bisherigen kirchlichen Verfaſſung, auch den Verluſt von manchen bürgerlichen Freyheiten und Vortheilen gefallen laſſen. Der Religions- und weſtphäliſche Friede, den deutſche

Männer mit ihrem Blute erkauft haben, und Landesverfassungen, welche Alter, Herkommen und Verträge festgesetzt hatten, waren die Dämme, welche man der despotischen Allgewalt entgegensetzte. Die beyden erstern waren gewöhnlich nur schwache Schutzwehren, weil die einheimischen Richter selten groß genug dachten, um nicht als Parthey zu handeln, und fremde Mächte in der Verwirrung deutscher Angelegenheiten mehr Vortheil als Nachtheil fanden. Von der innern Stärke oder Schwäche der Landesverfassung hieng also die Erhaltung oder der Verlust der religiösen und bürgerlichen Freyheit des deutschen Volks in den verschiedenen abgesonderten Staaten des deutschen Reiches ab. Es sind nur wenige dieser Staaten, worin nicht zu dieser oder jener Zeit Fürst und Volk mit einander im Kampfe gelegen haben, aber schlechterdings keiner, wo dieser Kampf andaurender und von traurigern Folgen für den Landeswohlstand gewesen ist, als die Churfürstliche Pfalz am Rhein. Ein unglückliches Verhängniß wollte es, daß die Landesstände, welche zwar nie ein förmliches Corpus ausmachten, aber doch der Fürstenwillkühr in ältern Zeiten noch gewisse Schranken setzten, durch die Einziehung der Prälaturen bey der Reformation und die nach und nach errungene Unmittelbarkeit des rheinischen und schwäbischen Adels, gänzlich aufhöreten. Manche Vortheile, welche die sonst so glückliche Revolution der Kirchenverbesserung für das Land hätte haben können, wurden durch die Verschwindung der einzigen Kraft, die der willkührlichen Gewalt entgegen stand, vereitelt. Schon die kirchlichen Veränderungen, welche Churfürst Ludwig der sechste und der Administrator Casimir vornahmen, waren Folgen der unbeschränkten Willkühr, und beyde

nicht ohne nachtheilige Wirkung für das Land. Indeſſen ſtand noch kein Friedensſchluß und Vertrag dieſen Fürſten entgegen, und wenn ſie politiſch übel handelten, ſo kann man ihnen wenigſtens den Vorwurf nicht machen, daß ſie ihrem Volke Treu und Glauben gebrochen haben. Durch den weſtphäliſchen Frieden bekam Deutſchland eine neue Geſtalt, und das vorher noch ſchwankende Syſtem der religiöſen Freyheit der Deutſchen eine ſichere und feſte Beſtimmung. Es entſtanden dadurch neue Verhältniſſe, nicht nur zwiſchen dem Oberhaupt des deutſchen Reichs und den übrigen Reichsſtänden, ſondern auch zwiſchen den Fürſten und ihren Unterthanen, die ſich zu einer verſchiedenen Kirche bekennen. In vielen deutſchen Staaten, und vorzüglich in der Rheiniſchen Pfalz, waren es gerade dieſe neuen Verhältniſſe, welche zu neuen und bittern Zwiſtigkeiten zwiſchen den Fürſten und ihren Unterthanen Anlaß gaben. Nach der Erlöſchung der proteſtantiſchen Simmeriſchen Churlinie trat die Pfalzgräfliche Neuburgiſche Linie die Regierung des ganz proteſtantiſchen Landes an, welche, da ſie der katholiſchen Religion auf das eifrigſte zugethan war, kein Mittel unverſucht ließ, die Kirche, zu der ſie ſich hielt, auf den Ruin der proteſtantiſchen zu erbauen. Ohne Bedrückung auf der einen Seite und Klage und Kampf auf der andern konnte dies unmöglich abgehen. So weit es ſich aus öffentlichen Staatsſchriften und an das Licht gekommenen Aktenſtücken thun ließ, hat Burkard Gotthelf Struve ſchon in dem Jahr 1721 die Geſchichte der Bedrückung und des Kampfes der Pfälziſchen proteſtantiſchen Kirche geſammlet, und in öffentlichen Druck gegeben; von dieſer Zeit an bis auf unſre Tage hat Bedrückung und Kampf abwechſelnd

Debus, ist um so unerklärbarer, als sie die Wirkungen des Verfolgungseifers eben so bitter fühlen mußten, als die Reformirten; aber sie ließen sich durch Versprechungen, die ihnen nie gehalten wurden, verblenden.

II. Kapitel. Zustand der reformirten Kirche in der untern Pfalz, mit den hauptsächlichsten Religionsbeschwerden, nach dem Ryswickischen Frieden, bis zum Tode des Churfürsten Johann Wilhelm. Der Verf. sucht es wahrscheinlich zu machen, daß der Pfälzische Hof die Einrückung der den Protestanten im westlichen Deutschland so nachtheiligen Clausel des vierten Artikels des Ryswickischen Friedens bey dem Französischen Hofe bewirket habe. S. 43—49. Die Gründe zu dieser Vermuthung sind stark genug. Vielleicht kommen mit der Zeit noch Actenstücke zum Vorschein, welche diese Vermuthung zur evidenten Gewißheit machen. Einleuchtend zeigt der Verf. S. 48—53, was für eine falsche Deutung man der ohnehin so nachtheiligen Clausel am Pfälzischen Hofe gegeben habe. Der Unterdrückungsplan war vorher schon da, nun hatte man einen Vorwand, ihn auszuführen. Aber auch dieser Weg schien noch zu langsam zum Zweck zu führen. Viel schneller konnte er erreicht werden, wenn man sich auf einmal aller protestantischen Kirchen und Kirchengüter bemächtigte. Durch ein Edict vom 29. October 1698 ward der katholische Simultangottesdienst in allen protestantischen Kirchen des Landes eingeführt, nur diejenigen Kirchen ausgenommen, welcher die Katholiken sich vermöge der Clausel schon bemächtiget hatten. Ueber 200 Kirchen kamen dadurch in die Hände der Katholiken, S. 53, und das Edict

ward

ward bald eine Quelle von den unausſtehlichſten Vexationen. Was der Verf. S. 59 von den niedrigen Schmeicheleyen ſagt, womit die Lutheraner dem Hofe für dieſes Edict dankten, muß mit einiger Einſchränkung verſtanden werden. Die Trennung der beyden proteſtantiſchen Partheyen war gleich anfangs das Hauptaugenmerk des von den Jeſuiten regierten Hofes. Die im J. 1694 angeſtellte Klage legte ſchon den Grund dazu, und es läßt ſich faſt nicht bezweifeln, daß die beyden Prediger, Schloſſer und Debus, vielleicht, ohne es ſelbſt zu wiſſen, als Werkzeuge der Jeſuiten handelten. Inzwiſchen bewirkte dieſe Klage die vollkommene Trennung, die man dabey zur Abſicht hatte, noch nicht. Das Edict des Simultangottesdienſtes hatte auch für die Lutheraner einigen Schein von Vortheil, weil ſie dadurch in den Mitbeſitz aller reformirten Kirchen kamen, und dienete nicht wenig, Argwohn und Mißtrauen unter den Proteſtanten ſelbſt zu erregen. Inzwiſchen ſtanden doch alle proteſtantiſchen Gemeinden noch unter der Aufſicht des Kirchenraths. Auch dieſes Band mußte zerriſſen werden. Der Hof errichtete ein eigenes unabhängiges Conſiſtorium, welches den beyden Predigern, Schloſſern und Debus, die faſt die einzigen Mitglieder davon waren, volle Gelegenheit gab, im Namen und als Bevollmächtigte der ganzen Parthey zu handeln. Die Vorwürfe, welche dieſen beyden Männern mit Recht gemacht werden, treffen alſo nicht die ganze Parthey. So furchtbar ſie durch die Gunſt des Hofes, der ſich ihrer gegen die Reformirten ſo nützlich bediente, ſelbſt ihrer Parthey geworden waren, gab es doch ganze Lutheriſche Gemeinden, die lieber das härteſte Ungemach erdulden, als ſich dem ungerechten Edict des Hofes fügen wollten. Ein

S. 120—139. Es giebt Anlaß zu mancherley Betrachtungen, vornämlich aber zu den Herzverwundenden, wie ſchwer es den bedrängten deutſchen Unterthanen fällt, bey den großen Hülfsmitteln, die in der deutſchen Reichsverfaſſung liegen, eine wirkliche gründliche Hülfe zu erlangen. Zwey in die Augen fallende Gewaltthätigkeiten wurden zwar durch die Bemühungen der Evangeliſchen Reichsſtände wieder aufgehoben; aber im Grunde ward das Schickſal der proteſtantiſchen, vornämlich reformirten, Pfälzer trauriger noch, als es vorher war. Der Churfürſt fieng nun an, ſeine Unterthanen die Wirkungen ſeines Haſſes mehr als jemals fühlen zu laſſen. Jeſuiten, Mönche und Landbeamten hatten freye Hände, ihren Muth an denen zu kühlen, die man dem Regenten als Feinde ſeiner Ruhe abgeſchildert hatte. Die Beſtimmung des Beſitzſtandes zur Zeit des Badiſchen Friedens, die der Kaiſer proviſoriſch als Norm der Wiederherſtellung entriſſener Güter und Gerechtſamen feſtgeſetzt hatte, gab zu endloſen Streitigkeiten Anlaß, deren Entſcheidung ſich der Hof anmaßte, welcher doch offenbar hier Parthey war. Rec. hält ſelbſt die proviſoriſche Beſtimmung für eine Jeſuitenerfindung. Denn warum nicht das Jahr des Vertrags 1705, wenn ja bis zum Austrag der Sache ein Normaltermin beſtimmt werden ſollte? Aber die Jeſuiten waren erſt nach dieſem Jahr in die Güter der Reformirten eingeſetzt. Die Declaration ward nur in ſoferne gehalten, als ſie den Katholiſchen vortheilhaft war, und der Aufwand von Kräften, den halb Deutſchland zum Beſten der proteſtantiſchen Pfälzer gemacht hatte, war von einem ſehr geringen Nutzen für ſie.

IV. Kapitel. Geſchichte der reformirten Kirche in der untern Pfalz nach der Kaiſerlichen Partitionsverordnung bis zum Tode des Churfürſten Karl Philipp. Hier erinnert der Verf. S. 140, daß ihn die Nachrichten von Struve und Hofmann verlaſſen, und er von dem, was er nun zu ſagen habe, eigene Beweiſe aufſtellen müſſe. In dem angehängten Urkundenbuche findet man manche Actenſtücke, die den weſentlichen Inhalt deſſen, was der Verf. über dieſe Zeitperiode ſagt, beſtätigen. Die Schwierigkeit, ſolche Aktenſtücke zu erhalten, dienet dem Verf. zur hinlänglichen Entſchuldigung, daß ihre Anzahl nicht ſtärker ausgefallen iſt, und man muß ihm es Dank wiſſen, daß er aus einem Lande, wo ſo viele Gefahr mit der Publicität verbunden iſt, noch ſo viel aufzutreiben gewußt hat. Eine unmittelbare Kaiſerliche Commiſſion abzuwenden, hatte der Hof ſchon in dem Jahre 1720 eine eigene Landescommiſſion zur Unterſuchung und Beylegung der Religionsbeſchwerden niedergeſetzt, die aber, da nicht einmal die Entſcheidungen bey ihr ſtanden, ohne alle Frucht ablief. Es ergiengen zwar häufige Befehle an die Landbeamten, alle ſeit dem Badiſchen Friedensſchluß entſtandene Beſchwerden unverzüglich abzuthun; aber ſelbſt die öftere Wiederholung dieſer Befehle liefert ſchon den Beweis, wie wenig es dem Hofe damit ein Ernſt war. S. 152—158. Wirklich war ein ſo edler und ſtandhafter Mann nöthig, als der von den Evangeliſchen nach Heydelberg abgeſandte Churbraunſchweigiſche Legationsrath von Reck war, um nur die Maske, unter der man ſpielte, aufzudecken. S. 168. Denn der Churpfälziſche Kirchenrath verlohr in eben dem Maaße, als er den Muth ſinken ließ, auch die Kraft, etwas zum Beſten ſeiner bedräng-

den Anfang dieses Abschnitts damit machen sollen, daß er die Wirkungen der Bedrückungen, welche die protestantischen, und vornämlich reformirten Pfälzer nun schon über funfzig Jahre erduldeten, in einiges Licht gesetzt hätte. Sie waren überall sichtbar. Viele Tausend der alten Einwohner waren bereits ausgewandert, und im Stillen dauerten diese Auswanderungen, welche nun von Seiten der Regierung zu sehr spät zu hindern anfieng, noch immer fort. Die Stellen der Ausgewanderten wurden größtentheils durch katholische Schwaben, Allgauer, Tiroler und Franken ersetzt, die, da sie arm und von nützlichen Kenntnissen entblöset in das Land kamen, wenigstens anfänglich ein sehr schlechter Ersatz für die wohlhabenden und arbeitsamen Bürger waren, die der Verfolgungseifer aus ihrem Vaterland vertrieben hat. Zum Glück für die Pfalz siedelten sich auch viele fremde Lutheraner an, auf denen der Haß nicht ruhete, womit alle, die reformirt hießen, zu kämpfen hatten, und den besseren Kenntnissen und der größern Industrie, welche diese Fremdlinge mitbrachten, hat man es wohl am meisten zu danken, daß die schädlichen Wirkungen der häufigen Auswanderung sich minder stark äußerten, als sonst ohnfehlbar würde geschehen seyn. Dem Verf., der seinem Geständniß nach ein Ausländer ist, kann man es verzeihen, daß er hier eine Lücke gelassen hat, die ein jeder nur an die Pfalz gränzender Beobachter würde haben ausfüllen können. Karl Theodor erhielt seine erste Bildung durch Jesuiten, so wie seine beyden Vorfahren; und wenn auch die schon bekannte Regierungsinstruction, die der Verf. Nr. 25. hat abdrucken lassen, in der Verfassung, wozu sie bestimmt zu seyn schien, geblieben wäre, so würde man doch aus der Regierungsgeschichte

dieses

dieſes Churfürſten, die Grundſätze, die ihm beygebracht worden ſind, haben abſtrahiren können. Ob der Marquis d'Itre, wie der Verf. S. 196 ſagt, es blos geſchehen ließ, daß dem jungen Churfürſten dieſe Inſtruction mitgetheilet ward, oder einen mehr thätigen Antheil daran nahm, kann mit Gewißheit nicht entſchieden werden. Perſonen, die ihn gekannt haben, verſichern, bey ſeinem Abſchiede von dem Pfälziſchen Hofe von ihm gehört zu haben: Wo die Pfaffen regieren, kann ich nichts nutzen. Und ſo hätte er es freylich nur geſchehen laſſen, weil er kein Mittel, es zu verhindern, vor ſich ſahe. Der Verf. läßt S. 197 den perſönlichen liebenswürdigen Eigenſchaften des jungen Churfürſten volle Gerechtigkeit wiederfahren: aber durch diejenigen, welche Einfluß auf die Geſchäfte hatten, war ſchon dafür geſorgt, daß der ſo lange angelegte und ſo weit fortgeführte Jeſuitenplan auch unter der Regierung dieſes ſonſt gütigen Regenten durchgeſetzt würde. Die bey der neuen Regierung vorgenommene Reduction der Dienerſchaft mußte ſchon dazu dienen, die noch übrigen proteſtantiſchen Räthe aus den Churfürſtlichen Collegien in die proteſtantiſchen Dicaſterien zu verſetzen. S. 198. Und von nun an erhielten nur Catholiken diejenigen Stellen, welche in einem nähern oder entfernteren Verhältniſſe zu dem Regiment des Landes ſtanden. Der Churfürſtliche Beichtvater Pater Seedorf wußte ſich bey dem jungen Churfürſten in ein ſolches Anſehen zu ſetzen, daß ihm niemand mehr zu widerſtehen vermögend war, S. 199; und durch ihn wurden alle Landesſtellen mit Schülern und Zöglingen der Jeſuiten beſetzt, die insgeſammt nach einem Plan arbeiteten. Sie herrſchten bey Hofe und auf der Akademie zu Heydelberg, wo allmählig

alle Lehrstühle mit katholischen Professoren besetzt wurden, die wenigen Stellen in der theologischen Facultät ausgenommen, die inzwischen allen Einfluß verlohren hatten, da die Jesuiten, welche das ganze Erziehungsgeschäft der angesehenern Jugend besorgten, durch ihre Uebermacht alle akademische Berathschlagungen leiteten. Alle lucrative Posten wurden ein Preis für die verkaufte protestantische Religion, und die Anzahl der Proselyten vermehrte sich vorzüglich in den Städten. S. 202. Der reformirte Kirchenrath verlohr immer mehr von seinem Ansehen, und da sich der Hof die unbedingte Wahl der Personen anmaßte, die in dies Collegium aufgenommen wurden, so geschahe es bald, daß die Zahl der würdigen Männer, die aus den vorigen Zeiten noch übrig waren, die geringere ward. Die Verkäuflichkeit der Stellen, vornämlich bey den protestantischen Dicasterien hatte nun auch die traurige Folge, daß diese die ihrer Aufsicht anvertrauten Prediger- und Schulstellen an die Meistbietenden verkauften. So gesellete sich inneres Verderben zu den äußeren Bedrückungen. Die Geistlichkeit, die unter dem Dienstandel am meisten litte, fieng in ihren Classicalconventen an laut dagegen zu sprechen. Die Kirchenräthe, die sich des schändlichen Handels bewußt waren, gaben dem Pfälzischen Ministerium den Anschlag, diese Convente ganz aufzuheben, und das von den Jesuiten geleitete Ministerium ergriff mit Freuden die Gelegenheit, das einzige noch übrige Band eines gewissen Zusammenhangs zur Aufrechthaltung des protestantischen Interesse aufzulösen. Die Convente wurden bey Strafe der Cassation verboten. S. 206.

Gleiche

Gleiche Verderbniſſe ſchlichen ſich in die geiſtliche Güterverwaltung, mit deren näheren Entwickelung und Beſchreibung ſich der Verf. S. 208 und 209 beſchäftiget. Im Anfang des ſiebenjährigen Krieges nahm der Pfälziſche Hof eine etwas veränderte Geſtalt an. Der Pater Seedorf verlohr ſeinen Einfluß, und franzöſiſche Galanterie verdrängte den bisher herrſchenden Ton des Bigotismus. S. 212. Für das Land hatte dieſe Veränderung einige erſprießliche Folgen; für die Proteſtanten insbeſondere war ſie von keiner großen Wirkung. Ekelerregend iſt die Beſchreibung, welche der Verf. S. 216—223 von dem innern Verderben und der elenden Verfaſſung des Kirchenraths und der geiſtlichen Güterverwaltung macht. Mit Recht ſiehet er die häßliche Geſtalt derſelben als eine Folge von der Verkäuflichkeit der Stellen und dem allgemeinen Dienſthandel an. Doch hatte dieſer ſchändliche Dienſthandel einen zufälligen Nutzen für das reformirte Kirchenweſen; da dadurch der Weg einem jeden geöffnet war, ereignete es ſich, daß mehrere thätige und wohldenkende junge Männer in das Kirchenrathscollegium aufgenommen wurden, die nach einem langen und bittern Kampfe es ſo weit brachten, daß der Handel mit den Pfarreyen und Schulämtern ein Ende nahm. In dem Jeſuitenplan lag dies wohl nicht; aber Seedorf, der ſeinen Einfluß ſchon eine Zeitlang verlohren hatte, war nun durch den Tod ganz von der Schaubühne abgetreten, welches der Verf. zu bemerken vergeſſen hat. Die übrigen Beſchwerden der Reformirten nahmen mehr zu als ab, und in dem Pfalzbaieriſchen Erbvertrag vom Jahr 1771 ward ſogar feſtgeſetzt, daß in der Pfalzgrafſchaft bey Rhein und derſelben einverleibten Herzogthum,

Graf- und Herrschaften, die vorgesetzten Landesbehörden als Regierungen, Oberappellation- und Hofgericht, auch Oberlandbeamten, mit andern als katholischen Subjekten zu besetzen keinem Regenten erlaubt sey. Selbst die Aufhebung des Jesuiterordens war vorjetzt noch von keinem wohlthätigen Einflusse auf die protestantischen Pfälzer, weil die Grundsätze, die sie ihren Schülern eingepflanzt hatten, überall die herrschenden blieben. Nicht einmal die Gewissensfreyheit blieb unverletzt. S. 226. Keine der alten Beschwerden wurde abgethan, und die neuern häuften sich so sehr, daß die reformirte Geistlichkeit im Jahr 1776 bey dem Kirchenrath auf die Zusammenberufung einer Synode antrug. Das Collegium war schon in die Streitigkeit über den Dienstkandel getheilet. jenigen, welche die Mittel, ihre Habsucht auf des gemeinen Wohls zu befriedigen, sich mit zen entrissen sahen, arbeiteten nun auch gegen die sammenberufung der Synode. Sie hatten joritat gegen sich, bewirkten aber ein Hofr wodurch die Zusammenberufung untersagt inzwischen die Beschwerden selbst, worüber Klagen vorhanden waren, nicht ab konnten, ergriff man von Seiten tel, eine vermischte Religionscommission S. 231. Der Kirchenrath protestirte vergeblich gen die ernannten Commissairs; aber der Zwist, schon bey der ersten Sitzung über die Bestin des Normaljahrs unter den Commissairs entmachte dem ganzen Spielwerk ein Ende. S. 232. Die Geistlichkeit, die sich durch leere Vorstellungen so lange hingehalten sahe, vereinigte sich endlich, einige Männer aus ihrem Mittel zu wählen, die im

Namen

Namen des ganzen Körpers dem Verderben ihrer Kirche entgegen arbeiten sollten. Die Bevollmächtigten wandten sich zuerst an die Person des Churfürsten, der aber ihr Gesuch wegen Berufung einer Synode zu verschiedenenmalen abschlug. S. 233. In diesem Zustand waren die Angelegenheiten der Pfälzischen reformirten Kirche, als Churfürst Maximilian von Baiern starb, und die Pfälzische Staatsverwaltung durch den Abzug des Hofes nach München einige Veränderung erlitte. Dies ganze Kapitel ist, wie man aus den beygefügten Urkunden ersiehet, und Rec sich durch sachkundige Männer hat belehren lassen, mit der äußersten historischen Treue und Pünktlichkeit geschrieben.

VI. Kapitel. Neueste Geschichtsperiode der reformirten Kirche in der untern Pfalz bis zum Tode Kaisers Joseph II. Nach einigen lehrreichen Betrachtungen über die Stürme, denen die aufgeklärten Katholiken in Baiern nach der Vereinigung Baierns mit der Pfalz ausgesetzt waren, kehrt der Verf. zu der Geschichte der Pfälzischen reformirten Kirche zurück. Die Bevollmächtigten der Geistlichkeit wandten sich zuerst an den verstorbenen König von Preußen, an welchen zu gleicher Zeit der Churpfälzische Kirchenrath sich wandte. Dieser große und gerechte Monarch ließ ein dringendes Interceſſionalschreiben an den Pfälzischen Hof ergehen; worauf er aber eine so ungenügende Antwort erhielt, daß er dem Kirchenrath zu erkennen gab, mit Güte würde wohl nichts mit dem Pfälzischen Hofe auszurichten seyn. S. 242. Die weitern Vorschritte, welche hierauf die Geistlichkeit sowohl bey dem Kirchenrath als den Evangelischen Ständen zu Regensburg that, und

die Folgen, welche dieselben hatten, erzählt der Verf. S. 241—251. Der Pfälzische Hof suchte zwar jede Wirkung dieser Vorschritte durch eine bey dem Reichshofrath übergebene Vorstellung zu hindern; aber Joseph II. verordnete durch ein Rescript vom 26. März 1787, daß der Churfürst die zur Erledigung der Beschwerden nothwendige Synode in Beyseyn eines Commissarius gestatten, und wie solches geschehen, innerhalb zwey Monaten berichten solle. Die Nachricht von dem doppelten Zwiste zwischen dem Pfälzischen Ministerium und dem Kirchenrath auf der einen Seite, und der Geistlichkeit und dem Kirchenrath auf der andern, muß man bey dem Verf. selbst nachlesen. S. 151—153. Die lange verzögerte Synode kam doch endlich den 26. August 1789 zu Stande. Von den Beschlüssen der Synode selbst findet man keine Nachricht, weil sie dem Publikum noch nicht bekannt gemacht sind. Die Erzählung des Verf. in diesem Kapitel ist kurz, und mit sehr wenigen Reflexionen untermischt. Man siehet, daß noch alles in dem alten Zustand ist, und die künftige Zeit den Erfolg der Bemühungen des mit der Geistlichkeit wieder vereinigten Kirchenrathes aufklären müsse.

Die Schreibart in dem Buche ist, einige wenige Provinzialismen ausgenommen, rein und stark und kräftig. Die beygefügten Urkunden für deren Aechtheit, selbst der bey den Pfälzischen Kanzleyen übliche barbarische Styl bürget, liefern überhaupt einen mehr als vollständigen Beweis von der Intoleranz, die noch in diesem Lande herrscht. Vornämlich ist Nr. 40 merkwürdig, da man darin den Geist derjenigen Landbeamten, die noch Jesuitenschüler sind, in seiner ganzen hirnlosen Inquisitionswuth erblickt.

Die

Die einem Recenſenten zur Schonung des Raums vorgeſchriebenen Schranken geſtatten ihm nicht, einen vollſtändigern Auszug von dem lehrreichen Inhalt dieſes Buches zu machen. Zum voraus können wir inzwiſchen den Geſchichtsliebhaber verſichern, daß er es nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen wird, indem er nicht nur über die kirchliche, ſondern auch politiſche Geſchichte des Churfürſtenthums Pfalz Aufſchlüſſe hier findet, die er anderswo vergeblich ſuchet. Eine getreue und lebhafte Darſtellung von den Bedrückungen eines Volks kann vielleicht nebenher noch die Folge haben, in unſern Zeiten, wo der Duldungsgeiſt immer mehr Verehrer findet, etwas zur Erleichterung des Schickſals der Bedrängten beyzutragen. Wir zweifeln nicht, daß der Verf. bey der mühſamen Verfertigung ſeines Buches dieſe menſchenfreundliche Abſicht gehabt habe. Möchte ſie nur auch erreicht werden!

## VI.

**Grundſätze des allgemeinen deutſchen Privatrechts, von D. Juſtus Friederich Runde. Göttingen, bey Dietrich, 1791. 556 Seiten. gr. 8.**

Die römiſchen Rechtsgelehrten, ſagt der Verf. in der Vorrede, ſchrieben über römiſches Recht in römiſcher Sprache, wenn gleich Griechiſch auch unter ihnen das Anſehen einer gelehrten Sprache gewonnen hatte. Und ſo handeln in gleichem Falle auch jetzt unſere cultivirten Nachbaren. Neuere

deutsche Rechtsgelehrte hingegen, als sie endlich anfiengen, auch deutsches Recht wissenschaftlich zu bearbeiten, hielten es anständig, dieses Stiefkind der Themis nicht anders als im römischen Gewand auftreten zu lassen, um es der ältern Schwester wenigstens im Putz ähnlich zu machen. Sie haben nichts weiter damit ausgerichtet, als daß sie die Begriffe verdrehet, schiefe Anwendung vom fremden Rechte auf deutsche Gegenstände veranlaßt, und eine eigene barbarischlateinische Sprache geschaffen haben, welche insonderheit bey jungen Leuten den Sinn für ächtes Latein bald abstumpft, und wahrer humanistischen Gelehrsamkeit offenbaren Schaden thut. Ich habe dafür gehalten, daß ein Deutscher über deutsche Sachen, für deutsche Leser in deutscher Sprache schreiben müsse —. Rec. glaubt auch nicht, daß dies einer Entschuldigung bedarf, so überzeugt er gleichwohl ist, daß die Lehrbücher des Heineccius und Selchow über das deutsche Recht sicher die übeln Folgen, welche der Verf. hier anführt, nicht veranlaßt, vielmehr ihnen mit Nutzen entgegen gewirkt haben. Wer indeß den guten lateinischen Ausdruck nicht so in seiner Gewalt hat, als Heineccius und Selchow, der thut besser, wenn er deutsch schreibt. In allem Betracht ist aber das vorliegende Lehrbuch ein trefflicher Gewinn für die Wissenschaft des deutschen Rechts. Es entspricht der vorzüglichen Erwartung, wozu schon der Name des gelehrten Verf. berechtigt. Er hat gegen die bisher gewöhnliche Behandlungsart dieses Rechtstheils zweyerley erinnert. Einmal ist der Grund, worauf man so häufig in den Systemen des allgemeinen deutschen Privatrechts verwiesen wird, die vermeinte Uebereinstimmung der Landesordnungen, Stadtgesetze, Familien- und Hausverträge —

sehr

ſehr unſicher, und von keiner praktiſchen Brauchbarkeit. Denn da jene Entſcheidungsnormen lauter poſitive Vorſchriften enthalten; ſo iſt, wenn ihrer auch neun und neunzig übereinſtimmen, dennoch die daraus formirte Regel in dem hundertſten Lande oder Stadt darum noch kein Geſetz. Was aber das Schlimmſte bey der Sache iſt: ſo iſt die gerühmte Uebereinſtimmung ſolcher beſondern Rechte bey weitem ſo groß nicht, als man uns will glaubend machen. Sollte überdem auf dieſem Wege etwas Zweckmäßiges ausgerichtet werden: ſo müßten ſolche Statuten u. ſ. w. aus deren Uebereinſtimmung man allgemeine Rechtsſätze abſtrahiren will, nicht einzeln, nicht bey halben und ganzen Dutzenden; ſondern bey Hunderten angeführt, wörtlich und treu excerpirt werden; eine Sache, die allenfalls in großen Compilationen möglich, aber in Lehrbüchern unthunlich iſt. Kein Wunder alſo, daß es bey ſolcher Methode immer Rechtsgelehrte gegeben hat, und vielleicht noch giebt, welche die ganze Exiſtenz des gemeinen deutſchen Privatrechts bezweifeln, und alles, was nicht in lateiniſchen Geſetzbüchern geſchrieben ſteht, für bloßes beſonderes Landrecht, Stadt- oder Familienrecht anſehen. Der Verf. hat ſich daher bemühet, ſein Syſtem auf einen ſicherern Grund zu bauen, und das allgemeine deutſche Privatrecht ſo vorzutragen, wie es wirklich aus allgemein verbindlichen Reichsgeſetzen, unleugbaren allgemeinen Reichsgewohnheitsrechten, und am Ende aus der Natur der Sache bey blos deutſchen Inſtituten und Rechtsgeſchäften, hergeleitet werden kann —. Auch iſt der Verf. zweytens in Anſehung der Ordnung von ſeinen Vorgängern ziemlich abgewichen. Er läßt das Sachenrecht dem Perſonenrechte vorangehen, und handelt nach allgemeinen

Vorbereitungsgrundſätzen, welche den Begriff, verſchiedene Eintheilungen, Quellen und Litteratur des deutſchen Privatrechts überhaupt betreffen, zuvörderſt von den Rechten in Anſehung ſolcher Sachen, welche gewöhnlich nicht im Privateigenthume ſtehen; oder bey welchen es in der Ausübung vorzüglich auf Beſtimmung der Gränzen zwiſchen Landeshoheit und Privateigenthum ankommt, z. B. von Flüſſen, Wegen, Poſten, Bergwerken u. ſ. w. dann von den Rechten in Anſehung ſolcher Sachen, welche ſich gewöhnlich im Privateigenthume befinden; von Verträgen und dinglichen Rechten (auſſer dem Erbrechte); dann von den Perſonen und ihren Rechten, von der Erbfolge (welche ihren rechten Platz im Syſtem erſt nach geendigtem Perſonenrechte erhalten kann, da die Grundſätze von den verſchiedenen Ständen auch das Erbrecht auf verſchiedene Art beſtimmen), und endlich von der deutſchen Gerichtsverfaſſung, ſo weit ſolche zum Privatrecht gehört. Im Ganzen ſind deutliche und richtig beſtimmte Begriffe, theoretiſche Gründlichkeit mit beſtändiger Rückſicht auf die wirkliche Anwendung, zweckmäßige Vollſtändigkeit und ein guter Vortrag ganz unverkennbare Vorzüge dieſes Lehrbuchs. Daneben legt der Verf. in ſeinen Grundſätzen überall eine ſehr vernünftige Achtung für Freyheit und Eigenthum der Bürger und Unterthanen, hingegen eine billige Abneigung gegen alle Arten des Deſpotismus und die kriechende Schmeicheley der Rechtsgelehrten, welche zu Gunſten der Großen ſo manchen irrigen Satz erzeugt und zur Ausübung gebracht hat, an den Tag. Wiederum ſucht er aber auch bey jeder ſchicklichen Gelegenheit es einzuſchärfen, daß Richter und Rechtsgelehrte ſich beſcheiden müſſen, dasjenige für Recht gelten zu laſſen, zu behaup-

behaupten und anzuwenden, was die Geſetze und andre Entſcheidungsquellen wirklich mit ſich bringen; geſetzt auch, daß ſie es nichts weniger als conſequent, oder auf richtiger Vorausſetzung gegründet finden möchten. Zum Beyſpiele dient unter andern die Lehre von gemiſchten Heyrathsverträgen. „So unvernünftig „dieſe auch iſt, ſagt der Verf., und ſo gewiß ſie auch „verdient hätte, durch eine vernünftigere Geſetzgebung wiederum aus den Gerichten verwieſen zu werden, um Treue und Glauben unter Ehegatten, welche jene elende Theorie untergraben hat, wieder herzuſtellen: ſo müſſen doch Richter ein vorhandenes „Geſetz und ein dem gleichſtehendes erweisliches Herkommen in ihren Erkenntniſſen befolgen, wenn ſie „gleich die geſetzgebende Klugheit daran vermiſſen.“ Durchgängig urtheilt auch der Verf. eben darum über die heutige Anwendung des römiſchen Rechts ſehr beſcheiden, nicht wie manche ſogenannte Germaniſten, welche ſo häufig, ſelbſt gegen alle Erfahrung und Gerichtsbrauch, die Gültigkeit der fremden Rechte beſtreiten wollen. In Anſehung der einzelnen Materien, deren Theorie durch den Fleiß des Verf. vorzüglich gewonnen hat, und wohin auch beſonders die wichtigen Lehren von dem Adel, den Städten und dem Bauernſtande gehören, muß Rec. freylich auf das Buch ſelbſt verweiſen. Doch kann er ſich das Vergnügen nicht verſagen, unter mehrern Stellen, die er gern geleſen hat, nur einige anzuführen. Der wahre Grund des bekannten Privilegii der Handelsbücher iſt, wie §. 459. bemerkt wird, weder in der allgemeinen Begünſtigung des Handels, noch in der bloßen Genauigkeit und Ordnung, womit ſie geführt werden, ſondern darin zu ſetzen, daß ohne activen und paſſiven Credit kein Handel beſtehen kann.

Dieſer

Dieser Umstand, welcher den Verkäufer zwingt, ohne Verschreibung den Worten des Käufers zu trauen, macht es auch auf der andern Seite eben so billig, daß das eigne Anschreiben des Verkäufers für glaubwürdig angenommen werde, zumal da die ganze kaufmännische Ehre und Existenz an der Genauigkeit und Wahrheit seines Handelsbuchs hängt. Aus diesem Grunde folgt von selbst, daß aus einem ordentlich geführten Handelsbuche nicht sowohl nur die Größe der Forderung, als vielmehr auch die Schuld, und der gegebene Credit selbst müsse erweislich gemacht werden können; obgleich Leyser und verschiedene Rechtslehrer mit ihm das Letztere haben bestreiten wollen —. Bey Gelegenheit des persönlichen Adels der Doctoren sagt der Verf. sehr richtig: „Diese alten Vorzüge hat die Doctorwürde zum Theil ganz „eingebüßt; zum Theil sind sie allen sogenannten Honoratioren gemein worden, und an eine Gleichsetzung „dieses gelehrten Adels mit dem Geschlechtsadel ist „jetzt nicht mehr zu denken. Nach einer gemeinen „Sage sollen diejenigen daran Schuld seyn, welche „diesen Titel so oft an Unwürdige verschwendeten. „So wenig das Letztere zu leugnen ist; so kann man „der daraus gezogenen Folge doch dieses entgegensetzen, daß auch diejenigen, welche den Geschlechtsadel zu ertheilen Macht haben, für baares Geld „mit Adelsdiplomen eben so freygebig sind, als je „eine Facultät mit Doctordiplomen war; und dennoch behält der Geschlechtsadel noch immer seinen „Werth“ —. Vom Einfluß der Religionsverschiedenheit auf den Genuß der Privatrechte giebt der Verf. folgende Regeln, welche in allen Hörsälen der Rechtsgelehrten, noch mehr in allen Gerichtsstuben mit goldenen Buchstaben verdienten gedruckt zu werden.

den. „Nach allgemeinen Grundsätzen der Vernunft „hängt der Genuß der Privatrechte von der voraus„gesetzten Glaubensformel nicht ab. Alle Ausnah„men also, welche hierin zum Nachtheil einer Art „Glaubensgenossen entstehen, sind blos willkührliche „Abweichungen, die zum Besten einer sogenannten „herrschenden, aus politischen Ursachen, oder aus „kirchlicher Intoleranz begünstigten Glaubenspartheie „gemacht werden. Daher die erste allgemeine Re„gel: Wenn außer der herrschenden Kirche noch eine „andere Glaubensgenossenschaft Aufnahme und Dul„dung im Staat erhält: so tritt diese damit in die „Gemeinschaft aller Privatrechte, deren sich auch an„dere Unterthanen zu erfreuen haben; es sey denn, „daß bey dieser Aufnahme der Genuß gewisser dingli„chen oder persönlichen Privatrechte den Mitgliedern „der herrschenden Kirche ausdrücklich vorbehalten „worden. Man kann also nicht umgekehrt sagen, „daß z. B. Schutzjuden und andere geduldete Reli„gionspartheyen nur auf den Genuß solcher Rechte „Anspruch machen können, die ihnen ausdrücklich „beygelegt sind, sondern sie müssen in allen Fällen an„dern Unterthanen gleich behandelt werden, so lange „nicht gültige Vorschriften irgend eine Einschränkung „ausdrücklich enthalten, die aber auf das strengste zu „erklären sind, weil es ohnehin der positiven Ausnah„men hier mehr giebt, als der unbefangene Men„schenverstand billigen kann. Zweytens: In Anse„hung der Fremden darf die Verschiedenheit der Re„ligion in gar keinen Betracht kommen, sondern die„jenigen Privatrechte, welche allen Fremden, als „Fremden, überhaupt zugestanden sind, müssen ihnen „auch, ohne Rücksicht auf ihre Religionsbegriffe, zu „Gute kommen —“ Die von Reinhard, Walch, Fischer

Fiſcher und andern berühmten Rechtsgelehrten aufgeſtellte Hypotheſe, daß das ſogenannte Geſammteigenthum den wahren und einzigen Grund der ältern deutſchen Erbfolge enthalte, hat bekanntlich viele Anhänger gefunden, welche zum Theil auch die geſetzliche Vormundſchaft aus dieſem Grunde haben herleiten wollen. Der Verf. erinnert dagegen, daß Geſammteigenthum und Erbrecht, ihren weſentlichen Eigenſchaften nach, ganz widerſprechende Begriffe ſind, mithin ganz unphiloſophiſch der Grund eines Erbrechts in einem ſchon zuſtehenden Miteigenthume geſucht wird, daß ferner Geſammteigenthum eben die Eigenſchaften und weſentlichen Beſtandtheile hat, welche ſich bey jedem andern Eigenthümer auch finden, und wo hievon keine Wirkungen wahrzunehmen ſind, eben ſo wenig auch ein Sammteigenthum ſich gedenken läßt; daß endlich ohne beſondere Erwerbungsart weder Eigenthum noch Miteigenthum Statt findet; weshalb zwar wohl bey Lehngütern unter Mitbelehnten dergleichen eintritt; bey der übrigen Erbfolge aber iſt dieſe Hypotheſe eben ſo unnütz, als grundlos, führt auch oft auf Anmaßungen, welche gar nicht mit der wahren Natur eines Erbrechts beſtehen können —. Der bisher gedachten Vorzüge dieſes Lehrbuchs ungeachtet, glaubt Rec. doch auch, der Unpartheylichkeit es ſchuldig zu ſeyn, die Erinnerungen nicht zu verſchweigen, welche nach ſeiner Ueberzeugung gegen die Arbeit des Verf. Statt finden, und daher bey einer künftigen Ausgabe wohl eine nähere Erwägung verdienen dürften. Unter den Beweisgründen für die Exiſtenz eines allgemeinen deutſchen Privatrechts taugt folgender gewiß nicht §. 80. „Drittens haben Land- und Stadtrechte, „zwar nicht im geographiſchen Sinne, aber doch in „Anſe-

„Anſehung der Gegenſtände in dem Lande und in der „Stadt, für welche ſie gemacht ſind, die wahre Na„tur gemeiner Rechte.“ Dieſe Rechte ſind ja ihrer Natur nach kein gemeines Recht für ganz Deutſchland, wovon doch hier die Rede iſt; betrachtet man aber die Provinzialrechte in Rückſicht auf das Land, dem ſie vorgeſchrieben worden ſind: ſo machen ſie auch dort im geographiſchen Verſtande gemeines Recht aus —. Die Ordnung der Inſtitutionen, und beſonders ihre Einrichtung, daß das Perſonenrecht dem Sachenrecht vorangeht, iſt wirklich ſo elend nicht, als der Verf. §. 88 und 101 behauptet. Einer unſerer beſten Civiliſten, Hofacker, hat gewiß nicht ohne Grund die vom Verf. jetzt beliebte Ordnung in der Folge verlaſſen, und ſich dem Leitfaden der Inſtitutionen wieder genähert. Mit dem Rechte der Flüſſe, der Landſtraßen u. ſ. w. konnte wenigſtens Juſtinian nicht wohl anfangen —. Nicht mit Unrecht. (§. 113.), ſondern mit vielem Rechte haben andere Lehrer des allgemeinen deutſchen Rechts, das ſogenannte Deich- und Sielenrecht nicht mit aufgenommen, weil es offenbar zu den beſondern Rechten einiger nördlichen Theile Deutſchlands gehört. Beyläufig iſt es unrichtig, wenn der Verf. glaubt, daß der Beweis eines Herkommens in Deichſachen auch aus benachbarter Länder Deichordnungen geführt werden könne —. Daß das Wild in Deutſchland überhaupt nicht mehr herrnlos ſey (§. 160.), iſt nicht genau geredet. Eigentlich haben die Geſetze nur die Occupation verboten, und dieſe dem Landesherrn oder Andern ausſchließend beygelegt. Eine Sache kann aber an ſich immer noch nullius ſeyn, wenn gleich die Freyheit, ſie zu occupiren, nicht einem Jeden zukommt. In der That iſt jene Vorſtellungs-

stellungsart, welche der Verf. mit vielen, ja fast den mehresten Rechtslehrern gemein hat, die Quelle mancher übeln Folgerungen, vorzüglich in der Lehre vom sogenannten Wilddiebstahl gewesen, worauf jedoch Rec. der Kürze wegen sich hier nicht weiter einlassen mag —. Woher ist es wohl gemeinen deutschen Rechtens, daß (§. 207.) bey allen Geldzahlungen, nach verändertem Münzfuße, nicht auf den äußern, sondern allein nur auf den innern Werth der contractmäßig gezahlten, oder versprochnen Münzsorte, Rücksicht zu nehmen sey? — Eigentliches Wechselrecht gilt bekanntlich nur in den Landen und Orten, wo es durch besondere Gesetze eingeführt ist, mithin läßt sich (§. 126.) ein allgemeines deutsches Wechselrecht wohl schwerlich behaupten. Und wenn der Verf. (§. 231.) gegen Büsch und andere einen neuen Grund des Wechselrechts daraus hernehmen will, weil ein Kaufmann, welcher zur Verfallzeit nicht zahlt, eben dadurch seine kaufmännische Ehre einbüßt, sich gleichsam insolvent erklärt, folglich der Flucht verdächtig macht, mithin als fugae suspectus in gefängliche Haft zu bringen ist: so scheint doch dieser Grund nicht durchgängig zutreffend. Vielmehr beweist er zuviel, weil sich eben dies in jedem Falle, da der Kaufmann nicht Wort hält, behaupten läßt, mithin nicht blos den Wechselschulden eigen ist. Wirklich beruhet die Wirkung der letztern wohl mehr auf die Verlegenheit, worin derjenige, der eine Zahlung des Wechsels zu erwarten hat, durch die Nichterfüllung geräth, und welche daher eine schleunige Hülfe erfordert. „Gegen eine Wechselschuld, heißt „es (§. 237.), finden keine Ausflüchte Statt, welche, „nach Römischen Rechten andern contractmäßigen „Forderungen entgegengesetzt werden können. Nur

„die

„die Einrede der Compenſation, ſofern ſolche auf der „Stelle liquide gemacht werden kann, macht eine „Ausnahme von jener Regel.“ Grade als ob dies nicht von allen zerſtörlichen Einreden, ſobald ſie nur ſogleich liquid ſind, gelten müßte? Lehrbüchern iſt ſo etwas am allerwenigſten zu Gute zu halten —. Daß die Veräußerung unbeweglicher Güter allemal gerichtlich geſchehen müſſe (§. 259.), iſt nach gemeinen deutſchen Rechten ſo ausgemacht noch nicht —. In der Lehre vom Staatsobereigenthume (§. 262.) ſind die Begriffe und Grundſätze, welche Selchow annimmt, offenbar der Natur der Sache gemäß. Unſer Verf. hingegen iſt hier nichts weniger als conſequent. Er redet von einem Staatsobereigenthume, welches nach deutſchen Rechten Statt finden ſoll, und doch giebt er zu, daß die wahren Rechte dieſes Obereigenthums in Deutſchland nicht durch poſitive allgemeine verbindliche Geſetze beſtimmt ſind, ſondern aus dem allgemeinen Staatsrechte hergeleitet werden müſſen. Eben ſo iſt uns kein deutſches Recht, wenigſtens keine gemeine geſetzliche Vorſchrift bekannt, wonach (§. 263.) der Nießbrauch zum Weſen des Privateigenthums gehören ſollte; nicht minder unrichtig iſt (§. 286.) der Begriff vom natürlichen Zuſtande des Menſchen: „worin er blos durch die Geburt verſetzt wird; und ſicher iſt es (§. 291.) eine ziemlich ſonderbare Vorſtellungsart, daß die Schwäche des weiblichen Geſchlechts in Sachſen und einigen andern Landen in ihrem Verſtande, außerhalb Sachſen aber in ihrer körperlichen Beſchaffenheit geſetzt wird. Die Lehre von der Ehrloſigkeit trägt der Verf. §. 301 größtentheils nach Selchowſchen Grundſätzen vor. Dagegen wäre freylich Manches zu erinnern, worauf Rec. ſich jetzt nicht einlaſſen kann. Ganz

gewiß iſt es aber eine unrichtige Vorſtellung, wenn der Verf. von der ſogenannten infamia facti ſagt: „Was man dafür ausgeben will, iſt in der That „nichts anders, als die levis notae macula —“. Immer bleibt doch, den Begriffen nach, zwiſchen beyden ein großer Unterſchied. Denn diejenigen, welche infamiam facti annehmen, denken ſich darunter eine Verachtung, welche aus wirklich ſchlechten und pflichtwidrigen Handlungen entſteht, und daher an ſich nach Vernunft und Naturrecht nicht zu mißbilligen iſt, obgleich nach bürgerlichen Geſetzen die Folgen der Ehrloſigkeit nicht damit verknüpft ſind. Dahingegen hat levis notae macula, an ſich betrachtet, keinen vernünftigen Grund, ſondern beruhet auf Vorurtheil, welches aber herrſchend, und eben daher, um größere Uebel zu vermeiden, in gewiſſer Rückſicht von der Geſetzgebung geduldet worden iſt. Im Grunde bleibt es übrigens (§. 303.) wohl dabey, daß keine Strafe an ſich ehrlos macht. Wenn daher Jemand dergleichen ſogenannte entehrende Strafe unſchuldig leidet: ſo iſt der Schimpf, welcher ihm, blos der Strafe wegen, anklebt, ſicher nichts anders, als levis notae macula —. Daß zwiſchen Unterthanen ein und ebendeſſelben Territorii keine Retorſion Statt finde (§. 319.), iſt bey alle dem der Erfahrung zuwider. Beyſpiele liefert das Recht der Nachſteuer oder des ſogenannten Abzuggeldes. Eben ſo unrichtig iſt es, allgemein betrachtet, daß (§. 417.) das Recht, Schenken und Wirthshäuſer anzulegen, überall beſondere Vergünſtigung des Landesherrn erfordere. — Obgleich die Vorſchrift, daß Teſtamentszeugen von der Leibeigenſchaft frey ſeyn ſollen, unſchicklicher Weiſe in die Notariatsordnung Max. I. eingefloſſen iſt: ſo iſt es doch wohl mehr eine entgegenſtehende Praxis,

als

als jene Unschicklichkeit, welche den Vers. (§. 552.) berechtigen konnte, die Anwendung eines wirklichen Gesetzes so geradehin zu verwerfen —. Von der ehelichen Gütergemeinschaft giebt der Vers. eben den Begriff, den die mehresten Lehrer des deutschen Rechts anzunehmen pflegen —. Sie besteht, heißt es, in einem Miteigenthume, welches beyden Ehegatten an den gegenseitig in die Ehe gebrachten, oder in derselben erworbenen Gütern, pro indiviso zusteht. Aus dem Wesen dieses Miteigenthums wird gefolgert, daß, wenn die Ehe durch den Tod des einen Ehegatten getrennt wird, und keine Kinder vorhanden sind, alsdann der Ueberlebende das ganze Vermögen behalte, welches auch der Sinn der alten deutschen Rechtsregel ist: Längst Leib, längst Gut; der Letzte macht die Thür zu, u. s. w. An der Richtigkeit dieser Folge aus dem angeführten Begriffe ist aber sehr zu zweifeln. Denkt man sich unter der Gütergemeinschaft ein eigentliches Miteigenthum: so ist nicht abzusehen, warum die nächsten Verwandten, oder andere Erben des verstorbenen Ehegatten nicht eben so in die Rechte ihres Erblassers an den gemeinschaftlichen Gütern eintreten sollten, als dies sonst bey jedem andern Miteigenthume der Fall ist. Der Rec. erinnert sich hier eines gewissen merkwürdigen Rechtsstreits. Nach dem Tode einer Ehefrau, welche von eigenen Mitteln ganz entblößt, einen sehr wohlhabenden Mann geheirathet hatte, verlangten die Anverwandten der Erstern, daß der Mann die durch die Ehe in Gemeinschaft gerathenen Güter mit ihnen theilen sollte. Sie stützten sich auf den Begriff des Miteigenthums, und in diesem Betrachte hatte ihr Anverlangen vielen Schein. Betrachtet man aber die eigentliche Beschaffenheit dieser Gütergemeinschaft

nach ältern Geſetzen und an Orten, wo dieſe in der Anwendung aufrecht erhalten worden ſind: ſo iſt ſie in der That nicht ſowohl ein eigentliches Miteigenthum, — condominium pluribus competens — als vielmehr ein alleiniges Eigenthum, welches der Ehelichen Geſellſchaft als einer Perſon zuſteht — dominium ſolitarium perſonae moralis competens. — Genau hat der Verf. dieſe beyden Gegenſtände nicht unterſchieden. Iſt nun der Fall, den die Geſetze immer beſonders regulirt haben, da nämlich Kinder am Leben ſind, nicht vorhanden: ſo iſt es allerdings der Natur der Sache gemäß, daß der Ueberlebende Alles behalte, weil ſich nunmehr in ihm dasjenige Recht vereinigt, was beyde Ehegatten zuſammengenommen als eine moraliſche Perſon bisher gehabt hatten. — Durch die Beſtimmung: pro indiviſo, deren man ſich gewöhnlich bey Erklärung der Gütergemeinſchaft bedient, wird nichts weiter geſagt, als was das Weſen eines jeden Miteigenthums an ſich ſchon mit ſich bringt, wie bereits Ulpian in L. 5. D. de Stipulat. Servor. angemerkt hat. Jenes eigenthümliche Verhältniß der Gütergemeinſchaft wird alſo dadurch nicht ausgedrückt. Inzwiſchen iſt nicht zu leugnen, daß manche beſondere Rechte von dieſer urſprünglichen Beſchaffenheit der Sache ſehr abgewichen ſind.

Kl.

## VII.

Briefe über die Schweiz von C. Meiners. Dritter Theil, 256 Seit. Vierter Theil, 227 S. Berlin, bey Spener, 1790. gr. 8.

Wir

Wir haben die beyden erſten Theile dieſer Briefe im erſten Stücke des 86ten Bandes dieſer Bibliothek angezeigt, und bitten, damit die Anzeige der neuen Ausgabe in des 86ten Bandes 1tem Stücke zu vergleichen. Die vor uns liegenden beyden neuen Theile ſind die Frucht einer zweyten Reiſe des Verf. in die Schweiz im Sommer 1788, und Hr. M. meint, daß die Beſchreibung derſelben Vorzüge vor der Beſchreibung der erſten habe, weil ſein Beobachtungsgeiſt, ſeine Kenntniſſe überhaupt, und beſonders ſeine Kenntniß der Schweiz ſeit der erſten Reiſe zugenommen hätten, und er auch mit größerer Sorgfalt ſeine Beſchreibung ausgearbeitet habe. Rec. muß auch aufrichtig geſtehen, daß er dieſes eigene Urtheil des Verf. gegründet gefunden hat, ſo wie er ihm auch in dem, was er in der Vorrede über die Unannehmlichkeiten, denen ſich ein deutſcher Beſchreiber der Schweiz ausſetzt, ſagt, beytreten muß. Wir wollen von den merkwürdigſten Gegenſtänden, welche der Verf. diesmal beſchrieben hat, und von ſeinen Bemerkungen nur Einiges ausheben. Im Jahre 1785 lebten im Canton Zürch 167,564 Seelen; im Jahre 1788 ſchätzte man ſie auf 180,000, wovon 12,000 auf die Stadt gerechnet werden. Die Theurung in den Jahren 1771 und 1772 koſtete dem Canton 20,000 Menſchen, aber ſie veranlaßte oder vermehrte den Kartoffelbau, und vorzüglich die Vertheilung von Alimenten, wodurch die Bevölkerung und der Wohlſtand vieler Gemeinden auf eine merkliche Art gewonnen hat. Die Zahl der Fabrikarbeiter in dem Canton beläuft ſich auf 50 bis 60,000. Es iſt aber den Arbeitern nicht erlaubt, für andere, als Zürcher Fabrikanten, zu arbeiten, und der Landmann darf ſelbſt für eigene Rechnung nicht handeln

und fabriciren lassen. (Der Verf. meint zwar, dieser Zwang ließe sich bey dem sichern Erwerbe und den mäßigen Abgaben leicht verschmerzen; aber wir gestehen gern, daß uns dieser Schluß ziemlich sophistisch zu seyn scheint. Man ist es indessen vom Hrn. M. schon gewohnt, willkührliche und aristokratische Anordnungen vertheidigt zu sehen. Wir werden davon auch hier noch mehrere Beyspiele anzuführen Gelegenheit haben.) Der Canton braucht jährlich wenigstens für 1½ Millionen (vermuthlich Fl.) ausländische Waaren; die einheimischen Naturprodukte, die er auswärts absetzt, betragen davon nicht viel mehr, als den zehnten Theil, und darunter der Wein 120 bis 200,000 Fl.; das Uebrige muß also der Fleiß der Kaufleute, Fabrikanten und Fabrikarbeiter gewinnen. Wegen der immer zunehmenden Bevölkerung werden die großen Güter immer seltener, und das Land wird immer mehr und mehr gartenmäßig gebauet. Der Viehhandel nach Italien nimmt mit jedem Jahre zu. Von dem hohen Wohlstande kann das Dorf Küßnacht zeugen, wo man in einer halben Stunde zu einer Kirchensteuer 30,000 Gulden sammelte. Ueberhaupt ist das, was der Verf. von den Fabriken in Zürch, ihrem Einflusse auf Feldbau und Sitten, sagt, und wozu ihm eine Abhandlung von Hirzel im dritten Bande des Höpfnerschen Magazins Anleitung gegeben hat, sehr lesenswerth. Die öconomische Gesellschaft in Zürch verdient, nach dem vielen Guten, was uns hier von ihr erzählt wird, allerdings das Lob, welches ihr der Verf. zollet. Es ist merkwürdig, daß die Schweiz, die an Meisterstücken der Kunst eher arm, als reich ist, in den letzten Menschenaltern verhältnißmäßig viel mehr berühmte Künstler, besonders Maler und Bildhauer, hervorgebracht

gebracht hat, als die meiſten großen Reiche, in welchen ſich die prächtigſten Sammlungen von alten und neuen Kunſtwerken finden. (Sollte das nicht übertrieben ſeyn?) Nicht weniger auffallend iſt es, daß ſich in Zürch mehrere große Maler durch ſich ſelbſt, und faſt ohne alle Anweiſung gebildet haben. Man ſchätzt die Zahl der Spinner und Spinnerinnen, der Weber und Stickerinnen, die aus der Stadt St. Gallen ihre Arbeit erhalten, auf 80 bis 100,000, und der letztern allein auf 30 bis 40,000. Die Beſchreibung von Appenzell außer Rhoden wird Jedermann mit Vergnügen leſen, und die Bemerkungen des V. über die Staatsverfaſſung deſſelben ſehr gegründet finden. Die Erfahrung beſtätigt dadurch, was die Natur der Sache bey aufmerkſamer Erwägung ſchon lehrt, daß reine Demokratien nichts weniger als wünſchenswürdig ſind. Die Verfaſſung in Appenzell Inner Rhoden iſt anarchiſcher, und ein beſtändiger Wechſel von Pöbeltyranney und Deſpotismus mächtiger Factionen, vor deren Rache die Ueberwundenen viel mehr, als vor dem Zorn der eigenmächtigſten Fürſten und Miniſter zittern müſſen. Zum Beweiſe erzählt der Verf. das unglückliche Schickſal des Landammanns Suter, das auch in Deutſchland nicht unbekannt geblieben, und ſchon vor mehrern Jahren im Kieliſchen Magazin mitgetheilt worden iſt. Das Pfeffersbad hat eine höchſt traurige Lage, und die Einrichtungen für die Badegäſte ſind nichts weniger, als gut. Es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß, was ſchon einigemal in Vorſchlag geweſen ſeyn ſoll, alle Stände der Eidgenoſſenſchaft dies Bad kauften, und für die Geſundheit und Bequemlichkeit der Brunnengäſte beſſere Einrichtungen machten. In Graubünden giebt es einige ſehr reiche adeliche Geſchlechter;

aber, im Ganzen genommen, ist der Adel und der Bürger in Chur viel weniger reich, als der Bauer wohlhabend ist. Man findet hier Bauern, die 50,000 Fl. und darüber besitzen. Die Nachrichten der Reisenden von der Armseligkeit und Unreinlichkeit in Graubündten fand der Verf. sehr übertrieben. Die Klöster Disentis und Pfeffers haben durch Verschwendung und Nachläßigkeit ihrer ehemaligen Vorsteher, noch mehr aber durch fremde Gewalt, an Rechten und Gütern verlohren. Unter andern hatte das erstere bis 1737 den Fruchtzehnten in dem ganzen Hochgerichte dieses Namens. In dem angeführten Jahre aber zwangen die Landleute das Kloster, daß es denselben um 32,000 Fl. verkaufen mußte, so wie es schon mehrere andere Vorrechte und Einkünfte gegen willkührlich festgesetzte Preise hatte abtreten müssen. Hr. M. zieht daraus den Schluß, man solle nicht mehr sagen, daß Eigenthum und wohlhergebrachte Rechte in demokratischen Verfassungen heilig seyn. (Dergleichen unbestimmte Behauptungen dienen zu nichts, als zu Verwirrungen der Begriffe, und ein Philosoph sollte, wenn er Schlüsse macht, bestimmter und fruchtbarer schließen. Ob übrigens ein Philosoph auch Rechte, wie die hier erwähnten, so geradezu wohlhergebrachte Rechte nennen sollte, darf man wohl bezweifeln.) Ueber die Quellen des Rheins, und die Fehler, welche sich davon in die Erdbeschreibung eingeschlichen haben, macht der Verf. verschiedene Bemerkungen. Besonders führt er es als eine geographische Sonderbarkeit an, daß man den Lukmanier und Crispalt, und nicht den Baduz als einen Hauptzweig des Gotthartsgebirges zu beschreiben pflegt, da der Baduz mit dem Gotthart viel näher und genauer zusammenhängt, als die beyden erst-

erſtgenannten Berge, und da er, als der Urheber der höchſten und ächten Quelle des Rheins, ohne Vergleichung merkwürdiger, als der Eriſpalt, iſt. Die Ehen im Haßli Thale und den übrigen Hirtenländern ſollen viel fruchtbarer ſeyn, als die Ehen unter den ackerbauenden Landleuten, und man ſoll faſt auf jede Ehe zehn Kinder rechnen können, weil das Ernähren der Kinder bey Milchſpeiſen ſehr leicht iſt. Ein groſſer Theil dieſer zahlreichen Hirtenkinder muß daher auswandern, weil Alpen und Wieſen nicht hinreichen, ihnen in ihren reifern Jahren Unterhalt zu verſchaffen. Die Haupturſache der eigenthümlichen Vollkommenheit der Schweizeriſchen Alpen und ihrer Produkte liegt in der außerordentlichen Höhe der Schweizeriſchen Berge, vermöge deren ihre Spitzen und Seiten mit ewigem Schnee und unvergänglichen Gletſchern bedeckt ſind. Dieſe Schneemaſſen und Gletſcher tränken durch das Waſſer, was unaufhörlich von ihnen herabrinnet, die unter ihnen liegenden Alpen gerade in den Monaten am meiſten, in welchen an wenigen hohen nicht beſchneiten Gebirgen die Gräſer zu verdorren und die Quellen zu vertrocknen am meiſten in Gefahr ſind. Die berühmteſten, ſchmackhafteſten, theuerſten und am längſten dauernden Käſe werden daher ſelbſt in der Schweiz einzig und allein auf ſolchen Alpen bereitet, die an den Abhängen von Hochgebirgen liegen. Unter allen Produkten der Schweiz ſind die Käſe das einzige, von welchem in dem letzten Menſchenalter ſich nicht blos die Ausfuhr, ſondern auch der Preis beynahe verdoppelt hat. Dies hat zugleich die Preiſe der Alpen, Kühe und Weiden um das Doppelte erhöhet.

Als der Verf. nach Bern kam, hörte er, daß die Offiziere des Berniſchen Regiments in franzöſiſchen

Dienſten ſehr erbittert über das wären, was er von ihrem Regimente in dem erſten Theile ſeiner Briefe geſagt hatte. Er beſänftigte ſolche aber auf eine Art, die er hier erzählt, ohne ſich ſelbſt etwas zu vergeben. Aber auch hier, wie bey ſeiner vorigen Reiſe, lobt der Verf. die Berniſche Staatsverfaſſung abermals als wohleingerichtet. Schade nur, daß ſelbſt viele von den Thatſachen, die er auch hier anführt, dieſem Lobe widerſprechen. Wie reimt ſich z. B. Folgendes, was der Verf. über das politiſche Inſtitut zu Bern mit vielem geſuchten Glimpfe ſagt, mit einer wohleingerichteten Staatsverfaſſung? „Je mehr ich den Schwierigkeiten nachdenke, welche das politiſche Inſtitut und eine beſſere Einrichtung“ (die NB. von Ariſtokraten verworfen wurde, und nach ihren Grundſätzen nicht gebilligt werden konnte,) „deſſelben gefunden hat, deſto mehr überzeuge ich mich, daß Bern „noch nicht reif genug für eine Lehranſtalt ſey, in welcher alle Perſonen, weß Standes ſie immer ſeyn mögen, die zur gewiſſenhaften Führung ihrer künftigen „Aemter und Geſchäfte unentbehrlichen Kenntniſſe „und Uebung im Arbeiten erlangen könnten. So „lange in Bern die Nachtheile von Unwiſſenheit „und Unfähigkeit nicht tiefer gefühlt, und die Vortheile einer zweckmäßigen Geiſtesbildung nicht „allgemeiner anerkannt, ſo lange die Fähigen und „Fleißigen nicht ermuntert und belohnt, die Trägen und Unfähigen nicht zurückgeſetzt, und Geburt „oder Verbindungen und Empfehlungen allein, „ohne Kenntniß und Anlagen, als hinreichend angeſehen werden, um in die Regierung „und zu den einträglichſten Aemtern zu gelangen: „ſo lange werden Lehranſtalten, die den Bedürfniſſen „des Staats nur einigermaßen Genüge leiſten, „entwe-

„entweder nicht errichtet, oder nicht, wie sie sollten, „genutzt werden. Wer sollte es glauben“ (o! das glaubt Jedermann, der Aristokraten kennt, und glaubt es nicht nur, sondern findet es so natürlich, daß er sich nur über das Gegentheil wundern würde!) „daß „es Eltern in Bern gegeben hat, die gegen das itzige „Institut allein, oder vorzüglich aus dem Grunde „eingenommen waren, oder vielleicht noch sind, weil „sie fürchteten, daß die eilf oder sechszehn Stunden, „welche ihre Söhne in der einen Hälfte des Jahres „besuchen sollten, der Gesundheit ihrer zarten Lieblinge „schaden möchten?“ Man vergleiche doch, um zu sehen, wie stark der Verf. sich ausdrückt, wenn er ähnliche Dinge in Demokratien findet, oben Th. III. S. 111. da sagt er, daß er die Demokratien verwerfen müsse, weil er es da so finde; aber in der Berner Aristokratie, wo er das nämliche antrift, bemerkt er nicht, daß die Aristokratie nichts tauge, sondern blos, daß diese Aristokratie noch nicht reif genug für eine bessere Lehranstalt sey. Ist das philosophisch? Ist das unpartheyisch? Oder glaubt Hr. M. im Ernste, daß das, was in Demokratien verwerflich ist, in Aristokratien entschuldigt, und mit Sophismen beschönigt werden müsse? — Die musterhafte Einrichtung des Arbeits- und Zuchthauses zu Bern, welche es seit vier oder fünf Jahren bekommen hat, wird beschrieben und nach Verdienst gerühmt. Es ist dadurch zu einer Schule des Fleißes und der Besserung gemacht; und, unerachtet die Zahl und die Besoldungen der Bedienten, so wie die Kost der Züchtlinge vermehrt und verbessert worden sind; so haben sich doch die Unterhaltungskosten um mehr als ein Viertel vermindert. Im Jahr 1782 kosteten 190 Gefangene 10,991 Cronen; ihr Verdienst betrug nur

5,974

5,974 Cronen; und der Staat mußte also 5017 Cronen zusetzen. In den folgenden Jahren nahm die Zahl der Gefangenen zu, aber der Gewinn der Arbeit der mit einander wetteifernden Züchtlinge stieg in gleichem Verhältnisse: so daß 1787 zwar 265 Gefangene eine Ausgabe von 14,894 Cronen verursachten, aber auch 9,835 Cronen durch ihre Arbeit wieder erwarben, und also nur 5059 Cronen als unersetzter Aufwand übrig blieben. Ehemals kostete jeder Gefangene 24 Cronen 17 Batzen 3½ Creuzer jährlich; in den letzten Jahren aber nur 18 Cronen und 2 Creuzer. — Nach einer Zählung von 1783 waren in der Stadt und dem Gebiete von Bern 383,949 Seelen, und der jährliche Gewinn an Menschen soll in den letztern Jahren von 2363 bis 2578 gestiegen seyn, so wie man annehmen kann, daß jährlich im Durchschnitt 200 bis 215 Menschen durch Auswanderungen verlohren gehen. Sonderbar ist es dabey, daß die Einwohner der Stadt Bern seit einem Jahrhunderte abgenommen haben, und noch immer abnehmen. Die regimentsfähige Bürgerschaft hat seit einem Jahrhunderte um die Hälfte abgenommen. Noch im ersten Decennio dieses Jahrhunderts wurden aus den regierenden Geschlechtern 1782 Kinder gebohren; in den Jahren zwischen 1770 und 1780 aber nur 893. Zwischen 1684 und 1784 sind 207 Geschlechter ausgestorben. 1768 bestanden die 268 regierenden Geschlechter aus 2325 Köpfen. Neunzehn Jahre später aber zählte die um 30 Geschlechter verminderte regimentsfähige Bürgerschaft nur 2129 Mitglieder. Kurz vor der letzten Regimentsbesetzung bemerkte man, daß unter 200 Mitgliedern des großen Raths 57 gar keine Kinder, und 90 jedes nur einen Sohn hatten. Die regi-

[illegible] Familien machen nicht ganz die Hälfte der Bernischen Bürgerschaft aus. Rechnet man zu dieser auch die sogenannten ewigen Einwohner: so beträgt doch die Bürgerschaft nicht die Hälfte der Einwohner der Stadt: und dies Mißverhältniß muß noch immer zunehmen, da die Bevölkerung der Stadt beständig steigt, und die Zahl der bürgerlichen Familien jährlich abnimmt. Als die wahre Ursache dieses allmäligen Verdorrens und Absterbens der Bernischen Bürgerschaft giebt Hr. M. die Verfassung von Bern an, wodurch der Geist der Thätigkeit und der Wetteifers in dem Vornehmen, wie in dem Geringen, erstickt oder zurückgehalten wird. Die meisten Handwerker, die das Bürgerrecht besitzen, sind zu stolz, als daß sie irgend eine Handarbeit gründlich lernen und eifrig treiben sollten: so stolz, als in Deutschland kaum der ruhigste Ade auf seine Ahnen gewesen, oder noch ist. Dieser lächerliche Stolz verleitet sie zum Müßiggehen, und macht sie arm. Wenn sie aber auch fleißig und geschickt sind, so kommen sie doch deswegen selten auf einen grünen Zweig, weil die Vornehmen gar nicht, oder schlecht und langsam, und zwar selten eher, als drey Jahre nach angelieferter Arbeit bezahlen. Der geringere Bürger hat nicht das Herz darüber zu klagen. Also ist die Aristokratie, diese, nach Hrn. M. so wohlthätigerrichtete Staatsverfassung, die Ursache des Aussterbens der Bürger. Eben diese saubere Verfassung ist auch die Ursache des allmäligen Aussterbens der Aristokraten selbst, und rächt sich dadurch an ihnen, wie der Verf. recht gut zeigt. Kurz, diese ganze Ausführung, so wie vieles Andere, was Hr. M. theils angeführt, theils unangeführt gelassen hat, beweiset, was der Verf. nicht erkennen will, daß die Aristokratie zu Bern,

wie jede Aristokratie, keine wohl, sondern eine schlecht eingerichtete Staatsverfassung sey, die das allgemeine Wohl, welches aus dem Wohl aller einzelnen Bürger entsteht, hindert, und verderbliche Folgen nach sich ziehe, die nur durch eine bessere nichtaristokratische Regierungsform gehoben werden können. Wer das Register von Mängeln und Gebrechen, welche der Verf. hier aufgestellt hat, aufmerksam erwäget, der wird davon vollkommen überzeugt werden, und es scheint beynahe, als ob nur andere Ursachen Hrn. M. abgehalten hätten, es selbst offenherzig zu gestehen.

In Genf haben sich seit einigen Jahren die Gesinnungen gegen die Deutschen und die Urtheile über unsere Litteratur sehr geändert. Manche der würdigsten Gelehrten haben die deutsche Sprache wenigstens so weit gelernt, daß sie prosaische Schriften darin lesen können, und es ist sogar eine Niederlage von deutschen Büchern, und eine Lesegesellschaft von Freunden der deutschen Litteratur entstanden. Mehrere angesehene Familien lassen ihre Kinder von deutschen Hofmeistern erziehen, und in den letzten Jahren sind selbst in das benachbarte Frankreich deutsche Erzieher verschrieben worden. Auch die deutschen Handwerker werden hier den französischen wegen der größeren Güte und Wohlfeilheit ihrer Arbeit vorgezogen. Alle Personen, welche der Verf. befragte, sowohl ehemalige Repräsentanten, als Negatifs, waren darin einstimmig, daß die neue Gesetzgebung von 1782 äusserst verderblich, und die darauf gegründete Regierung eben so verhaßt, als despotisch, und die Unzufriedenheit mit beyden allgemein sey. Man versicherte, daß Handel und Wandel von Tage zu Tage mehr verfielen, und die Auswanderungen stets zunähmen oder fortdauerten. Nur ein einziger Mann war

anderer Meinung, und dieſen hält der Verf. für glaubwürdiger. Um das Urtheil deſſelben über den Werth des Edicts von 1782 zu unterſtützen, bringt er einen kurzen Entwurf der wichtigſten Revolutionen von Genf bey. Rec. kann indeſſen nicht bergen, daß ſelbſt dieſe Erzählung ihn eben nicht von der Güte des Edicts von 1782 überzeugt hat, und daß er den Unwillen des größten Theils der Einwohner von Genf dagegen nicht nur ſehr natürlich, ſondern auch ſehr gerecht findet. Uebrigens iſt dieſe Erzählung auch keinesweges ſo unpartheyiſch, wie man ſie von einem Philoſophen erwarten ſollte, ſondern mit der Vorliebe, die Hr. M. allenthalben ſo ſichtbar für Ariſtokraten äußert, abgefaßt. Alle ſeine politiſchen Betrachtungen werden dadurch nicht blos ſchief, ſondern er verwickelt ſich auch dadurch in beſtändige Widerſprüche, welche immer die Folge eines ſchwankenden und unhaltbaren Syſtems ſind. Die neueſte Revolution in Genf beſchreibt er indeſſen doch unpartheyiſcher, und glaubt, daß dieſer Staat künftig das höchſte Muſter einer vollkommenen Demokratie ſeyn werde.

Neuchatel mit der umliegenden Gegend hat ſich in den letzten Jahren mehr, als irgend eine andere Schweizeriſche Stadt, verſchönert. Die Urſache davon und des auſſerordentlichen öffentlichen Wohlſtandes iſt die mehr als königliche Wohlthätigkeit eines einzigen Bürgers von Neuchatel, Daniel Pury. Dieſer Mann wurde 1709 daſelbſt von armen Eltern gebohren, und auf öffentliche Koſten erzogen. Er gieng nach Liſſabon, und wurde daſelbſt einer der reichſten Banquiers und Diamantenhändler. Er verheirathete ſich nie, wie es ſcheint, aus Patriotismus. Er gab die Gelder her, womit das neue Armenhaus gebauet wurde. Er ſchoß die Summen

her,

her, womit man eine neue Chauſſee nach Baſel und ein neues Rathhaus erbauete, das itzt faſt vollendet iſt, und eine Million Livres koſten wird. Er beſchenkte die Caſſe, die zur Unterhaltung armer Predigerwittwen geſtiftet wurde. Der große König ernannte ihn deshalb zum Baron. Schon lange vor ſeinem Tode ſetzte er endlich die Stadt zur Haupterbin ſeines Vermögens ein, und nach ſeinem 1786 erfolgten Tode erfuhr man, daß er, außer 125,000 Cruſaden, die er Andern ausgeſetzt hatte, ſein ganzes aus 3 Millionen Livres beſtehendes Vermögen ſeiner Vaterſtadt unter der Bedingung vermacht hatte, daß die eine Hälfte zur Verſchönerung der Stadt und ihres Gebiets, die andere Hälfte aber zur Verbeſſerung der Kirchen, Schulen und Armenanſtalten verwendet würde. —

Der Verf. ſchließt dieſes Werk mit einer allgemeinen Ueberſicht des Zuſtandes der Schweiz, zu deren Prüfung aber hier kein Raum iſt. Im Ganzen genommen dürften die meiſten unpartheyiſchen Kenner dieſes Landes damit wohl zufrieden ſeyn. Uebrigens dürfen wir die große Kunſt des Verfaſſers, Naturſcenen zu malen und lebendig darzuſtellen, nicht erſt rühmen, da man ſolche ſchon aus den vorhergegangenen Bänden ſeiner Reiſe kennt. Dieſe bleibt immer, bey allen ihren Mängeln, dennoch eins ſeiner ſchätzbarſten Werke, das Jeder gern und mit Dankbarkeit gegen ihn leſen und benutzen wird.

Pu.

---

Kurze

# Kurze Nachrichten.

## I. Proteſtantiſche Gottesgelahrheit.

Diſſertatio de Iure Proteſtantium, examinandi religionem ſuam, huiusque examinis indole. Auctore *Ioh. Chriſtoph. Schwab*, Profeſſ. Log. et Metaph. in Academia Carolina Stuttgardienſi, Sereniſſimo Duci Würtembergiae a litteris ſecretioribus, Regiae Academiae Scientiarum Berolinenſis Sodali. Stuttgardiae, in Commiſſis Metzleri, 1792. 8. 4 Bogen.

Dieſe Abhandlung zerfällt in zwey Theile. Zuerſt beſtimmt der Verf., was es nach proteſtantiſchen Principien heiße, die Religion unterſuchen, oder prü-
Jede Religion beſteht aus eigentlichen Dogmen, aus
moraliſchen Vorſchriften, und aus Ceremonien. Da die pro-
teſtantiſche Religion nur wenige Ceremonien hat, die zum
Weſen der Religion gerechnet werden, dieſe aber ſelbſt
auf Dogmen beruhen: ſo gehört ihre nähere Unter-
ſuchung zur Prüfung ihrer Dogmen. Die moraliſchen Vor-
ſchriften der proteſtantiſchen Religion ſind ſo einfach und evi-
dent, daß ihre nähere Prüfung keiner Schwierigkeit unter-
worfen iſt. Es kann alſo nur noch von der Prüfung ihrer
Dogmen die Rede ſeyn. Da einen Satz prüfen nichts an-
ders heißt, als ſeine Uebereinſtimmung mit einer gewiſſen
Norm unterſuchen, die Proteſtanten aber in der Religion
nur die heilige Schrift als die einzige Norm erkennen, und
ſich ihrem Vorgeben zwiſchen der heiligen Schrift und der
geſunden Vernunft niemals ein Widerſpruch Statt finden
kann; ſo kann, nach proteſtantiſchen Grundſätzen, die Reli-
gion prüfen, nichts anders heißen, als unterſuchen, ob der

angenommene Lehrbegriff der proteſtantiſchen Kirche nicht nur nichts enthalte, was der geſunden Vernunft widerſpricht, ſondern auch, ob die einzelnen Dogmen mit den Ausſprüchen der heiligen Schrift wirklich übereinſtimmen. Wer alſo mit Ernſt und Würde die Religion prüfen will, der muß ſich 1) bemühen, den wahren Sinn der Religionsdogmen zu erforſchen, 2) muß er prüfen, ob der kirchliche Lehrbegriff nichts der geſunden Vernunft Widerſprechendes enthalte, 3) ob die Schriften des neuen Teſtaments, und zwar vorzüglich die hiſtoriſchen, auch glaubwürdig ſind, und 4) ob der kirchliche Lehrbegriff mit den Ausſprüchen dieſer Schriften übereinſtimme. Eine ſolche gründliche und vollſtändige Prüfung ſetzt freylich Vorkenntniſſe und Vorübungen voraus, worauf bey weitem der kleinſte Theil proteſtantiſcher Chriſten Anſpruch machen kann. Doch läßt ſich hiebey auch noch ein anderer Weg einſchlagen, der nicht ſo viele Vorkenntniſſe erfordert, auf dem aber auch die Prüfung nicht vollſtändig zu Stande gebracht werden kann. Da der Zweck der Religion kein anderer iſt, als die menſchliche Natur zu vervollkommnen, und den Menſchen auf dieſem Wege einer höhern Glückſeligkeit entgegen zu führen, ſo kann ſich die Prüfung auch blos darauf erſtrecken, ob der kirchliche Lehrbegriff, die moraliſchen Vorſchriften und die eingeführten Ceremonien wirklich ſo geeignet ſeyen, daß ſie dieſen Zweck befördern: denn was die Menſchen wirklich weiſer, beſſer und glücklicher macht, das iſt gewiß Wahrheit. Im zweyten Theil dieſer Abhandlung handelt der Verf. von dem Rechte, die Religion zu prüfen. Der V. unterſcheidet hier ſehr gut verſchiedene Geſichtspunkte, wodurch dieſe ganze Unterſuchung gar ſehr an Evidenz gewinnt. Zuerſt unterſucht er, ob ein proteſtantiſcher Chriſt überhaupt das Recht habe, ſeine Religion zu ſeiner eigenen Beruhigung näher zu prüfen. Da dieſe Prüfung nichts anders als richtige Einſicht in den kirchlichen Lehrbegriff und gründliche Beurtheilung, ob dieſer Lehrbegriff mit den Ausſprüchen der geſunden Vernunft und der heiligen Schrift übereinſtimme, erfordert; ſo liegt wohl das Recht zu dieſer Prüfung auch klar vor Augen. Man müßte den Menſchen das Recht zu denken, und ihre geiſtigen Fähigkeiten zu gebrauchen überhaupt abſprechen, wenn man das Recht, ihre Religion zu prüfen, beſtreiten wollte. Ja dieſes Recht iſt ſogar unveräußerlich und unverliehrbar, weil die Menſchen nur

durch

durch den wirklichen Gebrauch dieſes Rechts das ſind, was ſie nach ihren erhaltenen Talenten ſeyn ſollen. Nicht nur aus der Natur der Sache, ſondern auch aus dem Begriff, den die Proteſtanten von der Kirche feſtſetzen, folgt dieſes Recht. Nach proteſtantiſchen Grundſätzen iſt die Kirche eine gleiche Geſellſchaft, deren Zweck Frömmigkeit und wahre ewige Seligkeit aller einzelnen Glieder iſt. In einer ganz gleichen Geſellſchaft aber giebt es weder Befehlende noch Gehorchende. Jeder Einzelne hat alſo das Recht, ſelbſt zu prüfen, ob die Mittel, welche die Geſellſchaft zu Erreichung ihres Zwecks beſitzt, auch wirklich tauglich ſind, den vorgeſetzten Zweck zu erreichen. Daher auch proteſtantiſche Conſiſtoria kein Recht haben, verbindliche Glaubensvorſchriften zu entwerfen, und wer ihnen dieſes Recht zugeſteht, der unterſchiebt den proteſtantiſchen Principien unvermerkt katholiſche: denn es iſt wohl am Ende gleichviel, ob der Papſt, oder ob Concilien, oder ob ein Conſiſtorium den Glauben gebietet. Es bleibt in dieſem Fall immer der Glaube eines Andern, der Andere dringt mir ſeine religiöſen Meinungen auf, da doch ich das Recht habe zu urtheilen, was mir wahr ſcheint, und was mich zu meiner Glückſeligkeit führt. Auch müſſen diejenigen, welche den Proteſtanten dieſes Recht abſprechen wollen, aus gleichen Gründen auch die Reformatoren des ſechszehnten Jahrhunderts verdammen; ſie müſſen — welch eine Thorheit! — Wahrheit befehlen, Glauben gebieten, den Verſtand zwingen, das heißt, ſie müſſen viereckigte Zirkel und zweylinichte Figuren machen. So thöricht es aber iſt, Religion befehlen; ſo anmaßend iſt es, Andere wegen ihrer eigenen religiöſen Ueberzeugungen zu verdammen. Zwar findet auch hier ein Gebieten Statt, wenn der Befehlende das Privilegium der Infallibilität hat, und da die römiſche Kirche ſich dieſes Privilegium zuſpricht, ſo kann ſie auch ganz conſequent den Glauben befehlen; nur iſt der Beweis für das Privilegium einigen Schwierigkeiten ausgeſetzt. Nachdem der Verf. das Recht ſelbſt genau genug auseinander geſetzt, beſtimmt und bewieſen hat; ſo löſt er auch die Einwendungen, die man dagegen vorbringt, auf eine ganz befriedigende Art auf. Dieſe Einwürfe ſind: a) die wenigſten Menſchen haben die erforderlichen Fähigkeiten, dieſes Prüfungsgeſchäfte gehörig anzuſtellen; Antw. dies iſt wahr, wenn von einer ganz genauen und vollendeten Prüfung die Rede iſt; aber auch eine

weniger vollständige Prüfung ist zur Erreichung des Zwecks hinlänglich. Ueberdas hebt dieser Einwurf nicht das Recht, sondern nur die Verbindlichkeit zu einer vollständigen Prüfung auf. b) Da die Glaubensvorschriften von gelehrten, rechtschaffenen und einsichtsvollen Männern verfertiget werden; so kann sich der gemeine Christ vollkommen dabey beruhigen. Antw. Auch dieser Einwurf hebt das Recht selbst zu prüfen nicht auf; sondern gebietet blos, die gemachten Vorschriften mit Bescheidenheit nach der Vernunft und Bibel zu prüfen. c) Am Ende würde Jeder seine eigene Religion haben. Antw. Da dies aus der natürlichen Einrichtung des menschlichen Verstandes, die der Schöpfer selbst getroffen hat, entspringt; so kann es Gott auch nicht mißfällig seyn. Ueberdas ist dies auch durch keine noch so bestimmte Glaubensvorschrift zu verhindern; ja es ist eben so nothwendig, daß jeder seine eigene Religion habe, als es nothwendig ist, daß Jeder seinen eigenen Verstand, seine eigenen Ideen, seine eigenen Gedankenreihen, und seine eigene Gemüthsbeschaffenheit hat. d) Da jede Kirche ihre eigene Symbole hat, durch dieses Prüfungsrecht aber nothwendiger Weise bald größere, bald geringere Abweichungen von diesen Symbolen entstehen: so werden dadurch die Bande der Religionsgesellschaft ganz aufgelöst. Da in diesem Einwurf mehrere Dinge mit einander vermischt werden; so antwortet der Verf. auf jeden Punkt besonders. So lange nur von einer innern Abweichung die Rede ist; so hat dies keinen Einfluß auf die kirchliche Gesellschaft; und es muß dem Gewissen eines Jeden anheim gestellt werden, ob er bey seiner innern Abweichung dennoch ein äusseres Glied der Kirche bleiben könne und wolle: denn nicht jede Abweichung von den angenommenen Symbolen enthält die Verbindlichkeit, sich von der Kirche, die sich zu diesen Symbolen bekennt, zu trennen. Auch sind Zweifeln und Läugnen von einander unterschieden, und man kann die Wahrheit leiniger Dogmen bezweifeln, ohne daß man sich einer Heucheley schuldig macht, wenn man sich äußerlich zu der Kirche bekennt, die diese Dogmen in ihre Symbole aufgenommen hat. Eben so kann man blos die genauere Bestimmung gewisser Dogmen weglassen, und sich mit den allgemeinen Ausdrücken der heiligen Schrift hierüber begnügen, ohne daß man deswegen von den Symbolen, welche die feineren Bestimmungen enthalten, abweichen will. Wenn überhaupt jede Abweichung von den protestantischen Symbolen

den

den Abweichenden verpflichtete, deswegen die protestantische Kirche zu verlassen, so würde dadurch entweder alle und jede Prüfung der Religion untersagt, oder die kirchlichen Bande würden gänzlich aufgelöst, und der Protestantismus stürzte sich also nothwendiger Weise selbst.

Nun geht der Verf. zu der Frage über, ob es einem Protestanten erlaubt sey, seine Abweichungen von den Symbolen auch andern mitzutheilen? Im Allgemeinen beantwortet er diese Frage mit Ja, da jeder Mensch das ursprüngliche Recht hat, seine Gedanken auch andern mitzutheilen, nur muß er sich dieses Rechts so bedienen, daß der Andere auf keinerley Weise dadurch beschädiget wird. In dieser Hinsicht müssen dergleichen religiöse Unterredungen mit Ernst, Anstand, Würde, Gründlichkeit und Bescheidenheit geführt werden. Hier wirft der Verf. die Frage auf, wie sich ein Vater, der in einigen Punkten von den protestantischen Symbolen abweicht, bey dem Religionsunterrichte, den er seinem Sohne selbst ertheilt, zu verhalten habe? Unter diesen Umständen soll der zu ertheilende Religionsunterricht bis auf die reifern Jahre verschoben, sodann aber vom Vater der protestantische Lehrbegriff mit seinen Gründen, so wie die väterlichen Abweichungen davon vorgetragen, die endliche Entscheidung aber dem eignen Urtheile des Sohnes anheim gestellt werden. Nach diesen Bestimmungen kommt der Verf. auf die öffentliche Mittheilung der Abweichungen von den Symbolen. Diese geschieht entweder mündlich oder schriftlich. Da dies bey unsern Einrichtungen mündlich nur von öffentlichen Religionslehrern geschehen kann; so ist nun die Hauptfrage, wie sich ein öffentlicher Lehrer hiebey zu benehmen habe? Ein öffentlicher Religionslehrer steht in besondern Verhältnissen gegen die Kirche. Er ist ihr Geschäftsträger. Ein Geschäftsträger aber soll die ihm aufgetragenen Geschäfte nach seinem erhaltenen Auftrag besorgen, und es ist daher ein öffentlicher Religionslehrer in Mittheilung seiner Abweichungen von den angenommenen Symbolen in engere Gränzen eingeschränkt, als jeder andere Privatchrist. Er hat von seiner Kirche den Auftrag, nach dem angenommenen Lehrbegriff den Zweck der kirchlichen Gesellschaft zu befördern, und er ist daher schon in seinem Gewissen verbunden, wenn auch nicht noch ein besonderer Religionseid hinzukommt, diesen Auftrag dem Sinn und Zweck der Kirche gemäß zu erfüllen.

weniger vollständige Prüfung ist zur Erreichung
hinlänglich. Ueberdas hebt dieser Einwurf nicht
sondern nur die Verbindlichkeit zu einer vollstän
fung auf. b) Da die Glaubensvorschriften v
rechtschaffenen und einsichtsvollen Männern
den; so kann sich der gemeine Christ vollkom
higen. Antw. Auch dieser Einwurf hebt das
prüfen nicht auf; sondern gebietet blos, gema
schriften mit Bescheidenheit nach der
zu prüfen. c) Am Ende würde Jeder seine
haben. Antw. Da dies aus der natürli
des menschlichen Verstandes, die der S
hat, entspringt; so kann es Gott a
Ueberdas ist dies auch durch keine
bensvorschrift zu verhindern; ja es ist
daß jeder seine eigene Religion habe, als es
daß Jeder seinen eigenen Verstand, seine eigenen
eigenen Gedankenreihen, und seine eigene Gemüths
heit hat. d) Da jede Kirche ihre eigene Symbole hat,
dieses Prüfungsrecht aber nothwendiger Weise
bald geringere Abweichungen von diesen Symbol
so werden dadurch die Bande der Religionsgesel
aufgelöst. Da in diesem Einwurf mehrere Dinge
der vermischt werden; so antwortet der Verf. auf je
besonders. So lange nur von einer innern Abwei
Rede ist; so hat dies keinen Einfluß auf die K
schaft; und es muß dem Gewissen eines Jeden an
worden, ob er bey seiner innern Abweichung dem
seres Glied der Kirche bleiben könne und wolle;
jede Abweichung von den angenommenen Symbolen
die Verbindlichkeit, sich von der Kirche, die sich zu
Symbolen bekennt, zu trennen. Auch sind Zwei
Läugnen von einander unterschieden, und
Wahrheit einiger Dogmen bezweifeln, ohne da
einer Heucheley schuldig macht, wenn man sich äu
der Kirche bekennt, die diese Dogmen in ihre Sym
genommen hat. Eben so kann man blos die genauere
stimmung gewisser Dogmen weglassen, und sich mit den
meinen Ausdrücken der heiligen Schrift hierüber
ohne daß man deswegen von den Symbolen, wel
ren Bestimmungen enthalten, abweichen will.
haupt jede Abweichung von den protestantischen

den Abweichenden verpflichtete, deswegen die protestantische Kirche zu verlassen, so würde dadurch entweder alle und jede Prüfung der Religion untersagt, oder die kirchlichen Bande würden gänzlich aufgelöst, und der Protestantismus stürzte sich also nothwendiger Weise selbst.

Nun geht der Verf. zu der Frage über, ob es einem Protestanten erlaubt sey, seine Abweichungen von den Symbolen auch andern mitzutheilen? Im Allgemeinen beantwortet er diese Frage mit Ja, da jeder Mensch das ursprüngliche Recht hat, seine Gedanken auch andern mitzutheilen, nur muß er sich dieses Rechts so bedienen, daß der Andere auf keinerley Weise dadurch beschädiget wird. In dieser Hinsicht müssen dergleichen religiöse Unterredungen mit Ernst, Anstand, Würde, Gründlichkeit und Bescheidenheit geführt werden. Hier wirft der Verf. die Frage auf, wie sich ein Vater, der in einigen Punkten von den protestantischen Symbolen abweicht, bey dem Religionsunterrichte, den er seinem Sohne selbst ertheilt, zu verhalten habe? Unter diesen Umständen soll der zu ertheilende Religionsunterricht bis auf die reifern Jahre verschoben, sodann aber vom Vater der protestantische Lehrbegriff mit seinen Gründen, so wie die väterlichen Abweichungen davon vorgetragen, die endliche Entscheidung aber dem eignen Urtheile des Sohnes anheim gestellt werden. Nach diesen Bestimmungen kommt der Verf. auf die öffentliche Mittheilung der Abweichungen von den Symbolen. Diese geschieht entweder mündlich oder schriftlich. Da dies bey unsern Einrichtungen mündlich nur von öffentlichen Religionslehrern geschehen kann; so ist nun die Hauptfrage, wie sich ein öffentlicher Lehrer hiebey zu benehmen habe? Ein öffentlicher Religionslehrer steht in besondern Verhältnissen gegen die Kirche. Er ist ihr Geschäftsträger. Ein Geschäftsträger aber soll die ihm aufgetragenen Geschäfte nach seinem erhaltenen Auftrag besorgen, und es ist daher ein öffentlicher Religionslehrer in Mittheilung seiner Abweichungen von den angenommenen Symbolen in engere Gränzen eingeschränkt, als jeder andere Privatchrist. Er hat von seiner Kirche den Auftrag, nach dem angenommenen Lehrbegriff den Zweck der kirchlichen Gesellschaft zu befördern, und er ist daher schon in seinem Gewissen verbunden, wenn auch nicht noch ein besonderer Religionseid hinzukommt, diesen Auftrag dem Sinn und Zweck der Kirche gemäß zu erfüllen.

Dies giebt dem Verf. Veranlassung, sich über symbolische Bücher, über ihre Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit zu erklären. Zuerst erklärt sich der Verf. über den Ursprung der symbolischen Bücher. Sie sind nach ihrem Ursprung, besonders die Augsburgische Confession, blos öffentliche Bekenntniß- und Vertheidigungsschriften gegen die den Reformatoren von den Katholiken gemachte Beschuldigungen, und hatten gar nicht die Absicht, vorzuschreiben, was man glauben müsse, sondern blos zu erklären, was von den Protestanten geglaubt und gelehrt werde. Die Protestanten hatten daher anfänglich keine symbolischen Bücher in dem Sinne verbindlicher Glaubens- und Lehrformeln. Erst in der Folge der Zeit wurden durch die bekannte Eintrachtsformel symbolische Bücher in dem Sinne der protestantischen Kirche aufgebürdet. Ob nun gleich der Verf. bekennt, daß solche verbindende Glaubens- und Lehrformeln nicht nur der Gewissensfreyheit entgegen, sondern auch den Gesinnungen der ersten Reformatoren ganz fremde sind; so hält er doch gewisse verbindende Lehrformen für nöthig und nützlich aus folgenden Gründen. 1) Weil öffentliche Religionslehrer doch einen Leitfaden haben müssen, wornach sie ihre Predigten und Catechisationen einrichten; besonders da nicht alle Prediger Gelehrsamkeit, Beurtheilungskraft, Klugheit, Bescheidenheit und Rechtschaffenheit genug besitzen, daß ihnen die heilige Schrift allein als Leitfaden bey ihren Verrichtungen dienen könnte. 2) Weil öfters der Fall eintreten müßte, daß einer christlichen Gemeinde heute diese, und morgen die entgegengesetzten Lehren als christliche vorgepredigt, und der Jugend von diesem Lehrer diese und von dem Andern die entgegengesetzten Lehren als christliche Wahrheiten eingeschärft werden würden, wodurch nothwendiger Weise eine Verwirrung entstehen müßte, die auch sogar den Zweck der kirchlichen Gesellschaft zerstörte. 3) Weil weder der Privatunterricht der Kinder in der Religion, noch die häusliche Andacht, ohne einen bestimmten Lehrbegriff, und ohne Bücher, die nach diesem Lehrbegriff abgefaßt sind, bestehen könnte. Diesen Gründen fügt der Verf. noch einige Antworten auf folgende Einwürfe bey: a) die Religion sey blos praktisch, und man könne deswegen der Dogmen und einer bestimmten Lehrform entbehren. Antw. Die christliche Religion gründet aber ihre Forderungen auf ihre Dogmen. b) Durch den bestimmten Lehrbegriff werden die fähigsten Köpfe vom Predigtamt abgeschreckt,

oder

oder zur Heucheley verleitet. Antw. Nicht jede innere Abweichung vom kirchlichen Lehrbegriff ist Heucheley; und da ein öffentlicher Lehrer vorzüglich dahin zu sehen hat, daß er den Zweck der kirchlichen Gesellschaft befördere, dieser Zweck aber kein anderer ist, als Beförderung der Rechtschaffenheit und der darauf gegründeten Wohlfart seiner Zuhörer, so ist auch seine innere Beystimmung nur vorzüglich in Rücksicht solcher Dogmen erforderlich, die mit diesem Zweck in nothwendiger Verbindung stehen. c) Der bestimmte Lehrbegriff enthält zu viele Subtilitäten. Antw. Dies ist eine natürliche Folge des Zeitalters, in dem er verfertiget wurde. Auch sind diese Subtilitäten kein Gegenstand des öffentlichen Unterrichts, sondern gehören zur gelehrten Religionskenntniß des Lehrers. d) Da sich die Zeiten geändert haben; so sollte man auch den Lehrbegriff ändern. Antw. Dies setzt voraus, daß der eingeführte Lehrbegriff wirkliche Irrthümer enthalte, welches also zuerst zu erweisen wäre. Auch ist eine solche Veränderung zu vielen Schwierigkeiten unterworfen. Bestünde die Veränderung darin, daß dem eingeführten Lehrbegriff noch neue Dogmen hinzugefügt würden; so glaubt der Verf., daß dies allerdings von den Consistorien geschehen könnte, ohne erst Rücksprache mit der ganzen Gemeinde zu halten, vorausgesetzt, daß diese neuen Dogmen wirklich in der heiligen Schrift enthalten sind. Allein, es scheint nicht, daß der protestantische Lehrbegriff einer solchen Vermehrung bedürfe. Bestünde aber die Veränderung darin, daß einige Dogmen aus dem angenommenen Lehrbegriff ausgemerzt würden; so würde dies nicht ohne Beystimmung der ganzen Gemeinde geschehen können, weil ein solches Ausmerzen ein Zeichen wäre, daß man nun die ausgemerzten Dogmen läugnete. Bestünde aber diese Veränderung blos in Bestimmungen der Dogmen, so würden die Consistorien hiebey mehr freye Hand haben, wenn sie blos die genaueren Bestimmungen wegstreichen, und dadurch den Lehrsätzen mehr Allgemeinheit geben würden. Bey allen diesen Veränderungen aber müßte immer die heilige Schrift zur einzigen Regel und Richtschnur genommen werden. Ist aber blos davon die Rede, daß der Lehrbegriff deutlicher und faßlicher, in einer mehr natürlichen Ordnung, mit einer dem Gegenstande angemessenern Würde, gründlicher in Rücksicht auf die Schriftbeweise, und mit mehr Hinsicht auf den Zweck der kirchlichen Gesellschaft, abgefaßt werden sollte; so muß man den öffentlichen

Lehrern auch bey ihrem öffentlichen Religionsvortrag die Hände hierin auf keinerley Weise binden. — Zu den öffentlichen Religionslehrern zählt der Verf. auch die Professoren der Theologie auf Universitäten, und an andern öffentlichen Lehranstalten. Er fordert von ihnen in Rücksicht auf den eingeführten Lehrbegriff eben das, was er von den Predigern fordert; nur glaubt er, daß ihre innere Uebereinstimmung mit dem Lehrbegriff nicht so nothwendig sey, als bey diesen, und daß sie bey ihrem Unterricht vorzüglich auch auf die genauern und feinern Bestimmungen des Lehrbegriffs Rücksicht nehmen müßten. Nach diesen Untersuchungen kommt der Verf. endlich auf die theologischen Schriftsteller. Diesen giebt er die vollkommene Freyheit, ihre Abweichungen von dem angenommenen Lehrbegriff öffentlich in ihren Schriften vorzulegen, wenn es nur mit Ernst, Anstand, Würde, Gründlichkeit und Bescheidenheit geschieht; denn sonst würden alle Fortschritte in Erkenntniß der Wahrheit gänzlich gehemmt, und eingerissene Mißbräuche und Vorurtheile verewiget werden. Auch hat ja wohl die christliche Religion von Schriftstellern, die von gründlicher Gelehrsamkeit und aufrichtiger Wahrheitsliebe geleitet werden, nichts zu befürchten. Und überdas ist nie zu vergessen, daß ja immer der angenommene Lehrbegriff der heiligen Schrift untergeordnet bleibt, und daß sie die einzige Norm ist, wornach er näher geprüft und untersucht werden muß.

Wir haben unsern Lesern aus dieser kleinen Schrift einen vollständigen Auszug geliefert, theils wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, den sie behandelt, theils wegen der gegenwärtigen Zeitumstände, die diesem Gegenstand noch mehr Interesse geben; theils aber auch wegen der Würde, Deutlichkeit, Gründlichkeit und Bescheidenheit, mit welcher der Verf. diesen Gegenstand behandelt hat. Es sey uns nun auch noch erlaubt, unsere eigenen Gedanken beyzufügen. Wir erkennen, daß der Verf. seinen Gegenstand gründlich behandelt, und besonders stimmen wir mit ihm gänzlich überein, bis er §. 53 auf die Untersuchung von der Rechtmäßigkeit und Nützlichkeit des protestantischen Lehrbegriffs, und auf die Verhältnisse öffentlicher Religionslehrer zu diesem Lehrbegriff, kommt. Der Verf. gesteht, daß die protestantische Kirche vor Errichtung der sogenannten Eintrachtsformel keine symbolischen Bücher in dem Sinne verbindlicher Glaubens-

bens- und Lehrformeln hatte. Wir hätten deswegen gewünscht, daß der Verf. vor allen Dingen die Rechtmäßigkeit der symbolischen Bücher untersucht hätte, die den Protestanten durch die Eintrachtsformel aufgebürdet worden sind. Nach dem oben angegebenen Begriff des Verf. von der protestantischen Kirche konnten dergleichen symbolische Bücher nur mit Zustimmung der ganzen protestantischen Gemeinde verfertiget werden. Läßt sich eine solche Zustimmung bey Errichtung der Eintrachtsformel historisch beweisen? Haben nicht einige wenige herrschsüchtige Theologen, die ein paar protestantische Fürsten in ihr Interesse zu ziehen wußten, diese Formel nicht nur ohne Zustimmung der protestantischen Gemeinde, sondern sogar mit Widerspruch vieler protestantischer Theologen verfertiget? Hat man nicht dieser Formel durch mancherley Schleichwege Ansehen zu verschaffen gewußt? Hat man nicht viele Prediger und Gemeinden zur Subscription und Annehmung der Formel gezwungen? Wie kann mit diesen bekannten historischen Datis die Rechtmäßigkeit dieser Formel bestehen? Doch wir wollen diese Sache auch noch aus andern Gesichtspunkten betrachten. Hat wohl die protestantische Kirche überhaupt ein Recht zur Verfertigung solcher verbindenden Glaubens- und Lehrformeln? Wie will man aus der Natur einer Religionsgesellschaft, und noch mehr, aus der Natur einer christlichen Religionsgesellschaft ein solches Recht herleiten? Aus dem Begriff, den der Verf. von der protestantischen Kirche giebt, folgt dieses Recht nicht. Läßt sich ein solches Recht aus dem Begriff von Wahrheit, oder aus dem Begriff von der christlichen Religion herleiten? Und gesetzt auch, daß man ein solches Recht beweisen könnte; (wir gestehen aber, daß wir die Möglichkeit eines solchen Beweises nicht einmal einsehen) so konnte doch nur die damals existirende Kirche, ich will sagen, die zur Zeit, als die Eintrachtsformel verfertiget wurde, existirende protestantische Kirche, und zwar blos für sich, eine solche Formel entwerfen: Oder, wie will man beweisen, daß die damals existirende Kirche auch für ihre Nachkommenschaft eine solche verbindende Formel habe verfertigen können? Oder hat man jemals in der Folge die protestantischen Kirchenglieder gefragt, ob sie die Lehren der Eintrachtsformel für biblische Lehren halten, welches doch selbst nach den Grundsätzen des Verf. und nach seinem angegebenen Begriff von der protestantischen Kirche, von Zeit zu Zeit, wenigstens von Menschenalter zu Menschenalter,

geſchehen müßte? Oder will man ſich hier mit einem conſenſus tacitus behelfen? Was ſoll das heißen, die proteſtantiſche Kirche giebt, oder hat gegeben, (— wem? — die proteſtantiſche Kirche erkennt ja keinen Oberherrn — alſo wohl ſich ſelbſt?) einen conſenſum tacitum, daß ſie die Lehren der Eintrachtsformel für bibliſche Lehren halte? Kann überall irgend eine Geſellſchaft das Recht haben, zu ſagen, wir wollen dies oder jenes für wahr halten? Wie entſpringt denn aus dem Begriff einer Geſellſchaft das Recht zu beſtimmen, daß dies oder jenes Wahrheit ſey? Haben Menſchen, ſobald ſie in Geſellſchaft treten, hierin mehrere und andere Rechte, als der einzelne Menſch beſitzt? Man muß ein für allemal zuerſt die Rechtmäßigkeit verbindender Glaubens- und Lehrformeln beweiſen (und dies iſt unſeres Wiſſens noch niemals geſchehen), ehe man von der Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit ſolcher Formeln etwas Gründliches ſagen will. Der Verf. ſagt zwar ausdrücklich, ehe er dieſe Unterſuchungen anfängt, es ſey ihm darum zu thun, dieſen Gegenſtand vorzüglich ſo zu behandeln, daß die Leſer in den Stand geſetzt werden, ein beſcheidenes und beſtehenden menſchlichen Einrichtungen anpaſſendes Urtheil darüber zu fällen; allein, dies konnte ihn auf keinerley Weiſe diſpenſiren, erſt die Rechtmäßigkeit ſolcher menſchlichen Einrichtungen zu beweiſen.

Den öffentlichen Religionslehrer ſieht der Verf. als Geſchäftsträger der Kirche an. So wie nun ein Geſchäftsträger die ihm aufgetragenen Geſchäfte nur nach dem Sinn des Aufträgers und nach der vorgeſchriebenen Weiſe beſorgen ſoll; ſo auch der Religionslehrer. Kann wohl bewieſen werden, daß ein öffentlicher Religionslehrer in eben dem Verhältniſſe zu ſeiner Gemeinde ſtehe, als ein Geſchäftsträger zu ſeinem Aufträger? Kann denn über Wahrheit auch ſo pactirt werden, als wie über die Führung eines Proceſſes, oder eines andern Geſchäfts? — Iſt dieſer Begriff von einem öffentlichen Religionslehrer wohl auch bibliſch? Wie, wenn die Zeiten kommen, von welchen Paulus 2 Timoth. 4, 3. 4. ſagt, daß den Gemeinden die Ohren jücken, iſt denn wohl auch der Lehrer verpflichtet, ihnen nach ihrem Ohrenjücken zu predigen? Woher hat denn eine Religionsgeſellſchaft das Recht, ihren angenommenen Lehrer zu verpflichten, dieß und jenes als Wahrheit zu glauben, und auch wieder als Wahrheit zu lehren? Will die proteſtantiſche Kirche in der chriſtlichen Erkenntniß

nicht

nicht weiter kommen, oder hat ſie ſchon die höchſte Stufe erreicht? Welches iſt die höchſte Stufe? Einmal es fehlt noch an dem Begriff des Religionslehrers, und an der Beſtimmung des Verhältniſſes, in welchem er gegen ſeine Gemeinde ſteht. — Wir ſehen die Folgen wohl, die aus einer unbeſtimmten Lehrfreyheit entſtehen, und die der Verf. ſehr gut auseinanderſetzt, aber wir glauben auch, daß viele dieſer Folgen von ſelbſt verſchwinden würden, wenn unſere proteſtantiſche Gemeinden auch mehr angeleitet würden, über religiöſe Gegenſtände ſelbſt zu denken, und wenn man bey Beſetzung der Predigerſtellen gewiſſenhafter zu Werke gehen wollte. Kommt nicht ſelbſt auch die ſichtbare Abneigung und Geringſchätzung, womit das proteſtantiſche Publikum religiöſe Gegenſtände immer mehr behandelt, von dem bisherigen Joche her, das die proteſtantiſche Kirche durch ihre ſymboliſchen Bücher ihren Lehrern auflegt? Wie ſoll mehr Erkenntniß chriſtlicher Wahrheit und Intereſſe dafür unter das Volk gebracht werden, ſo lange die öffentlichen Religionslehrer an ihre Symbolik gebunden ſind? Was muß endlich die Folge ſeyn, wenn in öffentlichen Schriften, die ein großer Theil des Publikums lieſt, dieſe oder jene ſymboliſche Vorſtellungsart als ſchrift- und vernunftwidrig dargeſtellt, und doch auf der Kanzel und in der Kirche immer noch als allein wahr und ſeligmachend vorgeprediget werden muß? Welche nachtheilige Wirkungen muß es z. E. nicht haben, wenn einer Gemeinde, deren beſſerer und vielleicht auch größerer Theil einige phyſiſche und pſychologiſche Kenntniſſe beſitzt, die Lehre vom Teufel und ſeinen Wirkungen nach der Vorſtellungsart der ſymboliſchen Bücher vorgetragen werden muß? — Wir haben bisher nur die Schwierigkeiten angeführt, in welche dieſer Gegenſtand noch verwickelt iſt. Ein Verſuch, dieſe Schwierigkeiten aufzulöſen, kann kein Gegenſtand einer Recenſion ſeyn: Aber wohl können dieſe Schwierigkeiten ſelbſt die Leſer zum weitern Nachdenken hierüber veranlaſſen.

Nb.

Almanach für Prediger, die leſen, forſchen und denken. Auf das Jahr 1790. Herausgegeben von M. Joh. Adam Horrer. Weißenfels und Leipzig, bey Severin, 1790. 238 Seiten. 8.

Alma-

Almanach für Prediger — auf das Jahr 1791 — von ebendemſelben. Daſ. 1791. 362 Seiten.

Beyde von gleichem Werthe, und nicht beſſer, als die Vorgänger. Die neueſte Kirchengeſchichte, oder vielmehr die Wiederholung kirchlicher Begebenheiten aus den Zeitungen, iſt faſt noch das beſte, und doch auch an ſich eine verdienſtloſe Arbeit. Lebensbeſchreibungen angeſehener Theologen, z. E. Jeruſalems, aus den bekannteſten Büchern, wechſeln ab mit den unbedeutendſten Perſonalien Sächſiſcher Magiſter, mit Anekdötchen, mit Complimenten für Lebende. Zu leſen bekommen die Prediger hier immer etwas, und allerley; zu forſchen wenig oder gar nichts; zu denken, höchſtens, daß der Almanach beſſer ſeyn müſſe. Die Berichtigung der Nachricht von Lappenbergs Theilnehmung an der A. d. B. die im Alm. J. 1791 vorkömmt, iſt eigentlich eine ungeziemende Lügenſtrafe, die nur mit Verachtung geahndet zu werden verdient.

Ar.

Handbuch der Religion, von Johann Auguſt Hermes, Fürſtl. Quedlinburgiſchen Conſiſtorialrath, erſten Schulinſpector und Oberprediger zu St. Nicolai. Erſter Band. Mit des Verfaſſers Bildniß. Vierte von neuem revidirte Auflage. — Berlin, 1791. bey Himburg, 8. 638 S. Zweyter Band, 606 Seiten.

Die Tauf- und Communionbetrachtungen, welche das fünfte Hauptſtück der vorigen Ausgabe dieſes bekannten und geſchätzten Andachtsbuches ausmachten, und die Liederſammlung, welche das ſiebente Hauptſtück enthielt, ſind in dieſer neuen Auflage, zur Verminderung des Preiſes, weggelaſſen worden. Das Weſentliche aus jenen iſt nunmehr im zweyten Hauptſtück unter den Glaubenslehren in eine beſondere Betrachtung zuſammengefaßt, und ganz ſtehen ſie noch in des Verf. Communionbuche. Sonſt iſt keine Veränderung mit dem Werke ſelbſt vorgenommen, außer daß der V. einige unbeträchtliche Stellen ganz weggeſtrichen, andere abgekürzt, oder den Ausdruck verbeſſert hat.

Orn.

Neueſtes

Neuestes katechetisches Magazin zur Beförderung des katechetischen Studiums. Zweyter Band. Ausgearbeitet von Joh. Friedr. Christoph Gräffe, Pastor zu Obernjesa bey Göttingen. Göttingen, bey Vandenhoek und Ruprecht, 1790. 427 Seiten in 8.

Den Werth und die Empfehlungswürdigkeit dieses neuesten katechetischen Magazins kennen bereits unsere Leser aus der Anzeige des ersten Bandes. In diesem zweyten liefert nun der gelehrte und würdige Verfasser die versprochene Sokratik nach ihrer ursprünglichen Beschaffenheit, in katechetischer Rücksicht betrachtet. Was nun die Leser hier zu suchen, oder sich zu versprechen haben, werden sie am besten selbst beurtheilen können, wenn wir sie mit dem Inhalte jedes der vier Abschnitte, woraus das Ganze besteht, näher bekannt machen. I. Erster Abschnitt. Sokratik nach dem Plato. 1) Hauptendzweck des Sokrates. §. 1. 2) Allgemeine Anzeige, wie Sokrates seinen Endzweck zu erreichen suchte. §. 2. 3) Kunst des Sokrates, die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu fesseln. §. 3. 4. 4) Sokrates gebraucht lauter evidente Sätze und Begriffe, und wenn sie es nicht sind, macht er sie dazu. §. 5. 7. 5) Menschenkenntniß des Sokrates. §. 6. 6) Sokrates kettet Begriff an Begriff, und schließt zusammenhängend. §. 8. 7) Sokrates zergliedert einen Begriff, oder setzt ihn aus seinen Bestandtheilen zusammen. §. 9. 10. 8) Sokrates läßt seinen Schüler den Beweis selbst finden. §. 11. 9) Er kleidet alles in Frage und Antwort ein. §. 12. 10) Die Fragen des Sokrates sind kurz, §. 13. deutlich und bestimmt. §. 14. 11) Verhalten desselben bey den Antworten. §. 15. 12) Seine Hülfsmittel, den Unterricht zu beleben. a) Vergleichungen und Inductionen. §. 16. b) Allegorien. §. 17. c) Analogien. §. 18. d) Scherz, Fabeln, Mythen und Gemälde. §. 19. 13) Sprache des Sokrates. §. 20. 14) Ironie des Sokrates. §. 21. II. Zweyter Abschnitt. Sokratik nach dem Xenophon. 1) Erkenntnißquelle der Sokratik beym Xenophon, Zweck der Denkwürdigkeiten und Hauptendzweck des Sokrates. §. 22. 2) Kunst des Sokrates, die Aufmerksamkeit zu fesseln. §. 23. 3) Sokrates gebraucht lauter evidente Sätze und Begriffe, §. 24. 25. oder er macht sie dazu. §. 27. 4) Er weiß seinen Gegenstand in das

helleste

helleſte Licht zu ſetzen. §. 26. 5) Er löſt einen Begriff in ſeine Beſtandtheile auf, oder bildet einen allgemeinen Begriff durch Zuſammenſetzung aus ſeinen Individuen. §. 28. 6) Er läßt ſeinen Lehrling das Reſultat ſelbſt finden. §. 29. 7) Beſchaffenheit der Sokratiſchen Fragen. §. 30. 8) Verhalten des Sokrates bey den Antworten. §. 31. 9) Hülfsmittel, ſeinen Unterricht zu beleben. a) Vergleichungen, b) Inſtanzen, c) Gleichniſſe, d) Allegorien und Analogien, e) Scherz, f) Geſchichte, Fabeln und Gemälde. §. 32. 10) Sprache des Sokrates. §. 33. 11) Ironie des Sokrates. §. 34. III. Dritter Abſchnitt. Sokratik nach dem Aeſchines (ohne zu entſcheiden, ob die drey Dialogen, die ihm zugeſchrieben werden, nach der Meinung des Buhle, wirklich von ihm ſind, oder einen andern Verfaſſer haben), verbunden mit den Geſprächen de Iusto, welche, obgleich ſie die Kritik dem Plato abſpricht, doch als ſchätzbare Reſte des frühern Alterthums wichtig genug ſind, um in einer Unterſuchung über ächte Sokratik nicht übergangen zu werden. 1) Erkenntnißquelle der Sokratik nach dem Aeſchines und den mit ihm verbundenen Schriftſtellern, und Hauptendzweck des Sokrates. §. 35. 2) Sokrates ſtrebt, die Aufmerkſamkeit zu erhalten. §. 36. 3) Er beſtimmt deutlich, wovon die Rede ſeyn ſoll. §. 37. 4) Er gebraucht nichts, als was evident iſt, §. 38. oder macht es erſt dazu. §. 39. 5) Er knüpft Begriff an Begriff, und ſchließt zuſammenhängend. §. 40. 6) Er zergliedert die Begriffe, oder ſetzt ſie aus ihren Beſtandtheilen zuſammen. §. 41. 42. 7) Er läßt den Lehrling das Reſultat ſelbſt finden. §. 45. 8) Beſchaffenheit der Sokratiſchen Fragen, nebſt ſeinem Verhalten gegen die Antworten. §. 44. 9) Angewandte Mittel, den Vortrag zu beleben, Vergleichungen, Inductionen, Gleichniſſe, Analogien, Gemälde. §. 45. 10) Sprache des Sokrates. §. 46. 11) Ironie des Sokrates. §. 47. IV. Vierter Abſchnitt. Allgemeine Schilderung der Sokratik. 1) Aus den genannten Gewährsmännern läßt ſich die Beſtimmung der Sokratik feſtſetzen. §. 48. 2) Nähere Anzeige des allen Sokratikern Gemeinſchaftlichen. §. 49. 3) Definition der Sokratik, bejahend und verneinend. (Die Sokratik, ſubjektivisch betrachtet, iſt die vom Sokrates angewendete Kunſt und Fertigkeit, Lehren, Sätze oder Begriffe durch Fragen und Antworten ſo geſchickt, und ſo lange zu drehen und zu wenden, bis ſie durch Ueberzeugung ein Eigenthum des Verſtandes, und durch

durchs Intereſſe der Empfindungen ein thätiger Beſtimmungsgrund des Willens wurden. Objektiviſch betrachtet iſt ſie die aus den ſokratiſchen Unterredungen geſchöpfte ſyſtematiſche Ordnung der Regeln, durch deren weiſe Anwendung Sokrates den Verſtand überzeugte, und den Willen lenkte. — Das Weſen der Sokratik beſteht alſo nicht ſchlechthin in Fragen und Antworten, ſondern in ſolchen Fragen und Antworten, die ſich einander auf eine natürliche Art zuſammenreihen, ſich einander vorbereiten, einander unterſtützen, und zuſammen ein ſchönes wohlverbundenes Ganze ausmachen, oder die eine ſolche Beſchaffenheit, Richtung und Wendung haben, vermittelſt welcher ein Gegenſtand erläutert, nach und nach erhellet, und zuletzt ſo andringend empfohlen wird, daß der Antwortende ſich ſeiner nicht erwehren kann. Wenn man ſolche Fragen und Antworten verſteht: ſo hat man allerdings Recht zu ſagen, daß das Weſen der Sokratik in Fragen und Antworten beſtehe. — Unrichtig aber würde es ſeyn, die Ironie zur Hauptſache der Sokratik erheben zu wollen. — Unrichtig ferner, das Weſen derſelben in Entwickelung der Ideen zu ſetzen; denn hiermit würde ein ſehr weſentlicher Haupttheil derſelben, nämlich Bearbeitung und Verbeſſerung des Willens, worauf Sokrates alles hinleitete, überſehen, oder doch wenigſtens zu ſehr in Schatten geſtellt werden. — Am allerwenigſten aber iſt der Verf., wie billig, mit denen zufrieden, die ſich haben überreden können, daß Sokrates dieſe ſeine eigenthümliche Lehrmethode nur dazu beſtimmt gehabt habe, um gegen die Sophiſten zu fechten. Denn offenbar gebrauchte er ſeine ganze Kunſt nicht blos gegen Sophiſten, ſondern auch für ſeine Freunde und Schüler. — ) 4) Urtheile einiger Neuern über die Sokratik, §. 51. (Moſheim, Miller, Bahrdt, Reſewitz, Michelſen u. a.) 5) Ob Sokrates der Erfinder der Sokratik ſey? §. 52. 6) Verhältniß der Sokratiker unter einander und Ehrenrettung des Plato. §. 53. — Eine Ehrenrettung, worin wir mit dem Verf. vollkommen übereinſtimmen. — Man ſieht nun alſo aus dieſer kurzen Inhaltsanzeige, wie reichhaltig, und zu ſeinem großen Zwecke brauchbar, auch dieſer Theil dieſes lehrreichen und nützlichen Magazins iſt. Jede Bemerkung, oder jeder Lehrſatz über Sokratik iſt immer mit paſſenden, gut erläuterten Exempeln aus ihren Quellen ſelbſt belegt, ſo daß der Leſer, geſetzt auch, daß er mit den Quellen ſelbſt wenig oder gar nicht bekannt wäre, doch nicht allein hinlänglich in den Stand geſetzt wird, die Lehrart

des Sokrates nach allen den charakteriſtiſchen Seiten und Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen, nach welchen ſie in den darüber vorhandenen Quellen von ſeinen Schülern aufgefaßt und dargeſtellt wurde, ſondern auch an der verſchiedenen Darſtellungsart, die jedem dieſer ſeiner Schüler eigen iſt, eben ſo viele Muſter vor ſich hat, nach welchen er entweder vermittelſt Auffaſſung deſſen, was ſie alle gemein haben, ſich im Ganzen und ohne Unterſchied bilden, oder aus welchen er das eine oder das andere, und zwar vorzüglich gerade dasjenige wählen kann, was ein jeder für ſich am paſſendſten und ſeinen beſondern Anlagen und Fähigkeiten am angemeſſenſten findet. Was nun aber die Anordnung des Ganzen betrift, nach welcher der Verf. für gut befunden hat, die Sokratik nach dem Plato, Xenophon und Aeſchines in einzelnen Abſchnitten beſonders zu geben; ſo hat ſie allerdings das Unbequeme, daß ſie den Verf. nöthigte, eine vorhin gemachte Bemerkung immer wieder noch einmal und wiederholentlich zu machen; und man könnte alſo fragen, ob es nicht vielleicht, zur Vermeidung ſolcher Wiederholungen, doch wohl beſſer geweſen wäre, wenn der Verf. die nöthigen Belege zu jeder Hauptbemerkung über die Sokratik aus allen dreyen Sokratikern ſogleich zuſammengeſtellt hätte, und ob nicht eben dieſe Zuſammenſtellung die Ueberſicht der unter ſich verwandten, jetzt nun zerſtreueten Stücke, und ihre Vergleichung unter einander, dem Leſer mehr erleichtert haben würde? Da ſen der Verf. in der Vorrede ſagt: „obgleich dieſe Abhan von der alten Sokratik als ein für ſich beſtehendes G angeſehen werden kann; ſo bitte ich doch den gütigen L dabey zu bedenken, daß die Urſachen, warum ich manche und nicht anders geordnet habe, alsdann noch deutlicher Auge fallen werden, wenn erſt die beyden übrigen noch d gehörigen Abhandlungen von der Catechiſirkunſt, und von d Verhältniſſe derſelben zur Sokratik, erſchienen ſeyn wer ſo wollen wir ſehr gern unſer Urtheil hierüber noch bis ſuſpendiren. Wir wünſchen nur, daß die Aufſtellung ſo großen Muſters, als Sokrates in dieſer Hinſicht iſt, alle die Aufmerkſamkeit, die ſie verdient, bey unſern digern und Schullehrern wirklich finden, inſonderheit bey denen, die dazu die nöthigen Sprachkenntniſſe und keiten haben, oder noch erlangen können, die Begierde, den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen, aufs neue beleben, und viel dazu beytragen mag, ihren Geiſt nach dem Geiſ-

Sokrates zu bilden.' Von der Fortsetzung dieses Magazins läßt sich dafür viel Gutes hoffen. — Nur eine Sprachbemerkung müssen wir uns doch gelegentlich hier noch erlauben. Der Verf. nämlich schreibt immer: ich frug, er frug, ich früge, er früge, anstatt: ich fragte, er fragte. Rec. ist sehr geneigt, dies für unrichtig zu halten. Denn 1) jenes ist doch nur die irreguläre, dieses aber die reguläre Form, wie z. E. ich sagte, er sagte; 2) jene scheint nun zwar die Wörter, schlagen und tragen, für sich zu haben; allein bey diesen ist die irreguläre Form die einzig gebräuchliche; nicht so aber bey dem Worte, fragen, als bey welchem vielmehr die reguläre Form vollkommen im Gebrauche ist; 3) nun pflegen doch aber die bewährtesten Schriftsteller der irregulären Formen gewöhnlich sich nur alsdann zu bedienen, wenn sie die einzig gebräuchlichen, die regulären hingegen, wie bey den Wörtern, schlagen und tragen, gar nicht im Gebrauche sind; es fragt sich also, ob bey dem Worte, fragen, wie bey dem Worte, sagen, die reguläre Form vor der irregulären nicht den Vorzug verdient, und ob diese nicht vielmehr als ein bloßer Provinzialismus oder Solöcismus anzusehen, und also außer Cours zu setzen ist?

Zc.

**Betrachtungen über die abscheuliche Sünde des Meineids u. s. w. von Christian Wilhelm Groote, Superintendenten der sämmtlichen Nassau-Usingischen Lande, Consistorialrath und Prediger zu Usingen. Frankfurt, in der Hermannischen Buchhandlung, 1790. in 8. 306 Seiten.**

Daß über diesen Punkt ein großer und höchst verderblicher Leichtsinn in der Welt herrsche, wird allgemein und auch vom Rec. anerkannt und beklagt. Daß aber die Quelle des Uebels tiefer liege, als die Wirkung des besten und zweckmäßigsten Buchs dringen kann; und daß man daher auf der einen Seite mehr für die Belehrung, insonderheit aber praktische Gewöhnung der Jugend überhaupt, also für die Grundlage einer bessern Moralität der nächsten Menschenrace, — auf der andern aber für die äußerst seltene und ehrerbietigere Anwendung des Eides in den Gerichten zu sorgen habe: —

das leidet bey Rec., der überhaupt in dieser ganz praktischen Sache des Herzens wenig an die Kraft, auch der besten Bücher und Predigten, glaubt, gar keinen Zweifel. So hätte denn aber auch besonders der Verfasser der obengenannten Betrachtungen deren Wirkung gewiß nach einem falschen Maßstabe berechnet. Er kömmt, wenn er uns die Treuherzigkeit aus Achtung für die Wahrheit vergeben will, es zu gestehen — wie man es nehmen mag — zu früh und zu spät. Zu früh: die Welt, auch das gemeine Volk, worauf er eigentlich rechnet, ist noch gar wenig vorbereitet und aufgelegt, über eine ihr ohnehin lästige Pflicht 306 Seiten starke Betrachtungen zu kaufen; denn wer noch dazu Lust haben möchte, gehört sicher nicht zu denen, welche darüber Belehrung und Erweckung bedürfen. Zu spät aber, weil die Welt, und selbst das gemeine Volk, schwerlich an dieser Art von einförmiger, gedehnter und der Natur der Sache, wie den Bedürfnissen des menschlichen Geschmacks und Herzens, so wenig angemessener Vorstellung jetzt mehr Geschmack finden möchte.

Der Verf., wie es scheint, ein sehr achtungswürdiger Geistlicher, wollte durch den Druck dieser Betrachtungen ihren Nutzen dauerhafter und allgemeiner machen, und das macht seinem Herzen Ehre. Wenn er aber äußert, daß seine Absichten es nicht erlaubt haben, seine Vorstellungsart nach dem Geschmacke der Welt einzurichten, weil er dadurch besonders dem gemeinen Volke habe heilsam werden wollen, und daß er aus eben dem Grunde auch vieles aus den Schriften der Offenbarung beygebracht habe, um ein hochachtungsvolles Andenken an dieselben, welches man in unsern Tagen so sehr zu schwächen suche, zu erhalten, und die Erläuterungen den Schwachen desto nachdrücklicher zu machen: so kann Rec. der Wahrheit nichts vergeben, und muß gestehen, daß ihm bey dieser gutgemeinten Aeußerung Irrthum und Vorurtheil zum Grunde zu liegen scheinen. Für einen Mann, wie der Verf., bedarf es keiner weitläuftigen Erörterungen. Für ihn ist es genug, sich etwa nur folgende Fragen zu analysiren und zu beantworten: macht denn Geschmack der Welt (hier denkt sich doch wohl der würdige Verf. nichts anders, als den durch Erziehung und erweiterte Verhältnisse gebildetern Haufen?), macht der denn nothwendig Contrast, und trift in gar nichts zusammen mit dem des gemeinen Volks? — Ist bey dem gemeinen Volke aller Sinn fürs Wahre, Gute, Schöne,

Schöne, für Natur und Proportion ſo ganz erſtorben, daß es einer willkührlichen Leitung bey ſeiner Andacht bedarf (der Verf. denkt hier an ſo manche überflüßige und müßige Seite in dieſen Betrachtungen —)? — Hat denn auch wirklich das gemeine Volk überall, oder nur das in Uſingen, an ſolchen Vorſtellungsarten Geſchmack, wie in dieſen Predigten herrſchen? — Erlaubt der Geſchmack der Welt ſchlechterdings nicht die zweckmäßige Benutzung und Verwebung (Verbrauchung allein, wozu hilft ſie?) vieler oft ſo unnachahmlich kraftvollen und gedankenreichen Stellen aus der Offenbarung? — Können die Erläuterungen für Schwache durch einen ſolchen Gebrauch bibliſcher Stellen nachdrücklicher werden? — Nichts weiter über die eilf Betrachtungen ſelbſt, als nur der Inhalt: — vom Eide überhaupt — vom Meineide überhaupt — der Meineid als das verwegenſte Verbrechen gegen die Grundſätze des wahren Chriſtenthums — von der Verfaſſung, in welcher Chriſten bey würdigen Gegenſtänden, auf Veranlaſſung und mit Bewilligung des Richters, ſchwören müſſen, wenn ſie verſichert ſeyn wollen, daß ſie keinen Meineid begehen — von dem traurigen Verhältniſſe des Meineidigen mit dem Gebete — von dem Meineidigen im Verhältniſſe mit irdiſchen Glücksgütern — von dem Meineidigen im Verhältniſſe mit traurigen Schickſalen — von dem traurigen und gefährlichen Zuſtande des Meineidigen auf dem Kranken- und Sterbebette — von dem Meineidigen, der in dem Gnadenreiche unter dem Namen eines Chriſten gelebt, in der unglückſeligen Ewigkeit — wie unchriſtlich, abſcheulich und gefährlich es ſey, wenn ſich Chriſten der Sünde der Hurerey ergeben — die Hauptgründe, welche Chriſten verbindlich machen, im geſellſchaftlichen Leben auch Pflichten gegen Andere auszuüben. — Auch ſchon dieſe Sätze geben zu mancher Erinnerung Anlaß. Muß denn alles Wohlgemeinte auch nothwendig gedruckt werden! — —

Za.

## II. Katholische Gottesgelahrheit.

P. *Dominici Schram*, Benedictini Banthensis, etc. Analysis Operum SS. Patrum et Scriptorum Ecclesiasticorum. *Tomus XIV.* continens Opera S. *Gregorii Nysseni*. Augustae Vindel. Rieger. 1791. 2 Alph. 4½ Bogen in gr. 8.

Nach der einmal in diesem patristischen Auszuge eingeführten schlechten Methode ist denn auch dieser Band abgefaßt oder zusammengetragen. Eine sehr kurze und kahle Lebensbeschreibung Gregors von Nyssa geht voran. Sodann folgen unter 64 Nummern noch mehr Schriften, Reden und Briefe an der Zahl ausgezogen; aber dergestalt, daß weit mehr als die Hälfte des hier beygebrachten Inhalts unbedeutend oder entbehrlich heißen kann. Die beygefügten monita enthalten eben so wenig etwas Geprüftes und Befriedigendes über den Geist und Werth jener Werke. Das merkwürdigste monitum ist diesem ganzen Bande im Namen der Verlagsbuchhandlung vorgesetzt: theils, heißt es darinne, um die geneigten Leser zum Lesen der noch rückständigen (vermuthlich sehr zahlreichen) Bände desto mehr aufzumuntern; theils um ihnen eine vollständige Nachricht von den übrigen Büchern des Verfassers zu ertheilen. Das Lob, welches ihm hier beygelegt wird, er sey eruditissimus Compilator, unterschreiben wir in Ansehung der zweyten Hälfte mit voller Ueberzeugung.

Xyz.

Katechetischer Unterricht in den allgemeinsten Grundsätzen des praktischen Christenthums. Herausgegeben von Eulogius Schneider, Professor zu Bonn. Bonn, bey Abshoven und Köln, bey Simons, 1790. 8. 6 Bogen.

Der Verf. hat diese Bogen zunächst für sich selbst als einen Leitfaden bey dem Religionsunterricht, den er seinen Zuhörern zu geben hat, aufgesetzt, weil er unter den gewöhnlichen

Kate-

Katechismen keinen fand, der ſich ganz zu ſeiner Abſicht ſchicke. Dieſe Abſicht des Verf. iſt aber keine andere, als ſeinen Schülern das Chriſtenthum immer von der praktiſchen Seite zu zeigen, von welcher man es vorzüglich betrachten muß, um ſeine Vortreflichkeit ganz zu empfinden. Der Verf. hebt daher auch in dieſen Bogen nur diejenigen Glaubensſätze aus, welche mit der Moral in der engſten Verbindung ſtehen, und theilt das ganze Werkchen in zwey Theile, von welchen der erſte die moraliſchen Dogmen, der zweyte die moraliſchen Vorſchriften des Chriſtenthums in ſich begreift. In der vorangeſchickten Einleitung handelt der Verf. von der Beſtimmung des Menſchen zur Glückſeligkeit, die nur durch die Vervollkommnung der Seele und des Körpers erreicht werden kann. Die Moral hat dieſe Vervollkommnung zu ihrem Gegenſtand, und ſucht durch ihre Vorſchriften die Menſchen für Weisheit und Tugend empfänglich zu machen. Da aber die Abſicht des Verf. hier zunächſt iſt, die Moral der Offenbarung zu erklären; ſo lehrt er in dieſer Einleitung, was Offenbarung ſey? und wie ſich eine geoffenbarte Religion zu der Vernunft verhalten müſſe? Dieſe Grundſätze wendet er ſodann auf die chriſtliche Religion an, und zeigt noch aus beſondern Gründen, daß die chriſtliche Religion wahrhaft geoffenbart, und nicht bloße Menſchenerfindung ſey. Dieſe beſondern Gründe nimmt der Verf. aus dem Charakter des Stifters der chriſtlichen Religion; aus den Wunderwerken, mit welchen er ſie beſtätiget hat; und aus der innern Güte der chriſtlichen Religion ſelbſt. Dies giebt dem Verf. Veranlaſſung, den Charakter Chriſti zwar ſehr kurz, aber dabey ſehr wahr zu ſchildern. Die Beweisgründe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion aus den Wunderwerken würdiget der Verf. gehörig; und ſagt, daß ſie zwar für den rohen, des eigenen Nachdenkens unfähigen Menſchen überzeugend, keineswegs aber für den Denker beruhigend ſeyen. Am deutlichſten entwickelt der Verf. die Beweisgründe für die Göttlichkeit der chriſtlichen Religion aus dem eigenen innern Werthe ihrer Lehren und ihrer wohlthätigen Wirkungen. Hier nimmt der Verf. vorzüglich darauf Rückſicht, daß ſie uns mit unſern wahren Verhältniſſen gegen den Schöpfer, mit unſerer wahren Beſtimmung und dem Endzwecke unſers Daſeyns, und mit unſern Pflichten gegen Gott, gegen unſere Mitmenſchen und gegen uns ſelbſt nicht nur bekannt macht; ſondern uns auch die kräftigſten Mittel an die Hand giebt,

dieſe Pflichten zu befolgen. Nach dieſer Entwickelung handelt der Verf. von den Quellen, woraus der Chriſt ſeine Glaubens- und Sittenlehren ſchöpfet. Er erkennt keine andere Quellen, als die Bücher des A. und N. Teſtaments, und zeigt, wie die Begriffe von Aechtheit, Wahrheit und Inſpiration vorzüglich auf die Bücher des neuen Teſtaments angewendet werden können. Der Verf. ſcheint S. 35 die Begriffe, inſpirirt, von Gott eingegeben, kanoniſch, für gleichbedeutend zu halten. Es iſt aber aus der Kirchengeſchichte genugſam bekannt, daß der Ausdruck kanoniſch blos anzeigt, daß ein Buch bey dieſer oder jener Gemeinde zum Vorleſen in den Verſammlungen gebraucht, und deswegen in das Verzeichniß der übrigen Bücher, welche zu dieſem Endzweck vorhanden waren, eingetragen wurde. Daher denn bey verſchiedenen Gemeinden auch verſchiedene Bücher kanoniſches Anſehen hatten; auch von den erſten chriſtlichen Gemeinden Bücher für kanoniſch gehalten wurden, denen jetzt von keiner der chriſtlichen Religionspartheyen dieſes Anſehen zuerkannt wird. Dabey wir aber gar nicht läugnen wollen, daß in der Folge der Begriff kanoniſch ſo ſehr erweitert wurde, daß er wenigſtens zunächſt an den Begriff der Inſpiration gränzte. Die Abhandlung ſelbſt theilt der Verf. in zwey Theile. Der erſte Theil enthält die moraliſchen Dogmen des Chriſtenthums. Moraliſche Dogmen nennt der Verf. diejenigen, welche die Erkenntniß oder die Befolgung der moraliſchen Vorſchriften Jeſu vorzüglich befördern. Dieſe Dogmen ſind dem Verf. das Daſeyn Gottes, die Vorſehung und die Unſterblichkeit. Daher handelt er hier in zweyen Abſchnitten von dem Daſeyn und den Eigenſchaften Gottes, und von der Beſtimmung des Menſchen. Der zweyte Theil enthält die moraliſchen Vorſchriften des Chriſtenthums. Hier handelt der Verf. von den Pflichten des Chriſten gegen ſich ſelbſt, gegen ſeine Nebenmenſchen und gegen Gott; bemerkt aber dabey ſehr wohl, daß jede gute Handlung, jede Erfüllung unſerer Pflicht Gottesdienſt iſt, weil ſie dem Willen Gottes, uns glücklich zu machen, gemäß iſt; und daß in dieſem Verſtande alle unſere Pflichten, wenn ſie auch Gott nicht zu ihrem unmittelbaren Gegenſtande haben, Religionspflichten ſind; und wenn wir dieſelben in Pflichten gegen uns ſelbſt, gegen unſere Mitmenſchen und gegen Gott eintheilen, dies nur der Deutlichkeit und Ordnung wegen geſchieht. — Warum der Verf. dieſe Abhandlung auf

den

dem Titel einen katechetiſchen Religionsunterricht nennt, wiſſen wir nicht; beſonders da dieſer Abhandlung die katechetiſche Form gänzlich fehlt. Der Verf. legt durchgängig ſehr aufgeklärte chriſtliche Religionsbegriffe an den Tag, und wir fürchten, daß er darüber von vielen ſeiner Glaubensgenoſſen wieder aufs neue werde gehaßt und verfolgt werden. Herzlich wünſchen wir, wie der Verf. in der Vorrede zu hoffen ſcheint, daß es ihm gelingen möchte, durch den öffentlichen Druck dieſer praktiſchen Religionsgrundſätze gewiſſe Wolken zu zerſtreuen, welche kurzſichtige oder boshafte Menſchen vor den Augen des Publikums zu erregen ſuchten; und daß wenigſtens die Eltern ſeiner Zuhörer durch die Prüfung dieſer Grundſätze beruhiget werden möchten! Aber wir fürchten, nach unſerer Kenntniß von der Lage des Verf., daß der Erfüllung dieſer Wünſche wohl noch einige Stürme vorangehen werden; wobey ſich aber der Verf. mit dem guten Zeugniß ſeines Gewiſſens, daß er es immer redlich mit der Religion und Tugend meint, und mit der Achtung und Liebe aller ächten Religions- und Tugendfreunde tröſten kann.

**Geſammelte Schriften unſerer Zeiten zur Vertheidigung der Religion und Wahrheit. Erſter bis achter Band. 1789—1791. Augsburg, bey Merz. 8. Jeder Band iſt 28 bis 30 Bogen ſtark.**

Im Jahr 1783 haben die berüchtigten Augsburger Jeſuiten eine Sammlung von Schriften angefangen, unter dem Titel: *Neueſte Sammlung jener Schriften, die von einigen Jahren her über verſchiedene wichtigſte Gegenſtände zur Steuer der Wahrheit im Druck erſchienen ſind:* Dieſe Sammlung wurde im Jahr 1789 mit dem vierzigſten Band geſchlaſſen. (S. hievon die vierte Abtheilung des Anhangs zu dem 53. bis 86. Band der A. d. B. S. 2413 fg.) In die Stelle jener Sammlung trat nun im Jahr 1789 die vor uns liegende Sammlung, die nun bereits ſchon wieder zu acht Bänden angewachſen iſt. Eben der Geiſt, oder Ungeiſt, der in der erſten Sammlung herrſchte, ruht nun auch gedoppelt auf dieſer Sammlung. Dieſe Schriften ſind ein Monument der Dummheit, der Bigotterie, der Intoleranz. Nicht die katholiſche Religion, ſondern das Papſtthum und Mönchthum ſind die Idole, denen hier gehuldiget wird. Man ſieht hieraus,

diese Pflichten zu befolgen. Nach dieser Entwickelung handelt der Verf. von den Quellen, woraus der Christ seine Glaubens- und Sittenlehren schöpfet. Er erkennt keine andere Quellen, als die Bücher des A. und N. Testaments, und zeigt, wie die Begriffe von Aechtheit, Wahrheit und Inspikation vorzüglich auf die Bücher des neuen Testaments angewendet werden können. Der Verf. scheint S. 55 die Begriffe, inspirirt, von Gott eingegeben, kanonisch, für gleichbedeutend zu halten. Es ist aber aus der Kirchengeschichte genugsam bekannt, daß der Ausdruck kanonisch blos anzeigt, daß ein Buch bey dieser oder jener Gemeinde zum Vorlesen in den Versammlungen gebraucht, und deswegen in das Verzeichniß der übrigen Bücher, welche zu diesem Endzweck vorhanden waren, eingetragen wurde. Daher denn bey verschiedenen Gemeinden auch verschiedene Bücher kanonisches Ansehen hatten; auch von den ersten christlichen Gemeinden Bücher für kanonisch gehalten wurden, denen jetzt von keiner der christlichen Religionspartheyen dieses Ansehen zuerkannt wird. Dabey wir aber gar nicht läugnen wollen, daß in der Folge der Begriff kanonisch so sehr erweitert wurde, daß er wenigstens zunächst an den Begriff der Inspiration gränzte. Die Abhandlung selbst theilt der Verf. in zwey Theile. Der erste Theil enthält die moralischen Dogmen des Christenthums. Moralische Dogmen nennt der Verf. diejenigen, welche die Erkenntniß oder die Befolgung der moralischen Vorschriften Jesu vorzüglich befördern. Diese Dogmen sind dem Verf. das Daseyn Gottes, die Vorsehung und die Unsterblichkeit. Daher handelt er hier in zweyen Abschnitten von dem Daseyn und den Eigenschaften Gottes, und von der Bestimmung des Menschen. Der zweyte Theil enthält die moralischen Vorschriften des Christenthums. Hier handelt der Verf. von den Pflichten des Christen gegen sich selbst, gegen seine Nebenmenschen und gegen Gott; bemerkt aber dabey sehr wohl, daß jede gute Handlung, jede Erfüllung unserer Pflicht Gottesdienst ist, weil sie dem Willen Gottes, uns glücklich zu machen, gemäß ist; und daß in diesem Verstande alle unsere Pflichten, wenn sie auch Gott nicht zu ihrem unmittelbaren Gegenstande haben, Religionspflichten sind; und wenn wir dieselben in Pflichten gegen uns selbst, gegen unsere Mitmenschen und gegen Gott eintheilen, dies nur der Deutlichkeit und Ordnung wegen geschieht. — Warum der Verf. diese Abhandlung auf

den

dem Titel einen katechetiſchen Religionsunterricht nennt, wiſſen wir nicht; beſonders da dieſer Abhandlung die katechetiſche Form gänzlich fehlt. Der Verf. legt durchgängig ſehr aufgeklärte chriſtliche Religionsbegriffe an den Tag, und wir fürchten, daß er darüber von vielen ſeiner Glaubensgenoſſen wieder aufs neue werde gehaßt und verfolgt werden. Herzlich wünſchen wir, wie der Verf. in der Vorrede zu hoffen ſcheint, daß es ihm gelingen möchte, durch den öffentlichen Druck dieſer praktiſchen Religionsgrundſätze gewiſſe Wolken zu zerſtreuen, welche kurzſichtige oder boshafte Menſchen vor den Augen des Publikums zu erregen ſuchten; und daß wenigſtens die Eltern ſeiner Zuhörer durch die Prüfung dieſer Grundſätze beruhiget werden möchten! Aber wir fürchten, nach unſerer Kenntniß von der Lage des Verf., daß der Erfüllung dieſer Wünſche wohl noch einige Stürme vorangehen werden; wobey ſich aber der Verf. mit dem guten Zeugniß ſeines Gewiſſens, daß er es immer redlich mit der Religion und Tugend meint, und mit der Achtung und Liebe aller ächten Religions- und Tugendfreunde tröſten kann.

**Geſammelte Schriften unſerer Zeiten zur Vertheidigung der Religion und Wahrheit. Erſter bis achter Band. 1789 — 1791. Augsburg, bey Merz. 8. Jeder Band iſt 28 bis 30 Bogen ſtark.**

Im Jahr 1783 haben die berüchtigten Augsburger Jeſuiten eine Sammlung von Schriften angefangen, unter dem Titel: *Neueſte Sammlung jener Schriften, die von einigen Jahren her über verſchiedene wichtigſte Gegenſtände zur Stewer der Wahrheit im Druck erſchienen ſind:* Dieſe Sammlung wurde im Jahr 1789 mit dem vierzigſten Band geſchloſſen. (S. hievon die vierte Abtheilung des Anhangs zu dem 53. bis 86. Band der A. d. B. S. 2413 fg.) In die Stelle jener Sammlung trat nun im Jahr 1789 die vor uns liegende Sammlung, die nun bereits ſchon wieder zu acht Bänden angewachſen iſt. Eben der Geiſt, oder Ungeiſt, der in der erſten Sammlung herrſchte, ruht nun auch gedoppelt auf dieſer Sammlung. Dieſe Schriften ſind ein Monument der Dummheit, der Bigotterie, der Intoleranz. Nicht die katholiſche Religion, ſondern das Papſtthum und Mönchthum ſind die Idole, denen hier gehuldiget wird. Man ſieht hieraus,

was der Beysatz auf dem Titel: Zur Vertheidigung der Religion und Wahrheit, hier eigentlich heißt. Religion heißt hier so viel als Papstthum, und zwar gerade das häßlichste Papstthum des XI. und XII. Jahrhunderts. Wahrheit heißt in diesen Schriften gerade das, was man sonst Lüge nennt. Und die Waffen, womit diese Religion und diese Wahrheit hier vertheidiget werden, sind Toben, Drohen, Schimpfen, Schmähen, elende Verdrehungen und Consequenzmacherey. Nach dieser allgemeinen Schilderung wollen wir nun so gedrängt als möglich den Inhalt jedes einzelnen Bandes anzeigen. Jeder Band besteht aus mehreren einzelnen Pieçen, wovon mehrere auch schon vorher gedruckt waren.

Der erste Band enthält folgende Stücke. 1) Kurze Abhandlung von den wichtigsten Religionsgründen. Die wichtigsten Religionsgründe sind nach dieser Abhandlung: a) Es giebt einen Gott. b) Dieser hat das unstreitige Recht, von seinen Geschöpfen eine bestimmte Verehrung zu fordern. c) Er hat wirklich eine bestimmte gefordert. d) Unter so vielen Religionen ist die römischkatholische allein die wahre. Sonderbar ist, daß der Verf. sogar aus Luthers Schriften beweist, daß die römischkatholische Kirche allein die wahre sey. Alle Religionszweifel schlägt der Verf. als ein ächter Blindgläubiger mit folgender Formel nieder: Gott sagt es meiner Mutter der Kirche; meine Mutter, die mich in Glaubenssachen nicht betrügen kann, sagte es mir. 2) Etwas über Controversiren, von einem alten Controversisten, der noch keinen Protestanten beleidiget hat. Mit einem Verzeichniß der besten Schriften in diesem Fache. Der Verf. ist ungehalten darüber, daß man hin und wieder die Controverspredigten eingestellt hat. Er glaubt, es gehöre mit zum Wesen der Glaubensverfassung, daß man mit Mäßigung und Bescheidenheit controversire. Er stellt daher vierzig Sätze auf, womit er das Controversiren rechtfertiget. Diesen Sätzen ist ein Verzeichniß der berühmtesten katholischen Controversisten angehängt. In diesem Verzeichniß prangen die Jesuiten, Scheffmacher, Seedorf, Neumayr, und Merz vorzüglich. Was der Verf. von dem beym Controversiren so nöthigen Geiste der Mäßigung und Bescheidenheit für Begriffe haben mag, erhellet wohl daraus zur Genüge, daß er den ehmaligen Augsburgischen Domprediger P. Merz als ein Muster der Mäßigung und Bescheidenheit

heit hierin aufstellt. Er sagt von ihm: „Die Mäßigung, „die einige bey ihm (dem P. Merz) suchten, hätten sie „leicht finden können, wenn sie gesunde Augen gehabt hätten, „diese ist eben der Vorzug, mit dem er (P. Merz) sich be„sonders auszeichnet. Die Redlichkeit, die ihm angebohren „ist, konnte ihn, ungeachtet der groben Anfälle, die auf ihn „gewagt worden, auch beym Schreiben und Vertheidigen nie „so verlassen, daß er bey Unpartheyischen nicht Ehre davon „trüge. Wenn wir immer solche Controversisten gehabt hät„ten, wäre die Erbitterung zwischen den Partheyen nie so „weit gestiegen. Nur Modechristen und liederliche Geistliche „haben ihn bey jenen verschreyet, die ihn nicht genugsam kann„ten.“ 3) Ein Amulet für die Cölibatsfeinde, zur ächten Entscheidung, ob es der Kirche oder dem Staat nützte, wenn die Priester Weiber hätten? Der Verf. hält den Cölibat der Geistlichkeit für eine göttliche Anordnung, und er glaubt daher, durch seine Schrift Licht anzuzünden, und denjenigen, welche die Geschwätze wider den Cölibat gelesen haben, damit etwas in die Hände zu geben, woraus sie ein gegründetes Urtheil fällen können, ob die Aufhebung des Cölibats oder die Priesterehe, der Kirche und dem Staate nützlich oder schädlich sey. Diese Schrift ist eigentlich ein Auszug aus den Werken des französischen Abts Bergier. Lächerlich ist es, wenn der Verf. behauptet, die protestantischen Pfarrherren werden vom Volk verachtet, weil sie verheurathet seyen. 4) Frage: Ließ sich Ignaz von Loyola nicht aus dem Register der Heiligen schaffen? beantwortet von D. Joseph Anton Weissenbach, Chorherrn zu Barzach. S. eine Recension hierüber in der A. d. B. Band 90. St. 1. S. 94 sq. 5) Dankopfer, oder Empfindungen eines hebräischen Studenten, an seinem Taufstage in Augsburg den 5. Oct. 1788. Ist eine Anpreisung der alleinseligmachenden katholischen Kirche. 6) Geissel der jetzigen in- und ausländischen Aufklärungsphantasten, von einem nicht nach der Mode aufgeklärt seyn wollenden Ungar. Diese Abhandlung ist ein würdiger Pendant zu des berüchtigten P. Widmann zu Elchingen Büchern: Wer sind die Aufklärer? und Anmerkungen zu der Frage, wer sind die Aufklärer? S. A. d. B. Band 96. St. 1. S. 284. Das Motto zu dieser Abhandlung ist die Anrede Papst Pius VI. an Aloys Merz: „Fasse demnach Muth, geliebter Sohn, und verachte die boshaften

Verläumder, die ihre Augen von dem Lichte der Wahrheit abwenden, und die, um in Finsternissen wandeln zu können, sich selbst zu bethören suchen.“ Alle jene katholische Schriftsteller, die dem Aberglauben und Mönchthum entgegen arbeiten, werden hier ächtjesuitisch gegeißelt. Vorzüglich aber trift diese jesuitische Wuth die Verfasser der Litteraturzeitung für das Königreich Ungarn und dessen Kronländer. Der V. kann es dem Herausgeber der Litteraturzeitung, Martin Kovachich, D. der freyen Künste und Weltweisheit, der K. Ungar. Stat:halterey Archivsindikanten, nicht verzeihen, daß er es wagt, auch die Ungarn aufzuklären. Er hält deswegen auch dafür, daß diese ganze aufgeklärte ungarische Zeitungsgesellschaft aus keinem einzigen wahren Ungar (welches ohne Zweifel der Ungarischen Nation zu einem besondern Ruhme gereicht), sondern aus lauter Schlovaken bestehe, an deren Spitze sich jener berüchtigte Erzaufklärer, Hr. v. Hofmann, dermaliger Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der K. Universität zu Pest, befinde. Diese Abhandlung, die auch in den folgenden Bänden fortgesetzt wird, besteht in Auszügen aus jenen elenden Schriften, die es sich zur Absicht gemacht haben, jeden biedern Mann würdig zu verfolgen. Hier kommen Auszüge vor: a) aus dem Werkchen, Briefe aus Breslau. b) Die Gelehrtheit des heutigen Deutschlands. Ein Gespräch zwischen zween Gelehrten dieses Jahrhunderts. Wien, 1782. c) Die Gelehrtheit des heutigen Ungarn. 7) Warum hat die Geistlichkeit in den Oesterreichischen Staaten keine Candidaten? Die Hauptursache findet der Verf. in der Herabwürdigung des geistlichen Standes. Dabey ist er so billig, ausdrücklich zu bemerken, daß man dem Monarchen die Schuld hievon nicht beymessen könne. 8) Kirchliche Merkwürdigkeiten. Gezogen aus dem römischen Kirchenjournal. Aus dem Italienischen übersetzt. Auch dieser Artikel wird in den folgenden Bänden fortgesetzt.

Zweyter Band. 1) Anmerkungen über den von dem hochwürdigsten Herrn Bischofe von Pistoja und Prato, an seine Geistlichkeit und das Volk am 5. October 1787 erlassenen Hirtenbriefe. Von einem katholischen Pfarrer aus dessen Kirchsprengel. Aus dem Italienischen. S. eine Recension hierüber in der A. d. B. Band 100. St. 1. S. 57. 2) Meine Gedanken von der Unzer-

Unzertrennlichkeit einer gültig geschlossenen und vollbrachten Ehe. Von einem Rechtsgelehrten. Diese Schrift zeichnet sich dadurch aus, daß der Verf. behauptet, der Ehecontract der Protestanten sey entweder nach der Natur der Ehe, und nach den Gesetzen Christi, ganz unzertrennlich, wie bey den Katholiken, oder ihre Ehe sey keine gültige Ehe, und ihre ehelichen Beywohnungen seyen eitel Hurereyen. 3) Fortgesetzte Geisel der jetzigen Aufklärungsphantasten. Für diesmal wird Hr. Professor Kuef in Freyburg, der verdiente Herausgeber des Freymüthigen und der Freyburger Beyträge u. s. w. weidlich gegeißelt. 4) Fortsetzung der kirchlichen Merkwürdigkeiten aus dem römischen Kirchenjournal.

Dritter Band. 1) Kurze Gedanken über den heutigen Mißbrauch der Preßfreyheit. Eine Jeremiade über die Preßfreyheit. 2) Anmerkungen über die wichtigsten Gegenstände, wovon die Ruhe und der Wohlstand des Staates und der Kirche abhängt. Von einem Freunde der Wahrheit. Unter die wichtigsten Gegenstände, wovon der Verf. handelt, gehört auch die Toleranz. Nach ihm ist die theologische Toleranz schlechterdings zu verwerfen, und eine Civiltoleranz nur da zu gestatten, wo sie ein Rettungsmittel wird, die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Eine Civiltoleranz aber, die blos aus politischen Ursachen eingeführt wird, um die Population zu befördern, oder die Staatseinkünfte zu vermehren, hält der Verf. für eben so unerlaubt, als schädlich. Die Toleranz, meint der Verf., könne vielleicht die Staatseinkünfte vermehren; aber wohlgesittete, getreue und gehorsame Bürger, auf deren Treue und Gehorsam man sicher bauen könne, werde sie niemals erzeugen. Deswegen ruft er aus: „da man von der Frömmigkeit „der Unkatholischen so wenig versichert ist; da man vielmehr „Ursache zu zweifeln hat, ob nicht viele unter ihnen aus Verderbung des Herzens, aus Gewissenlosigkeit, aus zeitlichen „Absichten in ihren Irrthümern verharren; wie kann man „sich bey ihnen auf eine gewissenhafte Treuheit, auf einen gewissenhaften Gehorsam, besonders in Umständen, wo der „Gehorsam schwer fällt, oder einem großen zeitlichen Gewinn „entgegensteht, verlassen? Wer Gott widersteht, wer sich „dem Gehorsam der Kirche entzieht, wird er seinem Landesfürsten treuer und gehorsamer seyn? Nein, eine Duldung,

„welche

„welche die Katholiken in ihrem Glauben schwächt, und die „Unkatholischen in ihren Irrthümern stärket, ist nicht erlaubt; „sie bezielet den Sturz der alleinseligmachenden Religion, und „sie kann auch viel zeitliches Unheil dem Staate verursachen; „denn die wahre Religion ist die beste Stütze des Staats.“ Auch die Gewalt des Papstes und der Bischöfe gehört unter die wichtigen Gegenstände, worüber der Verf. Anmerkungen macht. Er hat die Dreustigkeit, zu behaupten, es sey eine ausgemachte Glaubenswahrheit, daß der Papst einen wahren Primat der Gerichtsbarkeit über alle Bischöfe und einzelne Kirchen von Gott empfangen habe, und daß ihm dieser aus göttlichem Rechte zustehe, daß die Gerichtsbarkeit einzelner Bischöfe jener des Papsts untergeordnet sey, und daß sie von diesem aus erheblichen Ursachen durch Reservationen beschränkt werden könne. Ja, der Verf. kennt sogar keinen gutkatholischen Theologen oder Canonisten, der diese offenbaren Wahrheiten, die selbst von allgemeinen Kirchenversammlungen anerkannt worden sind, jemals in Zweifel gezogen hätte. 3) Ehrenrettung der *Vulgata*, nebst einem Sendschreiben an den Herrn Verfasser der Beyträge zur Verbesserung der katholischen Liturgie in Deutschland. Von einem Landpfarrer in Oberschwaben. Dieser katholische Landpfarrer in Oberschwaben ist ein Mann, der etwas mehr Kenntnisse besitzt, als man gewöhnlich bey Leuten seines Standes antrift. Auch behandelt er den Verf. der Beyträge u. s. w. Hrn. Hofprediger Werckmeister mit mehr Mäßigung und Bescheidenheit, als man gewöhnlich von katholischen Zeloten nicht einmal erwartet. Nur ist er in seine Ehrenrettung der Vulgata so verliebt, daß er glaubt, dem Verfasser der Beyträge u. s. w. mit gutem Fug und Recht zumuthen zu können, seine in seinen Beyträgen so verfängliche Worte: „die Vulgata ist ein Buch ohne Saft und Kraft, und sogar dem lateinverstehenden Priester an vielen Stellen räthselhaft,“ wieder zurücknehmen, wenn er anders ein Mann von Ehre und Gewissen seyn wolle. 4) Ueber Religion, Freydenkerey und Aufklärung. Eine Schrift zu den Schriften unserer Zeiten, der Jugend geweihet. Von Karl von Eckartshausen. Dieser Schrift ist eine akademische Rede von dem nämlichen Verfasser, die in einer öffentlichen Versammlung in München den 5ten April 1785 abgelesen wurde, angehängt: Ueber die litterarische Intoleranz unsers Jahrhunderts. So sehr sich Herr

von

von Sektenmachern auch immer das Ansehen geben will, als ob er dem Aberglauben entgegen arbeiten wollte: so wird es doch immer mehr klar, daß er zur Parthie der famosen Augsburger Jesuiten geschworen habe, und wir wundern uns, daß sich in Zukunft Niemand mehr durch seine vergeblichen Masken der Aufklärung betrügen lassen möchte. S. A. d. D. Band 103. St. 1. S. 177. 5) Fortgesetzte Geisel der jetzigen Aufklärungsphantasten. Für diesmal wurden der Freyherr Friedrich von der Trenck und der Recensent des Buchs — Prüfung des Entwurfs eines geistlichen Staats- und Privatrechts — in der Oberdeutschen allgem. Literaturzeitung. St. III. Mittw. den 7. Jan. 1789. gegeißelt. 6) Fortsetzung der kirchlichen Abentheuerlichkeiten aus dem römischen Kirchenjournal.

Vierter Band. 1) Frage ob die Priester den Bischöfen an Gewalt und Würden nicht gleich stehen? Gestellt an die bischöfliche Zeloten von einem Verehrer der Hierarchie. Der Verf. tobt mit aller Wuth gegen die Verfechter des Episcopalsystems und hält seine aufgeworfene Frage nicht nur für bereits beantwortet, sondern auch für vermessen und ärgerlich. Diese Frage, meint der V., würde nie aufgeworfen worden seyn, wenn man nicht frevenlich die Primatrechte des Papsts angetastet hätte. Nach dem Verf. ist die höchste Obergewalt des Papsts über die Kirche ein Werk Gottes, der ihn bisher wider seine Feinde geschützt, und noch ferner wider die heutigen Neuerer und Feinde der Hierarchie, seyen sie auch noch so mächtig, erhalten wird. 2) Christlich-philosophische Rede über die Generalversammlung und den dermaligen Zustand Frankreichs. Nebst dem Schreiben eines deutschen Patrioten, der aus Gelegenheit des wirklichen Zustandes von Frankreich seines Vaterlandes wegen besorgt ist. Aus dem Französischen übersetzt. Der Redner würdet die gegenwärtige Anarchie Frankreichs der Philosophie auf, und der vorgebliche deutsche Patriot ruft: die Wächter von Israel auf, sich der Macht des Staats bey Zeiten zu widersetzen, und die Religion mit allem Ernst zu betreiben, zu unterstützen und fortzupflanzen, damit uns nicht auch die göttlichen Gerichte treffen, so wie die ungläubigen Franzosen. 3) Sind die Nachfolger Petri erst in unsern letzten Zeiten in den dogmatischen Entscheidungen fehlbar geworden?

Beant-

Beantwortet von einem ultramontaniſchen Gottesgelehrten. Der Verf. beweiſt in allem Ernſt, daß der Papſt von jeher untrüglich geweſen ſey, und es auch bis ans Ende der Welt bleiben werde. Ja ſelbſt die Kirche, meint der V., könne nur deswegen auf den Vorzug der Untrüglichkeit Anſpruch machen, weil ſie ein untrügliches Oberhaupt habe. Ganz erſtaunt aber iſt unſer ultramontaniſcher Gottesgelehrte darüber, daß es in der katholiſchen Kirche Leute giebt, die dem Papſt nicht nur die Unfehlbarkeit, ſondern ſogar auch die allgemeine Jurisdiction über die ganze Kirche abzuſprechen ſich nicht entblöden. 4) Nachricht von der Bekehrung des Herrn Johann Thayer, eines ehemals proteſtantiſchen Wortsdieners zu Boſton in dem nördlichen Amerika, welcher ſeitdem zu Rom im Jahr 1787 den 25. May zu dem katholiſchen Glauben bekehrt, und nachgehends im Jahr 1787 Prieſter von der heil. Dreyfaltigkeit wurde; von ihm ſelber geſchrieben. Nebſt einigen Briefen. Die Bekehrung des Hrn. Thayer wirkte der ſelige Labre, ehmals ein ſchmutziger heiliger Tagdieb in Rom. Hr. Thayer überzeugte ſich nämlich, daß die Wunderwerke, die Labre nach ſeinem Tode wirkte, ächt ſeyen; er ſah ſelbſt eine Kloſterfrau bey der heil. Apollonia in Rom, die ein zerſprungenes Gefäß in der Bruſt hatte, und ſeit 18 Monaten an der unheilbarſten Krankheit darnieder lag. Sie rief den ehrwürdigen Labre an, nahm mit Zuranen ein Getränk, in welches man eines von ſeinen Ueberbleibſeln getaucht hatte, und wurde augenblicklich geſund. Dies würkte ſo ſtark auf die Phantaſie des Hrn. Thayer, daß ihn ein kleines Buch, welches den Titel führt: Manifeſto d'un cavaliere chriſtiano convertito alla Religione catolica, vollends zu der Ueberzeugung brachte, die katholiſche Religion ſey die allein wahre und ſeligmachende. Noch merkwürdiger aber iſt, daß Hr. Thayer, nachdem er die Prieſterweyhe erhalten hatte, nach England reiſte, und während eines Aufenthalts von zwölf Wochen in London, von eilf Perſonen die Abſchwörung aufgenommen, und eine ſehr große Anzahl Anderer zur Annahme des katholiſchen Glaubens zubereitet hat. Er widmet ſich jetzt der Miſſion von Amerika, und hat in einem gedruckten Zettel alle Kloſtergemeinen eingeladen, an einem beſtimmten Tag in jedem Monate die heilige Communion zu verrichten, und Gott um den guten Fortgang der Miſſion zu Gunſten der dreyzehn Staaten von Amerika zu bitten. 5) Was

ſagen

ſagen die Zeitgenoſſen von Gregor VII. und Heinrich IV. Beantwortet von einem Freunde der Wahrheit. Es erregte die Galle des Verf., daß man Gregor VII., den doch die Kirche öffentlich als einen Heiligen verehrt, öfters mit den ſchwärzeſten Farben ſchilderte, und ihn als einen herrſchſüchtigen Aufrührer, heimlichen Ehebrecher und eingedrungenen Papſt an den Pranger ſtellt; dagegen aber Heinrich IV. als einen großmüthigen Schützer der kaiſerlichen Rechte, als einen freygebigen Vater der Armen und unerſchrockenen Gönner der Gerechtigkeit vorſtellt. Deswegen ſammelte der Verf. aus einigen gleichzeitigen Geſchichtſchreibern Stellen, womit er nun beweiſen will, daß Gregor VII. ein Mann von ſeltener Tugend, unerſchütterlicher Großmuth, unermüdetem Eifer und beſcheidenem Betragen geweſen ſey; dagegen Heinrich IV. immer von den heftigſten Leidenſchaften umher getrieben wurde, und ſich ſtets unrein in ſeinem Betragen, ungetreu in ſeinem Verſprechen, ungerecht gegen ſeine Unterthanen, grauſam, blutgierig und unmenſchlich gegen die Fürſten und Biſchöffe bezeigt habe. Den Bannfluch, den Gregor auf den Heinrich ſchleuderte, rechtfertiget der Verf. ganz kurz mit der Stelle Matth. XVIII, 17. Wer die Kirche nicht höret, den ſollſt du für einen Heiden und offenen Sünder halten, und fügt ſodann hinzu: „Warum ſoll denn „ein Fürſt von dieſem allgemeinen Fluch ausgenommen wer„den? Woher kann er einen Freyheitsbrief aufweiſen? Iſt „nicht auch er den Schlüſſeln der Kirche unterjocht? Haben „die Hirten der Kirche nicht die Gewalt, auch ihn zu binden „und zu löſen, erhalten?“ 6) Fortgeſetzte Geißel der jetzigen Aufklärungsphantaſten. Für diesmal werden der Verfaſſer der Wiener Zeitung, und ein Recenſent der oberdeutſchen allgemeinen Litteraturzeitung wegen einer Recenſion über die Betrachtungsreden für die heilige Faſtenzeit, wie auch auf alle hohe Feſte des Herrn, weidlich durchgegeißelt.

Fünfter Band. 1) Pragmatiſche Geſchichte einer Hoſtie, welche Endesgeſetzter (Johann Riedmüller, S. S. Theolog. Exam. et Approb. geweſener Herzogl. Wirtembergiſcher Hofkaplan, der Zeit Pfarrer zu Altſteißlingen) aus der hohen Hand des jetzt regierenden Herzogs zu Wirtemberg erhalten hat, und annoch beſitzt. Eine Recenſion hierüber findet man in der A. d. B. Band 100. St. 2. S. 355. 2) Predigt auf den Portiunculatag über die

Mei-

Meinung, mit welcher man das Ablaßgebet verrichten soll. Man soll für die Erhöhung der katholischen Kirche, um die Ausrottung der Ketzereyen, und um Friede und Einigkeit der Regenten beten. 3) Wenn dies Aufklärung ist, was ist Unsinn? eine wichtige Frage, welche Herr Caspar Knef aufzulösen geziemend ersucht wird. Von einem Denker im Jahr 1790. S. eine Recension hierüber in der A. d. B. Band 96. St. 1. S. 285. 4) Von der Vereinigung der rußischen und lateinischen Kirche. Oder Schreiben der Sorbonne an die hohe Geistlichkeit in Rußland, und deren Antwort über die Vereinigung beyder Kirchen. Aus den Acten der Sorbonne gezogen, und in das Deutsche übersetzt. Im J. 1717 besuchte Peter I. der Große am 14. Juny auch die Sorbonne, und da man ihm in der Bibliothek einige Schriften vorzeigte, so nahmen die Doctoren Gelegenheit, auch ein Wort von der Vereinigung der rußischen mit der lateinischen Kirche mit einzumischen, der Monarch lehnte aber den Antrag von sich ab, doch sagte er den Doctoren, wenn sie mit seinen Bischöfen sich schriftlich über diesen Gegenstand einlassen wollten, so werde er befehlen, daß sie eine Antwort darüber erhalten sollten. Dies veranlaßte den hier abgedruckten Brief der Sorbonne, und die Antwort der hohen rußischen Geistlichkeit. 5) Glaubensbekenntniß der jetzigen Großfürsten von Rußland, nebst noch ein paar Realitäten, dem Hrn. Verfasser des Werks: Abriß der rußischen Kirche u. s. w. entgegengesetzt; von einem Landpfarrer im Kostnitzer Bisthum. Der Landpfarrer schimpft den Verfasser des Abrisses der rußischen Kirche u. s. w. Erfurt 1788, daß er sich unterstanden hat, zu sagen: die rußische Kirche komme der protestantischen viel näher als der katholischen. 6) Schreiben eines oberdeutschen Gottesgelehrten an den Hrn. P. Beda Mayr, vom 7. Jan. 1790. Betrift die Unionsvorschläge zwischen der katholischen und protestantischen Kirche, welche gedachter Pater in dem dritten Theil seines Werks: Vertheidigung der natürlichen, christlichen und katholischen Religion nach den Bedürfnissen unserer Zeiten, vorgebracht hat. 7) Ein paar Worte über Hrn. Predigers Schelhorn Commentar. Eine Schmähschrift auf Hrn. Prediger Schelhorn, und eine Vertheidigung Papst Innocenz III.

Sechs-

Sechster Band. 1) Rede auf das Fest des heil. Lorenz, Leviten und Martyrers. Von der blutig und unblutigen Marter. Nebst einer nöthigen Beylage zu dieser Rede. Der Verf. zeigt in dieser Rede mit ächter Mönchsberedsamkeit, daß die blutige Marter eine sonderbare Gnade, die unblutige aber eine allgemeine Pflicht sey. Diesem elenden, dummen Geschwätze ist eine witzig seynsollende Zueignungsschrift an den Hrn. Lorenz Hübner vorgesetzt, die von Dummheit und Bosheit strotzt. Nur den Titel wollen wir abschreiben: „Dem Herrn Lorenz Hübner, Miethpriester in der Bürgerspitalkirche, dem Glückssterne der Aufklärung von der ersten Größe und unüberwindlichen Wahrheitsmartyrer in Salzburg gewidmet und empfohlen. Verrufener Mann!“ 2) Haben gewisse Neuerer Ursache, die Unfehlbarkeit des Statthalters Christi in dogmatischen Entscheidungen wegen dem Ansehen des hohen französischen Clerus und der Sorbon in Zweifel zu ziehen? Beantwortet von einem ultramontanischen Gottesgelehrten. Hier beweist ein Augsburger Jesuit, daß der hohe französische Clerus und die Sorbonne von jeher und noch die Unfehlbarkeit des Papsts geglaubt und gelehret haben. Was kann aber einem Jesuiten von der Augsburger Bande schwer fallen zu beweisen? Diese Leute läugnen mit einer Dummdreistigkeit, die ihres Gleichen nicht hat, die offenbarsten historischen Fakta weg, oder drehen und verstümmeln sie so lange, bis sie sie zu ihren Absichten tauglich finden. 3) Zwey Schreiben Sr. Päpstlichen Heiligkeit Pius VI. 1. An den Herrn Erzbischof zu Kölln. 2) An das Domkapitel zu Kölln. In Form eines Breve. Aus dem Lateinischen übersetzt. Längst bekannt. 4) Briefe eines schlesischen Edelmanns an seinen Freund zu Petersburg über die Toleranz in Schlesien. Diese Briefe, wahrscheinlich in Augsburg von der bekannten Bande zusammengetragen, geben auf folgende drey Fragen folgende Antworten. a) Was hältst du von der Berliner Biester-Gedikeschen Monatsschrift, die du wohl selten zu lesen bekommst? Antw. Einige der aufgeklärtesten Schlesier halten diese Monatsschrift für einen statistisch-schwärmerischen Nachtstuhl, auf welchem Jedermann, groß und klein, Mann und Weib dem Zwange ihres philosophisch-schwärmerisch-statistischen Bauchgrimmens auf einen ganzen Monat Luft machen kann. Um das Scheußliche desselben zu bergen, bedeckt man ihn

gewöhnlicher Weise mit verschiedenen bunten, nicht selten kostbaren, und gelehrt zusammengesteppten Tapeten. Sehr viele deutsche Gelehrte von allen Ständen sollen dem Dinge diese Hülle schon oft abgezogen haben; allein, man sagt, daß die vielen Kranken, groß und klein, sich nicht schämen, ihre eigenen Mäntel dazu zu geben. b) Ob auch in Schlesien die Feinde der Aufklärung, der Kryptokatholicismus und der geheime Jesuitismus, worüber die Berliner Sionswächter so sehr eifern, überhand genommen haben? Antw. Der Kryptokatholicismus und Kryptojesuitismus sind uns Schlesiern durch die hellsehenden Berliner, aber leider, blos dem Namen nach bekannt worden. Man hält hier dafür, daß es mythologische Abentheuer sind, die Don Quixot den Herren Biester, Gedike und Nicolai im Testament vermacht hatte, um damit die Narren fürs Geld zu schrecken, bey den Weisen theils das Zwergfell zu erschüttern, theils das Gefühl des Mitleids zu erwecken, und um endlich (dies ist der Haupten zweck) mit der Kuppel der gesammten antichristischen Sionshunde auf die Katholiken par force zu jagen. Mit der Zeit sollst du, Herr Bruder, ein paar Kupferstiche von diesen Abentheuern bekommen, denn zu Berlin giebt es ja ohnehin viele Portraitsmeister, die Hungers sterben, oder Maculatur fressen müßten, wenn sie nicht ums Geld allen Teufel in Kupfer stächen, oder in Schwefel abformeten. c) Ob die katholischen Schlesier wirklich intolerant seyn? Antw. Die katholischen Schlesier sind tolerant gegen die Protestanten, ja um einige Grade toleranter als die schlesischen Protestanten gegen die Katholiken. 5) So denke ich über die auffallende Ehegeschichte zu Grätz. Ein Edelmann in Grätz heurathete mit specieller Erlaubniß des Monarchen und des Fürstbischofs seine Schwägerin. Darüber ist der Verf. sehr ungehalten, schimpft über den Monarchen und über den Bischof wegen der ertheilten Erlaubniß, und schmält auf den Priester, der die Ehleute einsegnete. 6) Erinnerungen gegen die Recension, welche Hr. Dr. über die Predigt auf das Rosenkranzfest, von J. M. Feder, der Theologie Doctor und Professor in Wirzburg, gemacht hat; siehe das 145. St. der oberd. allg. Litteraturzeitung den 16ten Dec. 1789. Eine Klopffechterey. 7) Johann Riedmüllers, Pfarrer zu Altsteißlingen, vorläufige Antwort auf die Noten und Reflexionen des Hrn. Prof. Rueß über die bekannte pragmatische Hostiegeschichte. Eine

noch

noch so ziemlich bescheidene Apologie eines Schriftstellers gegen seinen Recensenten. 8) Ueber den Luxus. Eine satyrisch seynsollende Vertheidigung des Luxus. 9) Souverainete. Eine Aufruhr und Meutrey predigende Rede eines Jesuiten bey der Thronbesteigung Leopolds II. Diese und ähnliche bereits schon bemerkte Ausfälle mögen wohl die Censur in Wien bewogen haben, alle Bände dieser gesammelten Schriften zur Vertheidigung der Religion und Wahrheit zu verbieten. Der Verf. ist vorzüglich auch gegen die Toleranz erbost. Er sagt: „Ein König wird gar leicht alle „Grausamkeit und Tyranney vermeiden, wenn er nur mit sei„nen Regierungsarbeiten lauter gute Katholiken, und keine „Freydenker oder Freymaurer zu Handlanger hat. Jene „anzustellen, und diese abzuschaffen, verbindet ihn das Schutz„recht der heiligen Religion, welches er als eine schwere Pflicht „auf sich hat, besonders bey unsern gefährlichen Zeiten, wo „die listigen Wölfe den Schäflein Christi gewaltig zusetzen, „und diese endlich gar auffressen wollen. Zu dieser Wuth „hat ihnen die ausgeschriebene Toleranz einen großen Vor„schub gegeben, weil sie nicht nur allen Religionen die Frey„heit gestattet, sondern auch die abtrünnigen Glieder zu allen „Aemtern fähig erklärt hat, und bey diesen Ehrenstellen haben „sie bereits in der Kirche Gottes einen solchen Gräuel der „Verwüstung angerichtet, der fast nicht mehr zu heben oder „zu verbessern ist, weil viele Leute aus ihren geschmückten „Büchern das schädliche Gift, wie das helle Wasser aus silber„nen Bechern, schon hineingetrunken haben, und etwan noch „mehr mit Begierde hineintrinken werden. Dieses Unheil „zu verhüten, wäre meines Erachtens kein besseres Mittel, „als wenn man solche Zauberbücher auf einen Haufen zusam„mentragen und geschwind verbrennen ließ, weil sonst dem „Uebel nicht abzuhelfen ist.“

Siebenter Band. 1) Auch ich will ein Aufklärer seyn. Erster allgemeiner Theil von Vindano. Nach dem Muster dieses ersten allgemeinen Theils, der 311 Seiten enthält, muß dies mit der Zeit ein großes dickes Buch werden, das aber, wie wir hoffen, den Gang der wahren Aufklärung so wenig aufhalten wird, als alle die übrigen schmächtigen Augsburger Produkte. Was aber doch diese Leute für Begriffe von Wahrheit und Religion haben mögen? So sagt z. E. unser Verf. S. 144: Luther war als Mönch, als

Priester, und als Doctor und Professor der Theologie der römischen Kirche so sehr verpflichtet, daß, wenn er auch einige Mißbräuche derselben eingesehen, er doch den einmal festgesetzten Meinungen nicht widersprechen, sondern denselben gemäß hätte lehren sollen. Diese einzige Aeußerung mag wohl hinlänglich seyn, die Aufklärungstalente dieses Schriftstellers zu würdigen. 2) Ueber die Hauptquellen der Unruhen und Empörungen in den Staaten. Den christlichen Fürsten und Regenten gewidmet. S. eine Recension hierüber in der A. d. B. Band 103. St. 1. S. 142. 3) Was war Frankreich? Was ist es jetzt? Was wird daraus werden? Beantwortet von Joseph Lanpacher. Eine elende Declamation. 4) Einige Blicke in die Geschichte von Frankreich im Jahr 1770. Enthält die Vorstellung der allgemeinen Versammlung der französischen Geistlichkeit vom Jahr 1770 an Seine allerchristlichste Majestät Ludwig den XV., betreffend die Unterdrückung ruchloser Schriften. 4) Zwey Schreiben. 1. Sr. Päpstlichen Heiligkeit Pius VI. an den Herrn Erzbischof zu Mecheln, an den Herrn Bischof von Antwerpen, und an die andern Bischöfe der Belgischen Provinzen und des Oesterreichischen Flandern. 2. Antwort des Herrn Erzbischofs von Mecheln auf das Breve Sr. Päpstlichen Heiligkeit. Bereits allgemein bekannt. Aber die Noten, die von den Augsburger Jesuiten hinzugefügt worden sind, verdienen noch eine Erwähnung. Diese Noten scheinen eigentlich dazu gemacht zu seyn, die österreichische Regierung in den Augen des Volks recht verhaßt zu machen. Nur Ein Urtheil über die österreichischen Kirchenreformationen: S. 37: „Man „mag die österreichischen Kirchenreformationen betrachten, wie „man sie will, so muß man allezeit von ihnen gestehen, daß „sie dahin abzielen, Religion und Frömmigkeit aus den Herzen der Unterthanen zu vertilgen, die doch ein Fürst, wenn „er Gott als Fürst dienen will, nach seinen Kräften zu befördern suchen sollte. Preßfreyheit, Toleranz, erstaunliche „Herabwürdigung der sämmtlichen Geistlichkeit, wovon die „traurigen Folgen auch schon in andern Ländern verspürt „werden, und die in den österreichischen Landen die Ursache gewesen ist, daß Niemand mehr geistlich wollte werden, und „noch mehr andere derley Reformationspunkte leiden einmal „keine andere Auslegung, als daß man zu Fleiß, Religion „und Frömmigkeit aus den Herzen der Unterthanen vertilgen „wollte.

Achter

Achter Band. 1) Schutzschrift für die Pracht beym katholischen Gottesdienste. Der Verf. hält die Lehre, welche die Pracht bey dem öffentlichen Gottesdienst bestreitet, für die Religion sehr gefährlich, weil dadurch einerseits der Verstand mit so vielen scheinbaren Gründen verblendet wird, daß viele sonst gutdenkende Christen ihren UnGrund nicht einsehen; andererseits aber, da sie von unsern Gütern beynahe nichts zum Dienste Gottes, sondern alles nur zum zeitlichen Wohlseyn des Menschen zu verwenden erlaubt, so schmeichelt sie der Eigenliebe so sehr, daß viele selbe als eine willkommne Wahrheit umfangen. Wer von solchen Grundsätzen ausgeht, dem wird es leicht, die Pracht des öffentlichen Gottesdienstes zu vertheidigen. Der Verf. handelt in vier Abschnitten, von der Pracht bey der öffentlichen Anbetung Gottes; von der Pracht bey der öffentlichen Verehrung der Heiligen; von den Regeln, nach welchen die Pracht beym öffentlichen Gottesdienste einzurichten ist; und der vierte Abschnitt liefert eine kurze Uebersicht der alten Geschichte von der Pracht beym Gottesdienst. Am Ende dieser Abhandlung vermuthet der Verf., daß man schnurstracks einem neuen Heidenthum entgegen gehe, weil man hin und wieder die Pracht beym öffentlichen Gottesdienst eingeschränkt hat. 2) Allianz der neuen Theologie mit der Philosophie wider die Kirche Jesu Christi. Aus dem Welschen übersetzt. Der Verf. dieser Abhandlung hat sich überredet, daß ein Complot wirklich existire, die christliche Religion unter andern Vorwänden, und gleichsam durch Minen zu untergraben, und daß gewisse moderne Theologen das Ihrige, geschehe es sodann mit oder ohne ihren Willen, zum guten Erfolge dieser Unternehmung durch ihre Neuerungen beytragen. Um diese Phantasie des Verf. zu rechtfertigen, wird in einem Anhang zu dieser Abhandlung gesagt, daß dies nicht eine bloße Muthmaßung, sondern eine wahre, erwiesene, allbekannte Thatsache sey. Der Verf. beruft sich anfangs nur im Allgemeinen auf eine ungeheure Menge Stellen in den Werken der Ungläubigen, um seinen Satz damit zu beweisen. Endlich kommt er mit einzelnen Beweisen, und beruft sich auf die funfzehn Bände, welche zu Berlin 1788 ausgiengen, und handgreifliche Beweise für die Existenz eines solchen Complots enthalten sollen. Diese funfzehn Bände sind denn nichts anders als die Oeuvres posthumes de Frederic II. Roi de Prusse. Der Verf. bedauert, daß dies Werk nur zu bekannt ist, bittet

Gott herzlich, daß durch die wenigen Auszüge, die er daraus beyzubringen Willens ist, der Betrug, das heißt, das Complot gegen die Religion, entdeckt werden möchte. Nun liefert der Verf. einige Auszüge aus den Briefen des Königs an Voltaire und d'Alembert, welche die Beweise von dem Complot enthalten sollen. Dies sind meistens Stellen aus den Briefen des Königs, worin er die Dummheit, den Aberglauben, den Fanatismus und die Intoleranz nach dem Leben zeichnet. Diese Stellen finden sich in der französischen Ausgabe von 1788 T. IX. p. 286. in einem Briefe an Voltaire vom 13. August 1775. Ebendaselbst p. 292 in einem Briefe an Voltaire vom 8. September 1775. Ebend. p. 327 in einem Brief vom 18. Juny 1776. T. X. p. 25. 28. 29. 37. 44. 45. 98. T. XI. p. 49. 50. T. XIII. p. 178. 179. 184. 290. T. XIV. p. 11. Was doch nicht blöde Augen Alles sehen! — 3) Schreiben eines Bischofs an seine Mitbischöfe über die Religionsangelegenheiten, mit Bemerkungen von einem Rechtsgelehrten. Ist eine Ermunterung an die Bischöfe, sich der weltlichen Macht zu widersetzen, mit Feuer und Schwerdt gegen die Personen und Schriften der Irrgläubigen sich zu waffnen, und so ausgerüstet den großen Kampf gegen die wahre Religion, Vernunft und Gewissensfreyheit, für die Hierarchie, den Aberglauben und den Fanatismus zu beginnen. 4) Der Ungläubige auf dem Sterbebette. Von Franz Grundmayer, Beneficiaten zu St. Peter in München beschrieben, der dem Kranken und Sterbenden beygestanden ist. Nebst beygefügtem Attestat des Herrn Hofmedicus Vogel. Ist die Bekehrungsgeschichte des Johann Nepomuk Freyherrn von Binder, Mitglieds der Königl. Böhmischen Gesellschaft in Baiern. Der Priester Franz Grundmayr ist überhaupt sehr glücklich in Bekehrung der Ungläubigen und Irrgläubigen, wie dies auch aus seinen vertraulichen Unterredungen mit einem ehmaligen Calvinisten und seiner lutherischen Gemahlin erhellet, worüber unsere Leser eine Recension in der A. d. B. Band 102. St. 2. S. 360. finden.

Nb.

III. Rechts-

## III. Rechtsgelahrheit.

Auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Deutschland üblichen Rechtsgelehrsamkeit, in Deductionen, rechtlichen Bedenken, Relationen und Urtheilen, theils in der Götting. Juristenfacultät, theils in eigenem Namen ausgearbeitet, von Joh. Steph. Pütter, geheimen Justizrathe zu Göttingen. Dritten Bandes vierter Theil. Göttingen, im Verlage bey Vandenhöck und Ruprecht, 1791. ohne die Register in fortlaufender Seitenzahl von 830 — 1097. in Folio.

Bey der Erscheinung eines neuen Theils der vortreflichen, unseres Ruhmes gar nicht bedürfenden, Pütterschen Ausführungen, würde es höchst überflüßig seyn, wenn wir sowohl von der Behandlungsart des berühmten Verf., wodurch auch die verwickeltesten Fälle die höchste Deutlichkeit und Klarheit erhalten, als von der innern Einrichtung und Beschaffenheit des Werkes selbst, umständlich Nachricht geben wollten; da ein jeder, der auch nur einigermaßen mit der juristischen Litteratur vertraut ist, von beyden hinlänglich unterrichtet seyn muß. Wir wollen daher nur den Inhalt des vor uns liegenden vierten Theils, der — in fortlaufender Zahl von Num. CCCXIII. bis CCCXXXV. — Zwey Deductionen, zwanzig Responsa und einen Urtheilsspruch enthält, anzeigen.

Unter den Deductionen ist die erste (Nr. CCCXV.) im März 1787 für Schaumburg-Lippe gegen Hessen-Cassel puncto armatae invasionis pacifragae, geschrieben, und schon vorhin durch den Druck bekannt gewesen. Die zweyte ist im Januar 1778 für die Stadt Höxter die derselben zugemuthete gewaltsame Werbung betreffend abgefaßt. (Nr. CCCXXII.) Im Gegenbericht an das Kaiserliche und Reichskammergericht wird das im B. 3. Th. 1. S. 265. befindliche Bedenken bestärkt. Zwey Responsa (Nr. CCCXIII. und CCCXIV.) für Schaumburg-Lippe, gegen Lippe-Detmold, puncto interdicti quorum bonorum, die Aemter Blomberg und Schieder

betreffend, Responsum für den Herzog von Arenberg (Nr. CCCXVI.) puncto praerogativae filiorum illustrium praefiliabus, non impeditae iure statutario domicilii principis immediati. Zwey Responsa (Nr. CCCXVII. und XVIII.) für die Grafen Christian und Friedrich Leopold von Stollberg-Stollberg, puncto praelationis apanagii in concursu. Das erste Bedenken (vom 3. Oct. 1785.) ist über die in *B. C. H. Heydenreich* diss. de iure apanagii Comitum S. R. I. mediatorum in Saxonia conturbata re familiari (Lipſ. 1785.) aufgeſtellten Grundſätze und deren Anwendung auf den Rechtsfall der Grafen von Stollberg-Stollberg, abgefaßt, und es ſollen anfangs nur ſehr wenige Exemplare davon gedruckt ſeyn. Der D. Heydenreich beantwortete daſſelbe in ſeiner Erörterung der in — Pütters rechtlichem Bedenken gegen meine Inauguraldiſſertation aufgeworfenen Zweifel, wegen Anwendung der Churſächſiſchen Landesgeſetze auf die beym Gräfl. Stollbergiſchen Concurſe geforderte Apanage (Dresden 1787. 4.). Das zweyte Pütterſche Responsum (vom Jun. 1787.) iſt daher als Replik zu betrachten. Dieſe Wechſelſchriften ſind auch ſchon vorhin gedruckt worden. Responsum für den Freyherrn v. Schmieſing, puncto ſucceſſionis ex principiis iuris primogenitorae. (Nr. CCCXIX.) Responsum auf Anfrage der Gräfl. Lippiſchen Vormundſchaft über das gegenſeitige Verhältniß der Lutheriſchen und Reformirten und über die darüber ſeit dem Jahre 1727 von neuem entſtandenen Irrungen. (Nr. CCCXX.) Dieſes gründliche und ſehr ausführliche Responsum iſt durch die bekannten Streitigkeiten des D. Frories und Paſtors Rauſchenbuſch veranlaßt worden. Responsum auf Anfrage des Prinzen Broglie in Frankreich, den Umfang des Lehns des Schloſſes Bollweiler in Elſaß betreffend. (Nr. CCCXXI.) Responsum auf Anfrage der Stadt Kirchberg, puncto poſſeſſionis vel quaſi immunitatis a militia provinciali. (Nr. CCCXXIII.) Responsum für eine Stadt, die ſich über neue Anlagen zur Soldatenwache und Chauſſeebau beſchwert. (Nr. CCCXXIV.) Responsum: an liceat abbatiſſae in lite cum capitulo ſibi ipſi ius dicere, ſuisque vel vicini ſtatus viribus uti? (Nr. CCCXXV.) Responsum für das Reichsritterſtift Obenheim puncto inſtantiae auſtraegalis. (Nr. CCCXXVI.) Responsum auf Anfrage des Collegiatſtifts zu Bonn, gegen die Churfürſtliche Hofkammer in puncto condictionis indebiti, vom Pacht des Mühlenwaſſers zu Poppelsdorf. (Nr.

(Nr. CCCXXVII.) Responsum wegen besorgter Ansprüche mehrerer Regredienterben. (Nr. CCCXXVIII.) Responsum auf Anfrage der Geheimenräthin Freyfrau Voit v. Salzburg, puncto separationis feudi ab allodio. (Nr. CCCXXIX.) Responsum, puncto pecuniae ad redimendum feudum a primo adquirente solutae et extincta stirpe masculina heredibus allodialibus refundendae. (Nr. CCCXXX.) Responsum auf Anfrage des Freyherrn von Landsberg zu Münster, eine Familienstiftung für die Herren von der Reck zu Steinfurt betreffend. (Nr. CCCXXXI.) Responsum, puncto revocationis pactorum dotalium secundum ius statutarium Hamburgense. (Nr. CCCXXXII.) Responsum, ex testamento proposito utrum successio in stirpes, an in capita locum habeat? (Nr. CCCXXXIII.) Decisio, auf Verschickung der Acten, puncto dispositionis aegrotae super gerada. (Nr. CCCXXXIV.) Responsum auf Anfrage des Vicekanzlers von Schwarzenfels zu Altenburg, die Lehnsfolge in Mann- und Weiberlehn betr. (Nr. CCCXXXV.)

Uk.

## Miscellaneen zum deutschen Staats- und Privatrecht, herausgegeben von D. F. E. C. Mereau. Erstes Theil. Gotha, bey Perthes, 1791. 8. 29 B.

Seinen Beruf zu dieser Sammlung giebt der Herausgeber in der Vorrede selbst an: „Alles, sagt er, was irgend Bezug „auf das deutsche Staats- und Privatrecht hat, muß dem „deutschen Juristen als solchem wichtig seyn, und daher ist es „Pflicht, keine Gelegenheit zu versäumen, wodurch die Cultur „des einen oder des andern befördert werden kann.“ Die Nothwendigkeit einer solchen Pflicht sehen wir eben nicht ein; wenigstens Hr. D. M. hätte nicht nöthig gehabt, mit seiner Sammlung zu eilen. Aber ihn „munterte der Beyfall, den „man den Miscellaneen des Lehnrechts vom Hrn. Jeperniek „mit Recht giebt, auf, einen ähnlichen Gedanken in Rücksicht „des deutschen Staats- und Privatrechts auszuführen.“ Duo cum faciunt idem, non est idem. Indessen schmeichelt er sich, daß dieser erste Band einige Aufsätze enthalte, die gewiß als allgemein wichtige Beyträge zur Kenntniß beyder Rechte gelten könnten, und wenn es andere weniger scheinen sollten,

ſo bittet er, zu bedenken, daß eben dieſe Aufſätze ihrer Localität wegen andern deſto werther ſeyn möchten, und daß überhaupt die erſte Pflicht des Sammlers ihn darauf führe, alles zuſammenzutragen, was irgend nur Bezug auf dieſe Wiſſenſchaft hat, in welcher er ſammelt. Es wird auf den Verleger ankommen, ob er Luſt hat, alles, was Hr. M. zuſammenzutragen für Pflicht hält, drucken zu laſſen; die Käufer ſind, da das Werk nicht auf Subſcription gedruckt wird, dabey weniger gefährdet. Aber nicht blos ſchon gedruckte, ſondern auch ungedruckte Aufſätze will der H. liefern: und wenn ſie es verdienen, ſo wird er ſeiner Sammlung freylich mehr Werth verſchaffen. Der hier gelieferten Aufſätze ſind 19. 1) Dan. Nettelbladts Abhandl. über die Einrichtung eines Lehrbuchs der Staatsrechtsgelahrtheit der Deutſchen; aus den Hallſchen wöchentlichen Anzeigen d. J. 1784. 2) Koppe, Univ. Biblioth. zu Roſtock, über die nothwendige Cultur und Erlernung des deutſchen Privatrechts; ein Programm, womit der Verf. im Jahr 1789. ſeine Vorleſungen ankündigte. 3) Von Veräußerung des Münzregals an Unterthanen; eine ſchöne, aber bekannte Abhandlung aus den Hannöver. Beyträgen vom J. 1762. 4) Von Gemeinweiden oder Allmenten; aus dem Hanauiſchen Magazin 1779, Band II. 5) Ueber die vom kaiſerl. Miniſterio dem geſammten reichsſtädtiſchen Collegio geſchehene Zumuthung, die Winterquartiere der Reichsgeneralität privative, außer ihren gewöhnlichen Reichs- und Kreis-Praeſtandis, zu übernehmen; aus den Hannöv. Beytr. von 1759. 6) Etwas zur Geſchichte des reichsſtändiſchen Poſtweſens in Deutſchland; aus dem Hanauiſchen Magazin von 1781, Band IV. 7) Von dem Andreasgericht; eben daher 1779, B. II. 8) Von dem Höfigen Gericht in Schwalheim; eben daher. 9) v. Selchow Beweis, daß das Sachſenrecht in den Br. Lüneburg. Landen niemals durchgängig gegolten habe; eine bekannte Abhandl. aus den Hannöv. Beytr. von 1760. 10) Crollius über die Preisfrage: wie und wann ſind die vier weltlichen Erzämter den durch die G. B. darin beſtätigten Erzhäuſern erblich geworden; eine bekannte, vortrefliche Abhandlung aus den Act. Acad. Theod. Palat. T. V. 11) Crollius vom Urſprung der drey geiſtlichen Churfürſten; eben daher T. VI. 12) Beytrag zur Kenntniß des deutſchen Kanzleyſtyls; ein bisher nicht gedruckter, für viele ſehr brauchbarer Aufſatz, von einem in Staatsſachen grau gewordenen Miniſter, wie

der H. sagt. 13) Ueber den Kanzleystyl; aus dem Hannöv. Magazin von 1779, B. II. 14) Ueber deutschen Gerichtsstyl; aus den Heßischen Beyträgen von 1785, B. I. 15) Meynau von der ersten Entstehung der Verschiedenheit der Stände in Deutschland; bisher noch ungedruckt. Der Verf. statuirt fünf Hauptstände, den Stand des Oberregenten, des hohen Adels, des niedern Adels, der Bürger und der Leibeigenen. 16) Strodtmann von hofhörigen Rechten; aus den Hannöv. gel. Anzeigen von 1753. 17) Nachricht aus der Günderrodischen Bibliothek von der seltenen Kammergerichtsordnung von 1548, und von den ältesten Ausgaben der Reichsabschiede; aus dem Hanauischen Magazin von 1781. 18) Von dem ehemals auf der Weser ausgeübten Strandrechte; aus den Braunschweig. Anzeigen v. J. 1749. 19) *A. I. Schnaubert* de analogia iuris publici Imp. etc.; ein in elendem Latein geschriebenes Antrittsprogramm, das immer hätte mögen vergessen bleiben. Will der Herausgeber durchaus fortfahren, so bitten wir ihn, in der Auswahl strenger zu seyn, und nicht solche Abhandlungen aufs neue abdrucken zu lassen, die man in jeder öffentlichen Bibliothek leicht haben kann, noch auch zu sehr auf Localität, oder gar auf persönliche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen.

Fw.

Doctrina practica de Actionibus et Exceptionibus non in Saxonicis Electoralibus et communibus, sed in omnibus etiam aliis foris germanicis rite instituendis et apte opponendis, annexis simul formulis tum libellorum actionum, quolibet obveniente casu formandorum, tum scriptarum exceptionum, actionibus in foro iam institutis opponendarum, secundum stilum curiae hodiernum titulisque iudiciis, coram quibus causa controversa ventilanda est, competentibus, conceptis illustrata ac in usum praxeos iudiciariae studiosorum a *G. H. Hodermann. Tomi IIII. Sect. I.* Lemgoviae, ap. Meyer. 1791. 486 S. in 8.

Wir

Wer die Recenſion des erſten Bandes in der dritten Abth. des letzten Anhangs unſerer Bibl. S. 1705 u. f. nachſchlägt, wird ſich das Räthſel auflöſen können, wie es dem Verf. möglich ſey, ſo viele Bände anzufüllen. Unſer bisheriges Urtheil bleibt daher noch immer das nämliche. Denn auch nicht einmal mit den weitläufigen geſchmackloſen Formularien, ja nicht einmal mit den Titulaturen iſt der Verf. ſparſamer geworden.

**Syſtem aller Fuldiſchen Privatrechte, ein Beytrag zur Sammlung deutſcher Provincialrechte und Verfaſſungen; herausgegeben von Eug. Thomas, d. b. R. D. Fürſtl. Fuldiſchen wirkl. Hof- und Reg. Rath — Dritter und letzter Band. Fulda, mit Stahliſchen Schriften, 1790. 304 S. ohne 24 Seit. Titel, Zueign. Vorr. und Inh. und 40 Seiten Reg. in 8.**

Dieſer Band enthält noch die beſondern Fuldiſchen Rechte über die Verträge, die Erbfolge und das Gerichtsweſen. Im Ganzen bleibt unſer Urtheil das Nämliche, welches wir über die zween erſten Bände im 96ten Bande unſerer Bibliothek S. 67 u. f. gefällt haben.

Tf.

**Johann Alphonſens Lugo, ſyſtematiſches Handbuch für Jedermann, der Geſchäftsaufſätze zu entwerfen hat. Zweyter Theil, für Amtsperſonen. Fünfte ganz umgearbeitete Auflage. Wien, 1790. 436 Seiten. 4.**

Rec. hat dieſe Ausgabe mit der dritten genau verglichen, auf jedem Bogen einige Paragraphen durchgeleſen, und nicht eine Sylbe verändert gefunden; man wird ihm alſo ſein Erſtaunen zu gut halten, wenn er nach der Aufſchrift eine ganz umgearbeitete Auflage erwartete. Uebrigens ſcheinen die wiederholten Auflagen die Brauchbarkeit dieſes Werks ſeiner mancherley Mängel unerachtet zu beweiſen.

Fd.

Lude-

*Ludovici Godofredi Madihn*, Principia iuris Romani in uſum praelectionum ſyſtematice diſpoſita *Pars I.* Praecognita, theoriam generalem et theoriam ſpecialem iuris in perſonam exhibens. Francofurti, 1791. 454 S. 8.

Wir beziehen uns bey dieſem Werk auf unſere Anzeige von der erſten Ausgabe. Der Verf. hat diesmal zwar die Jahrzahl beygeſetzt, aber nicht die mindeſte Nachricht von vorgenommenen Veränderungen oder Verbeſſerungen gegeben; ja nicht einmal angezeigt, daß dieſes Buch eine neue Ausgabe ſey. In der Ordnung ſelbſt iſt ganz keine Veränderung vorgegangen, ausgenommen, daß die theoria ſpecialis iuris in perſonam, welche zuvor einen eigenen zweyten Theil ausgemacht hatte, nun zum erſten Theil geſchlagen worden iſt. In dem Inhalt ſelbſt ſind wenige Veränderungen gemacht worden, wir finden nur zuweilen kleine Zuſätze in den Paragraphen und bey der Literatur; doch ſind auch einige neue Paragraphen, z. B. §. 15. de concurſu et colliſione plurium privilegiorum eingeſchaltet worden, ſo daß dieſer Theil anſtatt der ehmaligen 312 Paragraphen nunmehr deren 317 hat.

Ga.

E. F. Ledderhoſe, Fürſtl. Heßiſchen Raths ꝛc. kleine Schriften. Dritter Band. Marburg, in der akademiſchen Buchhandl. 1789. 300 S. in 8.

Die gelehrten Bemühungen des Verf. ſind zunächſt für das Heßiſche Staatsrecht überaus wichtig; ſie verdienen aber auch in jeder Rückſicht die vollkommenſte Aufmerkſamkeit der Staats- und Lehnrechtsgelehrten. Die Art des Vortrags und der Behandlung der Gegenſtände, die allezeit mit vieler Genauigkeit aus Urkunden und zuverläßigen Quellen entwickelt werden, können wir hier, als bekannt, vorausſetzen. Der erſte Aufſatz handelt von der Gemeinſchaft der Landgrafen von Heſſen in Anſehung ihrer Paſſivlehen. Zuerſt werden die Quellen, in Anſehung der Paſſivlehen, angezeigt, alsdann wird weiter gehandelt, von dem Rechte beyder regierenden Fürſten bey einem Hauptfall in Anſehung der Muthung und Lehnsempfängniß; von Einrichtung und Aufbewah-

bewahrung der Sammtlehnbriefe bey erfolgtem Hauptfall; von Sammtbelehnungskosten; von den Rechten beyder regierenden Fürsten bey einem Lehnsfall, und was hierbey überhaupt zu beobachten; von den Rechten der abgetheilten Fürsten in Ansehung der Passivlehen überhaupt, und besonders in Ansehung der Muthung, der Ausstellung der Vollmachten und der Lehnbriefe. Der zweyte Aufsatz: von der Lehnsverbindlichkeit der Landgrafen von Hessen gegen Kaiser und Reich. Hier werden alle diejenigen Stücke aufgeführt, welche das Gesammthaus Hessen vom Kaiser und Reich unmittelbar zu Lehn trägt, ingleichen die reichslehnbaren Stücke angezeigt, welche abhanden gekommen sind. Der dritte Aufsatz hat die kaiserlichen Privilegien der Landgrafen von Hessen zum Gegenstande, namentlich: Privilegium de Zollfreyheit für vier Schiffe mit Wein, Privilegium de non evocando, Münzprivilegium, Zollprivilegium, Universitätsprivilegien, Primogeniturprivilegium, Majorennitätsprivilegium, Privilegium über den Titel: Durchlaucht, Inapellabilitätsprivilegien. — Im Anhange werden 1) Urkunden zur Heßischen Geschichte, Erdbeschreibung, Landesverfassung, Fundationen, Privilegien u. s. w. 2) Resolutionen, Reskripte u. s. w. welche streitige Rechtsfragen betreffen, geliefert, die sämmtlich für Geschichte und Rechtskunde wichtig sind.

Dl.

## IV. Arzneygelahrheit.

Merkwürdige Abhandlungen der zu London 1773 errichteten medicinischen Gesellschaft. Zweyter Band. Aus dem Englischen übersetzt. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung, 1791. 8.

Dieser zweyte Band enthält mehrere Abhandlungen, die es werth sind, auf deutschen Boden verpflanzt zu werden. Ein Auszug des Wesentlichsten wird dies Urtheil am besten rechtfertigen.

Jac. Sims von der Wasserscheu; ein Auszug aus einem noch unbekannten griechischen Manuscript. Hr. S. will

mit bey dem nächsten Wasserscheuen, der ihm aufstößt, den ganzen Körper wiederholt mit Oel reiben lassen, und ihm zugleich Oel zu trinken geben. Joh. Scherwin Bemerk. über die durch Skirrhen entstandene Verengerung des Mastdarms. Ein wichtiger Beytrag zur Erklärung mancher langwierigen Beschwerden im Unterleibe. J. L. Lettsom zwey Fälle von Wasserblasen in den Nieren. Seifenpillen mit Schierling, gelinde mercurialische Abführungen, Bärentraube und Opiate waren d. V. Mittel. Beyde Fälle liefen bey dieser Behandlung glücklich ab. Jos. Walcker Bemerk. über die überhand nehmende Abzehrung säugender Frauen. Er fand die Hauptursach in dem häufigern Genuß des Thees, und bestätigt den Nutzen des Grisschischen Mittels, das auch Rec. unter ähnlichen Umständen mit sichtbarem Nutzen angewandt hat. — (Außer dem Mißbrauch des Thees möchte wohl auf Selbstbefleckung, häufige Aderlässe, die wegen der krampfhaften Wallungen oft alles Strebens ohnerachtet nicht vermieden werden können, und endlich auf die erschlaffenden, fetten, würzhaften Speisen und die dadurch nothwendig gemachten Ausleerungen, große Rücksicht genommen werden müssen.) Percivall Versuch über die auflösenden Kräfte des Kampfers und andere vermischte Abhandlungen. Zehn Gran Myrrhe mit 2 Gran Kampfer gerieben und nach und nach eine Unze reines Wasser hinzugegossen, gab eine flüßige Mischung, in der man, nachdem sie zwey Tage gestanden hatte, einen unbedeutenden Bodensatz bemerkte, der sich beym Umschütteln wieder auflöste. Die übrigen Abhandlungen sind zu kurz und zu unbestimmt abgefaßt, um lehrreich zu heißen. Church Bemerkung über den spulförmigen Springwurm. Ein eben abgegangener Springwurm in Weingeist und Wasser gesetzt, gebar nach vielem Krümmen drey lebendige Junge. Er pflanzt sich also nicht durch Eyerlegen fort, wie bisher alle Schriftsteller geglaubt haben. (Hier ists Hrn. Church wie mehrern Beobachtern gegangen, die durch diese Erscheinung getäuscht wurden. Die drey Fäden, die der Verf. aus der Mitte des Springwurms hervordringen sahe, waren wahrscheinlich nichts anders, als die Eyerbehältnisse des Mutterwurms; denn bisher hat man mit dem bewaffneten Auge noch keine Organisation zum Lebendiggebären bey dem Spulwurm entdecken können, da doch dies bey den Eßigaalen, bey den Kappenwürmern, und selbst bey einigen Acaridenarten möglich gewesen

ist.

iſt. Eben durch dieſe Erſcheinung, verglichen mit dem Mangel aller Organen zum Lebendiggebähren, wird Götze's Meinung: daß der Spulwurm zerplatze und den ganzen Eyerſtock ſterbend ausſchütte, beſtätigt. White von einem Kranken, welchem die Larve (es waren mehrere) einer Schmeisfliege abgegangen war. Ob dieſe Larven — von der Schmeisfliege waren, oder nicht, läßt ſich aus der ſehr unvollſtändigen Beſchreibung derſelben nicht gewiß beſtimmen. Sie giengen auf wiederholte Gaben vom Kalomel ab, „hatten viel Füße, bewegten ſich ſchnell, und verwandelten ſich nach und nach in ſchon fliegende Inſekten.“ Vor dem Abgange derſelben hatte der Kranke beſtändig kalte Schenkel und Füße, die durch nichts zu erwärmen waren. Nach dem Abgange fand ſich gleich die Wärme ein. W. Falconer über die Wirkungen des kalten Waſſers in hartnäckigen Leibesverſtopfungen, wenn es über die Extremitäten geſchlagen wird. Ein ſehr ſchmerzhafter krampfichter Ileus, der laxirenden, purgirenden und beſänftigenden Mitteln widerſtand, bey dem Aderläſſe und Klyſtire mancher Art umſonſt angewandt waren, wich nach einem wiederholten Verſuch mit kalten Umſchlägen über die Extremitäten. A. Fortbergill über die Heilkräfte des Gummi Kino in Wechſelfiebern und gewiſſen natürlichen Ausleerungen. F. verordnete das Gummi Kino bald als Pulver zu einem Scrupel bis ½ Drachme alle drey Stunden während der Fieberfreyheit in Kräuterthee zu nehmen, bald als Tinctur. Letztere ließ er folgendermaßen bereiten:

℞. Gumm. rubr. adſtring. Gambienſis pulver. Unc. j.
Spir. Vini tenuis ℔j.

Dies ließ er ſechs Tage ſtehen, ſeihete es dann durch, und gab davon ſeinen Kranken von einem Quentchen bis zu einem Loth ebenfalls in Kräuterthee. Er führt zwölf Fälle an, in welchen ihn die Chinarinde verließ, und wo in den mehreſten Fällen dieſes Gummi half. Vorzüglich wirkſam zeigte es ſich bey zu ſtarker monatlicher Reinigung, wie auch bey Diarrhoeen und Ruhren, wenn ſie nicht zu lange gedauert hatten, und vorher die nöthigen Abführungsmittel angewandt waren. D. Rush Geſchichte eines glücklich geheilten Kinnladenkrampfes. Die Mittel waren, Kalomel in dreiſten Doſen, Opium, beſonders China, Wein und kalte Bäder, wobey auch

auch der Kopf mit kaltem Waſſer begoſſen wurde. Die Entfernung der nächſten Urſach, ein in den Fuß gerannte Splitter wurde gewiſſermaſen verabſäumt, und blos der Schwäche entgegen gewirkt; demohngeachtet gelang die Heilung. Ein ähnlicher Fall von D. C. Conningham in Virginien beſtätigt die gute Wirkung der Rinde und des Weins. Hier giengen auf den Gebrauch des Calomels viel Würmer ab. Die Leibesverſtopfung ſcheint zur Natur der Krankheit zu gehören. Joſ. Hooper von einer Zerreiſſung der Gebärmutter durch die Geburtswehen. W. Vaughan von der glücklichen Heilung eines mit der Schwangerſchaft verknüpften Erbrechens. Dies Erbrechen dauerte vom erſten Anfang der Schwangerſchaft bis zur höchſten Krafft. Die beſten Mittel ſchlugen fehl, ſelbſt Opiate und ſpir. Luft. Die ohnehin kränkliche Patientin wurde dadurch ganz abgemagert, und ſo ſchwach, daß ſie beſtändig das Bett hüten mußte. Endlich ſiegte die Kunſt durch nährende Klyſtire, Bäder und Einreibung beruhigender Salben in die Magengegend, wobey zugleich alle Speiſen und Getränke vermieden wurden. Am vierten Tage dieſer Behandlung verlangte die Kranke zu eſſen, aß auch gut, und brach nicht wieder. Die Entbindung erfolgte ſodann ganz nach Wunſch. (Der Einreibungen hat ſich Rec. längſt mit Nutzen bedient, und oft hat ein Aderlaß am Arm wie Zauber gewirkt.) Sämmtl. Aufſ. über den Gebrauch der ſpaniſchen Fliegen in der Waſſerſucht. Zween merkwürdige Fälle, die den Nutzen dieſes Mittels in der Waſſerſucht, vorzüglich bey Alten, ſehr deutlich beweiſen. Ein Mann von 80 Jahren, der lange ein feuchtes Aſthma gehabt hatte, ward waſſerſüchtig. Die ſpaniſche Fliegentinktur, alle 4 bis 6 Stunden zu 20 Tropfen in Verbindung mit Ammoniacgummi, einem harntreibenden Salze und Opium rettete ihn innerhalb wenig Wochen gänzlich. Faſt auf eben die Art ward ein anderer ſiebzigjähriger Greis von der Bauchwaſſerſucht zweymal geheilt. Es iſt gewiß, daß die Bruſtwaſſerſucht öfter vorkömmt, als man gemeiniglich glaubt, und es iſt allerdings der Mühe werth, dieſem rebelliſchen, und leider! noch zu oft tödtlichem Uebel wirkſame Mittel entgegen zu ſetzen. So eins wären dann die ſpaniſchen Fliegen. Zwanzig Tropfen iſt aber für deutſche Mägen gleich zum Anfange zu graß; 10 bis 12 Tropfen in einem ſchleimichten Decoct thun ſchon hinreichende Wirkung, und — nach gerade bauet der Vogel ſein Neſt. Job.

Hutchisson, ein durch die Elektricität geheilter Kinnbackenkrampf. Wiederholte starke Schläge durch die Articulation der untern Kinnlade retteten die für verlohren gehaltene Kranke, und bald darauf stellte sich der in Unordnung gerathene Monatsfluß ein. J. C. Lettsom von dem Gebrauch des rothen Fingerhuts in der Wassersucht. Acht Fälle, in welchen nach des Verf. Meinung die Rettung Statt fand, liefen beym Gebrauch des rothen Fingerhuts tödtlich ab. Er hat sein großes Vertrauen auf dies Mittel verlohren — und wohl nicht ohne Grund. Jac. Johnston von der Bräune des Schlundes oder dem verhinderten Schlingen durch Verengerung der Speiseröhre. Pillen aus Opium und Schierling und behutsam beygebrachte Kerzen leisteten dem Verf. unter allen angewandten Mitteln die besten Dienste gegen diese Krankheit. Einem Frauenzimmer, welches eine Anlage zu Scropheln hatte, die ihr das Schlingen sehr erschwerten, verordnete er folgenden Saft:

℞. spong. ust.
Flor. mart. à Scrup. j.
Conserv. Rosar. q. s.
F. Bolus sublingualis.

welchen sie bis zu gänzlicher Auflösung unter der Zunge halten und dann hinunterschlucken mußte. Diese Methode befolgte sie zwey bis drey Wochen lang Abends beym Schlafengehen, und wurde dadurch vollkommen geheilt. Er empfiehlt diese Methode, Kropfmittel anzuwenden, sehr, weil er viel auf die Resorption rechnet, durch welche die zerschmolzenen Arzneyen weniger verändert zu der kranken Stelle geführt werden. Thom. Hayes von ungewöhnlichen Zungenkrankheiten. Ein schleuniges, fast tödtliches Anschwellen der Zunge, dessen Ursach nicht angegeben wird, wurde durch kühlende und abführende Mittel, wiederholte reichliche Aderlässe, Klystire, Fußbäder, und vorzüglich durch Blasenpflaster um den Hals und in den Rücken geheilt. (Ob vielleicht eine plötzlich entstandene oder gehemmte Salivation, deren entfernte Ursache diesem Arzt verheimlicht wurde, dazu Anlaß gab? — Der Gedanke liegt wenigstens dem Rec. aus eigener Erfahrung sehr nahe.) Bey einer andern Kranken entstand ein plötzliches Anschwellen der Zunge davon, daß sie sich eine brennende und juckende Stelle am Arm leckte. Sie hatte

das

…ſel, und ward durch gelinde, abführende und …de Mittel geheilt. Zuletzt noch ein Fall von ei… …n Geſchwulſt der Zunge. Bey einem ſenſiblen … das zu Durchfällen geneigt war, ſeit neun …nigung nicht gehörig gehabt, und öftere An… …t erlitten hatte. Alle heftigwirkende Mittel …cht, das konnte man …plich im Voraus wiſſen, …unbegreiflich, wie hier m… …gehöriger Vorbereitung …rn Mittel, El…, China, Zimtblüte und …n konnten. W. Falco… — Der frühe …tel wird … Die ſpanſ… …r iſt eins der b… …n Mittel. Die …mehr, als daß ſie nützt. Senf, Meerret… …ſind als innerliche Mittel unwirkſam. …) der Verf. den chineſiſchen Pfeffer und …c. hat von der Serpent. virg. glückliche …n.) Jac. Bureau, eine Bemerkung über …ſt Beobachtung über eine hydrauliſche …einer vier Fuß langen blechernen coniſchen …oben mit einem Trichter und unten mit …uch und Klyſtirrohr verſehen iſt, um …aſſer, vermöge ſeiner eigenen Schwere, durch …Gedärme zu bringen.

…e Kranke, von der hier die Rede iſt, konnte den Druck …dringenden Waſſers nicht lange aushalten, und der …r mußte bald entfernt werden. — Sie ſelbſt begoß …Unterleib mit kaltem Waſſer, bekam bald darauf einen …all, und genaß. Hr. B. ſchreibt dieſen günſtigen Er… …aſchine zu; aber Rec. muß geſtehen, daß er das …für das Hauptmittel hält. Vielleicht ſind meh… …ren Darmgichtkranke aufgeſtoßen, die ſehnlich nach …dern verlangten, und die nach erhaltenen kalten …, wo nicht genaßen, doch große Erleichterung fan…

J. M. Adair von einer mit Entzündung ver…ften Leibesverſtopfung, welche glücklich geheilt …de. Aderläſſe, Opium nach Verhältniß der zu großen …rkeit des Magens, Anſprützen des Unterleibes mit kal…ſſer, und der Gebrauch der von Haenſchen Maſchine …roen ſehr gerühmt. Am beſten iſt es, dieſe Maſchine ſo …ubringen, daß der Kranke dabey auf den Ellenbogen und

Hutchisſon, ein durch die Elektricität geheilter Kinnbackenkrampf. Wiederholte ſtarke Schläge durch die Articulation der untern Kinnlade retteten die für verlohren gehaltene Kranke, und bald darauf ſtellte ſich der in Unordnung gerathene Monatsfluß ein. J. C. Lettſom von dem Gebrauch des rothen Fingerhuts in der Waſſerſucht. Acht Fälle, in welchen nach des Verf. Meinung die Rettung Statt fand, lieſen beym Gebrauch des rothen Fingerhutes tödtlich ab. Er hat ſein großes Vertrauen auf dies Mittel verlohren — und wohl nicht ohne Grund. Jac. Johnſton von der Bräune des Schlundes oder dem verhinderten Schlingen durch Verengerung der Speiſeröhre. Pillen aus Opium und Schierling und behutſam beygebrachte Kerzen leiſteten dem Verf. unter allen angewandten Mitteln die beſten Dienſte gegen dieſe Krankheit. Einem Frauenzimmer, welches eine Anlage zu Scroſeln hatte, die ihr das Schlingen ſehr erſchwerten, verordnete er folgenden Biſſen:

℞. ſpong. uſt.
Flor. mart. à Scrup. j.
Conſerv. Roſar. q. ſ.
F. Bolus ſublingualis.

welchen ſie bis zu gänzlicher Auflöſung unter der Zunge halten und dann hinunterſchlucken mußte. Dieſe Methode befolgte ſie zwey bis drey Wochen lang Abends beym Schlafengehen, und wurde dadurch vollkommen geheilt. Er empfiehlt dieſe Methode, Kropfmittel anzuwenden, ſehr, weil er viel auf die Reſorption rechnet, durch welche die zerſchmolzenen Arzneyen weniger verändert zu der kranken Stelle geführt werden. Thom. Hayes von ungewöhnlichen Zungenkrankheiten. Ein ſchleuniges, faſt tödtliches Anſchwellen der Zunge, deſſen Urſach nicht angegeben wird, wurde durch kühlende und abführende Mittel, wiederholte reichliche Aderläſſe, Klyſtire, Fußbäder, und vorzüglich durch Blaſenpflaſter um den Hals und in den Rücken geheilt. (Ob vielleicht eine plötzlich entſtandene oder gehemmte Salivation, deren entfernte Urſache dieſem Arzt verheimlicht wurde, dazu Anlaß gab? — Der Gedanke liegt wenigſtens dem Rec. aus eigener Erfahrung ſehr nahe.) Bey einer andern Kranken entſtand ein plötzliches Anſchwellen der Zunge davon, daß ſie ſich eine brennende und juckende Stelle am Arm kratzte. Die Zunge

das

f sel, und ward durch gelinde, abführende und
r nde Mittel geheilt. Zuletzt noch ein Fall von ei-
n Geschwulst der Zunge. Bey einem sensiblen
, das zu Durchfällen geneigt war, seit neun
Reinigung nicht gehörig gehabt, und öftere An-
von cht erlitten hatte. Alle heftigwirkende Mittel
e das konnte man freylich im Voraus wissen,
m und iflich, wie hier nach gehöriger Vorbereitung
lg rn Mittel, Eisen, China, Zimtblüte und
a e gela n werden konnten. W. Falco-
ovach die Lähmung. — Der frühe
ä r M mittel wird gemißbilligt. Die spani-
tu ist der bewährtesten Mittel. Die
rar m , daß sie hilft. Senf, Meerret-
l d sind als innerliche Mittel unwirksam.
ni ichten fand der Verf. den chinesischen Pfeffer und
r el. (Rec. hat von der Serpent. virg. glückliche
m n gesehen.) Jac. Bureau, eine Bemerkung über
: a rmgicht, nebst Beobachtung über eine hydraulische
Kasch die aus einer vier Fuß langen blechernen conischen
öhre besteht, welche oben mit einem Trichter und unten mit
ledernen Schlauch und Klystirrohr versehen ist, um
laues Wasser, vermöge seiner eigenen Schwere, durch
after in die Gedärme zu bringen.

e anke, von der hier die Rede ist, konnte den Druck
aenden Wassers nicht lange aushalten, und der
ite bald entfernt werden. — Sie selbst begoß
m leib mit kaltem Wasser, bekam bald darauf einen
d genaß. Hr. B. schreibt diesen günstigen Er-
a Maschine zu; aber Rec. muß gestehen, daß er das
ser für das Hauptmittel hält. Vielleicht sind meh-
ersten Darmgichtkranke aufgestoßen, die sehnlich nach
r ädern verlangten, und die nach erhaltenen kalten
, wo nicht genaßen, doch große Erleichterung fan-
J. M. Adair von einer mit Entzündung ver-
Leibesverstopfung, welche glücklich geheilt
. Aderlässe, Opium nach Verhältniß der zu großen
arkeit des Magens, Ansprützen des Unterleibes mit kal-
sser, und der Gebrauch der von Haenschen Maschine
rden sehr gerühmt. Am besten ist es, diese Maschine so
ingen, daß der Kranke dabey auf den Ellenbogen und

Knieen ruhet, und sich nach der Operation auf den Rücken legt. In dieser letzten Lage muß dann der Unterleib gerieben werden, daß sich das Wasser überall im Unterleibe verbreite. Uebrigens widerräth der Verf. alle abführende Mittel bis auf einen gewissen Termin. Job. Grigthon Versuche (an Hunden) über die Brechen bewirkenden Kräfte. Wenn Zwergfell und Bauchmuskeln nicht mitwirken, so kann kein Erbrechen entstehen. Die nächste Ursach des Brechens ist die Verschließung des Pförtners. R. Pulteney von einer außerordentlichen Auftretung des Unterleibes durch eine fleischichte Geschwulst (des Eyerstocks) verursacht, nebst angehängter Leibesöffnung. Nicht unbekannt. Dav. Bagford, sonderbare Geschichte eines verhinderten Schlingens. Die Leichenöffnung zeigte keinen Fehler weder im Schlunde noch an der Luftröhre, und nur die ungewöhnlich nahe Lage der Schlüsselbeinschlagader, die bey jedem Schlingen zusammengedruckt werden mußte, konnte die Ursach der Angst und Beklemmung seyn, welche die Kranke dabey erlitt. Jac. Sims besondere Heilmethode der Gelbsucht. Das Baden in einem Quellwasser ohnweit Clones, welches Grallibois genannt wird, rettete viel gefährliche Gelbsüchtige. Das Wasser selbst ist kraftlos — aber der Glaube war desto wirksamer. Der Verf. substituirte gemeines Sumpfwasser, machte aber die Kranken glauben, es sey Grallibois, und die Gelbsucht wich. Es ist doch wahrlich ein schön Ding um den Glauben, und es steht zu wünschen, daß es in medicis bey dem alten Glauben sein Bewenden haben möge. Wohl dem Arzte, der es versteht, Glauben und festes Vertrauen einzuflößen — er kann mit Wasser Wunder thun. Thom. Percival, Vorsichtigkeitsregeln und Bemerkungen, die Behandlung der Lungenkrankheiten betreffend. Dieser Aufsatz enthält viel feine scharfsichtige Blicke in die Natur und Behandlung der Lungenkrankheiten. Vielleicht macht ihn einer unserer medicinischen Journalisten gemeinnütziger für uns Deutsche. Er verdient es gewiß. In dieser Hinsicht erspart sich Rec. die beschwerliche Mühe, das Beste herauszuheben. Lettsom von einem scirrhösen Mastdarm. Der Kranke starb. Die Leichenöffnung bestätigte die Vermuthung des Arztes. Die Verhärtung und Verengerung des Mastdarms fieng sich anderthalb Zoll über seiner Oeffnung an, und stieg fünf Zoll in die Höhe. In dem kleinen Leberflügel fand man ein Geschwür. Wahrscheinlich

schaulich wurden die Versuche, den Mastdarm zu erweitern, zu spät angestellt, denn jetzt wurden sie durch den unerträglichen Schmerz, der sie begleitete, ganz vereitelt. Chamberlains Bemerkungen über die auflösenden Kräfte des Kampfers bestätigen die von Percival mitgetheilten und oben angeführten Versuche. C. gieng in seinen Versuchen weiter als P.; der Vergleich, den er am Ende zwischen seiner Kampferauflösung und dem Londner Kampferjulep anstellt, fällt zum Vortheil der erstern aus. Hooper Beobachtung über die Wirkungen des Schierlings. Ein lange dauerndes Erbrechen, durch welches der Kranke schon völlig erschöpft, und das allen angewandten Mitteln überlegen war, wich endlich dem Schierling. Der Kranke war 18 Jahr. Anfangs wurde zwey bis drey Tage hinter einander Morgens und Abends ein Grau gereicht, in der Folge täglich dreymal 4 Grau, und gegen das Ende der Heilung wieder geringere Gaben. — — Ebenderselbe liefert auch die Beschreibung einer sehr wunderbaren Mißgeburt, deren Mittheilung hier zu weitläuftig ist. Der Verf. entdeckte einen höchst unvollkommen gebildeten Mund an dieser unvollendeten Frucht, und schließt daraus, wie folget: da aus gegenwärtiger Beschreibung erhellet, daß dieser Fötus nichts durch den Mund einschlucken konnte; er aber doch für sein Alter die erforderliche Größe u. s. w. hatte: so giebt dies einen offenbaren Beweis; daß das Wachsthum des Fötus nicht von der Ernährung durch den Mund abhange. Da ließe sich nun Manches gegen den Minor sagen, das aus der Beschreibung nicht erhellet, z. B. hat die Mutter auch untrüglich gerechnet? — War das Kind genau so alt, als es ausgegeben wurde? u. s. f. Rec. zweifelt nicht an dem Satze, der hier bewiesen werden soll; nur glaubt er erinnern zu müssen, daß der Beweis mit mehr Bestimmtheit und Genauigkeit geführt werden sollte, wenn man ihn als offenbar ankündigt. Jac. Ware von der Verstopfung des Harns durch Vergrößerung der Vorsteherdrüse, nebst einer kurzen Beschreibung des männlichen Catheders, sowohl in Rücksicht auf den Bau des Instruments, als auch seine Anwendung. Der Verf. schöpfte aus eigener Erfahrung. Winship Beobachtung einer Backwassersucht nebst der Leichenöffnung. — Thom. Pole, Beobachtungen eines krampfhaften Zufalles von dem Stich einer Nadel, welcher durch freygebigen Gebrauch des Mohnsaftes geheilt wurde. Dieser Fall ist

unter allen am ausführlichſten erzählt, indeſſen iſt das dabey beobachtete Verfahren nicht muſterhaft. In einer Nacht 1170 Tropfen von der Thebaiſchen Tinctur! Joh. Scherwen liefert einige Beobachtungen über die Wirkungen des in die Haut eingeriebenen Brechweinſteins, die weiterer Verfolgung wohl werth ſind. Er machte zuerſt an ſich ſelbſt einen Verſuch, und rieb ſich 5 Gran Brechweinſtein mittelſt einiger Tropfen Waſſer in die flache Hand ein. Ein andermal bediente er ſich einer ſaturirten Auflöſung dieſes Antimonialmittels. Es erfolgte zunächſt auf die Einreibung ein Brennen in der Haut, dann allgemeiner Schweiß mit leichten Uebelkeiten und zuweilen einige flüßige Stühle. Ref. hat ſich dieſer Verfahrungsart bey einem örtlich veralteten Rheumatismus mit großem Succeß bedient. Hier wurde die Solution in die leidende Stelle eingerieben. Uebelkeit und Laxiren erfolgten nicht, wohl aber Brennen der Haut und Schweiß. Ebenderſelbe hat auch den Arſenik äußerlich gebraucht. Er bereitete ſich zu dem Behuf einen tartariſirten Arſenik, auf die Art, wie der Brechweinſtein nach dem Londner Apothekerbuche verfertigt wird. Davon rieb er erſt ſich ſelbſt in die Flächen der Hände einen Gran ein, und dann zween andern jungen Männern eben ſo viel. Alle drey bemerkten einen vermehrten Harnabgang. Innerlich genommen erregte ein Sechzehntheil eines Grans, trocken hinuntergeſchluckt, bey vier Perſonen, die dieſe Gabe nahmen, eine dem Sodbrennen ähnliche Empfindung, Uebelkeit und dann vermehrten Harnabfluß. Nun nahm der Verf. ½ Gran in ½ Unze Waſſer aufgelöſt, mit eben dem Erfolg. Weiter aber verfolgte er dieſe Verſuche nicht, und daran hat er, nach unſerm Bedünken, ganz wohl gethan. Experimentum periculoſum, iudicium difficile! Dies wahre Wort unſers Altvaters ſteht hier vorzüglich am rechten Orte. Jam. Lukas Verhaltungsregeln für Schwangere bey zu befürchtenden Misſfällen. So etwas iſt auf unſerm Boden auch gewachſen und reifer geworden. D. Hamilton Bemerkungen über die Influenz u. ſ. w. Die ungünſtige Witterung prädiſponirte blos zur Anſteckung, und dieſe entſtand, nach des Verf. Meinung, nur durch Berührung. Die Krankheit war ſelten ächt entzündlich, und nur in ſumpfichten Gegenden faulichter Art. Aderläſſe ſchadeten faſt ohne Ausnahme. Die Rinde bekam nur dann, wenn das Fieber den Charakter des Wechſelfiebers annahm, oder langſames Faulfieber wurde.

Lam-

Laue Fußbäder, Spiesglasmittel und gelinde Abführungen vollendeten die Heilung der unverwickelten Influenz am sichersten. Blasenpflaster hat der Verf. nie nöthig gehabt. Heinr. Fearon Beobacht. über den Krebs. Allgemeine sowohl als örtliche Aderlässe halfen dem V. manche Scirrhen, manchen beginnenden Krebs besiegen. Parkinson Abhandl. über die Wirkungen des Blitzes — sucht zu beweisen, daß der Blitz besonders die Reizbarkeit zerstöre, und dadurch vorzüglich die Arterien außer Wirkung setze. Er rettete zwey hart getroffene Männer durch Aderlässe, flüchtiges Alkali, Brandwein mit heißem Wasser gemischt, durch Umschläge von Goulardschem Wasser und Reiben, aus sichtbarer Lebensgefahr. T. Pole Nachricht von verschiedenen Erscheinungen bey der Leichenöffnung eines frühzeitig gebohrnen und gleich nach der Geburt verstorbenen Kindes. Jac. Hill von einem Blutfluß, der von einem (venerischen) Geschwür an der männlichen Ruthe entstanden war. Anfangs half Charpie und Mehl. Dann kam das Bluten wieder, und nun wurde die ätzende Quecksilberfolution aufgelegt. Nach zwey Tagen stellte sich der Blutfluß noch heftiger wieder ein. Mit der Unterbindung gieng's nichts besser, obgleich jetzt Chinadecoct und Vitriolelixir zu Verdickung des zu dünnen Geblüts gegeben war. Nun legte Hr. H. einen, nach der Beschaffenheit des Geschwürs geformten Schwamm darein, feuchtete denselben mit einer starken Auflösung des blauen Vitriols an, und so stand das Bluten. Innerlich ward Chinadecoct und fixe Luft, aus Wermuthsalz und Limonienſaft gebraucht. Haigthon zwey Versuche zur Entwickelung des Mechanismus des Brechens. Sie bestätigen Grigthons obengedachte Versuche. Fielding und Fynney von Wasserblasen, welche mit dem Urin abgiengen. Die Wasserblasen waren zum Theil von der Größe eines Hühnereyes. Die Kranke starb.

Das Buch schließt mit einer Entschuldigung wegen der großen Menge Druckfehler, deren hier angegebenes Verzeichniß mit leichter Mühe noch zweymal so stark gemacht werden könnte. An einigen Stellen ist der Sinn ganz räthselhaft, und dies wohl nicht blos durch die Schuld des Setzers! Ein Buch der Art verdient in der That mehr Fleiß und Sorgfalt des Uebersetzers, als hier bewiesen ist.

Ged.

**Philoſophiſch-mediciniſche Unterſuchungen über Natur und Kunſt im kranken und geſunden Zuſtande des Menſchen, von F. J. Hall, der Weltweisheit und Arzneywiſſenſchaft Doctor und ausübenden Arzte in Wien. Erſter Band. Wien, bey Gräffer, 1791. XII und 720 Seiten in gr. 8.**

Wenn der Verf. die Materialien zur Erkenntniß der Natur des Menſchen und der Würkungen der Heilkunſt auf und durch dieſelbe (welche er mit tiefer Einſicht in die Geheimniſſe der Natur und ungewöhnlich großer Beleſenheit geſammlet, mit Scharfſinn beurtheilt und mit Ordnung zuſammengeſtellt, in einem angenehmen, deutlichen Vortrage hier aufgezeichnet hat) mit kälterem, ruhigerm Verſtande noch reiflicher geprüft, das Unbeſtimmte, Hypothetiſche von dem ausgemacht Wahren ſchärfer geſichtet, und auf dieſem Wege ſeiner ſchweren Arbeit mehr Beſtimmtheit und bündige Kürze verliehen hätte: ſo würde er gewiß ein höchſt ſchätzbares, klaſſiſches Werk über dieſen wichtigen Gegenſtand uns geliefert haben. — In dem erſten Kapitel dieſes vor uns liegenden Bandes geht der Verf. mit der eben gerühmten Sachkenntniß, Beleſenheit und philoſophiſchen Forſchungskunſt, jedoch nicht immer beſtimmt und bündig genug, die Erſcheinungen des menſchlichen Körpers im geſunden Zuſtande, die Anſtalten der Natur zur Geſunderhaltung deſſelben und zur Beſiegung der ihm zuſtoſſenden Krankheiten durch, ſtellt die verſchiedenen von Stahl, Haller, Platner u. a. über die Natur und Würkungsart des menſchlichen Weſens mitgetheilte Hypotheſen auf, vergleicht den Menſchen mit den Thieren und auch mit dem Pflanzenreiche, erklärt den wechſelſeitigen Einfluß der Seele und des Körpers auf einander, und zieht endlich aus allen dieſen Unterſuchungen folgendes Reſultat, welches wir unſern Leſern zur Probe, wie der Verf. ſeinen Gegenſtand bearbeitet hat, hier abſchreiben. — „Was iſt nun alſo die Natur des „Menſchen? und was der Grund ihrer Thätigkeit? — Nicht „die Seele: nicht der Bau der feſten, oder die Miſchung der „flüßigen Theile, weder ihre wechſelſeitige Einwürkung, nicht „(noch) die Entwicklung; nicht die Kraft der Elemente, des „elektriſchen oder magnetiſchen Stroms, der Licht- und Feuer„materie u. ſ. w. nicht Verwandſchaft, Einſaugung, Ausdün„ſtung, Verdickung, Verdünnung, Fäulniß, Gährung, „Heer-

„Haargefäße, Reizbarkeit; nicht belebter Organismus, oder „sonst ein einziges Etwas; nicht einmal der Inbegriff seiner „wesentlichen Leibes- und Gemüthekräfte; sondern alles die„ses hängt unzertrennbar zusammen; unter alles dieses sind „alle jene Kräfte ausgetheilt, innigst unter einander verwebt, „wodurch der Mensch Bildung und Leben erhält, wodurch er „gebohren wird, wächst, empfindet, handelt und denkt, er„kranket und geneset, abnimmt und stirbt. — Und alles „dieses zusammen ist die Natur des Menschen.“

Im zweyten Kapitel betrachtet der Verf. die Naturkräfte des Menschen im kranken Zustande, stellt ihr Heilvermögen mit dem Heilvermögen der Kunst in Vergleichung, zeigt, wie diese jener nachahmen, sie unterstützen und leiten könne, und sucht, seine Behauptungen durch Erfahrungen und Krankengeschichten, welche berühmte Aerzte aufgezeichnet haben, oder er selber zu beobachten Gelegenheit hatte, näher zu erläutern und zu beweisen. — Die Abschnitte, in welchen die Verschiedenheit der Entkräftungen gezeigt, und die Unterdrückung der Kräfte von einer wahren Erschöpfung praktisch richtig unterschieden werden, haben uns besonders wohlgefallen, nur fehlen auch diesen die gedrängte Kürze und Bestimmtheit, welche der Verf. bey einer etwanigen Umarbeitung seinem Werke, hoffen wir, verleihen wird.

Nach diesen, aus der Natur des Menschen geschöpften, hier mitgetheilten allgemeinen Heilanzeigen aller Krankheiten, ohne besondre Rücksicht ihrer eigentlichen Gattung, verspricht der Verf. in dem folgenden Bande, 1) den Ursprung, die Natur und Erkenntniß der Krankheiten insbesondre anzugeben, 2) den Unterschied zwischen Krankheit und Zufall feste zu setzen, 3) die Krankheiten der verschiednen Alter und Geschlechter zu behandeln, 4) die Fälle und Maasregeln zu entwickeln, wie und wo der Arzt der Natur nachahmen solle, 5) die Fieber und Entscheidungen der Krankheiten zu beleuchten, und endlich 6) von der Dauer der Krankheiten zu reden, je nachdem sie der Natur überlassen, oder auf verschiedene Weise künstlich behandelt sind.

Annalen des klinischen Instituts zu Berlin, herausgegeben von D. J. F. Fritze, Königl. Preuß. Geheimenrathe, Professor der praktischen Arzneykunst

Cylinder 9 Zoll lang, und oben wie ein weiblicher Catheter gebogen, verfertigt, und am 8. May angelegt. Es erfolgten bald, so wie durch die ganze Cur viele hysterische Beschwerden, der Polyp sch woll an, wurde empfindlich, ellichemal erfolgten heftige Zufälle, Ohnmachten mit kalten Extremitäten, Ausfluß einer stinkenden Jauche aus den Geburtstheilen u. s. w. Die hysterischen Umstände wurden meistens mit tinctura thebaica gedämpft. Der Drath, welcher die um die Wurzel des Polypens liegende Schlinge machte, brach einigemal zu verschiedenen Zeiten, und wurde immer aufs Neue angelegt. Am 8. Jun. ließ sich die Schlinge nicht weiter zuziehen, sondern brach ab. Die Wurzel des Polypen gab aber nach, und er ließ sich nach einigen Versuchen herausnehmen. Die Wurzel hatte einige tendinöse Fibern, und die Gestalt des Polypen war eine feste unförmliche Fleischexcrescenz, die nur wenige Gefäße hatte. Vierte Beob. Von einem mit Gliederschmerzen, schwarzem Staar und Epilepsie behafteten Bauermädchen. Die Ursache der Krankheit war venerisches Gift, und wurde durch versüßtes Queckſilber und Belladonna geheilt. Fünfte Beob. Von einer tödtlichen Kopfwunde. Die Verletzung war durch ein auf das Hinterhaupt, etwas zur Seite geschlagenes Eisen gemacht worden, war ¼ Zoll breit, und der Eindruck der Hirnschale eine Linie. Der Verwundete wurde durch Aderlassen, kalte Aufschläge u. s. w. gleich wieder hergestellt. Nach 17 Tagen befällt ihn der Kopfschmerz aufs Neue. Am 21. Tage fand ihn Hr. B. in Schlafsucht und Zuckungen. Der Trepan wurde angesetzt, aber der Kranke verschied während der Operation. Es fanden sich bey der Oeffnung des Kopfs zwey Knochenstücke, die das Gehirn gedrückt hatten, ohne die Gehirnhäute in Entzündung gebracht zu haben. Aus dem Gehirn quoll bey gemachten Einschnitten eine faule, dünne, sehr übelriechende Materie hervor. Die Eiterhöle lag etwa ¼ Zoll unter der äußern Fläche des Gehirns, und die Materie war in die ventriculos posterior. und aus ihnen in den anteriorem gedrungen. Die darüber aufgeworfenen Fragen müssen wir übergehen. Sechste Beob. Von einer gefährlichen *Dysuria*. Diese Harnstrenge hat nichts Merkwürdiges. Sie war von venerischem Gift mit Gicht verbunden entstanden. Daß in zwey verschiedenen Recepten vorkömmt: salv. (solve) in uncias tres, und salv. (solv.) in acetum squill. wollen wir unter die Druckfehler rechnen. Siebente Beob. Von

einer

ter Staaroperation. Die Operation geſchahe durch die
sziehung. Während dem Schnitt wälzte ſich das Auge
ch dem innern Augenwinkel, und der untere Theil der
chſichtigen Hornhaut mußte, da er nicht durchſchnitten
den konnte, mit der Sigwartſchen Scheere getrennt wer-
n. Die Iris wurde verletzt, fiel vor, ließ ſich nicht zurück-
ngen, und wuchs feſt an, ſo daß der angewachſene Theil
eine Linie an Breite betrug. Die Pupille wurde dadurch
glich und unbeweglich. Letzteren Fehler erſetzte der Pa-
nt durch die Augenlieder, die er nach Maasgabe des in das
ge fallenden Lichts mehr oder weniger öffnete. Achte
eob. Von einem *aneurysmate arteriae aortae*. Es
zwiſchen der dritten und vierten Ribbe am Rande des
ruſtbeins, und wurde vom Verf. und Hrn. Generalchirur-
s Theden für eine Pulsadergeſchwulſt der mammariae ge-
lten. Nach dem Tode des Patienten fand man den größern
ruſtmuskel ſo zuſammengedrückt, wie cellulosa conſtipata,
Lungen feſt ans Bruſtfell angedrückt, zum Theil daran
d an den Herzbeutel verwachſen, die dritte, vierte, fünfte
. ſechſte Ribbe und das Bruſtbein cariös, in der rechten
ruſthöle einige Quart rothes Blutwaſſer, und auf dem
erzfelle einen großen Theil geronnenen Geblüts. Das
eurisma hatte gleich über den valvulis ſemilunaribus aus
aorta aſcendente ſeinen Anfang genommen. Die Häute
Pulsader waren ſo verdünnt, daß blos die Zellenhaut den
ack bildete. An der vierten Ribbe war in der Geſchwulſt
Oeffnung, woraus das Blut gelaufen war. Neunte
eob. Von einer von ohngefähr gründlich geheilten
*ydrocele*. Vom Herrn Stadtchirurgus Hüttcher in
rlin. Sie folgte auf einen vorher geheilten veneriſchen
den, und wurde durch die wiederholte Punktion palliativ
handelt. Da der Patient einmal in zwey Monaten das
aſſer ſich nicht abzapfen ließ, empfand er Schmerz, ließ
punktiren, und bekam einen Abſceß, der eine Radicalcur
irkte. Zehnte Beob. Von einer erheblichen Kopf-
rletzung mit zerbrochenem Hirnſchädel, wovon der
anke geheilt worden. Die Verwundung geſchahe durch
en Schlag mit einem hölzernen Leuchter dahin, wo die
otuberantia oſſis bregmatis ſiniſtri iſt. Die Knochenſtücke
arirten ſich nach und nach, und wurden weggenommen.
ilfte Beob. Von einem aus innern Urſachen ent-
ndenen Brande am Unterſchenkel, vom Compagnie-

Chirur-

Chirurgus Rudel. Wäre der Brand nicht entstanden, so würde der Kranke bey einer solchen unverzeihlichen Behandlung etwas später, aber gewiß gestorben seyn. Siebente Beob. Von einem Nierengeschwür. Es entstand von Nierensteinen, und enthielt über sieben Pfund Jauche. Neunzehnte Beob. Von einem complicirten Beinbruche des Unterschenkels. Das Ende war nahe über dem Knöchel zerbrochen. Ein von der tibia abgegangenes Knochenstück wurde abgesägt, und die Reposition unternommen. Es fügte sich bald Entzündung und ein Abscess dazu, der sich anfangs gut anließ, aber bald schlimm wurde, und der Kranke starb (unter den Zeichen eines innerlichen Brandes) am eilften Tage. Zweyte Abtheilung. Erfahrungen. XIV. Ein Mittel wider den tollen Hundsbiß. Die Wasserkresse machen den Hauptbestandtheil eines Mittels aus, das in der Gegend von Neidenburg häufig und mit Nutzen gebraucht werden soll. XV. Von dem äußerlichen Gebrauche zusammenziehender Arzneymittel bey den Brüchen kleiner Kinder, Vorfällen der Mutterscheide und der Gebärmutter bey erwachsenen Personen und (bey dem) weißen Flusse. Enthält eine Bestätigung bekannter Sachen. XVI. Etwas über den innerlichen Gebrauch des Weins und äußerlichen Gebrauch des Weinessigs in Faulfiebern. Diese Abhandlung, worin der Hr. V. bitter über und gegen die Bösartigkeit der Krankheiten spricht, könnte füglich ungedruckt bleiben können. Wichtiger ist Nr. XVII. Von dem Gebrauch des Belladonnenkrauts in venerischen Krankheiten. Hr. B. gab im venerischen Uebel gleiche Theile versüßten Queckſilbers und Belladonnenkrauts, und vermehrte die Dosis des letztern so, daß der Kranke täglich 5 bis 10 Gran bekam, und war dabey viel glücklicher als vorher. — Wenn Hr. B. wieder etwas herausgeben wollte, so sollte er doch mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden.

Rec.

---

V. Schö-

# V. Schöne Wissenschaften und Poesien.

**Klopstock. Er; und über ihn, herausgegeben von C. F. Cramer. Vierter Theil. 1755. Leipzig und Altona, in der Kayenschen Buchhandlung, 1790. 524 Seiten. 8.**

Acht ganze Jahre sind zwischen der Erscheinung des dritten und gegenwärtigen vierten Theils verflossen. Was war also natürlicher, als die Erwartung, daß die so lang verschobene Herausgabe auch auf den innern Gehalt des Buchs einen vortheilhaften Einfluß haben, daß die Nachrichten und Bemerkungen des Vers. interessanter und wichtiger, seine Urtheile reifer, sein Ton ruhiger, anständiger und der Sache angemessener werden würde: allein, man darf nur ein paar Blätter lesen, um zur Ueberzeugung zu kommen, daß diese Erwartung abermals ganz getäuscht worden. Hrn. Cs. Selbstzufriedenheit, sein unerträglicher Egoismus, der Werth, den er auf seine werthe kleine Person legt, seine Geistesarmuth, die Schwäche seiner Beurtheilungskraft, sein Kitzel, sich an berühmten und verdienten Männern zu reiben u. s. w. zeigen sich fast auf jeder Seite. Hr. C. ist noch ganz derselbe, der er vor zehn Jahren war, und wahrscheinlich nun immer bleiben wird. Wir können daher das Urtheil, das über die ersten Bände dieses Werks in unserer Bibliothek (Anhang zum 25—36. B. S. 1725.) gefällt worden, unbedingt unterschreiben, und brauchen also nur den Beweis zu führen, daß alles, was an jenen ersten Theilen gerügt ward, auch diesen in gleicher Maße trifft. Ueber nichts sind wir dabey verlegen, als über die Wahl der Züge, die sich in so großer Menge darbieten.

Inhalt. Die Abhandlung von der heiligen Poesie. Von der Nachahmung der griechischen Sylbenmaße im Deutschen. Messias, sechster, siebenter und achter Gesang. Beylage und Nachlese.

Von Klopstock, dem Menschen und Dichter, erfahren wir in diesem ganzen Bande nichts, als daß er im J. 1755

in der Königsstraße in Copenhagen gewohnt, und von dem Könige die Kosten zu einer Ausgabe seines Gedichts erhielt, die in diesem Jahr in groß Quart erschien, dem Dichter aber nur wenig Vortheil brachte. Sie ist die einzige, die mit wahrer typographischer Pracht gedruckt, für ein Bibliothekenstück gelten kann.

Desto mehr aber erfahren wir, was man nicht zu wissen begehrt, vom Hrn. P. Cramer! Allenthalben drängt sich, bald auf eine komische, bald auf eine ärgerliche Art, sein liebes Ich hervor; bey jeder Gelegenheit sucht es sich wichtig zu machen, bey jeder Veranlassung hat es etwas von sich zu erzählen. Wie nützlich und lehrreich ist es für das Publikum, zu wissen, „welche Stellen Ks. Hr. C. in seinem Exemplare „mit rother Dinte zu unterstreichen und auswendig zu behal„ten pflegt" — „daß Hr. C. Klopstocken und Vossen ein we„nig über den Hexameter nachstudirt" — „daß Hrn. C. die „Weise des Kleistischen Frühlings unausstehlich ist" — „daß Hr. C. ein Parodienfreund ist, (das wußten wir schon aus seiner Uebersetzung der Athalia) — „woran Hr. C. einen „großen Declamator erkennen will" — „daß Hr. C. es von „den Königen von Spanien sehr stolz findet, sich Yo el Rey! „zu unterschreiben. (Freylich gehört das majestätische Ich nur für Könige in der Schriftstellerwelt, wie z. B. für einen Cramer jun.) — „daß Hr. C. ein einzigesmal in seinem Le„ben, als Jüngling, da er noch nicht fühlte, wie jetzt, sich „habe überwinden können, eine Hinrichtung mit anzusehen. Es war auf dem Eichsfelde zu Heiligenstadt im May 1772. (Und welcher Tag des Monats? Wir bitten, diese Notiz in dem folgenden Bande gefälligst nachzuliefern.) Noch gedenke ich des Abscheues, den ich empfand, ein Zeuge von Menschenzerstörung zu seyn! Menschenblut fließen zu sehen, wo es vielleicht nicht nothwendig war! u. s. w. Nie verläßt mich der Anblick jener Szene, und auch heute erneuert jene abscheuliche Szene sich in mir! — — „Daß Hr. C. in seiner „orthodoxen Jugend den Saurin beynah auswendig gewußt, „und daß er ihn noch jetzt nicht ohne hinreissendes Vergnü„gen des Genusses in die Hand nehme" — „daß Hr. C. in „der Physiognomik höchst abergläubisch (seine eignen Worte!) „ist, an Uebereinstimmung der Handschrift mit dem Charakter „glaubt, und noch immer behauptet, daß unmöglich Klopstock „und Schirach die Pfeife auf einerley Art halten können ꝛc.

O tribus Anticyris caput insanabile!

Di,

Da, wo jeder andere ſagen würde: „Es iſt zweifelhaft, ob P. den J. mit dieſen Worten anredet, oder ſich ſelbſt: doch iſt das letztere wahrſcheinlicher,“ ſagt Hr. C.: Ich bin halb zweifelhaft — ich bin mehr für das Letztere. Und ſo tönt, zum Eckel der Leſer, allenthalben das ich, ich! Ich geſtehe, in dieſen Perioden iſt Klopſtock ſelbſt mir dunkel. Ich frage mich — ich begreife u. ſ. w. Sehr luſtig iſt es zu leſen, wie C. ſich bald mit Luther, bald mit Mirabeau vergleicht, ſich bald neben Göthe und Wieland, bald neben Stollberg, Voß, Klopſtock ſetzt. Voß, Wieland, Göthe, Schloßer, Jacobi und neuerdings ich haben die ſtrafende Geiſel der Indignation, der Ironie, des Sarcasmus zur Hand genommen. Wir wurden u. ſ. w. O ridiculum caput! Gar zu gern bringt er ſein bischen Beleſenheit an, beſonders gern einen griechiſchen Brocken. S. 64: „Die deutſche Sprache „war Klopſtocks Braut, er hat ſie geheyrathet; die Unge„treue, deren Reiz er zuerſt bekannt gemacht, und andern „ihn verrathen hat, wie Candaules ſeine badende Gemahlin, „liebt er noch immer als Bräutigam; (το εἰδος της γυναικος ὑπερεπαινεων, erzählt Herodot.)“ Welch eine lächerliche Ekſtation, die vielleicht nicht einmal aus der Quelle ſelbſt geſchöpft iſt. Heißt κοιζη Bad? Von griechiſchen Wörtern, die ganz entbehrlich, und in einem deutſchen Commentar nichts als Affektation ſind, von δεικτικως! οξυμορον! πολυσυνδετα! επεξηγησις! πρεποντως! etc. wimmelt es. — Ausfälle auf verdiente Männer, zu denen C. ſich verhält, wie ein dampfendes Lämpchen zur Sonne. S. 26 heißt Herder der ſophiſtirende. S. 73 reibt er ſich abermals an Adelung. S. 247 an Forkel. Sogar an dem verſtorbenen Götze in Hamburg, den er ſehr ungerecht einen Heuchler ſchimpft. Plumpe, pasquillirende Ausfälle auf Hrn. Nicolai an mehrern Stellen, unter andern ſ. S. 503, wo er ſich erfrecht, einen Mann von anerkannter Rechtſchaffenheit einen ſchlechten Mann zu nennen, und ſeinem Charakter, Dominicanerſinn, die verhaßteſte Selbſtſucht, die feindſeligſte Intoleranz Schuld zu geben. Zu ſolchen Nichtswürdigkeiten kann nur die gekränkte Eitelkeit einer ſo kleinen Seele ihre Zuflucht nehmen. — — Unreife, verkehrte Urtheile. „Ich „haſſe die Aeſthetik, die bunt, phraſenreich, ſtets in Willkühr„lichkeiten, Eigenſinne, Kurzſichtigkeit ſich blähet, und wenns „zur Anwendung aufs (das) Einzelne kömmt, das Ziel vor„beyſchießt.“ Der Zuſammenhang giebt es, daß dies nicht

gegen eine besondere Aesthetik, sondern die Wissenschaft selbst gesagt ist. S. 92 „Wieland hat sich in den letzten Zeiten noch der Alexandriner erbarmt, und sie zu empfehlen gesucht. Göthe seine Mitschuldigen ein schlechtes Stück schlecht alexandriniſirt; Gotter noch in Uebersetzungen einige Versuche gemacht, umsonst! hin ist hin, und er lebt nicht wieder auf. Die Franzosen und Engelländer (Engländer, Alexandriner! von wie viel Dingen schwatzt der Mann, die er nicht versteht!) behalten ihn in alle Ewigkeit (auch ein Prophet ist C., trotz dem politischen Kannengießer in Altona, der „die Pfeife ohnmöglich wie Kl. halten kann,“) aber wir wollen sein nicht.“ Freylich, was vermögen Männer, wie Wieland, Göthe, Gotter gegen C. und Consorten! S. 154 „Mirabeaus nicht weniger, als die Meßiade unsterblicher Courier de Provence.“ O des gräulichen Unsinns! Dieser C. d. P. ist ein höchst einseitiges, partheyisches fliegendes Blatt, voll seichter Declamation, und voll einer Menge Unwahrheiten, zu dem M. überdies nur seinen Namen hergab. — S. 280 Kant hätte die Verse der Meßiade:

Zahl und Maas und Wägschaal wägen und zählen und messen
Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchste
Sich ins Kleine! wie fliegt ihr Wesen verstäubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt, die meisten werden vergeben —

zur Aufschrift seiner Metaphysik der Moral nehmen sollen: sein ganzes, nicht neues System liegt darin. Es reckt uns, mehr solch einfältiges Geschmätz abzuschreiben.

Gesuchte und falsche Erklärungen. Die Stelle in der Abhandlung v. d. h. P. „Ich weiß nicht, warum wir den Engländern nicht auch ein goldnes Alter der schönen Wissenschaften geben. Es ist schon lange her, daß sie Meisterstücke haben. Und mindstens haben sie durch Glover nicht aufgehört,“ soll einen versteckten Tadel G. enthalten. Mit G. haben sie nicht aufgehört Meisterstücke zu haben, weil der Leonidas keins ist. So armselig könnte wohl ein C. seinen Gedanken ausdrücken, nicht aber K. Ganz im Cramerschen Geiste wäre freylich der Ausfall auf G. mit den Haaren herbeygezogen. — Meß. 7, 9. V. 37. Judas kömmt mit seinem Haufen und mit Fackeln:

Nun

Nun erhub ſich die dunkelſte Nacht, die über ihn hergieng,
Wolkicht empor —

Dazu die Gloſſe. „Die dunkelſte Nacht, vielleicht blos poetiſch hier, doch kanns auch phyſiſch wahr ſeyn.“ V. 109. Unterdeß ſtand im hohen Pallaſt der Prieſter Verſammlung.

Wie auf Wogen der zweifelnden Hofnung — —

Sie waren nämlich voll ängſtlicher Erwartung, ob Judas in ſeinem Unternehmen glücklich ſeyn würde. Dazu die alberne Gloſſe: „Hier nicht eigentliches Stehen, dacht' ich einſt; ſie konnte auch ſitzen.“ Freylich, iſt es aber nicht ſehr begreiflich, und in der täglichen Erfahrung, daß Perſonen, die in Erwartung einer nahen wichtigen Nachricht ſind, unruhig auf und abgehen, oder ſtehen, und nicht im Stande ſind, zu ſitzen oder zu liegen? — Oft Erklärungen, wo es keiner bedurfte. V. 240.

Aber es zog im Seitenpallaſt, von einſamen Lampen
Halb durchdämmert, ein zirkelnder Gang ſich hinüber zum Richtſaal.

Wir möchten wohl wiſſen, was dieſen vollkommen deutlichen Verſen die Note ſollte. „Ich kenne ganz genau den Corridor, der zu dieſem Verſe Gelegenheit gegeben. Es iſt der „in der Mezenninetage auf dem Chriſtiansburger Schloß, wo „Nielſen wohnt; nur daß dieſer geradlinicht, und der im „Synedrio zirkelnd iſt; aber genau ſo mit Lampen erhellt.“ Das heißt doch fürwahr genau ſo wie ein altes Weib commentiren. — Bey dunkeln Stellen wiederholt Hr. C. immer: „Hier wünſchte ich des Dichters eigene Erklärung.“ Und dieſe konnte er ſich nicht verſchaffen, er, der ſo oft mit der Freundſchaft des Dichters prahlt? — Weithergeholte, triviale Bemerkungen. S. 30. 117. 121. u. a.

Sie irrten mit ſuchendem Auge
Durchs Labyrinth der Bäum' und der Nacht —

Dabey bemerkt Hr C. ſehr tiefſinnig: „Labyrinth kömmt den Bäumen und der Nacht nicht eodem reſpectu zu. Aber die Nacht wird im Walde noch dunkler.“ — Geſuchte, ſpielende, läppiſche Ausdrücke. „Klopſtock hat über die orientaliſchen Dichter an Würde rencherirt.“ — S. 66. „Laßt

„uns zugeſtehen, daß die deutſche Sprache, wenn nicht grob, „doch gröblich, nicht rauh, doch raublich klingt, daß ſie „die garſtigſten Conſonanten liebt, und die garſtigſten „Zuſammenſetzungen garſtiger Conſonanten ihr eben kein „Abſcheu ſind, daß das Ch. ihr nicht nur bisweilen zur Ab„wechſelung abſcheuliche Gegenſtände tauft (?), ſondern „in den unvermeidbarſten, wiederkehrendſten Partikeln u. ſ. w.“ — S. 128. „Die Kundſchafter Moſis hatten lau„ter Potsdammer und Patagonen im gelobten Lande geſe„hen.“ — Impoſantheit! „Malitiöſer Hang der menſch„lichen Seele.“ Ich kann nicht ſagen, wie ſehr mich ſtets das Hahnengekräh (Young 2. Nacht, When the cock crew he wept) chokirt hat u. ſ. w. — Eine Stelle in der Zueignung gefiel uns wegen der glücklich angebrachten, treffenden Antitheſen: „Sie war Klopſtocks, ſie war auch meine; ſie war jedes Menſchen, ſie war jeder Fliege Freundin“ — S 320 wirft Hr. C. die Frage auf, warum Klopſtock in der Abhandlung von der Nachahmung griechiſcher Sylbenmaße ſtatt der Virgiliſchen Stelle von Salmoneus nicht die Verſe der Meſſiade 7. Geſ. V. 750. als Muſter eines poetiſchen Perioden angeführt habe? Hierüber wollen wir ihm ſchon Auskunft geben? Der Grund iſt kein anderer, als weil Klopſtock ein großer und beſcheidener Dichter, und kein kleiner, äffiſch in ſich verliebtes Profeſſerchen iſt. — Die paar wirklich neuen Erläuterungen und die übrigen, wenigſtens für den gemeinen Leſer nützlichen Anmerkungen würden auf Einen Bogen Platz gehabt haben. Alles Uebrige iſt gelehrter Unrath, der zu nichts in der Welt nutzt und frommt, und alſo noch nichtswürdiger iſt, als der phyſiſche, der wenigſtens Dünger giebt. —

In der Beylage von 476. an ein wilder Ausfall gegen den Herausgeber und die Verf. dieſer Bibliothek, denen ſchreckliche Dinge gedroht werden. Er delirirt da viel von einem „verfolgenden Papſt mit ſeiner heiligen Hermandad, der auf „den ſieben Sandhügeln der aufgeklärteſten Stadt in Deutſch„land den Thron ſeiner verläumderiſchen Afterkritik errichtet „hat, den umſtürzen zu helfen, er unbändiger, und ungebän„digter Luther von jeher einen innern, dringenden Beruf „gefühlt.“ Träten Gründe ein, die den Herausgeber und die Verf. der A. d. B. veranlaßten, ihre gemeinſchaftlichen Arbeiten einzuſtellen, das Männchen wäre fähig aufzutreten, und darob, als über das Werk ſeiner Hände zu jubiliren.

„Hier

„Hier gelob ich ihm, fährt er fort, dem Erb- und Erzfeind „meines Hauses, herostratisch, zoilische Verewigung seiner „Schmach! Nichts ist ihm zu schenken gewillt, werde ich zum „Frommen kritischer Anatomie die Leichname seiner An„feindungen gegen Klopstock und seine Freunde, Glied vor „Glied, Ungerechtigkeit vor Ungerechtigkeit, Schiefheit vor „Schiefheit, Unwissenheit vor Unwissenheit, Malice vor „Malice, seciren u. s. w.“ Doch selbst dieser aberwitzige Ton ist noch viel zu fein, als daß er sich lang darin erhalten könnte. Er schimpft, tobt, schreyt, lästert, verläumdet bald geradezu, stampft und geberdet sich wie ein ungezogener Bube. Gar zu gern möchte er nun durch Verdrehungen und Sophistereyen seine Sache zur Sache Klopstocks, seines Vaters, Vossens u. s. w. machen, und der Welt ein Mährchen von einer Verschwörung aus Religionshaß, von einer forterbenden Erbitterung der Verf. dieser Bibliothek gegen Klopstock und die vorzüglichsten Dichter des nördlichen Deutschlands aufbinden. Die Verf. der B. haben ihre Meinung über die Produkte dieser Männer offenherzig gesagt, und mit Freymüthigkeit getadelt, was sie tadelhaft fanden, nie aber die ihnen schuldige Achtung aus den Augen gesetzt. Dazu aber gehört gewiß nicht Schonung oder gar Lob elender, aufgeblasener Scribenten, die, wie unser Cramer jun., jenen treflichen Männern zwar dem Blute nach, oder sonst durch andere Verhältnisse, durch Umgang, aber gewiß nicht dem Geiste nach verwandt sind. Diesen litterarischen Pöbel verachten sie; aber freylich Qui mépriſe Cotin etc.

Pk.

## Gedichte von D. Justus Christian Gottlieb König. Nürnberg (ohne Namen einer Buchhandlung und auf Subscription) 1789. 300 Seiten. 8. (Mit Kupfern und Musik.)

So gern Rec. bey der etwas verspäteten Anzeige dieser Gedichte dem alten Denkspruche: De mortuis nil nisi bene, gemäß verfahren möchte, da der Verf. derselben, öffentlichen Nachrichten zufolge, schon zur Ruhe eingegangen ist; (er starb den 20. Sept. 1789 zu Nürnberg in seiner Vaterstadt, wo er als Doctor der Rechte lebte) so hält er es doch des Beyspiels

wegen für heilsam, unsern jungen Dichtern hier einige, oft wiederholte Worte von neuem ans Herz zu legen. Es herrscht nämlich von Alters her die böse Sitte unter ihnen, wenn vielleicht manche Kinder ihrer Muse in dem Zirkel ihrer Freunde und Bekannten, oder sonst hie und da mit einigem Beyfall aufgenommen wurden, nun gleich rüstig darüber aus zu seyn, alles, was sie je gereimt oder gesungen haben, zu sammlen und dem Publikum mitzutheilen. Diese Voreiligkeit ist schon so häufig ihrem künftigen Rufe mehr nachtheilig als vortheilhaft gewesen, und hat bey reifern Jahren nicht selten den zu späten Wunsch erregt, damals minder rasch und mit mehrerer Auswahl und Strenge gegen sich selbst zu Werke gegangen zu seyn. Auch diese Sammlung ist bey allen ihren Vorzügen eine Frucht dieser bösen Sitte, und die Bescheidenheit und der gute Geschmack des Verf. läßt Rec. Bürge seyn, daß Zeit und fortgesetztes Studium in der Folge manches dieser seiner Gedichte unterdrückt, oder nach und nach mehr ausgefeilt, und der öffentlichen Aufstellung würdiger gemacht hätte, als sie es jetzt bey den vielen Provinzialismen, harten Reimen, Flickwörtern und matten Stellen sind. So aber hat ihn der Tod übereilt, und die guten Anlagen, welche man dieser Sammlung im Ganzen nicht absprechen kann, vor ihrer völligen Reife vernichtet. Sein Andenken wird gewiß seinen Freunden, seines sanften biedern Herzens wegen, das hier überall so sichtbar ist, theuer und werth bleiben, und Rec. stimmt gern mit ihnen in das sit tibi terra levis ein, ohne weiter die ganze Sammlung auf der kritischen Wage zu prüfen. — Eben dieser Vorwurf der Voreiligkeit und einer nicht genug strengen Auswahl trifft die

## Gedichte von K. G. Wilke. Berlin und Cöthen, bey Oehmigke, 1790. 248 Seiten. 8.

Dichterische Talente und ein noch sichtbarerer Beruf sind auch hier nicht zu verkennen, besonders sind einige kleine Lieder recht gut gelungen, nur größere Strenge gegen sich selbst, wenn auch dabey manches hier eingerückte Gedicht aufgeopfert werden müßte, und ein unpartheyischer kritischer Freund scheinen dem Verf. zu fehlen. Da hier noch Besserung möglich bleibt, achtet es Rec. für Pflicht, Hrn. W. auf Einiges aufmerksam zu machen. So erlaubt er sich viele Härte, wie

nie z. B. Quelle — Seele, Gespräche — Bäche, Schwüle — Fülle, hassen — maaßen, ihn — hin, verstoßen — genossen, Thal — überall, Mann — sühn, Held — erwählt, Schloß — groß, Bericht — fliegt, geritten — bieten, Fackel — Tabernakel, Mäcenaten — Gnaden, local — überall und mehrere; junge Dichter können darauf nicht genug achten, da Harmonie und Wohlklang so sehr dadurch leiden, das große Beyspiel eines Wieland, Thümmel u. a. mag ihnen dabey zum Vorbilde dienen, die sich nie dergleichen Härten erlauben, obgleich man de unsrer sonst guten Dichter, wie Alxinger u. a. in diesen Fehler fallen, und gewiß dadurch verliehren.

S. 5. Z. 1. V. 2. „Anzubeten dich hienieden
Sey mir Sterblichen vergönnt."

Dies Zeitwort erregt leicht einen falschen Gedanken, und hätte also mit einem schicklichern vertauscht werden müssen.

S. 6. Z. 7. „Stummen Kummer im Antlitz stehn die trauernd Verwaisten," müßte entweder heißen: die trauernden Verwaisten, oder die Verwaisten trauernd. S. 26. Z. 4 v. u. „Dem Kranken, den nam nie die Schmerzen an das Lager der Siechheit fesseln" ist wohl ein Pleonasmus. S. 31 Z. 2 allzumal, ein böses Flickwort. S. 34. Z. 2: „Es stritte einstens Amor" vielleicht besser: Einst strite der lose Amor." S. 40 Z. 6 v. u. in diesem sonst guten Liede steht der Vers: „Von dessen Sang wir uns erfreut geglaubet" dies Zeitwort hat hier sein Daseyn dem Reim zu danken, und sagt ganz etwas anders, als der Verf. sagen wollte, sonst wäre es eben kein Lob für den abscheidenden Sänger gewesen, wenn sein Gesang sie nicht wirklich erfreuet hätte. S. 50 Z. 3 „Der neben ihr auf Knieen lag" besser: der vor ihr auf den Knieen lag. S. 57 Z. 3 v. u. „Ob seiner Bosheit Schwänke, „der böse Reim: denn sonst sagt man nicht Schwänke der Bosheit, da das Wort Schwank nach allen guten Sprachlehrern nur den Begriff eines artigen oder klugen Witzes mit sich führt. S. 60 Z. 1 „Er blieb für alles Bitten kalt" besser: Er blieb bey allem Bitten kalt. S. 79 Z. 3 v. u. Knatternd ist hier wohl nicht poetisch genug. Die Ballade S 96 Albrecht und Adelheit, hat viele Härten, und bedürfte der Feile sehr. S. 145 Z. 4 v. u. baldigst zu prosaisch. Das Gedicht S. 171 die Maskenschlittenfahrt überschrieben,

ist mit ziemlichem Glück in Vossens bekannter Manier gearbeitet, und stand schon zum Theil in v. Archenholz neuen Litteratur und Völkerkunde. Die Sinngedichte am Schluß dieser Sammlung wollen dem Rec. am wenigsten gefallen, und hätten füglich wegbleiben können.

Db.

Weder Journal noch Roman. Eine Zeitschrift, herausgegeben von S. Grüner, Mitglied der Bühne. Königsberg und Leipzig, 1790. in Commission der Hartungschen Buchhandlung. Des zweyten Bandes erstes Stück. 120 Seiten. 8.

Das Urtheil von dem ersten Bande (96. B. 2. St. S. 413) dieser Schrift gilt auch von der Fortsetzung derselben. Herr Grüner gehört zu den Schriftstellern, die das Bücherschreiben als ein Handwerk treiben, und von solchen ist wenig Besserung zu hoffen. Die Göttin der gesunden Vernunft und der reinen unbefangnen Kritik, die er zur Entscheidung des Werths seiner Aufsätze aufruft, können nicht anders urtheilen, als daß sie höchst mittelmäßig sind, er mag sich auch dagegen sträuben, wie er will. Die prosaischen Aufsätze enthalten bekannte Sachen, die dabey höchst unvollständig und mit seichtem Raisonnement vorgetragen werden, wie gleich der erste über die Spiele der Alten, beweist. Heißen ist auch hier wieder der Lieblingsausdruck des Verf., und kommt fast auf allen Seiten einigemale und oft in sonderbaren Combinationen vor. Dabey schreibt er Kwartier, entkwoll u. s. w. Aber das non plus ultra von allen sind auch in diesem Hefte wieder die (sogenannten) Gedichte. Man lese z. B. S. 68.

An den Musikdirector M. M. zur Vermählung.

„Zu unbekannt mit Hymens wollüst'gem Gelage,
komm ich mit aller Ehrbarkeit
sittsam, bescheiden angeflogen, mit der Frage,
obs denn erlaubt sey — wohlbehage,
daß an des Freundes Hochzeittage
der Freund dem Freunde ohngescheut
ein traulich biedres Wünschgen streut?"

und

d hernach S. 77 folgende Strophen aus einem Trink-
de:

„Flüchtig ist der Freude Schaar,
wer nicht trinkt, der ist ein Narr,
und wer sich des Weins nicht freut,
ist wahrhaftig nicht gescheut.

Laß den alten Foliant
jenem mürrischen Pedant.
Ich lob mir den frohen Ton
Gleimens und Anakreon (s).“

ch lobe mir den Eigendünkel eines Schriftstellers wie Hr.
r., der solches platte, holperichte Gewäsch für Verse halten,
nd damit Zeit und Papier verderben kann!

Db.

La Fontänens Fabeln, französisch und deutsch, herausgegeben von Samuel Heinr. Catel, Prediger in Berlin. Die ersten vier Bücher. Berlin, bey Lagarde, 1791. 14 Bogen. 8.

Die deutschen Uebersetzungen sind in Versen, theils von einigen unserer berühmtesten Dichter, als Hagedorn, Gleim, Michaelis u. a., theils, wo keine Uebersetzungen, oder vielmehr Nachbildungen La Fontänischer Fabeln von diesen existiren, vom Herausgeber selbst. Da aber schon Arbeiten jener unsrer klassischen Schriftsteller, als Copien betrachtet, in der Zusammenstellung mit den La Fontänischen, auf mancherley Art, nämlich in Rücksicht auf Sprache, Versifikation, Ausdruck der eigensten naiven Laune — verliehren: so hätte Hr. C., dem wir übrigens sein Dichtertalent nicht absprechen wollen, besser gethan, wenn er seine Uebersetzungen freyer behandelt, und als Nachahmungen der La Fontainischen Meisterwerke, wie jene Dichter thaten, besonders herausgegeben hätte. An Reife und Politur fehlt es ohnedem seinen Versen noch sehr; und die Geschwätzigkeit des Franzosen, die durch die vorhin gedachten Eigenschaften sich hebt, und uns hinreißt, wird oft in der Dollmetschung (z. B. in der 1. Fabel des 3. Buchs u. a. m. O.) ein Wischwäsch.

Ag.

Reliques of ancient englisch Poetry: consisting of old Heroic Ballads, Songs, and other Pieces of our earlier Poets, (chiefly of the Lyric Kind.) Together with some few of later Date. London and Francfort, printed for Fleischer. *Vol. I.* 1790. 22 Bogen. *Vol. II.* 1790. 21 Bogen. *Vol. III.* 1791. 20 Bogen. 8.

Diese schätzbare Sammlung ist den Liebhabern der englandischen Litteratur genugsam bekannt, und den Kennern der deutschen Litteratur ist eben so bekannt, welchen vortheilhaften Gebrauch verschiedene deutsche Dichter, (besonders Herder in seinen Volksliedern) von dieser Sammlung gemacht haben. Es ist also dieser saubere, und so viel wir haben bemerken können, sehr correkte Abdruck ein für Deutschland sehr nützliches Unternehmen, da es bekannt ist, wie selten man bey uns englische Bücher zu haben sind, und wie kostbar sie werden, ehe sie von England bis zu uns kommen. Wer die Naivität und Kraft dieser alten Gedichte zu schätzen weiß, wird diese Sammlung mit Vergnügen in die Hände nehmen. Durch die jedem Bande beygefügten Glossarien, worin die alten und ungewöhnlichen Wörter erkläret werden, wird die Lesung sehr erleichtert.

Erholungen, von Carl Lang, für Leser und Leserinnen von Geschmack und Gefühl. Zweyter Band. Frankfurt, bey Fleischer, 1791. 16½ Bogen. 8.

Nicht ganz so schlecht, wie die Aufsätze im ersten Bande, sind die hier vorliegenden. Der erste Roman ist freylich höchst mager, aber unter den Gedichten sind einige leidlich, und auch die folgenden prosaischen Aufsätze nicht durchaus zu verachten. Nun dann, wenn ein Schriftsteller, der nun einmal schreiben will, sich wenigstens bessert; so darf man nicht zu strenge im Tadel seyn.

Hg.

# VI. Bildende Künſte.

**Selbſtgefühl und Empfindungen bey meinem Abgang von München den 8. Jenner 1791, zu meiner und meiner Freunde Beruhigung in Druck gegeben von J. F. von Götz. Regensburg, in Commiſſion bey Schöberl. 1791. 116 Seiten. 8.**

Das Publikum kennt und ſchätzt Hrn. v. Götz als einen Künſtler von ausgezeichneten Talenten. Eine erlittene, öffentliche und ganz unverſchuldete Mißhandlung nöthigte ihn, ſich in dieſer kleinen Schrift an das Publikum zu wenden. Ein anderer Weg, ſeine Unſchuld darzuthun, blieb ihm nicht, denn die Richter, die ihm das Urtheil ſprachen, waren nicht zu bewegen, den Grund deſſelben anzugeben, noch ſeine Verantwortung anzuhören. Dem Himmel ſey gedankt, daß dieſe türkiſche Juſtiz nicht in ganz Deutſchland herrſcht, und daß die in einer Provinz unterdrückte Unſchuld in einer andern ihre Stimme laut zu ihrer Vertheidigung erheben darf. Hr. v. G. führet die ſeinige mit einer Mäßigung und Beſcheidenheit, die ihm Ehre macht, und von einem ruhigen und ſanften Charakter zeugt, der die beſte Apologie gegen das ihm vermuthlich angedichtete Verbrechen iſt. Dieſe Vertheidigung des Verf. beſteht in einer freymüthigen Erzählung ſeiner bisherigen Schickſale, und einer ungeſchminkten Darlegung ſeines Charakters. Wir wollen das Weſentlichſte ſeiner merkwürdigen Erzählung hier mittheilen.

Er ward 1754 zu Hermannſtadt in Siebenbürgen gebohren. Sein Vater ſtarb als Obriſtlieutenant in K. Dienſten. Seine Familie ſtammte aus dem Lüneburgiſchen, und ward vom K. Ferdinand III. in den Grafenſtand erhoben. Der Vater des Verf. bediente ſich indeß dieſes Titels nie. Die Erziehung, die er genoß, war nicht die beſte. (Er macht bey dieſer Gelegenheit einige ſehr treffende Bemerkungen über die Erziehung.) Im 19ten Jahr ward er in Wien beym Hofkriegsrath, und bald darauf bey einem Juſtizdepartement angeſtellt. Seine Neigung zur Kunſt hatte ſich früh entwickelt, und wurde immer ſtärker, ſo ſehr man ſie auch zu unterdrücken

drücken suchte. Um ihm ja keinen Augenblick Muße zu lassen, suchte man aus dem Archiv Akten, alte längst geschlichtete Streitigkeiten betreffend, hervor, und diese mußte er extrahiren. Natürlich ward ihm seine Lage dadurch bald so verleidet, daß er am Ende seines sechsten Dienstjahres den Entschluß faßte, sein Amt aufzugeben. Er war überzeugt, daß er in diesem Leben durch nichts glücklich werden könne, als durch ungehinderte Ausübung der Kunst. Er beschloß, eine Reise nach Frankreich zu thun, zuvor aber eine Zeitlang in München die dortigen Kunstwerke zu nutzen. Im Jahr 1779 gieng er dahin ab. Verschiedene, aber sämmtlich sehr unbedeutende Umstände machten, daß man gleich bey seinem Eintritt in die Stadt Verdacht gegen ihn schöpfte.

Er hatte sich im Thore und Gasthofe blos: Götz Künstler angegeben *), nun aber kamen verschiedene Briefe an ihn unter

*) Wie Hr. v. G. in den Hofkriegsrath aufgenommen ward, hatte er seinen Namen ohne von unterschreiben, und sich desselben künftig gleichsam nur gezwungen bedient, weil der HKR. ihm diesen Titel aus eigner Bewegung beylegte. Eine Stelle (S. 51–53.) ist in mehrerer Rücksicht so merkwürdig und charakteristisch, daß wir uns nicht enthalten können, sie mitzutheilen, da diese Broschüre ohnehin nur Wenigen in die Hände kommen wird. Die Deutschen (einzelne Ausnahmen verstehen sich von selbst) hegen bey aller Aufklärung doch in manchem Betracht noch eine so barbarische und illiberale Denkungsart, als ihre Vorfahren in den dunkelsten Jahrhunderten. „Ich habe dem adlichen Titel manche Bekanntschaft „und manche ehrenvolle Aufnahme zu verdanken; hauptsächlich aber verdanke ich ihm, daß er mich gegen manche unanständige Behandlungsart schützte, welche zuweilen bürgerliche „Künstler erfahren. Schon in meiner Jugend hörte ich mit tiefer Kränkung manchen braven Künstler mit: Hörts der Herr! oder Höre er! (wir müssen hiebey unsern Lesern sagen, daß man in Wien und überhaupt in Oesterreich die Bedienten gewöhnlich mit der Herr anredet) — anreden, während ein dem Künstler nächst zur Seite stehender Abschreiber mit Hochedelgebohrnen und drüber begrüßt wurde. „Hat nun das Wörtlein von mir von dieser Seite Vortheile „verschafft, so hat es mir von einer andern Seite auch oft geschadet. Besonders nachtheilig war es mir, da man den „noch mehr auszeichnenden Titel Baron hinzufügte. Eine „Benennung, gegen die ich unzählich protestirte, und endlich „zu protestiren müde ward. Diesem mir beynahe zum Fluch „gewordenen Titel hab ich unzählige Mißdeutungen, kränkende Muthmaßungen und öfters das zurückhaltende Betra-

gen

l Adreſſe: an den Baron v. G. Wegen einiger
e nner (mannequins), die er bey ſich führte, hielt
anfangs für einen Marionettenſpieler, da aber ſeine
Lenkung und ſein Betragen hiezu nicht ſtimmte, und da man
verſchiedene zur Verwahrung ſeiner Kunſtgeräthe beſtimmte
Kiſten, Futterale u. dgl. bey ihm ſah, die er beym Ausgehen
ſorgfäl-

„gen vieler Rechtſchaffenen, ſo lang ſie mich nicht näher kann-
„ten, beyzumeſſen. Mancher bürgerliche Kunſtliebhaber
„wagte es nicht, aus lauter Devotion vor dieſem Titel,
„mir Geſchäfte und ſein Geld anzubieten. Andern war es
„unbegreiflich, wie ein Edelmann, der in einem Kaiſerlichen
„Amte ſtand, dieſes Amt für Nichts und wider Nichts, blos
„aus Kunſtliebe, aufgeben könnte. Viele ließen ſichs nicht
„ausreden, daß ich vermuthlich eines ſchlechten Streichs wegen
„zu quittiren gezwungen worden ſey, und meinen Unterhalt
„nun kümmerlich durch Malen erwerben müſſe. Der beſten
„Menſchen einige, die zufällig meine Arbeit ſahen, und darüber
„einiges Wohlgefallen äußerten, veränderten Miene, Ton und
„Stellung, ſobald ich ſie verſichert hatte, daß meine Beſchäf-
„tigung nicht blos ein Zeitvertreib, ſondern meine Hauptbe-
„ſtimmung und Gewerbe ſey. Selbſt die Billigſten ärgerten
„mirs, daß ich meine ehemalige Beſtimmung nicht fortgeſetzt,
„und die Mahlerey nicht nebenher, als ein Spielwerk getrie-
„ben habe. Alle meine Vorſtellungen, alle meine Bekennt-
„niſſe, alle Gründe halfen nichts; man hielt ſie für Ausflüchte,
„für jugendliche Unbeſonnenheit. Ach! was habe ich durch
„ſo vielfältige, martervolle Dialogen, durch meine zu reizbare
„Empfänglichkeit für jedes Zeichen einer Geringſchätzung, die
„ſich bey manchem durch Mienen, Ton, Sprache und Be-
„handlungsart gegen mich äußerte, ausgeſtanden! Selbſt die
„ungezogenere Klaſſe meiner Kunſtverwandten wußte dieſen
„mir ſo fatal gewordenen Titel zu allerley Herabwürdigungen
„und poſſierlichen Anekdoten zu gebrauchen. Zuweilen beliebte
„es kleindenkenden Spöttern auf die Benennung Baron ei-
„den gewiſſen Accent zu legen, als ob mit dieſem Titel Ignos-
„ranz verbunden wäre. Auch wurde ich insgemein von vielen
„ein Dilettante genannt. Man glaubte dadurch deutlich an-
„zuzeigen, daß ich in der weitläuftigen großen Kunſt nichts
„weiter leiſten könne, als was man in derſelben gewöhnlich
„leiſten kann, wenn man ſie nur als Spielwerk treibt.“ —
Noch ein höchſt lächerliches Vorurtheil erzählt der Verf. von
einem ſeiner Wiener Vorgeſetzten, einem übrigens geſchickten
Geſchäftsmann: „Alles nannte er einen ſträflichen Zeitverluſt,
„was nicht in Akten beſtand. Selbſt über die Erlernung der
„engliſchen Sprache tadelte er mich. Zeichnen — ſo ſprach er
„einſt — das wollte ich einem Kavalier noch hingehn laſſen! —
„aber mahlen! — mahlen! —“

sorgfältig bewahrte, so wie er sich selbst, um ungestörter arbeiten zu können, öfters einschloß, so gieng man bald zu andern Muthmaßungen über, und hielt ihn für einen Spion. Er ahndete diesen Verdacht kaum, als er seine Arbeiten vorzeigte, und die Absicht seines Aufenthalts genau angab, aber das half nichts. So schwer hält es, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, daß die Menschen ein Urtheil aufgeben, welches sie durch seine Combinationen gefunden zu haben glauben. Baron und Mahler, das konnten diese Leute nicht zusammenreimen. Indeß ward er in M. bald als Künstler bekannt, und der Churfürst selbst ließ sich von ihm mahlen. Der Wunsch, Frankreich zu sehen, erwachte nun von neuem in dem Verf., er gieng auch nach Augsburg, allein er fand daselbst eine so gute Aufnahme und so viel Beschäftigung, daß er seinen Reiseplan aufgab, und ganzer vier Jahre daselbst blieb. Im J. 1787 erhielt er den Ruf, den jüngern Forster auf der projektirten Reise um die Welt als Zeichner zu begleiten; allein der ausbrechende Türkenkrieg vereitelte die Ausführung dieser schönen Idee der großen Catharina. Hr. v. G. kehrte nunmehr wieder nach München zurück. „Bey vielen „meiner Freunde, sagt der Verf., vermißte ich jene Heiterkeit, „welche ehemals so manche reine, gesellschaftliche Freude würzte. Die meisten lebten für sich, und sahen sich nur an öffentlichen Orten. Dies bewog mich, auch für mich allein zu „leben.“ In dieser Eingezogenheit befand er sich auch sehr glücklich, bis seine Ruhe plötzlich auf eine ganz unerwartete Weise gestört ward. Den 4. Jan. 1791 ward er durch einen Rathsdiener zu dem Grafen v Zech beschieden, und ihm zu wissen gethan, daß er kraft eines mündlichen Befehls von Sr. Churf. Durchlaucht förderſamſt (in 24 Stunden) die Residenz verlassen solle, um sich nicht unangenehmen Folgen auszusetzen. Hr. v. G. fragte nach der Ursache und Veranlassung dieses Befehls, bat, ihm das Verbrechen, dessen er beschuldigt werde, zu eröffnen, erbot sich zur Untersuchung, und ersuchte um eine Abschrift des höchsten Befehls, allein, er erhielt zur Antwort, „daß man zu nichts Befehl habe, als ihm blos diesen höchsten Befehl kund zu thun.“ Auf die dringendsten Vorstellungen erhielt er endlich drey Tage Aufschub. Er hoffte, daß in dieser Zeit seine Unschuld sich aufklären werde, aber er hoffte umsonst. Er reiste nach Regensburg, und schickte, nachdem er drey Wochen vergebens auf die Auflösung des Räthsels geharrt hatte, eine

Vor-

Vorstellung an den Churfürsten. Zum Beschluß fordert er den unbekannten Ankläger auf, sein Verbrechen mit den nöthigen Beweisen bekannt zu machen. Noch ist er in Erwartung des weitern Erfolgs.

Wir unterdrücken die Betrachtungen, die sich hier ohnehin jedem vernünftigen, fühlenden Menschen von selbst aufdringen müssen: so schwer es auch hält, bey solchen Veranlassungen zu schweigen.

Der Styl dieser kleinen Schrift könnte reiner seyn, doch ist er natürlich, und von einer einnehmenden Simplicität. Durchaus hört man einen vernünftigen, wohlwollenden Mann, von gesunder Beurtheilungskraft sprechen, der verschiedene, sehr treffende Bemerkungen einwebt, der nur für seine Kunst lebt, und gewiß zu nichts weniger geneigt ist, als zur Theilnahme an geheimen Machinationen gegen die Regierung und Landesreligion, die eine solche Behandlung, als er erlitten, beschönigen könnten. Die Gerechtigkeit erforderte, ihm wenigstens den Grund seiner Verweisung anzugeben, und seine Vertheidigung zu hören, allein das konnte er nicht erlangen. Wahrscheinlich ist es indeß, daß sein ganzes Verbrechen darin bestanden, daß er sich in seinem 19ten Jahre in Wien unter die Freymäurer aufnehmen lassen, wiewohl er versichert, nie in diesem Orden thätig gewesen zu seyn, und selbst seit zwölf Jahren keine Loge besucht zu haben. Was diese Vermuthung bestätigt, ist das, was Hr. v. B. S. 84 erzählt. „Im Vorsaal des Gr. v. Zech, sagt er, „fand ich einen Geistlichen, der nachdenkend auf- und abging. „Ich hatte ihm einst in einem angesehenen Hause begegnet, er „aber konnte sich meiner nicht mehr erinnern. Ich fragte „ihn: ob er auch in der Absicht hier wäre, um Sr. Exc. auf„zuwarten? Er antwortete mir etwas hastig: „Man hat „mich rufen lassen, ich bin weder Illuminat, noch „Freymäurer, und weiß nicht, was ich hier thun soll.

Tm.

**Verzeichniß von Nürnbergischen topographisch-historischen Kupferstichen und Holzschnitten, gefertiget von C. G. Müller. Auf eigene Kosten. Nürnberg, 1791. 1 Alph. 3 Bogen in 4.**

Der Verf., Gegenschreiber des Stadtalmosenamts zu Nürnberg, liefert hiermit einen mit der sorgfältigsten Genauigkeit verfer-

verfertigten Pendant zu des Hrn. Schaffers Panzer in gleichem Druck und Format 1790 erschienenen Verzeichniß von Nürnbergischen Portraiten aus allen Ständen, ohne desselben zu erwähnen; welches uns ein wenig befremdet. Alles ist unter 26, eigentlich 25 Rubriken gebracht; denn die letzte: Satyren und Pasquille, ist, wie es scheint, aus übertriebener Bedenklichkeit, leer ausgegangen. Die übrigen und hauptsächlichsten sind: Landkarten, Grund- und Aufriß, Prospekte (sehr zahlreich; wie denn überhaupt schwerlich eine andere deutsche Stadt so mannichfache Abbildungen von sich wird aufweisen können, als die Nürnberger von ihrer Stadt und von dem dazu gehörigen Gebiet. Dies kommt unstreitig von der Menge der Kupferstecher her, dergleichen Nürnberg von jeher mehrere, als irgend eine andere Stadt in Deutschland, erzogen und gepflegt hat. Diese haben denn nicht unterlassen, nicht allein alle Merkwürdigkeiten, sondern auch alle Kleinigkeiten ihres Aufenthalts, durch ihre Kunst zu verewigen), Trachten, Ausruf, öffentliche Gebräuche, Heiligthümer und Reichskleinodien, Nürnbergische Kaisergeschichte (Einzüge und andre Feyerlichkeiten, besonders viele Feuerwerke), Krieg und Frieden (vorzüglich aus dem dreyßig- und siebenjährigen Kriege), fürstlicher Personen Einzug, Leichenconducte u. s. w., Polizeyanstalten, Stiftungen, Denkmale, Sinnbilder, Kunstwerke, Merkwürdigkeiten in Bibliotheken, Handwerke, bürgerliche Kriegsübungen, Spectacula et Spectacula (als da sind: Feuerwerke, Carrousel, Jacobi; Blanchards Luftfahrt, fremde Thiere u. s. w.), unglückliche Ereignisse, Medaillen und Münzen (nur die Bücher, worin sie abgebildet und beschrieben sind; denn auch ihre Zahl ist ungeheuer groß), Siegel, Wappen (wie bey den Münzen), Stammtafeln, Naturgeschichte (Cometen, Mißgeburten u.). Hr. M. versichert, er habe alle verzeichnete Blätter selbst gesehen und ihren Inhalt beschrieben, und dies sey mit möglichster Pünktlichkeit und mit mühsamer Beybehaltung der oft noch so fehlerhaften Orthographie geschehen. Zusätze und Verbesserungen will er dankbar annehmen, und dereinst in einem Nachtrage bekannt machen. Wir wünschen, daß dies nicht unterbleiben möge; denn diese Arbeit, die auf vielfache Art benutzt werden kann, verdient es. Der Verf. hat sehr kleinen Druck gewählt, und sich vieler Abbreviaturen bedient, folglich für den Vortheil der Käufer gesorgt.

Rf.

# VII. Musik.

**Maria und Johannes. Ein Passionsoratorium von Johannes Ewald, im Clavierauszuge von J. A. P. Schulz, Königl. Dän. Capellmeister. Herausgegeben von C. F. Cramer. Kopenhagen, 1789. gedruckt bey Sönnichsen. Folio, 30 S.**

Aus einem Clavierauszuge — wenn er auch so gut gemacht ist, wie der vor uns liegende — läßt sich der Werth einer Musik durchaus nicht ganz, und in allen ihren einzelnen Theilen, bestimmen. Indeß sieht man aus diesem Auszuge doch so viel, daß die Musik das Werk eines Meisters ist, und bey vollständiger Ausführung von großer Würkung seyn muß. Das Oratorium hebt, ohne weitere Einleitung, sogleich mit einem vortrefflichen Chore aus G moll an. Nur eine einzige Anmerkung darüber sey uns vergönnt. Die Worte dieses Chores heißen:

„Gegen Ihn vereint sich Alles;
„Staub, und Sünd', und Zorn der Allmacht;
„Himmel, Erd' und Höllenheer!
„Freche, schmäht nur! tobet Frevler!
„Trauernd rinnt der Deinen Zähre,
„Um dein Kreuz, du Liebender!

Vor und zu den Worten: Freche, schmäht nur u. s. w. findet Rec. die Begleitung, so bedeutend sie übrigens ist, doch zu heftig. Denn nach unserm Gefühle liegt in dem all' unisono T. 12. u. s. w. eine ziemlich nachdrückliche Drohung, welche uns die Poesie nicht zu erfordern scheint. Jedoch Rec. will hierüber keinesweges entscheiden, da er sein individuelles Gefühl nicht zum Maaßstabe annehmen kann. — Einen sehr effektvollen Contrast macht die Musik bey den Worten: Trauernd rinnt der Deinen Zähre. Auch die Verstärkung der Melodie durch die Oktave. S. 3. steht sehr am rechten Orte. Das folgende Recitativ ist trefflich, und sehr gut declamirt, wie sich dies von einem Schulzischen Recitative von selbst versteht. Nur einige Zweifel dagegen wird uns

Worten: Abgrund, dein Werk! wohl das dein mehr ausgehoben werden ſollen, wie dies weiter unten ganz richtig geſchehen iſt. Ungern ſahen wir, nach den Worten: Dein iſt der Triumph! auf einmal eine ziemlich lebhafte und ſehr abſtechende Begleitung eintreten, die uns hier dem Inhalte nicht völlig zu entſprechen ſcheint. Außerdem findet Rec. in dieſem und dem folgenden Takte auch die Modulation zu gemein. Unbeſchreiblich ſchön und rührend iſt dagegen die Muſik zu den Worten: O du Holdſeligſte, ſo wie auch der noch folgende Reſt dieſes Recitatives, worin ſich vorzüglich die Begleitung vor und zu den Worten: doch, ich ſchwindle, auszeichnet. Die Arie: Raum brach Tagesglanz hervor u. ſ. w. — wer könnte alle die darin enthaltenen Schönheiten der Reihe nach angeben! Der Geſang, wie edel und rührend! die Behandlung, wie ſo durchgängig ſich gleich, und nur auf Einen Punkt gerichtet! Kurz, Rec. kennt keine Arie von dieſer Art, die mehrere Vollkommenheiten in ſich vereinigt. Auch das folgende Recitativ iſt meiſterhaft. Nur würde es, wie uns dünkt, beſſer ſeyn, wenn die Worte: O ſage: iſt er todt? ohne die hinzugefügte Begleitung geſungen würden. Maria kömmt — wenn man ſo ſagen darf — von ihrer Bitte ab; und hierbey hätte wohl auch die Begleitung unterbrochen werden ſollen. Schön und herzangreifend iſt die vom Tonſetzer wiederholte Frage. Sollte das folgende, äußerſt angenehme, Chor manchem zu lange dauern — Rec. gehört nicht unter dieſe Anzahl: — ſo iſt doch der Komponiſt deswegen ſehr zu entſchuldigen. Denn wir pflegen uns bey dem Lobe verſtorbner Freunde und Wohlthäter gewöhnlich nicht ſo kurz zu faſſen, als der wenige theilnehmende Zuhörer dies wünſchet. Hr. C. Schulz verſetzte ſich bey dem erlittenen Verluſte gleichſam in die Stelle der Verwandten Jeſu; es war daher ſehr natürlich, daß er von ſeinem Gegenſtande nicht ſo bald abkommen konnte. Ueber das Recitativ: Was reget ſich in mir? erlaubt uns der Raum nicht, mehr zu ſagen, als daß es von einer Meiſterhand zeuget. Die niedliche Arie: Hoch tönt, wie Stimmen großer Waſſer u. ſ. w. hat uns in dieſem Oratorium weniger gefallen. Sie ſcheint uns in einer zu galanten Manier geſchrieben zu ſeyn, und in das Ganze nicht zu paſſen, ſo viele einzelne Schönheiten ſie übrigens hat. Auch kömmt ſo Manches darin vor, was einer Malerey nicht unähnlich ſieht, z. B. Hoch fällts hinab u. dgl. m. (Dies letztere

letztere kann aber vielleicht die Schuld des deutſchen Dichters ſeyn. Denn wir erinnern uns, anderwärts geleſen zu haben, daß Hr. C. Schulz die Muſik zu däniſchen Worten componirt hat. Mithin iſt die deutſche Poeſie dieſes Oratoriums blos eine übrigens ſehr gut gerathene Ueberſetzung.) Ein abermals vortrefflich declamirtes Recitativ folgt hierauf. Vorzüglich ſchön iſt der Eintritt in B bey den Worten: O Selige! Takt 7. hat ſich in der Begleitung ein Druckfehler eingeſchlichen. Das Schlußchor iſt ausdrucksvoll und ſehr gut angelegt; nur dürfte wohl mancher wünſchen, daß es dem Verfaſſer gefallen haben möchte, den angenommenen Choralgeſang weiter, und in Händelſcher Manier, auszuführen, da er alle die dazu erforderlichen Kenntniſſe in einem ſo hohen Grade beſitzt. — Aus dieſer etwas weitläuftigern Beurtheilung werden unſre Leſer erſehen haben, mit welch einem Meiſterwerke Hr. C. Schulz das Publikum beſchenket hat. Wir rathen jedem, der gute, ernſte Muſik ſchätzt, ſich den vor uns liegenden Clavierauszug zu kaufen. Der Dilettant wird viele Unterhaltung, der junge Kunſtfreund aber reichen Stoff zum Studiren darin finden.

Kr.

Sechs und dreyßig Lieder beym Clavier zu ſingen, in Muſik geſetzt von den Herren Capellmeiſtern Naumann, Schuſter und Seydelmann, (vom) Herrn Hoforganiſt Teyber und Herrn Muſikdirektor Weinlig, herausgegeben u. ſ. w. von Chriſtian Friedrich Wilhelm Kriegel. Erſte Sammlung. Dresden, zu finden beym Herausgeber, und in Commiſſion der Breitkopfiſchen Buchhandlung in Dresden. 1790. Querfolio, 39 Seiten.

Eine ſehr ſchätzbare Liederſammlung, zu welcher Hr. Capellmeiſter Naumann zwölf, jeder der übrigen, auf dem Titel bemerkten, Componiſten aber ſechs Lieder beygetragen hat. Faſt alle machen ihren Verfaſſern Ehre; beſonders aber zeichnen ſich, nach des Rec. Gefühl, unter den Naumanniſchen das vierte (S. 4.) das eilfte (S. 11.) und das zwölfte;

Worten: Abgrund, dein Werk! wohl das dein mehr ausgehoben werden sollen, wie dies weiter unten ganz richtig geschehen ist. Ungern sahen wir, nach den Worten: dein ist der Triumph! auf einmal eine ziemlich lebhafte und sehr abstechende Begleitung eintreten, die uns hier dem Inhalte nicht völlig zu entsprechen scheint. Außerdem findet Rec. in diesem und dem folgenden Takte auch die Modulation zu gemein. Unbeschreiblich schön und rührend ist dagegen die Musik zu den Worten: O du Holdseligste, so wie auch der noch folgende Rest dieses Recitatives, worin sich vorzüglich die Begleitung vor und zu den Worten: doch, ich schwindle, auszeichnet. Die Arie: Kaum brach Tagesglanz hervor u. s. w. — wer könnte alle die darin enthaltenen Schönheiten der Reihe nach angeben! Der Gesang, wie edel und rührend! die Behandlung, wie so durchgängig sich gleich, und nur auf Einen Punkt gerichtet! Kurz, Rec. kennt keine Arie von dieser Art, die mehrere Vollkommenheiten in sich vereinigt. Auch das folgende Recitativ ist meisterhaft. Nur würde es, wie uns dünkt, besser seyn, wenn die Worte: O sage: ist er todt? ohne die hinzugefügte Begleitung gesungen würden. Maria kömmt — wenn man so sagen darf — von ihrer Bitte ab; und hierbey hätte wohl auch die Begleitung unterbrochen werden sollen. Schön und herzangreifend ist die vom Tonsetzer wiederholte Frage. Sollte das folgende, äußerst angenehme, Chor manchem zu lange dauern — Rec. gehört nicht unter diese Anzahl: — so ist doch der Komponist deswegen sehr zu entschuldigen. Denn wir pflegen uns bey dem Lobe verstorbner Freunde und Wohlthäter gewöhnlich nicht so kurz zu fassen, als der weniger theilnehmende Zuhörer dies wünschet. Hr. C. Schulz versetzte sich bey dem erlittenen Verluste gleichsam in die Stelle der Verwandten Jesu; es war daher sehr natürlich, daß er von seinem Gegenstande nicht so bald abkommen konnte. Ueber das Recitativ: Was reget sich in mir? erlaubt uns der Raum nicht, mehr zu sagen, als daß es von einer Meisterhand zeuget. Die niedliche Arie: Hoch tönt, wie Stimmen großer Wasser u. s. w. hat uns in diesem Oratorium weniger gefallen. Sie scheint uns in einer zu galanten Manier geschrieben zu seyn, und in das Ganze nicht zu passen, so viele einzelne Schönheiten sie übrigens hat. Auch kömmt so Manches darin vor, was einer Malerey nicht ähnlich sieht, z. B. Hoch fällts hinab u. dgl. m. (Dies letztere

letztere kann aber vielleicht die Schuld des deutſchen Dichters ſeyn. Denn wir erinnern uns, anderwärts geleſen zu haben, daß Hr. C. Schulz die Muſik zu däniſchen Worten componirt hat. Mithin iſt die deutſche Poeſie dieſes Oratoriums blos eine übrigens ſehr gut gerathene Ueberſetzung.) Ein abermals vortrefflich declamirtes Recitativ folgt hierauf. Vorzüglich ſchön iſt der Eintritt in B bey den Worten: O Selige! Takt 7. hat ſich in der Begleitung ein Druckfehler eingeſchlichen. Das Schlußchor iſt ausdrucksvoll und ſehr gut angelegt; nur dürfte wohl mancher wünſchen, daß es dem Verfaſſer gefallen haben möchte, den angenommenen Chorgeſang weiter, und in Händelſcher Manier, auszuführen, da er alle die dazu erforderlichen Kenntniſſe in einem ſo hohen Grade beſitzt. — Aus dieſer etwas weitläuftigern Beurtheilung werden unſre Leſer erſehen haben, mit welch einem Meiſterwerke Hr. C. Schulz das Publikum beſchenket hat. Wir rathen jedem, der gute, ernſte Muſik ſchätzt, ſich den vor uns liegenden Clavierauszug zu kaufen. Der Dilettant wird viele Unterhaltung, der junge Kunſtfreund aber reichen Stoff zum Studiren darin finden.

Kl.

**Sechs und dreyßig Lieder beym Clavier zu ſingen, in Muſik geſetzt von den Herren Capellmeiſtern Naumann, Schuſter und Seydelmann, (vom) Herrn Hoforganiſt Teyber und Herrn Muſikdirektor Weinlig, herausgegeben u. ſ. w. von Chriſtian Friedrich Wilhelm Kriegel. Erſte Sammlung. Dresden, zu finden beym Herausgeber, und in Commiſſion der Breitkopfiſchen Buchhandlung in Dresden. 1790. Querfolio, 39 Seiten.**

Eine ſehr ſchätzbare Liederſammlung, zu welcher Hr. Capellmeiſter Naumann zwölf, jeder der übrigen, auf dem Titel bemerkten, Componiſten aber ſechs Lieder beygetragen hat. Faſt alle machen ihren Verfaſſern Ehre; beſonders aber zeichnen ſich, nach des Rec. Gefühl, unter den Naumanniſchen das vierte (S. 4.) das eilfte (S. 11.) und das zwölfte; (S. 12.)

(S. 12) unter denen von Hr. C. Schuster das zweyte, (S. 14.) unter den Seydelmannischen das dritte (S. 21.) und das sechste, (S. 24) unter den Teyberschen das vierte, (S. 30.) unter den Weinligischen aber das erste (S. 34.) und das vierte (S. 37) durch edlen Gesang und Wahrheit vorzüglich aus. Hin und wieder scheinen uns die eingeschalteten Zwischenspiele für das Clavier allein überflüßig, wo nicht zweckwidrig, zu seyn. Dies ist der Fall S. 1. T. 9. 10. S. 15. T. 7 — 10 S. 16. T. 13. 14. ins besondere aber S. 27. T. 6. wo überdies vorher sogar ein völliger Tonschluß ganz zur Unzeit angebracht worden ist, und S. 28. in der Mitte. Kleine Flecken glaubt Rec. in folgenden Stellen bemerkt zu haben. S. 2. T. 2 — 3. ist der Triton im zweystimmigen Satze ein wenig hart. S. 7. hätten wir die Begleitung hin und wieder abgeändert zu sehen gewünscht. Die ununterbrochen vorkommenden Triolen, wobey manche Verdoppelungen ohnedies widrig sind, ermüden endlich. Beyläufig müssen wir bemerken, daß in mehreren dieser Lieder z. B. S. 3. 5. 8. 10. 16. 23. u. a. m. die Begleitung, auf Kosten der Melodie, ziemlich lebhaft und vielleicht zu gemein ist. S. 9. wird die erste Periode in der Dominante geschlossen, und anfangs die Tonica ziemlich unbestimmt gelassen. Auch sahen wir die Transposition (ebend. T. 9 — 12.) ungern. S. 15. hat die jedesmalige erste kurze Silbe, mit den übrigen verglichen, eine zu lange Note erhalten. Dies hätte, selbst in der angenommenen Taktart, bequem vermieden werden können. S. 16. ist blos die letzte Zeile des Textes wiederholt worden; und zwar treten dabey in der Singstimme, nach vorhergegangenen Achteln, in Thesi lauter Viertel ein. Darunter hat dies Lied, wie uns dünkt, in Absicht auf Einheit und Rhythmus verloren. S. 19. würden wir im eilften Takte den Baß etwa auf nachstehende Art abändern: es, d. es, c, d, e, u. s. w. S. 24. ist bey den Worten Heerde, Stab und Fest die übrigens sehr gefällige Melodie ein wenig monotonisch ausgefallen. S. 32. T. 14. finden wir die Harmonie sehr hart, obgleich das Wort entstellten die Veranlassung dazu gegeben haben mag. Vielleicht soll die erste Note des Basses As heißen. Hr. Teyber zeigt in diesen Liedern viel Anlage zur Singcomposition; nur vermissen wir darin hin und wieder noch Einheit, Wahrheit und eine gewisse Rundung der Perioden. Diese Bemerkung gilt hauptsächlich von dem Liede: Bald vor der

Stunde

Stunde u. ſ. w. Fließender ſind die folgenden Melodien, und beſonders die S. 30. und 31. befindlichen. Sollten S. 35. nicht zu viele auf Waldhörnern gewöhnliche Sätze vorkommen? Auch in verſchiedenen andern Liedern glaubt man ſtellenweiſe nicht Clavierbegleitung, ſondern Waldhörner, zu hören. In Anſehung des Trillers S. 35. T. 9. und 10. beziehen wir uns auf die oben darüber gemachte Bemerkung. Takt 12. würde die letzte Note der Mittelſtimme, ſtatt e, beſſer gis heißen. Im folgenden Takte iſt die Harmonie, oder vielmehr die plötzliche Wendung, etwas widrig. S. 38. paßt der vierte Takt, mit einem ſehr merklichen Abſchnitte, nur zu wenigen Strophen. Der Querſtand im zehnten Takte iſt ziemlich hart. Den Endzweck der darauf folgenden Fermate ſieht Rec. nicht ein. Auch hätte die rhythmiſche Behandlung in den beyden letzten Zeilen dieſes Liedes wohl noch anders ſeyn können. — Die bemerkten, zum Theil ſehr unbedeutenden, Kleinigkeiten vermindern den Werth dieſer Lieder nur äußerſt wenig. Gewiß giebt es nicht viele Sammlungen von gleicher Güte; wir ſehen daher der Fortſetzung mit Verlangen entgegen.

**Sechs geiſtliche Lieder mit neuen vierſtimmigen Choralmelodien, welche zugleich mit dem bloßen Generalbaſſe beygefügt worden (ſind,) von Auguſt Friedrich Chriſtoph Kollmann, Organiſt an der Königl. deutſchen Hofkapelle zu St. James. Erſte Ausgabe (Sammlung.) Leipzig, gedruckt bey Breitkopf. Ohne Jahrzahl. Klein Folio, ohne die Dedication u. ſ. w. 13 Seiten.**

Der Titel ſollte eigentlich heißen: Neue Choralmelodien mit Bäſſen und Mittelſtimmen zu ſechs geiſtlichen Liedern u. ſ. w. Warum aber Hr. K. jeden Choral zweymal, nämlich zuerſt vierſtimmig, und ſodann, ohne alle weitere Veränderungen, bloß zweyſtimmig (die Melodie und den Baß mit Signaturen) hat abdrucken laſſen, ſieht Rec. nicht ein, da die Ziffern u. ſ. w. wie in Kühnaus und Vierlings Choralbüchs ſogleich dem erſtern Baſſe beygefügt werden konnten. An der Stelle des erwähnten zweyten Abdrucks hätte, bey den mehreſten Liedern, der zum Theil ohnedies ſehr bekannte

kannte Text bequem stehen, und dadurch die Hälfte des Raumes gespart, folglich der Preis merklich vermindert werden können. Uebrigens machen diese Choräle dem Verfasser alle Ehre. Sie sind größtentheils zweckmäßig, rein im Satze, und dem Inhalte angemessen. Nur der erste Tonschluß, Seite 2. ist in einem Chorale ziemlich galant. Eben so würde sich Recensent den Durchgang Seite 2. T. 18. nicht erlaubt haben. In der letzten Zeile dieses Liedes sind die Sprünge $\bar{e}$, $\bar{\bar{c}}$, $\bar{\bar{f}}$, für eine ganze Gemeine nicht singbar genug. Hin und wieder z. B. Seite 4. zu Anfange, ebend. T. 9—12. Seite 8. T. 13—16. u. s. w. finden wir zu viel Aehnlichkeit mit andern bekannten Kirchenmelodien. Solche Aehnlichkeiten — die sich freylich nur allzuleicht einschleichen — muß ein Tonsetzer sorgfältig zu vermeiden suchen, weil die Gemeine dabey leicht aus einer Melodie in die andere kommen, oder zu Abweichungen u. s. w. verleitet werden kann. Seite 10. u. a. m. kommen zu viele durchgehende Intervalle vor. Vorzüglich hätten die sogenannten Wechselnoten, wie beym Anfange der letzten Zeile dieses Liedes, mit mehr Vorsicht angebracht werden sollen. Einige Melodien z. B. Seite 2. 10. und 11. setzen, für eine ganze Gemeine, beynahe einen zu großen Umfang voraus. Diese Kleinigkeiten abgerechnet, sind die angezeigten Choräle unstreitig empfehlungswürdig. Wir ermuntern daher den Verf. sich bald durch mehrere Melodien um den Kirchengesang verdient zu machen.

Wk.

## VIII. Romane.

Novellen von C. A. Seidel. Bayreuth, in der Lübeckschen Hofbuchhandlung. 1791. 8. Drittes Bändchen 276 S. viertes Bändchen 276 S.

Auch bey dieser Fortsetzung muß Recens. seinem einmal gefällten Urtheile (a. d. B. 101. 1. St. 148 S.) getreu bleiben, und den Wunsch wiederholen: daß der Verf. in der Folge seine zu große Eilfertigkeit besiegen, und mehr Gedrängtheit

wie

sale auch hie gröſsere Sorgfalt auf die Reinigkeit seines Styls und auf die Schönheit und Korrektheit des Ausdrucks zeigen möchte. Sicher wird er dann eine nicht geringe Stelle unter unsern guten Erzählern einnehmen, und das Lob verdienen, das ein Recens. des ersten Bändchens ihm irgendwo ertheilt hat, wie er in der Vorrede des dritten Bändchens sagt, dem Recens. in dieser Bibl. aber bis jetzt nicht ganz unbedingt und uneingeschränkt beystimmen kann, ob er gleich, seiner nicht gewöhnlichen Menschenkenntniß, und der Wahrheit und Nützlichkeit seiner eingestreueten Reflexionen, gern gerechten Beyfall zollt. Auch hegt derselbe gegen die Bescheidenheit und gegen die Talente des Verf. das gute Zutrauen, daß ihm bescheidne Prüfung und billiger Tadel lieber sey, als unbedingtes Lob. Und so theilt er hier wieder einige Bemerkungen mit. Jeder dieser beyden Bände enthält drey Erzählungen.

**Drittes Bändchen.** 1) Die Gefahren der Eroberungssucht, eine ital. Novelle. Diese scheint Recens. im Ganzen etwas zu gedehnt zu seyn, auch kömmt ihm die Katastrophe dieser Geschichte, selbst für einen Italiener, zu überspannt vor, wenigstens ist die grausame Rache in dem Charakter des Pelliccioni nicht genug vorbereitet. S. 45. Z. 10. auszugattern, dieser Ausdruck ist hier wohl nicht edel genug. S. 59. Z. 9. doch wovon anderm! müßte wohl heißen: doch von etwas anderm ꝛc. im 4 B. S. 167. kömmt jener Ausdruck noch einmal vor. S. 101. Z. 1. Thätigkeiten soll Thätlichkeiten heißen, sonst giebt es keinen Sinn. 2) Liebe vermag alles, eine niederländische Novelle. Hierbey liegt die Geschichte des Quintus Messis oder des Schmidt von Antwerpen zum Grunde, die der Verf. am Ende aus v. Sandrat teutscher Akademie ꝛc. angehängt hat. S. 166. für ihr bethen ein Druckfehler st. für sie ꝛc. S. 166. Z. 3. v. u. Arme statt Arm. S. 200. scheint mir der Zug mit der Fliege fast etwas zu komisch. 3) Aufopferung aus Liebe, eine franz. Novelle. Die kürzeste in dieser Sammlung S. 264. Z. 3. v. u. ihn muß ihr heißen.

**Viertes Bändchen.** 1) Juliana Foscarini, eine ital. Novelle, steht mit der ersten im dritten Bändchen in genauer Verbindung. S. 7. Z. 10. „daß es in der Geschichte, Fabel, Volksmärchen und Stadtklätscherey u. s. w.“ hier behält der Verf. einerley Artikel bey, obgleich das Geschlecht bey den folgenden Substantiven sich verändert, ein

errungene Freyheit zu behaupten, und daß ein Volk, das einer dauerhaften Freyheit genießen will, durch Erziehung, Sitten und Grundsätze darzu vorbereitet seyn müsse. Wir schließen diese Recension mit einigen angezeichneten Stellen, so wie wir in den vorigen Recensionen einige Proben aus den ersten Theilen gegeben haben. S. 163. „Ehrt, o ihr Beherrscher, die gedankendrückende Arbeitsnoth eurer Völker, ehrt die niederbeugende Gewißenhaftigkeit, die Schwäche ihres verzagten Herzens. Ach, in der Thräne, welche bey der Frage: warum muß solch ein Ungeheuer uns beherrschen? mit stiller Verzweiflung kommende Uebel mehr noch als gegenwärtige fürchtet, liegt höhere Sicherheit für euch, als in dem Trotz all eurer Wachen.“ S. 52. „Man schätzt sich, wo man sich nothwendig findet. Wechselseitige allgemeine Achtung ist die erste Stufe des Patriotismus, der seiner Natur nach nichts ist, als das veredelte Gefühl unsrer selbst bey dem Anblick eines Ganzen, dessen würdiger Theil zu seyn unser höchster Stolz ist.“ S. 23. Es giebt viele, die durch den Gang ihres Lebens, und den Geist ihres Standes zu einer so stumpfen Gleichgültigkeit gegen jede Verbesserung gelangt sind, daß sie durch Sophismen sich über die Vorzüge jeder Unterdrückung zu beruhigen wissen, daß sie die Bemühungen der Philosophen verachten, und die Stimme des gekränkten Volkes für Frevel gegen die geheiligten Vorrechte des Mannes erklären, den ein grausames Vorurtheil zum unbedingten Richter von Millionen macht.“ S. 543. „So viel liegt daran, dem Menschen die Vorurtheile eines Standes zu geben — so hat man, um über ihn zu herrschen, das Verbrechen begangen — einer so seligen Liebe des Vaterlandes einen Zwitter unterzuschieben, den man Treue gegen seinen Herrn nennt.“

Th.

Leonore Schmidt. Nach Richardsons Pamela von Franz Ehrenberg. Leipzig, bey Hamann. Erster Band. 1789. 330 S. 8. Zweyter Band. 1791. 362 S. 8.

Was müssen die Ausländer denken, wenn sie von der einen Seite den Nachhall von den Stimmen deutscher Schriftstel-

ler

ler und Kunſtrichter hören, die den Reichthum unſerer ſchönen Litteratur in prächtigen Triumphliedern verkündigen, und von der andern Seite ſehen, daß wir ihre mittelmäßigen, zum Theil von ihnen ſelbſt vergeſſenen Produkte dieſes Fachs aus dem Staube hervorſuchen, und in mancherley Geſtalten dem leſeluſtigen Publikum vorführen? Daß Pamela nicht blos das ſchwächſte Werk Richardſons, ſondern auch an und für ſich nur ein ſehr mittelmäßiger Roman iſt, darüber kann heut zu Tage unter Perſonen von Geſchmack wohl nur Eine Stimme ſeyn. Die alte deutſche Ueberſetzung deſſelben iſt gar nicht mehr leſbar, allein auch dieſe neue Bearbeitung iſt an unzähligen Stellen ſehr ſteif und ungeſchmeidig, welches wir, falls es verlangt werden ſollte, hinlänglich durch Beyſpiele zu belegen bereit und im Stande ſind. Weſentliche Aenderungen hat ſich Hr. Franz Ehrenberg nicht erlaubt; die Vertauſchung der Namen, die Verwiſchung kleiner Züge, die blos national engliſch waren, und andere kleine Auslaſſungen und Zuſätze können ihm nicht viel Mühe gemacht haben, ſo wie durch ſie in äſthetiſcher Rückſicht das Buch weder gewonnen noch verloren hat. Daß es demohngeachtet für manche Klaſſen von Leſerinnen, wegen der guten, fein deutlich und ausführlich vorgetragenen Moralen, erbaulicher Betrachtungen, heilſamen Warnungen, eine empfehlungswürdige Lektüre ſey, läugnen wir nicht. Für Frauenzimmer von höhern Ständen und gebildetem Geſchmack hingegen, die jetzt auch im Deutſchen ganz andere Schriften leſen können, wird der Nutzen ſehr gering, und die Langeweile gewiß und groß ſeyn.

Anv.

Ritter Reinek von Waldburg, nach Reineke dem Fuchs frei bearbeitet. Eine Geſchichte aus den Zeiten des Fauſtrechts. Zweyter Band. 25 Bogen 8. Dresden und Leipzig, in der C. C. Richterſchen Buchhandlung. 1791.

Recenſ. findet in dieſem zweyten Theile gar keine Urſache, das bey Anzeigung des erſten gefällte Urtheil abzuändern, und bedauert nur die Zeit, welche er auf Durchleſung ſolcher alltäglichen Intriguen und Liebesgeſchichte hat verwenden müſſen.

sen. An eben dergleichen Sprachfehlern, wie im vorigen Theile, fehlet es hier auch nicht.

Bj.

## IX. Weltweisheit.

**Ueber das Fundament der gesammten Philosophie des Herrn Kant. Halle, bey Hendel, 1791. kl. 8. S. 238.**

Wenn die Prätensionen, die ein Schriftsteller für sich selber macht, den Werth seiner gelehrten Arbeiten sicher entscheiden könnten, so müßte ein jeder Leser der gegenwärtigen Schrift sie mit großer Bewunderung und Ehrerbietung aus den Händen legen, denn man kann es sich kaum vorstellen, was der Verfasser derselben auf seine Entdeckungen einbildet, was für große Wirkungen er sich von ihnen verspricht. Nach seiner Meynung hat er nicht nur die ganze Kantische Philosophie, und mit ihr den durch sie wieder aufgewärmten Dogmatismus, und den damit nothwendiger Weise verbunden Idealismus und rationellen Scepticismus ganz und gar zerstöhrt und zerdrückt, nicht nur den eben so grund- und treulosen Empirismus auf die Seite geschaft, und auf ewig gewiesen, sondern, was noch mehr ist als dieß alles, der ganzen Philosophie überhaupt, die bisher ohne einen vesten Grund mehr ein Aggregat von halbwahren und falschen Sätzen, als ein unerschütterliches auf einem dauerhaften Grunden ruhendes Gebäude war, dadurch mächtig aufgeholfen, daß er schon vor dieser Abhandlung in frühern Schriften eine zuverläßige Theorie alles Wissens überhaupt zu begründen suchte, und endlich auch so glücklich war, den Satz aller Sätze, den primitiven Grundsatz aller Philosophie aufzufinden, und dadurch die Wahrheit auf ewige Zeiten gegen alle Angriffe des Aberglaubens und der Schwärmerey zu sichern. An der Treue dieser Relation dürfen unsere Leser keinen Augenblick zweifeln. R. hat die Schrift mit allem Fleiß durchgegangen, und diese Aeußerungen so oft wiederholt gefunden, daß

daß er sich unmöglich dabey betrügen konnte. Ja es ist dem Verf. so Ernst damit, daß er sich selber bitter darüber beklagt, daß das Publicum von seinen so großen Thaten bisher so wenig Gebrauch gemacht hat. Allein der gute Mann scheint es ganz und gar vergessen zu haben, daß der denkende Leser eine Schrift nach einem ganz andern Maaßstab beurtheilt und beurtheilen muß, als der Verf. Daher es denn gar leicht geschehen kann, daß ihre Urtheile ganz verschieden ausfallen. In diesem Falle befindet sich nun gerade auch der R. gegen den V. An der aufrichtigen Wahrheitsliebe desselben zweifelt er nicht, und auch daran nicht, daß er zu tiefsinnigen Speculationen eine nicht ganz zu verachtende Anlage haben mag; allein deßwegen fehlt doch noch viel, daß er die gegenwärtige Schrift, in Absicht auf Philosophie überhaupt, für etwas vorzügliches, ja nur für etwas bedeutendes, in Absicht auf den individuellen Endzweck derselben, mit Ueberzeugung sollte ansehen können. Schon der Ausdruck und der ganze Stil des V. ist so beschaffen, daß er von dem Innhalt seiner Schrift keine gar zu gute Meynung erwecken kann. Es ist alles so schwerfällig ausgedrückt, alles so verzerrt, und aus einander gerissen, oder auch so geziert, daß man oft Mühe hat, durch wiederholtes Lesen herauszubringen, was der V. eigentlich sagen will. Wenn man sich denn nun aber auch durch den Nebel hindurch gearbeitet hat, und eine freyere Aussicht gewinnt, so ist doch hernach das, was man findet, bey weitem keine Schadloßhaltung für die Anstrengung, die man vorher anwenden mußte. Von einem Manne, der solche Prätensionen macht, läßt sich doch wohl erwarten, daß er der Materie ganz gewachsen ist, und die Sache, wovon geredet wird, bis auf den Grund durchschauet hat. Sollte aber dieses der Fall bey unserm Schriftsteller seyn? „Er will, dieß sind seine eigene „Worte, durch seine Kritick das Fundament der gesammten „Philosophie des Herrn K. wo nicht ganz und gar aufheben, „doch so zerrütten, und über einen Haufen werfen, daß dieser „entweder schaamroth sich zurückziehen, oder ganz von neuem „wieder aufbauen muß.“ Sollte er also nicht vor allen Dingen das Fundament dieser gesammten Philosophie richtig eingesehen haben? Wie kann man aber eine solche Einsicht dem zutrauen, der K. zu einem erklärten Puristen macht, zu einem Puristen, der dem bloßen Empiristen gerade gegenüber alle Realität der Erfahrung zernichten, und alles, was wirklich ist, aus dem Verstande allein herleiten will? Wie kann

man

man dem eine richtige Beurtheilung der kritischen Philosophie zutrauen, der ihr noch die Frage vorlegen kann, wo die Rechte und Ansprüche liegen, daß dasjenige, was der Verstand a priori denkt, Objectivität haben müsse? wie endlich dem, der sich und andere beredet, diese Philosophie sey ganz darauf angelegt, Vernunft und ihre Rechte unter die Füße zu treten, den Mönchsglauben zu befördern, und das verhaßte Ding Aufklärung rückgängig zu machen? R. gehört nicht zu dieser Schule, aber ihr System glaubt er dennoch genug zu kennen, und nach seiner Einsicht muß er urtheilen, daß auch dieser Schriftsteller, so sehr er sich auch immer gegen diese Anklage sträubt, und die Protestationen dieser [illegible] gegen solche Aufbürdungen für nothgedrungene Ausflüchte ansieht, dennoch den wahren Gesichtspunkt verfehlt, [illegible] den dieser Philosophie mißverstanden habe. Wenn [illegible] au[illegible] wahr ist, was er ihr entgegen setzt, so hat er [illegible] nicht bewiesen, daß das Fundament derselben [illegible] keine sichere Grundveste habe, und auf objective [illegible] all keine Ansprüche in ihr statt finden können; sie [illegible] gar nicht ist, was er aus ihr macht. [illegible] davon, daß er die kritische Philosophie [illegible] also die Aufschrift seines Buchs ganz [illegible] verfehlt hinwegsehen, vielleicht hat er dennoch der Philosophie stens dadurch einen wesentlichen Dienst geleistet, daß er, er sich einbildet, die einzig-wahre Theorie alles [illegible] haupt, die man bisher noch gar nicht gekannt [illegible] und dardurch eine Straße aufgefunden hat, auf nun erst zwischen den beyden gleich fehlerhaften [illegible] zwischen welchen man bisher unglücklicher Weise [illegible] geworfen wurde, dem Purismus und Empiris zur vollen reinen Wahrheit sicher gelangen kann? [illegible] ihn selber hören: „In der Philosophie war bisher alles „schwankend und ungewiß, denn man hatte noch ke „meinen Satz aller Sätze, keine primitive Gru „Wissens, daher kam es denn, daß man immer nur v „nem Ende zum andern, vom Purismus zum „und von diesem wiederum zu jenem umher irrte, „nen vesten sichern Boden finden konnte, auf den u „verlassen, und ein dauerhaftes Gebäude aufzuführen „de war. Man fühlte zwar dieses Bedürfniß, aber me „befriedigte es. Endlich war der V. so glücklich, „rechte Spur zu kommen. Er fand nähmlich, daß

„len Categorien, Seyn, Raum, Zeit, (R. führt seine eigene „Worte an, und überläßt es ihm, Zeit und Raum als Cate„gorien zu verantworten,) gleichsam in der todten, und Be„wegung in der lebenden Welt, die Einheit, dieß nothwendige „absolute Prädicat aller Erscheinungen, als die allergemein„ste Form, als Form aller Formen, als Categorie aller Ca„tegorien oben anstehe, von der simpelsten Erscheinung anhe„be, und vermöge des Beharrlichungszustands in alle, selbst „die zusammengesetzteste, wiederum eintrete.“ Die Gründe übrigens, warum er diesem Attribute aller Dinge, diesem primitiven Grunde aller Gesetze eine absolute Allgemeinheit zueigne, (sein primitiver Grund hat also doch noch einen andern noch primitivern Grund, anstatt daß er durch sich selbst bestehen sollte) diese Gründe führt der V. nicht hier, sondern in einer frühern Schrift aus. „Da nun diese Categorie die „wesentliche absolute Form aller Erscheinungen ist, so muß „sie auch dem Verstande a priori gehören, nicht erst aner„schaffen, sondern was mehr ist, demselben wesentlich seyn. „Hier gilt sie nun als einzig mögliche Denkform. Denkart, „als der so sorgfältig gesuchte vorgeschriebene Grund, nach „einem unwandelbaren festgesetzten Formellen zu denken. Al„le Begriffe ohne Ausnahme werden vermög dieser Denkform „a priori gebildet, ohne welche die Sinnlichkeit, die nur „Data, doch überall in denselben Verhältnissen, worinn der „Verstand sie denkt, geben kann, ein todter lebloser Gegen„stand nur bleiben würde. Alle allgemeine Sätze und Urthei„le werden bey vorkommenden Erfahrungsfällen durch sie „a priori bestimmt, und nur an ihrer Hand sind wir fähig, „unsern Geist zur Kenntniß der Naturgesetze zu erheben. All „und jedes also, was nur im Vers. nde ist, läßt sich auf die„selbe reduciren, zu allen Gesetzen ist sie der primitive Grund, „sie eigentlich das einzige Gesetz, der einzige allgemeine Grund„satz. Bleibt nun aber vermög dieses Gesetzes, und des dar„auf gegründeten Beharrlichungszustands jedes an und durch „sich dasselbe, was es in den vorigen Zeitmomenten war, ei„ne Einheit der Erscheinung, liegt daher jede Veränderung, „jede Modification der Dinge in der Mehrheit, entspringt „hieraus die zwiefache Kraftäußerung, das was verändert, „oder eine Modification hervorbringt, und das, was verän„dert wird, oder was die Modification an sich erleidet; ist, „da das eine nicht ohne das andere seyn kann, kein Thun daher „ohne Leiden, dieß nicht ohne jenes, einer der größten Irrthü-

„mer der, daß eine Kraft mit sich selbst wirke
„mehr, daß es selbstthätige Kräfte geben könne,
„her einen Stoß empfangen, wohl gar auch ein
„manden mittheilen, und so ganz in und aus den
„nichts bestimmt, und auf nichts wirkend sich
„also vielmehr ein Gegenstand, wenn er seine
„soll, einen andern Gegenstand vorfinden, auf
„so wie kein Gegenstand Einwirkungen erleide
„daß ein thätiges Subject da ist — — so folgt
„sen geringen Vorstellungen (warum gering? sie
„so groß, so wichtig, so neu,) daß jede Action auf ei
„Grund, nämlich auf einen subjectiven und einen
„einen thätigen und leidenden zu reduciren sey,
„endlich unser gesammtes Urtheilen unmöglich
„Dinge an sich erweitert, vermöge dieses Gese
„tität, sondern mit jedem andern Verstande nu
„serungen, auf die Wechselwirkung der Dinge b
„nur auf das gerichtet, was thun und leiden
„man den gar großen unermeßlichen Kreiß seine
„keit vor Augen; denn nun folgt nothwendig
„vermöge des Beharrlichungszustandes, dieses
„hes der Natur, durch welches jedes Ding
„steht, und mit andern bloß componirt und de
„die einzigsten Geschäfte der Natur, werden
„Geist nicht die Dinge selbst, nach einer höchst
„Vorstellung, in sich aufnehmen, in sein Wese
„sondern vielmehr, daß er, und zwar erst ver
„wendigen Verknüpfungsmittels (Organisatio
„Eindrücke, Einwirkungen von den ihn in der
„benden Dingen empfangen kann. Daß nun
„diesem nothwendigen Gange der Natur die e
„so oft und so sehr verlästerte Kenntnißart en
„welcher die Dinge nur Erscheinungen seyn u
„sen, und nach welcher das etwas jedem Vers
„bar bleibt. Mithin daß alle Sensationen,
„Action in der Natur, als Erfolge eines
„des angesehen und auf denselben reducirt w
„Wordurch denn beyde gleich falsche Meynun
„kindische Empirismus, als wenn die Aussen
„rade dasjenige seyn könnten, was unsere Emp
„als auch die andere eben so mißverstandene Hä
„die Aussendinge nichts von demjenigen, was

ſich ganz und gar nichts anders, als ein logiſches
weitem kein reales Naturgeſetz a priori iſt.
freylich nichts denken, außer wir denken es; i
alſo denken, inſofern müſſen wir es auch denken,
in unſerm Denken immer ei und ebendaſſelbe
ſonſt nicht dächten. Fo daraus, da
ſich und abſolute den man
vorausgeſetzt, daß wir es
turdinge auſſer dem Denk
uns keine Natur, anders
Denken möglich, ſo müſſen wir ſie, inwiefern wir ſie
als Dinge vorſtellen, außer dem Denken, ſie
ſeyn und bleiben außer dem Denken, und denn
ſtellt werden; aber müſſen ſie denn nun deßweg
ſolute von uns vorgeſtellt werden, an ſich und ab
ſer unſerm Denken ſeyn, weil ſie, vora
ſtellt werden, ſchlechterdings ſo vorgeſte
müſſen ſie nicht vielmehr nur in der Vorſ
auch nur in der Vorſtellung wirklich ſi
auf dieſem Weg jemals über unſer De und
zu Dingen an ſich ſelber kommen, ſo
Einſicht in dieſelbe und in ihre Verbi
falls als mit abſoluten Dingen an ſich, den Puriſten
piriſten widerlegen könnten. Dieſe können zwar eben
wegen, weil auch ſie zu keinem Ding an ſich, zu k
ſoluten Object oder Subject gelangen können, ihre
ptungen auf keine Art realiſiren oder dogmatiſch darthun,
gegen kann der V. ſeine Mittelstheorie, die die Verbindung
abſoluten Objects und Subjects durch wechſelſeitige V
vorausſetzt, eben ſo wenig auf Einſicht gründen. Es
allerſeits nur Meynung, die entweder auf einem
Weg entſchieden werden muß, oder aber alles im
Zuſtand läßt.

Vielleicht ſcheint manchem unſerer Leſer dieſe Anzeige weitläuftiger zu ſeyn, als es der Innhalt dieſer Schrift an ſich ſelber erfordert hätte; allein wir glauben dennoch, daß uns ſowohl der Schade überhaupt, der für die Philoſophie daraus entſtehen muß, wenn man ſich mit Wiſſen und Beweiſen brüſtet, wo doch alles Wiſſen und Beweiſen aufhört, als auch insbeſondere der große Eigendünkel, womit gerade dieſe Schrift alles vor ihr und um ſie her niedertreten und zermalmen will, hinlänglich entſchuldigt. Te.

Vorle-

**Vorlesungen über die Pflichten und Rechte des Menschen von Rudolph Zacharias Becker. Erster Theil. Gotha, in der Expedition der deutschen Zeitung. 1791. 598 S. in 8.**

In der Vorrede bemerkt der Verf. daß der über den Rhein in das Vaterland seiner Leser geschlichene schlimme Geist des Aufruhrs, das Geschrey gegen die Aufklärung des Volks und gegen die Freyheit zu schreiben, ihn bewogen haben, diese Vorlesungen ein ganzes Jahr später, als er sie versprochen hatte, dem Druck zu übergeben. Allein dieser bedenkliche Zeitpunkt sey schon vorbey; man erkenne bereits ziemlich allgemein (?), daß nicht Ueberfluß an richtiger Kenntniß der menschlichen Pflichten und Rechte, sondern Mangel daran die Volksgährungen hervorbringe (?), und man sehe die Nothwendigkeit ein, daß man den Bürger und Landmann von seiner wahren Lage im Staate und von seinen Rechten in demselben unterrichten müsse, wenn er seine Pflichten gegen denselben allezeit willig erfüllen solle. Ferner bezeugt der Verf. den lebhaftesten Unwillen über die Absichten derjenigen, welche bey den bisherigen Zeitumständen, sich sogar unterstanden hätten, die heiligen Rechte der Menschheit und der Vernunft zum Gegenstande ihres schalen Witzes zu machen. (Mehrere verdiente Schriftsteller haben sich doch wohl aus guter Absicht gegen die ungemessenen Declamationen demokratischer Schwindelköpfe und ihrer Nachbeter erklärt, welche die negativen natürlichen Menschenrechte immer mit den positiven Vertrags- und Gesellschaftsrechten vermengen, und sich nicht scheuen, gewisse politische Wahrheiten ganz crude et nude mit vielen Uebertreibungen unter das Volk zu bringen, das nie Wahres und Falsches in dieser Materie zu unterscheiden weiß, und mehr bestimmt ist, nach weisen Gesetzen regiert zu werden, als über die Rechte der Menschheit zu raisoniren. Indessen haben die Gegner der Aufklärung und Demokratie wenig oder gar nichts von der gegenwärtigen Arbeit des Verf. zu besorgen, indem er, wenigstens in diesem ersten Theile, beym Allgemeinen stehen bleibt, und von Landleuten und Bürgern schwerlich wird gelesen werden).

In dem vor uns liegenden ersten Theile handelt der Verf. in siebenzehn Vorlesungen blos die allgemeinen Begriffe und Grundsätze ab, mit Beyspielen aus der deutschen Zei-

tung erläutert. Im zweyten Theil wird er die einzelnen Pflichten mit den ihnen entsprechenden Rechten für alle Verhältnisse des menschlichen Lebens aus dem festgesetzten Grundsatze der Sittlichkeit ableiten, der, so viel Rec. aus dem ganzen Gange der Untersuchung ersehen hat, kein anderer ist, als der Wolfische Grundsatz der Vollkommenheit. Die ganze natürliche Beschaffenheit meines Wesens, (sagt der Verf.) lehrt mich, daß fortschreitende Vervollkommnung das Ziel meines Daseyns sowohl für mich, als für die Welt ist, welches ich bey allen meinen Neigungen und Handlungen vor Augen haben muß, und aus welchem alle Pflichten und Rechte hergeleitet werden müssen. Voran schickt er in der ersten Vorlesung die Geschichte seiner moralischen Grundsätze, die aber dem Rec. nicht sonderlich merkwürdig und nicht einmal treu zu seyn scheint. Schon von dem zehnten Jahr an philosophirt er gleich einem der sieben Weisen, wird von Religionszweifeln herumgetrieben, und lernt auf Universitäten, so wie aus alten und neuen moralischen Schriften, daß die meisten Sittenlehrer Glückseeligkeit, das ist, einen dauerhaften Zustand angenehmer Empfindungen, oder ununterbrochene Zufriedenheit des Gemüthes zum letzten Ziel des menschlichen Daseyns machen, welches doch wohl nicht so buchstäblich zu nehmen ist. In der zweyten Vorlesung scheint er den Erweiterungstrieb mit Unzufriedenheit, Schwindelgeist, Liebe zur Veränderung u. s. w. zu verwechseln, in der dritten die Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit der Menschen weder vollständig noch genau anzugeben, und seine Materie überhaupt nicht gut eingeleitet zu haben. Sein Vortrag ist deutlich und leicht; auch geht er seinen eigenen Gang, aber zugleich holt er so weit aus, daß er sich sogar in die neuere Theorie des Vorstellungsvermögens verliert, und hie und da verweilt er länger, als selbst mancher Cathederphilosoph auf den dornichten Pfaden der Schulweisheit. Daher dürfte man ihm schwerlich das Verdienst wahrer Popularität einräumen, und für Landleute und Bürger kann er gewiß nicht geschrieben haben. In der Lehre von der Freyheit und Unsterblichkeit ist er gar zu kurz, und zu wenig befriedigend, und die Einwürfe, die er gegen die Eintheilung der Pflichten in vollkommene und unvollkommene vorträgt oder vielmehr wieder aufwärmt, möchten wohl nicht Stich halten.

Von Seite 257. an bis zum Ende werden in kleinerer Schrift zur Erläuterung der Sätze Beyspiele aus des Verf. deut-

deutſcher Zeitung angeführt, die zum Theil entbehrlich, zum Theil nicht immer paſſend, zum Theil für ein moraliſches Syſtem, wie die Biographie Joſephs II. zu weitläuftig ſind; aber im Ganzen brauchbare Wahrheiten enthalten.

Ak.

Beiträge zur Beruhigung und Aufklärung über diejenigen Dinge, die dem Menſchen unangenehm ſind, oder ſeyn können, und zur nähern Kenntniß der leidenden Menſchheit. Herausgegeben von Joh. Samuel Feſt, Prediger zu Hayn und Kreudnitz, unweit Leipzig. II. Bandes drittes Stück 18½ B. III. B. erſtes Stück S. 262. 8. Leipzig bey Weidmann. 1791.

Außer der Fortſetzung und dem Beſchluß der Reinhardſchen Abhandlung, der wir ſchon oft gedacht haben, und die das Wichtigſte in dieſen Stücken iſt, verdient noch im dritten Stück: Etwas über des Hrn. Hofrath Meiners Vertheidigung des Negerhandels geleſen zu werden. Die Nachrichten von dem verſtorbenen Prediger Ditmar ſind etwas zu weitſchweifig, obwohl ſie für manchen Leidenden nützlich ſeyn mögen. Doch räth Rec. nicht zum Abdruck des Tagebuchs, wenn es nicht mehr Aufſchluß gewährt.

Im erſten Stück des dritten Bandes, das ungleich reichhaltiger iſt, enthalten die beyden Aufſätze des Herausgebers 1) über die Frage: Beſſern Leiden allemal und unter welchen Umſtänden? und 2) An einen mißvergnügten jungen Prediger und angehenden Ehemann, mancherley nützliche und treffende Bemerkungen, die Rec. denen empfiehlt, die dergleichen Abhandlungen bedürfen. Erſchöpft iſt freylich beſonders die erſte Materie nicht, wie der Herausgeber ſelbſt beſcheiden geſteht, und im Grunde — welcher Sterbliche vermag ſie ganz zu erſchöpfen! Aber Rec. wundert ſich doch, daß der Herausgeber bey Gelegenheit der Unterſuchung, daß oft ganze Nationen durch Druck ſchlechter werden, z. E. die Griechen unter den Türken, die Bemerkung zu machen vergeſſen hat, die ſich von ſelbſt aufdringt, daß das gegenwärtige Verderbniß groſſentheils eine traurige Folge des moraliſchen und phyſiſchen Verderbniſſes ihrer Väter iſt, das aus Mißbrauch des

Wohlstandes entsprang; und daß die mehresten, wo nicht alle, moralischen Fehler der heutigen Griechen schon ihren Vätern anklebten. Lehrt nicht selbst das Beyspiel der Römer, und ihrer Nachkommen — lehren nicht manche andere Regentenfamilien dasselbe, nemlich, daß Ausschweifungen der Väter endlich einen kraftlosen, hinwelkenden Stamm hervorbringen, der physisch und moralisch verdorben erst mancherley Stürme bedarf, sich wieder fester einzuwurzeln, um mehr Kraft und Nahrung aus dem väterlichen Boden saugen und stolz seinen Gipfel von neuem emporheben zu können? Rec. kann hier diesen Gedanken nicht weiter verfolgen, und für den Herausgeber ist ein Wink genug.

Ks.

## X. Mathematik.

Astronomisches Jahrbuch für 1794. — Von J. E. Bode. Berlin. 1791. beym Verfasser und in Commission bey Lange.

Mit Rechte verweiset Hr. B. auch dasmal wegen der Vorschrift zum Gebrauche, auf vorige Jahre. Jetzo hat er die Oerter der drey Planeten über den Mars nach Lambes Tafeln berechnet, für den obersten hat Hr. Wurm sie in Deutschland herausgegeben. Noch ist jetzo des Mondes Rectascension hinzugekommen, dagegen statt Anfang und Ende der Morgen- und Abenddämmerung nur ihre Dauer angegeben. Aus den 25 Artikeln der Sammlungen hier nur was Deutschland und der Norden sich zueignen darf. 3) Herr Justizr. Bugge in Kopenh. über die Schiefe der Ekliptik. Leitet man sie blos aus der Mittagshöhe am Tage der Sommersonnenwende her, so kann man um 5 Sec. fehlen, er nimmt aber auch 8 bis 10 Tage vor und nach diesem, Mittagshöhe. Eine Aenderung von 10 bis 20 S. in der Schiefe der Ekliptik giebt gleichwohl keine merkliche Aenderung in dem täglichen Wachsthume oder Abnehmen der Abweichung um dem Sommerstillstand, folglich findet er die Höhe im Stillstande aus nahe an demselben beobachteter Mittagshöhe, wenn er vom Tage der Beobach-

Beobachtung bis zum Stillſtande, Zunahme der Abweichung addirt, Abnahme abzieht. Ein Mittel aus ſolchen Beſtimmungen giebt was ſehr genaues. So findet ſich aus Kopenhavner Beobachtungen die Schiefe für 21 Jun. 1784. 23 Gr. 28 M. 1,7 S. Tobias Mayers und Maskelynes Beobachtungen auf dieſe Zeit reducirt, geben 0,6 S. und 1,5 S. Dieſe mit vorzügliche Werkzeuge und an unterſchiednen Orten angeſtellte Beobachtungen ſtimmen überein darzuthun, die zu Paris beobachtete auf 1784. reducirte Schiefe 23 Gr. 27 M. 52 S. ſey zu klein. Daß die Aſtronomen die Secularabnahme der Schiefe verſchiedentlich ſchätzen, giebt in 100 Jahren 30 S. Ungewißheit, Herr B. lehrt und beſtätigt Vorſchriften, wie man hierbey zur Sicherheit komme. 4) Herrn Bode aſtronomiſche Beobachtung auf der Berliner Sternwarte 1790. Bey Gelegenheit der ſo oft hinderlichen Witterung erwähnt, daß gegen 180. völlig dunkle Abende und Nächte geweſen und von den übrigen 185 Tagen, die meiſten vermiſchte Witterung hatten. 5) Herr Camerer vertheidigt gegen den Herrn Gr. v. Platen den bekannten aſtronomiſchen Satz: für jeden Planeten iſt die Gleichung des Mittelpuncts am größten, wenn der Radius Vector die mittlere Proportionallinie zwiſchen der halben kleinen und großen Axe der Bahn iſt. 4) Hen. Camerers zwo Formeln die wahre Anomalie aus der mittlern zu berechnen. 5) Herr Oberamtm. Schröter zu Lilienthal, Beobachtung der Mondfinſterniß zwiſchen 22—23 Oct. 1790. Er hat ſich dabey verſichert, die hellen Flecke die man in der Nachtſeite des Mondes ſieht, leuchten vom reflectirten Erdenlichte; ſie zeigten ſich nach dem Maaße, wie ſie in den Erdſchatten einrückten oder austraten, eben ſo wie ſie ſich bey der veränderten Erleuchtung im zunehmenden oder abnehmenden Monde zeigen. 9) Herrn Arnodt K. K. Aſtronom. Beobachtungen zu Prag. 10) Hr. Pr. Schubert in St. Petersburg, unterſucht was für die Beſchaffenheit des Dunſtkreiſes folgt, wenn Tobias Mayers Regel, auf Erfahrung gegründet iſt, daß man bey Mondfinſterniſſen, den Halbmeſſer des Erdſchattens wie er gewöhnlich berechnet wird, wegen der Erdatmoſphäre um $\frac{1}{60}$ vergrößern muß. 11) Hrn. M. Wurm, Lehrer der lat. Schule zu Nördlingen, Erläuterungen zur Parallaxerechnung bey Sonnenfinſterniſſen und Bedeckungen. Zu Feers nach der Lexellſchen Methode eingerichtete Vorſchriften Jahrb. für 1788. Sie erfordern Entwerfung einer Figur für den beſondern Fall, oder doch

Gebrauch einer Himmelskugel. Herr W. ſuchte dieſe Vorbereitung durch Auseinanderſetzung der Fälle zu erſparen. 12) Hr. Herſchel hat 1000 neue Nebelflecke und Sternhaufen vom 26 Apr. 1785. bis 26 Nov. 1788. entdeckt. Hr. B. hat, wie bey dem erſten Tauſend (Jahrb. für 1791.) aus Hrn. H. Angaben Rectaſcenſion und Declination hergeleitet. 13) Beobachtungen und Nachrichten vom Hrn. Zach mitgetheilt, darunter mehrere von des Herzogs von Gotha Durchl. ſelbſt angeſtellt, auch vom Hrn. Oberſtallm. von Hardenberg, mit Anwendungen auf Unterſchiede der Meridiane, Vergleichung ſolchergeſtalt gefundenen Unterſchiede mit dem welche Chronometer geben. Empfehlung der Methode vermittelſt einzelner Sonnenhöhen außer dem Mittagskreiſe, und der durch correſpondirende Sonnenhöhen bekannt gewordnen Zeit die Polhöhe zu finden. Wenn kleine Sextanten und Chronometer gebraucht werden, das Chronometer überträgt die Unvollkommenheiten der Sextanten, Vorſichtigkeiten dabey ſind: der künſtliche Horizont äußerſt genau zu invelliren, den Collimationsfehler mittelſt des Sonnendurchmeſſers mehrmals ſcharf zu beſtimmen, die Sonnenhöhen mit dem Chronometer abzuwarten, wenn die Alhidade des Sextanten auf einer runden Zahl der Theilung im voraus geſtellt worden, und dieſe Höhe nicht zunah am Horizonte wegen Unſicherheit der Strahlenbrechung zu nehmen. Hr. v. Z. erläutert dieß mit einem wirklichen Beyſpiele. Aehnliche Arbeiten des Hrn. Inſp. Böhler zu Dresden, auch topographiſche Vermeſſungen deſſelben mit den Sextanten. Meſſungen des Herrn Lieut. Pendt. Hr. Zach theilt noch 17 Meridianbeſtimmungen Mercurs mit. Nur ſiebenmal da Mercur im May 1790 ziemlich hoch ſtand, gelang es, beſonders bey heiterm Himmel ihn am Quadranten wahrzunehmen. Auch ſah er, zum erſtenmal in ſeinem Leben bey hellem Tage und während der Culmination, den Planeten ſichelförmig in dem vortrefflichen dollondiſchen Paſſageinſtrumente, bekanntlich haben wenig Aſtronomen Phaſen Mercurs geſehen, und der Planet iſt ſchwer zu finden, blieb oft ſelbſt bey einer großen Digreſſion, Hrn. v. Z. aller Mühe und Anſtrengung ohngeachtet unſichtbar; vielleicht hat es mit ihm eine Beſchaffenheit wie mit der Venus, und es müßte für ihn eine Aufgabe aufgelöſt werden, wie für ſie, Halley Phil. Tr. n. 349; aufgelöſt hat. Formeln zu Berechnung des Uranus. Beyſpiele der großen Genauigkeit mit welcher Chronometer die Unterſchiede des

Mit-

Mittags geben. Hr. Maſkelyne habe bey ſeiner Prüfung der Zeithalter, weder der Wiſſenſchaft noch der Billigkeit gemäß verfahren. Verzeichniß der Unterſchiede des Mittags zwiſchen Paris und Greenwich nach mehrern Angaben, wobey ſich die durch Chronometer ſehr den zuverläſſigen aſtronomiſchen nähere. Unter andern Nachrichten ſchreibt Hr. v. Zach auch: „Der Bau der Göttinger Sternwarte iſt vom König in Gnaden abgeſchlagen worden.“ (Da in Göttingen ſchon eine Sternwarte iſt, ſo erfordert das wohl einige hiſtoriſche Erläuterung. Was an dieſer vorhandenen zu bauen nöthig war, iſt von Königl. Regierung allemal verwilligt worden. Bis an 1782. war das Gebäude ſo beſchaffen, daß ein Quadrant mit dem man übereinſtimmende Sonnenhöhen nehmen wollte, von ſeiner vormittägigen Stelle ziemlich weit bis an die nachmittägige mußte verrückt werden; auf Hrn. Hofr. Käſtners Vorſtellung genehmigte Königl. Regierung einen Anbau auf der Südſeite, wo der Quadrant ſtehen bleibt, nur um ſeine verticale Axe gedreht wird, auch ſo was an der Nordſeite, für Beobachtungen nordlicher Sterne. Hr. H. K. veranlaßte, daß dabey als Baumeiſter ein Hr. Oppermann gebraucht ward, der mit ſeinen übrigen Einſichten in geſammte auch höhere Mathematik, Eifer und Geſchicklichkeit in aſtronomiſchen Beobachtungen verbindet. Soll in Göttingen eine ganz neue Sternwarte angelegt werden, ſo würde man vermuthlich die alte nicht einreißen, ſondern einen eignen Platz für ein Gebäude vom Grund auf, ſuchen. Die Nothwendigkeit einer ſolchen Unternehmung haben in Göttingen beſonders zwo Perſonen eingeſehen; Ein Baumeiſter, zu deſſen, ſonſt brauchbaren Kenntniſſen, Aſtronomie nicht gehört, und, der 1789. um Michaelis daſelbſt angeſetzte Hr. Prof. Seyffer um ein eignes Haus dabey zu haben, welche Bequemlichkeit Tobias Mayer nicht genoß, als er für ſein Verzeichniß vom Fixſternen arbeitete. Vom Hrn. Pr. S. ſind bisher nur einige wenige Beobachtungen bekannt, dergleichen viele und beſſere auf der vorhandenen Sternwarte, mehr Jahre durch, von unbeſoldeten Liebhabern der Wiſſenſchaft ſind angeſtellt worden; was von ſeinen Verrichtungen nicht bekannt iſt, läßt ſich nicht beurtheilen, ſo wenig als ſeine Gelehrſamkeit, von der er bisher noch nicht die geringſte öffentliche Probe abgelegt hat. Nicht einmal was jeder angehende Docent leiſtet, ehe er auf Lehramt und Beſoldung Anſpruch macht. In Zeitungen iſt gleichwohl, mit Ankündigung

ſeiner

ſeiner Reiſe nach England, berichtet worden, er habe dem Könige einen Plan vom neuen Obſervatorio vorgelegt, deſſen Genehmigung gehofft wird. Bey dieſer Nachricht läßt ſich erinnern, daß bekanntlich, und ſehr billig, von Göttingen aus, dem Könige nichts vorgelegt wird, ſondern Königlicher Regierung, die dann das übrige veranſtaltet. Hr. Prof. S. muß aber Freunde haben, die, gutmeynend, Unrichtigkeiten von ihm in die Welt ſchreiben, dergleichen die Nachricht war, die ſchon am Ende des Jan. vom Iourn. des Sav. 1790. ſeinetwegen ertheilt ward, wo er Profeſſeur tres actif de l'aſtronomie heißt, und ihm ſey l'obſervatoire entier en entier, ob man gleich in Göttingen keinen Profeſſor der Aſtronomie hat, und Hr. Prof. S. beym Obſervatorio unter einen andern geſetzt ward. Es heißt da ferner er habe ſich très avantageuſement annoncé au Public par pluſieurs obſervations aſtronomiques, et par un mémoire ſur la declinaiſon de l'aiguille aimantée lû à la ſociété des ſciences à Gottingue. Obſervationen hatte Hr. S. im Sommer 1788. als er noch Unterricht über analytiſche Formeln der ſphäriſchen Aſtronomie nahm, auf der Sternwarte zu ſeiner Uebung angeſtellt, wie andre, welche eben die Erlaubniß hatten, dabey wollte er die Abweichung der Magnetnadel unterſuchen, und gab ſie ein paar Grade zu groß an, weil er indeſſen ſo viel Mühe darauf gewendet, und ſoviel gerechnet hatte, als wenn er es recht gemacht hätte, ſo ward zu ſeiner Aufmunterung ſein Aufſatz darüber der Societät vorgelegt, nicht vorgeleſen, welches freylich einer Theorie der Abweichung wiederfahren wäre. Es gehört wohl mit in die Deutſche Bibliothek, franzöſiſche Erzählungen von deutſcher Gelehrſamkeit zu berichtigen). 14) Auch vom Hrn. v. Zach, Beobachtungen des Mars und deſſen Oppoſition im Jenner 1791; mit de la Places und de Lambres Tafeln verglichen, nebſt einer neuern Methode den Gegenſchein aus entfernten Beobachtungen ſicher herzuleiten. Die erſten genannten Tafeln weichen merklich vom Himmel ab, aber die letztern treffen gut zu. 15) Hr. Prof. Fiſcher über die Anordnung des Weltgebäudes, ein freyer Auszug aus Herrn Herſchels Schrift über dieſen Gegenſtand. Da Hr. F. eigentlich ſeine eigne Vorſtellung hiervon erklärt, ſo iſt dieſer Aufſatz, auch nach der deutſchen Ueberſetzung von H. Schriften nicht überflüßig. Er erläutert vieles auch mit einer Figur. 16) Anmerkung dazu, wo Hr. Kant Theorie abgehandelt wird. 17) Zufällige Gedan-

ken

ten über aſtronomiſche Gegenſtände, vom Hrn. D. Koch in Osnabrück. Durch das Herſchelliſche 40ſüßige Teleskop möchte ſich wohl der Komet 1759. erkennen laſſen, deſſen größrer Abſtand von der Sonne nicht mehr 35. 45 Halbmeſſer der Erdbahn beträgt, und vermuthlich ein planetiſches Anſehn habe, da ſo fern Nebel und Schweif erſt noch bey der Sonne ſtark ſinde. Zum Vergnügen hat Hr. D. K. geometriſche Oerter dieſes Kometen für 1792. nach den neuſten Elementen ſeiner Bahn berechnet. 18) Hrn. Sandt, Lehrer an der Domſchule zu Riga, Beobachtung und Berechnung der Sonnenfinſterniße von 1787. 1791. 19) Herr Landmarſchall v. Hahn über Jupiters Streifen und deren Veränderung. Mit einem Herſcheliſchen Teleſkope von 7 Fuß, vorn 160ſache Vergrößerung, ſah er die Aequatorialzone, ſo daß ſie ihm nicht in der Atmoſphäre, ſondern der Körper oder Kern des Planets zu ſeyn ſchien. Er ſchließt, Jupiter ſey mit einer ziemlich hellen Wolkenatmoſphäre umgeben, die parallel aus einander geht, und den Körper in ſeiner gelben Farbe zu ſehr geſtattet. Mehr ſolche Muthmaßungen. 20) Hr. Pr. Spath in Altdorf, über Parallaxe und Größe der Fixſterne. Geometriſche und photometriſche Unterſuchung über Hrn. Herſchels Vorausſetzung, die Sterne ſeyen einer wie der andere ſo groß als die Sonne. 22) Hrn. Prof. Beitler Beob. d. Mondf. 28 Apr. 1790. 23) Vermiſchte Nachrichten, darunter ein Schreiben Hrn. Kant, wie ſo vieles, das er in ſeiner Theorie des Himmels vor 35 Jahren gelehrt, durch Hrn. Herſchels Beobachtungen beſtätigt wird.

**William Herſchel, D. der Rechte und Mitgl. d. K. Geſ. d. W. zu London, über den Bau des Himmels, drey Abhandlungen a. d. Engl. überſ. Nebſt einem authentiſchen Auszuge aus Kants allgemeiner Naturgeſch. und Theorie des Himmels. Königsb. bey Friedrich Nicolovius. 1791. 204 Octavſ. 3 Kupfert.**

Auch als Original gehörte dieſes Werk in die deutſche Bibliothek, nur müßte es da aus andern Abhandlungen ausgehoben werden, man hat dem Hrn. Ueberſetzer zu danken, daß er nicht nur dieſes leiſtet, ſondern auch Deutſchen die Arbeit ei-

nes

nes Landsmanns, der seinem Vaterlande so viel Ehre gemacht, in ihrer Sprache liefert. Er unterzeichnet sich am Ende seines Vorberichts: G. M. Sommer Pfarrer Adjunct an der Haberbergischen Kirche und zweyter Bibliothecar bey der Königl. Schloßbibliothek. Die Originalaufsätze, deren Aufschriften angeführt werden, finden sich Philos. Transf. Vol. 74 fol. 1784. p. 437. Vol. 75. p. 213. und Vol. 79. p. 212. Die dabey befindlichen Verzeichnisse von Nebelsternen und Sternhaufen sind weggelassen, aber einige Anmerkungen und Erläuterungen, so beygefügt, daß man sie vom Grundtexte unterscheiden kann. Die Art wie sich Hr. H. durch sein Teleskop, gegenseitige Bogen, der Nebelsterne und Sternhaufen darstellen, macht den Anfang der ersten Abh. Er schließt, unsre Sonne befinde sich in der großen Sternschichte Milchstraße genannt. Man stelle sich Sterne in parallelen Ebenen gesetzt vor, so daß sechs Ebenen, welche den Raum in dem sich diese Sterne befinden, ringsherum begränzen, ein Parallelepiped bilden. Stellt man eine Ebene mit des Parallelepipeds Seitenflächen parallel und ein Auge in ihr, so wird das Auge die Sterne, welche sich in dieser Ebene (Schichte heißt es in dem Buche) befinden, rings um sich in einen größern Kreis projicirt sehen, die sich aber in andern Ebenen befinden, werden ihm über dem übrigen Theil des Himmels zerstreut erscheinen. Stünde ein Auge außerhalb einer solchen Schicht, so würden die Sterne in ihr, ihm innerhalb eines kleinen Kreises der Kugel erscheinen, der würde sich bey größerer Entfernung des Auges immer mehr verengern, und für einen über die Maaße großen Abstand, würde sich die ganze Schicht zuletzt in einen leichten Fleck zusammenziehen, dessen Gestalt sich nach ihrer Stellung, Höhe und Länge richtete. So läßt sich auch eine Schicht denken, die wie ein lichter ausgedehnter und wiederum zurückkehrender Zweig aussieht. Hr. H. vergleicht dies mit den Erscheinungen der Milchstraße, und erwähnt unter den Methoden, den Ort der Sonne in der Sternhöhe zu bestimmen, eine die er gazing the heaven nennt und der Uebersetzer nicht unglücklich: Sternaichen mit dem Hr. v. Zach gegeben hat. Er stellt sein Teleskop so, daß eine gewisse Zone mit Sternen durch das Gesichtsfeld geht, da er weiß, wie weit die beyden Gränzen dieser Zone vom Nordpole sind: Nun zählt er die Sterne in zehn Gesichtsfeldern des Teleskops, addirt die Summen, und schneidet eine Decimalstelle rechter Hand ab, das giebt den Gehalt

des

des Himmels in den so geaichten Theilen. Eben so was macht er mit einer andern Zone u. s. w. Dieses Verfahren lehrt ihn, daß die Menge der Sterne in der Näherung zur Milchstraße sehr schnell zunimmt. Solche und andre Aichungen müssen aber über den ganzen Himmel ausgeführt werden, wenn man sichere Anwendungen machen will. Er sucht also nur zu zeigen, wie man aus einem ohngefähren Ueberschlage die Stelle der Sonne in der Milchstraße finden könne, gesteht aber selbst er habe sich unvermerkt verleiten lassen über diese Sache mehr zu sagen, als er noch jetzo berechtigt ist. Noch auf gut Glück einige besondere Bemerkungen über Richtung der Hauptgeschichte und einiger ihrer Nebenzweige. Z. E. der sehr bekannte, dem bloßen Auge sichtbare Nebelfleck im Krebs, gehört wahrscheinlich einer besondern Schicht, in welcher er nach Hrn. H. Vermuthung uns am nächsten liegt. Hr. H. nennt sie die Schicht des Krebses. Sie erstreckt sich vom ε des Krebses nach Süden hin, über den Nebelfleck M. 67. der Conn. d. T. welches ein sehr schönes und dicht zusammengedrängter Sternhaufen ist, der durch jedes gute Fernrohr sich leicht wahrnehmen läßt. Hr. H. hat in ihm mit seinem großen Spiegeltelescope, bey 157facher Vergrößerung über 2000 Sterne in einem einzigen Gesichtsfelde wahrgenommen. Da dieser Sternhauf durch jedes gute gemeine Fernrohr so deutlich erscheint, und dem, welcher mit bloßem Auge zu sehen ist, so nahe steht, so wird es wahrscheinlich das nächste dem Abstande nach an jenem innerhalb des durch γ, δ, η, ζ gebildeten Vierecks seyen, vom Nebenfleck M. 67. geht die Schicht des Krebses gegen den Kopf der Wasserschlange hin, weiter aber als bis zum Aequator, hat er noch nicht Zeit gehabt ihr nachzuspüren.

Der zweyte Aufsatz fängt mit der theoretischen Vorstellung an: unzählige Sterne von mannichfaltigen Größen seyen über einen unbestimmten Theil des Raumes dergestalt zerstreut, daß sie durchgängig beynah gleichmäßig vertheilt seyn. Die Gesetze der Anziehung die ohne Zweifel zu den entferntesten Regionen der Fixsterne sich erstrecken, werden vermuthlich Wirkungen, wie folgende hervorbringen. Bildung der Nebelflecke 1ste Form. Ein Stern, beträchtlich größer als seine benachbarten, wird sie stärker anziehen, als sie von andern angezogen werden, die unmittelbar um sie stehen, hierdurch werden sie mit der Zeit sich gleichsam um einen Mittelpunct zusammen

sammen drängen oder mit andern Worten sich zu einem Sternhaufen bilden, dessen Gestalt nach Verschiedenheit der Größe, und des ursprünglichen Abstandes der ringsumher befindlichen Sternen mehr oder minder kugelförmig seyn wird. Die Perturbationen dieser wechselseitigen Anziehungen müssen ohne Zweifel sehr verwickelt werden, wie aus Hrn. Isaac Newtons Principien I. B. 38 u. f. S. erhellt (Newtons eigner Ehrentitel Sir ist hier unrecht blos durch Herr übersetzt). Um Newtons Schlüsse von Körpern, die sich in Ellipsen bewegen, auf solche anzuwenden, die wie hier angenommen wird, keine andere Bewegungen haben, als welche ihnen ihre gegenseitige Schwere mittheilt, so muß man sich dieser Ellipse conjugirte Axen unendlich verkleinert denken, wodurch die Ellipse zu geraden Linien werde. Eine zweyte Form ist, wenn einige Sterne, obgleich an Größe den andern nicht überlegen, etwa einander näher stehen als des rundumher befindlichen, da entsteht eine überwiegende Anziehung in ihrer aller gemeinschaftlichem Schwerpuncte und die benachbarten Sterne verdichten sich gegen den gemeinschaftlichen Schwerpunct des gesammten unregelmäßigen Sternhaufens, wo eine große Mannichfaltigkeit von Gestalten entstehen kann. So giebt Hr. H. noch eine ζ, ω, ϒ, Form an. Einwenden ließe sich: So was führe auf eine allgemeine Zerstörung durch den Stoß eines über den andern fallenden Sterns, Beantwortung ist: Wenn auch nur eine Beobachtung beweise das sey wirklich das System des Weltalls, so könne man sicher seyn der Urheber werde für die Erhaltung des Ganzen gesorgt haben. Davon läßt sich folglich das sagen: der übermeßliche Umfang des Sternhimmels, wird ein Gegengewicht hervorbringen, auch muß man einzelne Sterne nicht nothwendig in Ruhe betrachten, sondern kann bey ihm schon Wurfskräfte annehmen. Optische Erscheinungen. Angenommen, daß die Sterne der ersten Größe uns am nächsten sind, und sie in der Verhältniß weiter von uns abstehen, in welcher ihre Größe abnehme, so wird ein Beobachter der in einen kugelförmigen Sternhaufen eingeschlossen ist, und zwar nicht vom Mittelpuncte, nie dasselbe Ende absehen, sein Blick entdeckt höchstens ihren Stern der 7 Größe, d. i. nach dem Angenommenen, siebenmal so weit entfernt als Sirius, also reicht er nicht bis an die Gränze des Kugelhaufens, wenn ringsherum in jeder Richtung von ihm nicht weniger als 50 Sterne sind. So zeigt Hr. Herschel ferner was Teleskope hierbey leisten, theilt Sternnebelungen mit, und löset

die

die Aufgabe auf: Vorausgesetzt die Sterne seyn beynahe gleichförmig vertheilt und ihre Anzahl in einem Gesichtsfelde von einem bekannten nach Graden bestimmten Durchmesser gegeben, die Länge des Visionsradius (visual ray) zu bestimmen. Er betrachtet zu dieser Absicht Sterne in Axe und Querschnitte eines rechtwinklichten Kegels gesetzt. (Der Kegel, wie selbst die Figur zeigt, ist nicht rechtwinklicht, sondern gleichseitig) Die Resultate lassen sich hier nicht wohl verständlich erklären. Nach Hrn. H. Schlüssen bewohnen wir einen Planeten eines Sterns, der zu einem zusammengesetzten Nebelfleck seiner dritten Form gehört, diese Form ist: Einige große Sterne, oder verbundne kleine, in langgestreckten, regelmäßigen, oder gekrümmten Reihen, Haaken und Zweigen. Noch beschreibt Hr. H. Eine Section unsrer Sternschichte, Ursprung der Nebelschichten, eine Oeffnung im Himmel, wo sich nämlich keine, oder nur wenig ziemlich große Sterne zeigen, sehr zusammengesetzte Nebelflecke, einen Nebelfleck mit einer Oefnung, oder einen Ring von Sternen, planetarische Nebelflecke, die durchaus einförmigen Glanz zeigen und sich dadurch von Nebelflecken unterscheiden, gleichwohl Licht von der Natur des Fixsternlichts haben mögen, weil es durch starke Vergrößerung bey weitem nicht soviel leidet als sonst Planetenlicht. Noch Bemerkungen über den Bau des Himmels, vermittelst neuer Nebelflecke, Kugelhaufen u. s. w.

Da in diesem Aufsatze Hrn. H. fast alles neu ist, da er Schlüsse aus Empfindungen enthält, die er bisher meist allein gehabt hat, diese Schlüsse auf vorläufigen astronomischen Einsichten beruhen, und zur Erläuterung Zeichnungen nöthig sind, so wird entschuldigt seyn, was etwa in diesem Auszuge nicht ganz deutlich wäre. Er soll eigentlich auf ein so merkwürdiges Werk aufmerksam machen, und veranlassen dasselbe zu studiren und zu prüfen, welches Hr. H. gewiß selbst bey seinen Voraussetzungen und Folgerungen daraus verlangt. Einen leichtern Gebrauch davon werden freylich manche Leute machen, wunderbare Sätze daraus nachzuschwatzen, ob sie gleich die Sätze nicht ganz, und die Gründe derselben gar nicht verstehen.

Herr M. Joh. Friedr. Gensichen, zweyter Inspector des Alumnats auf der Un. Königsberg, hat den Auszug aus Hrn. Kants Naturgeschichte und Theorie des Himmels, die 1755. erschien, verfaßt, H. K. eignes Verlangen einer unge-

betnen neuen Ausgabe dieſes Werks zuvorzukommen. Hier iſt nicht der Platz aus dieſem Auszuge einen andern zu machen; Er zeigt indeſſen, daß Hrn. K. ſcharfſinniges Nachdenken auf Schlüſſe gebracht hat, die durch neuere Erfahrung ſind beſtätigt worden. Die jetzigen Erweiterungen der Sternkunde ſind dabey mit in Betrachtung gezogen worden.

Es iſt wohl der Mühe werth hier zu erwähnen, daß ſchon Kepler unſrer Sonnenwelt ihre Stelle ohngefähr mitten in der Milchſtraße angewieſen hat, Epit. Aſtr. Cop. p. 39. Wäre ſagt er, unſre Erde außerhalb der Milchſtraße, ſo erſchiene ſolche wie ein kleinerer Kreis der Kugel oder wäre eine Ellipſe; und man ſähe ſie ganz auf einmal; wäre die Erde in der Ebne der Milchſtraße, aber einem viel näher als dem andern, ſo erſchiene dieſer Theil ſehr weit, der gegenüberſtehende mehr. Ita fixarum ſphaera non tantum orbi ſtellar. ſed etiam circulo lacteo verſus nos deorſum eſt terminata.

It.

## XI. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Phyſikaliſches Wörterbuch oder Verſuch einer Erklärung der vornehmſten Begriffe und Kunſtwörter der Naturlehre, mit kurzen Nachrichten von der Geſchichte der Erfindungen und Beſchreibungen der Werkzeuge begleitet von D. Johann Samuel Traugott Gehler, Oberhofgerichts-Aſſeſſor und Senator zu Leipzig. Dritter Theil, mit 7 Kupfertafeln. 958 Seiten in gr. 8. Vierter Theil, mit 6 Kupfert. 946 S.

Der dritte Theil dieſes vortrefflichen Werks fängt mit dem Wort Liquoren an, und endigt ſich mit Sedativſalz. Der vierte gehet von dem Wort See bis zum Wort Zwiſchenräume, und ſo wäre nach alphabetiſcher Ordnung das Werk geſchloſſen. Allein der Verf. meldet in der Vorerinnerung zum letzten Theil, daß während der Bearbeitung dieſer beyden Theile dieſe Wiſſenſchaft durch eine zahlreiche Menge neuer

neuer Entdeckungen, Versuche, Muthmaßungen und Systeme bereichert worden, daß in mehreren wichtigen physikalischen Lehren in dem letzteren Quinquennium die Meynungen mehrmalen abgewechselt, und ihn genöthigt, schon manches bey schicklichen Worten zuzufügen, und manche Lehre in einem andern Gesichtspunkte darzustellen, daß ihm aber bey diesem in alphabetischer Ordnung ausgearbeiteten Werk nicht möglich gewesen, alle seit der Zeit gemachte neue Beobachtungen und Bereicherungen der Wissenschaft vorzutragen. Diese Gründe bewogen ihn, den gewiß allgemeinen Beyfall verdienenden Entschluß zu fassen, in einem 5ten Theile alle neuere Entdeckungen u. s. w. in der Naturlehre zu liefern, und damit der Gebrauch des Werks hierdurch nicht erschweret werde, ein genau ausgearbeitetes Realregister, nebst einem der lateinischen und französischen Kunstwörter, zugleich aber auch einen Vorschlag beyzufügen, in welcher Ordnung man das Buch lesen könne, um sich dessen als eines zusammenhängenden Lehrbuchs zu bedienen. Diesen fünften Theil verspricht der Verf. künftige Ostermesse zu liefern. Schon jetzt hat der Hr. Verf. geleistet, was man nur erwarten konnte. Das Werk hat den allgemein verdienten Beyfall erhalten, und jede weitere Vervollkommnung, die derselbe verspricht, und die aus keinen bessern Händen kommen kann, wird das Publikum mit Begierde erwarten.

Th.

**Anmerkungen über den Cattunbau. Erster Theil. Zum Nutzen der Dänischen Westindischen Colonien, auf Allerhöchst Königl. Befehl geschrieben von Julius Philipp Benjamin von Rohr. Mit einer Vorrede vom Herrn Dr. P. G. Hensler, Archiater und Professor der Arzneywissenschaft in Kiel. Altona und Leipzig, bey Hammerich. 1791. 139 S. in 8.**

Hr. Obercondukteur und Bauinspektor von Rohr, der nicht allein eine Reise nach den Westindischen Inseln und dem festen Lande von Amerika in der Absicht gemacht hatte, um sich in dem Cattunbaue, und allen was dazu gehört, zu unterrichten, sondern auch selbst auf der Insel Ste. Croix ei-

jene Pflanzen besitzt, ist unstreitig im Stande, uns von allem was die Lebensart, ihren Anbau, und ihre bestmögliche Nutze Nutzung betrifft, die zuverlässigsten Nachrichten zu ertheilen.

Die gegenwärtigen Anmerkungen werden daher sowohl den Pflanzer selbst, als auch den jungen Liebhaber der Naturgeschichte der diese merkwürdige und nützliche Pflanze näher will kennen lernen, hinlänglichen Stoff zur Belehrung und zum Unterrichte anbieten. Hm.

Der Naturbeobachter für Kinder die ihren Schöpfer kennen lernen wollen. Erstes Bändchen. Quedlinburg, bey Ernst. 1791. 102 S. in 8.

Ein Auszug aus Sanders Natur und Religion. Hin und wieder sind einige Verse und andere Sachen eingewebt, worin der seel. Sander keinen Antheil hat; z. E.

Gott wohnt in Lapplande,
So gut als wie in Jaden;
Der dumme Mensch — der Thor,
Kann ihn nur nirgends finden.
Der Weise aber spricht:
Ich leugne Gott in keinem Lande nicht.

Wir können nicht sagen, daß uns dieser Auszug behagt hätte. Hpm.

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte. Vierten Bandes fünftes Stück. Leipzig. 1791.

S. 497—622. I. Bonvoisin über die Reinigung der aus den Knochen gezogenen Phosphorsäure, nebst einigen Bemerkungen über die Eigenschaften der Zuckersäure. S. 497—520. Er nahm auf 6 Pfund weißgebrannter Knochen, nur 4 Pfund Vitriolöl, und erhielt so eine von Vitriolsäure (beynahe) reine Säure; die Erde, welche noch damit vermischt war, schlug er durch gemeinen Salmiakgeist gänzlich daraus nieder, und zerstreute das flüchtige Laugensalz durch Schmelzen wieder; einige Verschiedenheiten dieser Säure von derjenigen, die man durch Verbrennen des Phosphorus erhält, welche der Vers. von dem Brennstoff der letztern ablei-

ableitet. Sie muß über dem Feuer nicht in Glas behandelt werden, wenn ſie rein bleiben ſoll. Aus Phosphorſäure ſchlage die Zuckerſäure nicht alle Kalkerde nieder; ätzender Salmiakgeiſt die Erde noch mit Phosphorſäure getränkt; die zuckerſaure Kalkerde löſte ſich in allen Säuren auf; Zuckerſäure (wir würden lieber ſagen Sauerkleeſäure) ſchlage daher Kalkerde aus Säuren nicht nieder, die nicht ganz damit geſättigt ſeyen. Der Verf. räth daher, in ſolchen Fällen die überflüßige Säure mit ätzendem Salmiakgeiſte zu ſättigen. II. Ebend. vom Weltauge in Piemont S. 520—544. Der Verf. fand es im Nierenſtein aus dem Thal Aoſta, und in den Achaten von Caſtellamont, Boutiſſe und Caſelette, verſteht aber nur Opale darunter, die im Waſſer durchſichtig werden; an die Lippen hängt es ſich nicht immer an; in 400 Theilen fand er bey der Zerlegung nur 1 Theil Eiſen, 14 Theile Kalkerde, 143 Alaunerde, und 242 Kieſelerde. Dieſe letztere werde durch Vermittelung der andern in der Natur öfters aufgelößt; die Achate entſtehen aus dem Thon verwitterter Serpentinſteine. Ob übrigens die Würfel, die der Verf. im Speckſtein fand, wahre Kriſtallen von wahrem Achat ſind, zweifeln wir noch. III. Morozzo über den Thau und die ſich daraus entwickelnde luftartige Stoffe. S. 545—553. Der Verf. erhielt feſte Luft, an der Sonne viele Lebensluft, und etwas entzündbare daraus; die letztere hält er doch für zufällig. IV. Ebend. eudiometriſche Verſuche mit der durch das Athmen der Thiere verdorbenen reinen Luft in Tabellen. S. 554—560. Sie zeigen, wie äußerſt behutſam man in den Folgerungen aus ſolchen Verſuchen ſeyn muß; aus ätzendem Sublimat erhielt der Verf. eine Luft, die ſich bey der Prüfung mit Salpeterluft vorzüglich zeigte, und doch tödtlich iſt; aus Eiſenvitriol eine andere, die in der Prüfung mit Flamme und Salpeterluft ſich ſehr gut hielt, obgleich ein Thier in einigen Sekunden darin ſtarb. V. Lazz. Spallanzani's phyſiſche und oryktologiſche Bemerkungen, S. 561—588. Mehrere Beyſpiele von dem unaufhörlichen Nagen der Wellen an der Felſenmaſſe des feſten Landes. Der Marmor vor Porto venere, der jetzt an zwo verſchiedenen Stellen gebrochen wird, ob er gleich an mehreren andern Orten auf der Inſel Palmaria und dem benachbarten feſten Lande vorkömmt; er bildet nirgends ganze Berge. Im Gebiet von Caſale Gruben, aus welchen Braunſtein nach Livorno und Venedig gefördert wird; die Tropfſtein-

steinhölen in der Gegend von Carrara; ihre nun meist verlassene Marmorbrüche; auch der Verf. hat in diesem Marmor nie Versteinerungen, wohl aber Kies und Bergkristallen gefunden; die Marmorbrüche bey Massa und Serravezza; bey Forno Volastro ehemals Eisengruben. Auch der V. fand in den Apenninen keinen Granit. VI. Al. Volta über natürliche entzündliche Luft. S. 589—688. Von dieser Luft leitet der Verf. die brennende Quelle im Delphinat, das Feuer bey Pietra mala, die Erscheinungen bey der Acqua buja, und in der Nähe der alten verschütteten Stadt Velleja ab. VII. Lorgea über den Ursprung des natürlichen Mineralalkali. S. 408—422. Der Anfang einer Abhandlung, von welcher in deutschen Zeitschriften bereits ein Auszug erschienen ist.

Hf.

Journal der Physik, herausgegeben von Dr. F. A. C. Gren, Professor zu Halle. Jahr 1791. des vierten Bandes Heft 1. und 2. Zusammen 320 Seiten in gr. 8v. und 4 Kupfertafeln. Leipzig, bey Barth.

1) Von Marums Beschreibung einer Elektrisirmaschine, dem Herausgeber vom Hrn. Ingenhouß mitgetheilt. Zu dieser Beschreibung gehören die 3 Kupfertafeln dieses Stücks, ohne deren Hülfe die würklich vortheilhafte Einrichtung dieser Scheibenmaschine nicht gut deutlich zu machen ist. Recens. hat vor ein paar Jahren schon, ohne Hrn. v. Marums Erfindung zu kennen, seine Scheibenmaschine nach ähnlichen Grundsätzen anlegen lassen, und kann es also aus Erfahrung bestätigen, daß diese Einrichtung würklich vortheilhaft sey, nicht nur, weil man durch dieselbe eben so gut negativ als positiv elektrisiren kann, sondern auch weil die, auf Glassäulen freystehenden Reibezeuge leicht können gereinigt werden, und die Maschine nach Verhältniß des Durchmessers der Scheibe, eine ungewöhnlich starke Würkung hervorbringt. Das genauere Anliegen des zum Behängen angewandten Taffents ist, unserm Dafürhaltens zu folge, der einzige Vorzug, welchen die Cylindermaschinen vor dieser, so wie vor allen Scheibenelektrisirmaschinen zum voraus haben. —

2) Hr.

a) Hr. Professor Mayer in Erlangen, über das Gesetz, welches die Leitungskräfte der Körper für die Wärme befolgen; — dasjenige nämlich, daß die Leitungskräfte zweyer Substanzen (von gleicher Figur und Volumen) sich umgekehrt verhalten, wie die Produkte ihrer Massen zu ihren specifischen Wärmen. — 3) Auszug eines Briefes des Hrn. Professor Pickel in Würzburg; — in welchem er selber gesteht, daß seine (in einem der vorigen Stücke dieses Journals beschriebene und abgebildete) Geräthschaft zur Anschwängerung des Wassers mit der dephlogistisirten salzsauren Luft, um in demselben leinen und baumwollen Garn zu bleichen, so gut sie auch ausgedacht sey, bey der Anwendung nicht vortheilhaft erscheine. Er schlägt daher eine andre, leichter ausführbare zweckmäßigere Methode, jenes Bleichen mittelst der dephlogistisirten salzsauren Luft zu bewürken hier vor. — 4) Auszug aus einem Briefe des Hrn. Bergcomm. Westrumb, — über die Erscheinung der Salpetersäure und des flüchtigen Laugensalzes bey der Zersetzung und innigen Vereinigung verschiedner Luftarten, nach welchen und andern Versuchen es dem Verf. immer glaublicher werde, daß die Phosphorsäure die Basis von beyden ausmache. Hierauf theilt Hr. W. noch einen Beweis mit, über die Entstehung des Basalts durch Feuer und nicht auf dem nassen Wege. — 5) Berechnung des senkrechten Abstandes der höchsten Stelle der Grundfläche von Augsburg über die Fläche des mittelländischen Meers, vom Hrn. Prof. Späth in Altdorf. — Die Auszüge aus den Denkschriften verschiedner Akademien, und aus den physikalischen Zeitschriften, und die litterarischen Nachrichten müssen wir bey der Anzeige auch dieses Heftes übergehen. — Die eigenthümlichen Abhandlungen des 2ten Heftes dieses vierten Bandes sind: 1) Hrn. Prof. Hamiltons Beschreibung der Würkungen eines heftigen Gewitters, welches im May 1790. die Stadt Erfurt betroffen hat, nebst Erläuterung einer an diesem Abend auf zwey Ackerstücken entstandnen sehr beträchtlichen Aushölung; aus einem Briefe an Hrn. Hofrath Lichtenberg in Göttingen ausgezogen. — Dieses Gewitter gehört, wie wol aus der wohlgerathnen Beschreibung ersehen, gewiß zu einem der fürchterlichsten, des Menschen sich erinnern können. Während den anderthalb Stunden seiner Dauer erfolgten wenigstens 80 Donnerschläge ohne vorhergehenden oder nachkommenden Geraßel, fast unmittelbar auf einander, so daß ein entfernter Beobachter, die Stär-

ke derſelben abgerechnet, ſie für Kanonenſchüſſe hätte halten müſſen. In Zeit von drey viertel Stunden ſchlug der Blitz, ſo viel man ſehen konnte, an 6 verſchiednen Orten ein, zündete an 2 Stellen und richtete großen Schaden an. Der außerordentlich heftige Platzregen, welcher dieſes Gewitter begleitete, ſtiftete faſt nicht weniger Verwüſtung. Die nahe vor der Stadt bemerkte Aushölung und Verſetzung eines Stück Ackers gehört würklich zu den ſeltnern Erſcheinungen, und konnte nur durch ein ſo heftiges Ungewitter, wie das hier beſchriebne war, bewürkt werden. — 2) Ueber den Gebrauch einer Luftwage bey Höhenmeſſungen, vom Hrn. Prof. Gerſtner in Prag; — eigentlich ein Auszug aus den, vom Verf. vor Kurzem herausgegebenen „Beobachtungen auf Reiſen nach dem Rieſengebirge.“ Die vorgeſchlagene Luftwage iſt auf dem angehängten Kupfer abgebildet. — 3) Hrn. Wilkens in Göttingen kritiſche Unterſuchung: ob Reyher, (welcher durch Verſuche fand, daß das Meerwaſſer unmittelbar unter dem Eiſe ganz ſüß ſey, indem die Waſſerſchichte, welche dem Boden der See näher iſt, ungewöhnlich viel Salz enthalte) ob dieſer Reyher oder Bertholinus, oder Fink, oder ein anderer die Süßigkeit des Meerwaſſereiſes zuerſt bemerkt habe? — endlich 4) Auszug eines Briefes des Hrn. Weſtrumb an Hrn. Bergrath Buchholz über die zündende Salzſäure, (Gas acide muriatique oxygené) — Auszüge aus großen, wichtigen phyſikaliſchen Werken und Zeitſchriften und kleine Anzeigen machen den Beſchluß auch dieſes Heftes.

Bd.

Annalen der Naturgeſchichte herausgegeben von Dr. H. F. Link. Erſtes Stück. Göttingen. 1791. 126 S. in 8.

Recenſ. wünſchte von dieſem Werke, deſſen Verf. bereits rühmlich bekannt iſt, mehrere Stücke zugleich anzeigen zu können. Indeſſen gelangte nach einem dreyvierteljährigen Zwiſchenraume weiter nichts zu ihm, obwohl in der Vorrede zu vier Stücken jährlich Hoffnung gemacht wird. Wie man ſieht, welches Schickſal dieſen Annalen von der Seite bevorſtehe, möge hier der Inhalt zu leſen ſeyn. Ueber den Gebrauch der Hypotheſen in der Naturgeſchichte.

schichte. Ueber den Bildungstrieb. Ueber ein Kennzeichen organischer Körper. (Sie sind mit Membranen durchwebt, welche kein mineralischer Körper zeigt.) Botanische Bemerkungen. Oryctologische Beschreibung der Gegend um Göttingen. (Die Fortsetzung soll folgen.) Etwas über den Basalt. Auszüge aus Schriften, diesmal der allgem. Naturgeschichte und Zoologie. — Allenthalben leuchtet der helle, kenntnißreiche Verstand des Hrn. Herausgebers, der dieses Stück allein bearbeitet hat, selbst da hervor, wo ein gewöhnlicher Kopf auch nur gewöhnlich verfahren seyn würde: Rec. mag den Lesern mit Anführung von Beyspielen nicht vorgreifen; an schneidenden, vorschnellen Urtheilen und an den Folgen, die diese für den Verf. nach sich ziehen, fehlt es zwar hier und da auch nicht; aber, ausserdem daß man diese bey jungen Männern, von gewissen Gegenden zumal her, schon gewohnt ist, schleift sich so etwas mit der Zeit durch eigne, reifere Ueberlegung von selbst ab. — Kein Naturforscher von Geist lasse die Blätter ungelesen!

Wz.

## XII. Chemie und Mineralogie.

**Mineralogische und bergmännische Abhandlungen.** Herausgegeben von J. K. W. Voigt, Herzogl. S. Weimarschen Bergsekretair (jetzt Bergrathe,) ordentlichen Mitgliede der Societät der Bergbaukunde u. s. w. Mit einer petrographischen Karte und einem Kupfer. Erster Theil. 228 Seiten. Zweyter Theil, (gleichfalls mit einem Kupfer.) 352 S. in 8. Leipzig, im Verlage der Müllerschen Buchhandlung. 1789.

Der Hr. Verf. ist einer unsrer schätzbarsten Mineralogen, der schon durch so manchen wichtigen Beytrag die Naturgeschichte der Foßilien bereichert, schon so manches wichtige, in der gesammten Mineralogie aufgekläret hat. Seine gegenwärtigen Abhandlungen, enthalten abermals einen wichtl-

Rothpfennig, den ihm das Büchel einbringen mag. Es sey also fern von uns, den Anstrich von Gelehrsamkeit zu mißbilligen, den sich Hr. P. zu geben sucht; es sey aber dagegen auch unsre Pflicht, den berufenen Autor, der Aerzte und Apotheker belehren will, da wieder zu belehren, wo er, entweder aus Mangel an Sachkenntniß, oder aus übertriebenem Selbstzutrauen, leider nur zu oft gefehlt hat; und wir hoffen, er wird es uns danken, wenn er Lust zur Besserung fühlt.

Das gegenwärtige Heft ist in verschiedene Abtheilungen gebracht. Der erste Abschnitt handelt von den ausserlesensten Bereitungsarten der Arzeneymittel, der 2te enthält verschiedene Aufsätze. Der 3te Kennzeichen guter Arzeneymittel, und der 4te vermischte Nachrichten. Um eine Aq. phagadenic. zu bereiten, schlägt Hr. P. S. 1. vor, Kreide durchs Kalziniren in Kalk zu verwandeln, daraus ein Kalkwasser zu machen, und in dieses so lange Solutio mercurii sublimati zu tröpfeln, bis kein Niederschlag mehr entstehet. Müssen denn nicht beyde Theile gänzlich zerstöret werden? und kann wohl etwas anders als gemeines mit salzsaurem Kalk vermischtes Wasser übrig bleiben? — S. 5. soll es doch wohl heißen: Weinessig, der sich in seiner Schwere, wie 492 : 480 gegen das reinste Wasser verhält. Die verbesserte Bereitung des Bleyextrakts, die dort angegeben ist, ist gar nicht als eine Verbesserung anzusehen: wohl aber wäre es eine dankwürdige Verbesserung gewesen, wenn Hr. P. zur Bereitung dieses Mittels, statt der Glötte, die da sie beym Saigern des silberhaltigen Kupfers gewonnen wird, fast immer kupfrich ist, Mennige vorgeschlagen hätte; noch besser aber, wenn es ihm beliebt hätte, geradezu eine Auflösung des reinsten Bleyzuckers im reinsten Wasser vorzuschlagen; denn nur dadurch kann ein jedesmal übereinstimmendes Mittel erhalten werden. Die vorgeschlagene Bereitung der aq. vegeto mineralis, S. 5. aus einer Vermischung von einer Drachma Bleyzucker mit 12 Unzen reinem Wasser, ist empfehlungswürdig, nur ist das Quantum des Bleyzuckers zu groß. S. 11 — 14. beschreibt Hr. P. eine Jalappenseife, aus 4 Theilen Jalappenharz und 3 Theilen Seife, die zusammen in Weingeist aufgelößt, und die Auflösung verdunstet wird; mit der Hr. P. auch innerlich Kuren angestellet hat — dafür sollte er doch auf die Finger geklopft werden.

Die

Die Bereitung des Spiritus Sal. amon. anisat. S. 30. und vinosi, S. 31. durch die unmittelbare Zusammenvermischung, von flüchtigen Alkali, Weingeist, Wasser und Anisöl, und einer achttägigen Digestion ist ganz zwecklos — wozu eine tägige Digestion? worin soll die Mischung digerirt werden, ohne daß das Alkali verflüchtiget wird, wenn man hierzu Wärme anwendet? für die Dreistigkeit, neue zusammengesetzte Arzeneymittel vorzuschreiben, bey deren Vorschriften selbst die angesehensten und würdigsten medizinischen Collegia mit der größten Behutsamkeit zu Werke gehen, verdient Hr. P. der als ein angehender Apotheker hierzu keinesweges befugt ist, die schärfste Ahndung.

Unter den vermischten Aufsätzen beschreibt Hr. P. S. 43. eine neue Verrichtung zur Destillation des Vitriolæthers, als seine Erfindung — das ist ein Plagium, denn diese Methode gehört einem Andern zu. Alles übrige in diesem Hefte ist von der Art, daß man entweder nichts dabey zu erinnern findet, oder daß es auch ungedruckt hätte bleiben können.

Das dritte Heft zerfällt in zwey Abschnitte, in diesen hat sich Hr. P. noch mehr unterstanden, festgesetzte Vorschriften zur Bereitung der Arzeneymittel, der autorisirten Dispensatorien abzuändern, oder auch neue zu substituiren, welches einer Prüfung der medizinischen Polizey würdig wäre. Denn solche Abänderungen können nur erfahrnen praktischen Aerzten, und nicht angehenden Apothekern erlaubt seyn. Hierzu kommt noch der Umstand, daß Hr. P. aus Mangel an hinreichender Sachkenntniß manche Vorschrift giebt, die dem wahren Endzweck entgegen läuft. So schlägt er S. 9. vor, den Aethiops mineralis durch die Präzipitation einer Auflösung des Queckfilbers in Salpetersäure, mittelst einer Auflösung von Schwefelleber zu bereiten. Dies ist die in allen Apothekenbüchern eingeführte Bereitungsart des Pulveris Hyprotici, das sich aber doch wohl beträchtlich vom Aethiop. miner. auszeichnet, da dieser das Queckfilber im metallischen, letzteres aber dasselbe im verkalkten Zustande, mit dem Schwefel verbunden, enthält. Was läßt sich von einem Apotheker erwarten, der es sich erlaubt, seine willkührliche Abänderung der medizinischen Vorschriften öffentlich bekannt zu machen! wie muß der nicht im Stillen zu Werke gehn. Bey einfachen Zubereitungen, die durch angewendete chemische Grundsätze einer wahren Verbesserung fähig sind, ist so etwas den geschickten Apothekern wohl noch erlaubt, aber hier findet sich

kein

kein Elixier, keine Essenz, keine Tinktur, Pflaster, Pulver u. s. w. das nicht eine andere Vorschrift zu seiner Bereitung bekommen hätte; da sind beym Elixirio viscerali alle bittere Extrakte weggelassen, und bis auf eines reduzirt. Da ist beym Laudan. liquid. Sydenham. der Wein gänzlich weggelassen und Wasser an dessen Stelle gesetzt, und doch wird sonst der Wein vorzüglich zur Auflösung der partes resinosas, des Opii hierzu angewendet, so etwas ist unverzeihlich, und gränzt an Bet'jerey. Ein Versuch einer neuen pharmaceutisch-chemischen Nomenklatur macht den Beschluß, sie ist so abgeschmackt, als der Verf. dreist ist. Wir wünschen sehr, daß Hr. P. bey seinen fernern Arbeiten in dieser Art etwas vorsichtiger zu Werke gehen mag, damit er nicht vor den Richterstuhl der medizinischen Polizey gezogen wird, sie möchte sonst strenger mit ihm verfahren, als es ihm scheinen mag, daß wir erfahren haben.

Au.

*Tiberius Carallo* mineralogische Tafeln, u. s. w. Uebersetzt, verbessert und vermehrt in dieser zweyten Auflage von Dr. *Joh. Reinhold Forster*. Halle. 1790. gr. Folio.

Das Werk ist aus der ersten Auflage schon bekannt. In der gegenwärtigen erscheint es um Vieles vermehrt, auch mit einer neuen Tafel über die Gebirgslehre und über die äußerlichen Kennzeichen der Mineralien versehen. — Gewiß hat es dabey der würdige Verf. an Fleiß und Sorgfalt nicht mangeln lassen, und man ist ihm dafür allen Dank und alle Aufmunterung schuldig, wenn man auch manchesmal verschiedener Meynung bleiben sollte.

Ts.

Bergmännisches Journal. Dritter Jahrgang. Erster und zweyter Band. Gegen $3\frac{1}{2}$ Alphabeth. 1790. Vierter Jahrgang. 1791. Erstes bis zehendes Stück. 524 und 328 Seiten. Herausgegeben von Alex. Wilh. Köhler. Freyberg und Annaberg. 1790—1791. in 8.

Die

Die Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit dieſer periodiſchen, für den Bergmann und Mineralogen unentbehrlichen, Schrift wächſt je länger deſto mehr! Der Fülle von eingehenden Beyträgen mag es vielleicht zuzuſchreiben ſeyn, daß die Recenſionen der neuen, in dieſe Fächer einſchlagenden, Bücher verhältnißmäßig ſeltner werden als ſonſt, was aus mehrern Urſachen zu bedauern iſt. — Doch auch dieſem Deſiderat wird hoffentlich die Verbindung des Herausgebers mit Hrn. Hoffmann abhelfen, wodurch bereits für die pünktlichere Herausgabe der einzelnen Monatsſtücke (für 1792.) geſorgt iſt. — Eine Inhaltsanzeige, auch nur der vorzüglichern Aufſätze, findet Rec. bey einem ſo ſtark geleſenen Werke für ſehr unnöthig. Des Regiſtrirens iſt ohnehin oft kein Ende, der Zutritt zu der Quelle ſelbſt ſteht Jedermann offen, und man ſchöpft reiner und befriedigender aus ihr, als aus einem, wenn gleich mit einigen Anmerkungen verbrämten, Auszuge, der obendrein bey der gegenwärtigen Lage unſerer Literatur, für dieſe Blätter ſchwerlich mehr geeignet ſeyn dürfte.

Wz.

---

## XIII. Botanik, Gartenkunſt und Forſtwiſſenſchaft.

**Botaniſches Taſchenbuch für die Anfänger dieſer Wiſſenſchaft und der Apothekerkunſt, auf das Jahr 1791. von David Heinrich Hoppe. Mit Abbildungen. Regensburg, in der Montagiſchen Buchhandlung. 208 Seiten in 8.**

Die rühmliche Abſicht des Verf. Luſt und Liebe zur Kräuterkunde, beſonders bey den Anfängern der Apothekerkunſt, zu erregen und zu unterhalten, iſt ſchon aus der Anzeige des botaniſchen Taſchenbuchs vom J. 1790. bekannt. Daß er dieſe Abſicht ſchon einigermaßen erreicht habe, erhellet aus einigen Briefen, die hier abgedruckt ſind; und daß er ſie in Zukunft noch immer mehr erreichen werde, wenn er nur noch mehr Beurtheilung bey der Aufnahme fremder, und mehr

Fleiß

Fleiß bey der Ausfeilung eigener Aufsätze verwendet, bedarf keines Zweifels. Jedoch die Leser mögen aus einer kurzen Anzeige des Inhalts selbst schließen, ob dies Urtheil gegründet sey, oder nicht. Zuerst ist die Blühezeit der Frühlingspflanzen im J. 1790 angegeben, und mit der vom J. 1789. verglichen. Der Unterschied beträgt bey einigen Pflanzen zwey Monate und drüber. Das ist sehr auffallend und darf nicht ganz auf Rechnung des einmal strengen und hernach gelinden Winters gesetzt werden. Wahrscheinlich sind die Bemerkungen über das Aufblühen dieser Pflanzen in diesen beyden Jahren nicht an Pflanzen auf ebenderselben Stelle gemacht. Woher käme es sonst, daß der Unterschied der Aufblühezeit in diesen Jahren hier, in Niedersachsen, kaum 6 Wochen beträgt? — Dann folgt ein Nachtrag zu dem Schreiben an die Lehrlinge der Apothekerkunst, entlehnt, wie die Aufsätze, über die Reitzbarkeit der Staubfäden des Sauerdorns, (Berberis vulg. L.) und über eine ihre Blätter von selbst bewegende Pflanze, (Hedysarum gyrans. L.) aber ganz zweckmäßig. — In der Anweisung zur Bestimmung unbekannter Pflanzen, ist keine gute Auswahl getroffen; die hier angeführten, z. B. Pyrus Malus, Chelidonium maius, Poterium Sanguisorba L. etc. dürften wohl nicht leicht von einem Anfänger in der Botanik mit andern Pflanzen verwechselt werden. Zu den Kennzeichen, wodurch man Geranium robertianum von allen übrigen Storchschnabelarten beym ersten Anblick sicher unterscheiden könne, wird hier auch der starke, widrige, und wie dem Verf. dünkt, urinähnliche Geruch gerechnet. Kann man denn solchen einer Pflanze ansehen? — Der Artikel über Pflanzenabdrücke enthält größtentheils nur eine Vertheidigung des Hrn. Martius, (Verf. einer kleinen Schrift über das Pflanzenabdrucken) gegen eine Recension im ersten Stück des botanischen Magazins, und steht hier am unrechten Ort. — Was über die Entstehung der Schwämme gesagt wird, die der Verf. mit Hrn. Märklin dem Jüngern für die letzte Vegetation der Pflanzensäfte hält, erklärt nichts, ist nicht für Anfänger, giebt diesen nur zu Verwirrungen Gelegenheit. — Ein, von einem gewissen Hrn. Genseke, neu entdeckter und hier beschriebener, oft neun Fuß langer, wurzelähnlicher Auswuchs der gewöhnlichen Lysimachie, (Lysimachia vulgaris.) kann nichts anders als Flagellen seyn, die Rec. aber in diesem Jahre bey keinem einzigen Exemplare, auch da, wo

sie

so gleichfalls am fließenden Wasser stunden, antreffen konnte. In den vermischten botanischen und pharmaceutischen Bemerkungen wird unter andern behauptet, daß Wohlfeiley, Arnica montana Lin. in ganz Deutschland überflüßig vorhanden, und daß diejenige, welche auf sonnenreichen Bergen und in ausgehauenen Wäldern wächst, der auf feuchten Wiesen wachsenden, zum officinellen Gebrauch vorzuziehen sey. Ersteres ist ganz falsch, und letzteres gilt nicht blos von der Arnica, sondern von allen officinellen Kräutern. Auch möchten wohl wenige Aerzte darin Hrn. Hoppe beystimmen, daß in Ansehung der Wirksamkeit der Baldrian, Valeriana officinalis der Arnica nichts nachgebe. Das Seifenkraut, Saponaria officinalis, und Lychnis dioica Lin. soll man, zur Zeit der Blüthe, leicht dadurch unterscheiden können, daß jene roth, und diese weiß blühe. Dies ist unrichtig; wenigstens trift man in Niedersachsen beyde Pflanzen mit rothen und weißen Blumen an. Lychnis dioica flore purp. Lin. und Lychnis aquatica purpurea simplex C. Bauh. macht aber, nach des Rec. Meynung, eine besondere Art aus. Punica Granatum soll in Deutschland gut in freyer Luft fortkommen; dies ist höchstens nur vom südlichen Deutschland zu verstehen. — Die botanischen Briefe, die kurzgefaßte Geschichte der Kräuterkenntniß und Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand, so wie besonders die vermischten botanischen Bemerkungen zum Theil aus Briefen an den Verf. geben dem Buche ohnstreitig den größten Werth. Die letztern wird jeder Liebhaber der Botanik mit Vergnügen lesen, und dann wünschen, daß Hr. Prof. Schrank in Ingolstadt den Verf. noch ferner mit seinen Briefen beehren möge. Abgebildet ist nur Camphorosma acuta. Pollich. oder Polycnemum arvense. Lin.

Reh.

Anweisung zu Taxation der Forsten, nach den hierüber ergangenen und bereits bey vielen Forsten in Ausübung gebrachten Königl. Preuß. Verordnungen; mit Genehmigung des Königl. Preuß. Forstdepartements, Eines hohen Generaldirektorii, herausgegeben von C. W. Hennert, Königl.

Preuß. Geheimen Forſtrath. Erſter Theil. Mit zwey illuminirten Kupfern. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1791. gr. 8. 297 Seiten und 8 Bogen Tabellen.

Hr. G. F. R. Hennert, der ſich ſchon durch verſchiedene Schriften um die Forſtwiſſenſchaft verdient gemacht hat, liefert hier abermals ein ſehr brauchbares und für die Forſtwiſſenſchaft nützliches Werk.

Die vom Hrn. H. vorgeſchlagene Abſchätzungsart war bereits in allen Königl. Preuß. Provinzen, welche unter dem Königl. Forſtdepartement ſtehen, eingeführt, und die Abſicht gegenwärtiger Schrift iſt, dieſe Anweiſung noch deutlicher und brauchbarer zu machen. Rec. begnügt ſich hier nur den Hauptinhalt dieſes Werks anzuzeigen, das billig in den Händen aller derjenigen ſeyn ſollte, deren Beruf erfordert, ſich mit Taxationsgeſchäfften der Waldungen abzugeben. In fünf Abſchnitten wird gehandelt 1) von den erſten Gründen zur Taxation der Forſten, wo der Verf. von den erſten Gründen der Mathematik ausgehet. 2) Von den bisher gebräuchlichſten verſchiedenen Abſchätzungsarten des Holzbeſtandes in den Forſten. Der Verf. zeigt hier das Brauchbare und Unbrauchbare aller dieſer Methoden, mit Gründlichkeit, und einer lobenswürdigen Urbanität. 3) Von denen Forſtvermeſſungen und Eintheilungen, wie auch Zeichnung der Forſtkarten, ſowohl zu einer allgemeinen, als ſpeciellen Abſchätzung des Holzbeſtandes eines Forſtes. 4) Vorläufige Anweiſungen zu Abſchätzung des Holzbeſtandes eines Forſtes. 5) Ausführliche Anweiſung, wie die Abſchätzung des Holzbeſtandes nach der dem Ingenieurreglement vom 10ten April 1787. beyliegenden Tabelle und Rekapitulation vorgenommen werden ſoll, nebſt nöthigen Erläuterungen und Bemerkungen. Zwey ſauber geſtochene und illuminirte Plans, und eine Menge wohleingerichteter Tabellen, machen das Ganze verſtändlicher, und vermehren die Brauchbarkeit dieſer Anweiſung. Es iſt hier unaemein viel Neues geſagt. Es kann aber nicht wohl in einer Recenſion auseinander geſetzt werden. Ein jeder den dieſe Materie intereſſirt, muß dies Buch ſtudiren, deſſen baldige Fortſetzung wir ſehr wünſchen.

Bey dem gegenwärtigen ſchreibſeligen Zeitalter, da die armen geplagten Recenſenten nur gar zu oft bey ihrem

Lobe

Lobe oder Tadel den Vorwurf von Partheylichkeit über sich müssen ergehen lassen, wird es wohl nicht überflüßig seyn, wenn Rec. der zeither den mühseligen Beruf hatte, sich durch eine große Menge schlechter, oder doch mittelmäßiger Forstschriften durchzuarbeiten, und sie in der Allg. d. Bibl. für das zu würdigen, was sie würklich sind, auf sein Ehrenwort versichert: daß er weder den Hrn. G. F. R. Hennert persönlich kenne, noch in der geringsten Verbindung mit ihm stehe, selbst nicht einmal in den Königl. Preuß. Landen lebe, sondern daß ihm blos Gefühl der Wahrheit und Unpartheylichkeit geleitet habe. Ein Beweis davon sey, daß er hier noch die Fehler rüget, die Hr. H. hin und wieder gegen den deutschen Sprachgebrauch begehet. Er sagt oft mir statt mich, die Forst, statt der Forst, und dergl. Doch vielleicht sind dies nur Druckfehler, deren dieses Werk nicht wenige hat.

Bm.

Journal für die Gärtnerey. Neunzehndes und zwanzigstes Stück. Stutgart, bey Mezler. 1791.

Im neunzehnden Stücke macht eine artige Abhandlung über den Feigenbaum den Anfang. Die hierländischen Bäume sind lauter Weibchen, die daher auch keinen reifen Saamen tragen. Soll dieses geschehen, so muß ein Insekt, das in den männlichen Blüthen nistet, und daselbst mit dem Saamenstaube bedecket wird, in die weiblichen Feigen, die eigentlich keine Saamengehäuse, sondern nur ein gemeinschaftlicher Kelch sind, hineinkriechen, und auf die Art die inwendigen Blumen derselben befruchten; wodurch denn zugleich die Feigen weit größer, wohlschmeckender, und vor dem zu frühen Abfallen gesichert werden. Dieses ist das Geschäffte der Natur, welches unter dem Namen Caprification so bekannt geworden ist, und welches um der zehnfach reichlichern Erndten willen, von den Bewohnern der Inseln des Archipelagus dadurch noch befördert wird, daß sie das Auge der weiblichen Feigen durchbohren, und dem Insekt das Einkriechen erleichtern. Also macht auch dieses Gewächs keine Ausnahme von der Linnäischen Grundregel, daß die Blumen allemal vor der Frucht hergehen müssen, und es gehört nur

eine Art Gallwespe mit dazu, damit die Befruchtung, wie bey andern Pflanzen, von Statten gehe. Der Verf. will, man solle die abgeschnittenen Zweige gleich mit Baumwachs verkleben, um das Verbluten zu verhindern. Allein Rec. läßt seine Feigenbäume das ganze Jahr hindurch beschneiden, und hat niemals ein anhaltendes Auströpfeln des Safts bemerkt; so wie er auch gefunden hat, daß sich die schlechttragenden Feigenbäume durchs Pfropfen gut veredeln lassen. Darauf kommen Bemerkungen über den Zustand der Gärtnerey unter den Landleuten. Die armen Leute haben wirklich nicht die Zeit, die besseren Gemüsearten anzuziehen, und sich zu gute zu machen. Daher kann deren Cultur nur in der Nachbarschaft von Städten, wo Geld dafür zu erhalten ist, gedeyen. Doch hat es mit dem Obste schon eine andere Beschaffenheit, und die Kinder sollten in den Schulen zum Pfropfen u. s. w. angewiesen werden. Wir stellen uns den Nutzen davon sehr groß vor, weil in so frühem Alter die Gärtnerey bey manchen gewiß zur Leidenschaft werden würde. Vom Quittenbaum heißt es, er erfordere allerdings einen trocknen Platz zu seinem besseren Fortkommen, und zur Reifung seiner Früchte, und widerstehe alsdann jeder Winterkälte. Bey Gelegenheit des Mandelbaums wird wohl mit Recht vermuthet, daß die bittern Mandeln häufig genossen, der Gesundheit nachtheilig werden könnten, da sie für so manche Thiere ein Gift sind. Die in dem 17ten Stück dieses Journals erregte Hoffnung von dem sogenannten Dauphinoismays, ist durch die Erndte des vorigen feuchtbaren Sommers sehr wieder niedergeschlagen. Er hatte, wie das gröbste türkische Korn, die Zeit vom 20sten April bis zu Ende des Septembers 1790. zu seiner Zeitigung nöthig, ohnerachtet er in den Kolben und Körnern von diesem verschieden war. Vielleicht möchte doch aber dieser Saame nicht der ächte von der kleinen Art gewesen seyn.

Zwanzigstes Stück, nebst dem Register über die vier letzten Stücke. Der schwarze Maulbeerbaum ist sehr fruchtbar, wenn er einmal tragbar geworden ist, dazu gelanget er aber auch nicht bald. Um vielen guten gefüllten Saamen von den saamentragenden gefüllten Goldlack zu erhalten, muß man nicht zu viel, höchstens funfzehn Capseln stehen lassen, und sobald selbige ihre erforderliche Größe erreicht haben, die Stöcke nur zur höchsten Nothdurft begießen. So

ist

iſt es auch ein, durch mehrjährige Erfahrung faſt untrüglich befundener, Vortheil, Levcojenſaamen, der gern gefüllte Pflanzen hervorbringt, zu erhalten, daß man die Saamenſtöcke in eine magere Erde in Töpfe verſetzt, und ſie mit Begießen ſo ſparſam als möglich unterhält. Vielleicht, daß ſolche verſchrumpfte Körner, wenn ſie nachher in einen fetten Boden kommen, mehr Anlage haben, daß ihre Geſchlechtstheile durch die reichlichere Nahrung ſich in Blumenblätter verwandeln. Denn ein anderer Gärtner erhielt viele gefüllte Stöcke aus ſeinem Levcojenſaamen, weil er die Capſeln vor ihrer völligen Reife, und wenn ſie kaum anfingen ſich ins Gelbe zu färben, abzuſchneiden pflegte. Nach der Botanik iſt das Gefülltſeyn dieſer Blumen allerdings eine Krankheit.

Nu.

Vegetabilia europaea in commodum botanicorum per Europam peregrinantium ex Syſtemate plantarum *Car. a Linné* collecta et novis plantis adaucta curante *I. Nep. Laicharding*, *Pars I.* Oenipontae, ſumtibus de Trattnern, 1790. P. 541. 8.

Hr. von Laicharding hat aus der Reichardiſchen Ausgabe der Specier. Linnaei, und dem Syſt. veget. ed. 14. die Europäiſchen Pflanzen ausgezogen, und, was uns dieſe Bemühung noch am beſten zu empfehlen ſcheint, die in den jacquiniſchen Werken: Flora auſtriaca; Hortus vindob. davon mitgetheilten Beſchreibungen, jenen nach Hinweiſung des Syſt. veget. untergeſetzt. Zugleich ſind die einheimiſchen Tyroler Pflanzen des Verf. mit benennt, auch hier und da einige Bemerkungen und neuere Synonyme beygeſetzt worden; wobey aber freylich ſehr zu bedauern iſt, daß aus Mangel der Schriften, nicht alle von den neueſten botaniſchen Veränderungen und Acquiſitionen konnten beygebracht werden.

Eh.

## XIV. Haushaltungswiſſenſchaft.

### Anzeige der Leipziger ökonomiſchen Geſellſchaft von der Michaelismeſſe 1789. Dreßden, gedruckt mit Meinholdiſchen Schriften.

Die Fortſetzung der Arbeiten dieſer nicht blos für Sachſen, ſondern vielmehr für Deutſchland ſo nützlichen Geſellſchaft, die das ökonomiſche Wohl aller Einwohner Deutſchlandes uneigennützig durch ihre offne Bekanntmachung aller Erfahrungen und neuen brauchbaren Erfindungen beabſichtiget, iſt dieſes Jahr ſehr reichhaltig. Man findet in ihr 1) fortgeſetzte Unterſuchung der Heilmittel wider das Drehen der Schaafe, wodurch das einzige möglich geſchienene Mittel das Trepaniren, wenn es geſchickt mit Vorſichtigkeit angewendet wird, faſt als zuverläßig ins Licht geſtellt wird. Die Societät erkaufte ein vor 1½ Jahre trepanirtes Schaaf, ließ es ſechs Wochen lang mäſten, um ſeine Geſundheitsumſtände vor der vorhabenden Section kennen zu lernen. Es fraß immer gut, war munter, biß oft von einem Mergelkuchen ab, und nahm ſchön zu. Bey der Sektion fand man an dem Gekröſe, in der Gegend der zweyten Biegung des Grimmdarms (Meſo Colan) einen Eremit oder Kugelblaſenbandwurm, welcher ſich mit ſeinem vordern Theile ſehr genau an den verhärteten und bis zu klein türkiſchen Bohne groß angeſchwollenen Gekröſdrüſen ſo befeſtigt hatte, daß man, um den Blaſenhals zu ſchonen, einige von den verhärteten Gekröſdrüſen an demſelben ſtehen laſſen mußte. Bey genauerer Unterſuchung entdeckte man zwey enge Oeffnungen oder Ausgangswege dieſes Wurms, um dadurch mit dem Kopfe ausſchlupfen und Nahrung ſaugen zu können. An dem Kopfe ſelbſt entdeckte man nach vorhergegangener Ablöſung der Muskelparthien und äußern Beinhaut, in der Gegend der Verbindung des rechten Vorderhauptbeins mit dem ſchuppichten Theile des Schlafbeins, die mit vieler Sorgfalt geſuchte und wohlgeheilte Beinnarbe, der vormals beym Einſchnitte geöffneten Hirnſchaale. Nachdem die Calotte, oder der Hirnſchädel größer wie gewöhnlich abgeſetzt worden war,

ſo

ſo ſahe man an der innern Fläche des vernarbten Theils, mit vollkommenſter Ueberzeugung, die bey der ehemaligen Trepanation geöffnet geweſene, aber nicht ganz mit herausgenommene Blaſe, in der Vernarbung mit eingeheilt; ſo, daß ein Theil der Blaſe an der äußern Fläche der Narbe, in Geſtalt eines Fadens, und der andere Theil an der innern Fläche der Narbe, in Geſtalt einer kleinen Balggeſchwulſt, mit einer hirſeartigen Materie (welche nach angeſtellter mikroſcopiſchen Betrachtung in den mit eingeheilten Vielköpfen der Blaſe beſtand) angefüllt erſchien. Man konnte auch noch im Gehirne den Eindruck, wo der innere Theil der vorhätten und zuſammengeſchrumpften Blaſe, in genauer Verbindung mit der harten und weichen Hirnhaut ſeine Lage gehabt, deutlich bemerken. Dabey bemerkte man auch zugleich, daß die vom Blaſenbandwurme vormals verurſacht geweſene große Höhle wieder mit Hirnſubſtanz gänzlich angefüllet, letztere völlig ausgedehnet und geſund war: woraus erhellet, daß das von der großen Blaſe gepreßt geweſene Gehirn nach der Ausleerung wieder in die Höhe trete, und die große, durch das Preſſen verurſachte Höhlung, neuerdings ausfülle. Ein ähnlicher Eindruck zeigte ſich auch an der innern Seite des Hirnſchädels ganz deutlich; denn von der unter demſelben gelegenen eingeſchrumpften Blaſe war der Schädel an dieſem Orte ſchwächer und etwas durchſichtiger, als an andern Stellen geblieben. Dieſe neue Entdeckungen bezeugen endlich ganz unwiderleglich, daß drehende Schaafe alsdann wieder herzuſtellen ſind, wenn bey ihnen die Wurmblaſe durch eine immer mehr zunehmende Größe, und die dadurch veranlaßte Preßung und Verdrängung des Gehirns, bis dicht unter den Hirnſchädel gelangt iſt, und nun ganz auf der Oberfläche des Gehirns liegt, welches durch einen weichen Fleck auf der Calotte bemerkt wird. Nimmt man dieſen durch ein Befühlen mit einem Finger und einem bald ſchwächern bald ſtärkern Druck wahr; ſo iſt es die rechte Zeit, daß die Herausnehmung der Blaſe, ſammt ihren darin verwachsnen Würmern, durch ein behutſames Trepaniren oder Aufſchneiden des weichen Stücks Hirnſchädel, in der Art veranſtaltet werde, daß man ein Stück vom Hirnſchädel in Geſtalt eines halben Zirkels, nur losſchneidet und behutſam erhebt, nicht aber ausſchneidet: worauf man dann mit einem Häkchen die Blaſe ſprengt, an ſich und herauszieht, beſonders aber das Waſſer herauslaufen

läßt; weil dieſes nicht in der Höhle bleiben darf. Noch leichter iſt die Herausnahme dieſes blaſenartigen Wurms, wenn die Calotte ſchon ¼ bis 1 Zoll Größe durchlöchert befunden wird, wovon man verſchiedne neue Fälle, beſonders den durch den neuern Trepanirverſuch des Hrn. D. Fiſchers, der hier beſchrieben folgt, beweiſen kann.

Dagegen ſind diejenigen Schaafe, deren Wurmblaſe tief in der Hirnſubſtanz oder gar im kleinen Gehirne liegt, ſo, daß ſie auf dieſe Weiſe den obern Theil des Hirnſchädels nicht erreicht, folglich an ihm keine weiche Flecke verurſachen kann, es für unheilbar zu erklären, weil das Gehirn ohne Urſache ſo tief nicht durchwühlet werden mag.

Auch dürfte nach obigen Bemerkungen für künftige Fälle zu folgern ſeyn, daß eine Wurmblaſe, wenn ſie auch nicht ganz, ſondern nur zum Theile, oder wenn nur derſelben Waſſer herauskommen kann, dennoch abſterben muß, indem die Blaſe mit allen Körperchen in eine Balggeſchwulſt (Tumor cyſticus) verwandelt wird. Denn iſt das Schaaf auſſerdem völlig geſund geweſen, ſo erſetzt die Natur die obere Hirnſubſtanz, nach hinweggeſchaffter verderbender Urſache, durch neuen Zuſatz ſeiner lymphatiſchen Säfte.

Was hingegen die mit den Eingeweiden verwachſenen Cremitblaſenbandwürmer betrifft, ſo hat man aus voriger Erfahrung einen gültigen Beweis, daß ſolche nichts ſchaden, wenn das Schaaf nur ſonſt nicht krank iſt.

Hrn. D. Fiſchers zu Leipzig Trepanirverſuch beſtand darin, daß ſelbiger den weichen Knochen am Kopfe ſuchte, die Stelle glatt abſchor, einen Kreuzſchnitt machte, die Haut zur Seite nahm, die harte Hirnhaut abermals mit einem Kreuzſchnitt öffnete, und obgleich das Gehirn entgegenquoll, ſo ſahe er doch die Wurmblaſe, die feſt am Gehirne geheftet war. Langſam und mit Vorſicht ſchälte er ſie los, brachte ſie ganz glücklich heraus, und bemerkte, daß ſie faſt bis auf die vordern Gehirnhöhlen gereichet hatte; ſie hatte die Größe einer recht großen Wallnuß. Vermöge des Feuerſchwamms (Agaricus) that er der Verblutung Einhalt, verband den Einſchnitt mit Comptreſſen in Eſſig und Waſſer getaucht, und befeſtigte ſie mit Heftpflaſtern. Der losgebundene Hammel ſtand wie betäubt da, und ſein Gang nach dem Stalle bewieß, daß das Drehen vorüber ſey. Die Wunde heilte nach eilftzen Tagen, und der Hammel blieb geſund. Vom Hrn. D. Fiſcher kann man künftig eine gute Trepanationsanweiſung,

ſung, und Kurart hoffen, da er ſchon mehrere Verſuche gemacht, auch noch machen wird, die dann mit den Verſuchen der ökonomiſchen Societät vereinigt uns bald hinreichende Belehrung geben werden, wenn nur erſt ſicher beſtimmt werden kann, wie und auf welche Weiſe, von welchem Inſecte, ob von der Geburt der Blaſenbandwurm da ſey, und ſich vermehre, oder ob er nachher von außen in das Thier komme? Dann ſich noch manche Vorbeugungs- und Kurmethode angeben laſſen wird. 2) Höhenmeſſer auf horizontalem Boden, beſonders der Bäume vom Hrn. M. Riedel nebſt Beſchreibung des Gebrauchs und der Zeichnung auf einer Kupfertafel. 3) Gartenverſuche in dem ökonomiſchen Garten der Geſellſchaft mit 49 Gras- 90 Getreidearten, 30 Futterkräutern, 20 Hülſenfrüchten, 12 Wurzelgewächſen, 40 Viehargney- Handlungs- und Gartenfutterkräutern, 13 Bäumen, Sträuchern und Baumſchulen, wobey die vorzüglich ſich nutzbar gezeigten angegeben werden, die hier anzuführen zu weitläuftig ſeyn würde. 4) Verändertes Futter der Seidenwürmer: als Surrogat in Ermanglung der Maulbeerblätter ſind, der Löwenzahn oder Pfaffenröhrlein (Leontodon taraxacum.) und die Sallatblätter, ſo lange beide Pflanzen noch jung wären, für gut befunden worden. 5) Alphabetiſche Auszüge aus den geſellſchaftlichen Anzeigen werden in der Oſtermeſſe 1790. die Preße verlaſſen. 6) Doppelte Hechſellade vom Hrn. geh. Rath und Kanzler von Hoffmann, wodurch in einer Stunde ſo viel feiner Pferdehechſel geſchnitten wird, als 24 Pferde täglich nöthig haben. 7) Kalkofen mit Torffeuerung vom Hrn. geh. Rath von Bresler, der auch mit weniger Abänderung zur Steinkohlenfeuerung angewendet werden kann und viele Vortheile gewähret: Zeichnung und Beſchreibung ſind beigedruckt. 8) Nadelholzdarre, Buttermaſchine, Beſchreibung zwey nützlicher eingeſchickter Modelle. 9) Ferner waren vom Hrn. Pietzſch Modelle von Brauöfen mit Zügen, Ofen zu Braukeſſeln und Brandweinblaſen, Hölzernem Faße ſtatt kupferner Brandweinblaſen zum vortheilhaften Brandweinbrennen, doppelte Getreidedarre, und Malzmühle anſtatt der Getreidemahlmühlen eingeſendet und der Nutzen derſelben kurz angeführt worden. 10) Pflanzenſeidenbau war mit der bekannten ſyriſchen Seidenpflanze (Aſclepias Syriaca) unternommen worden, nach beigefügter vom Hrn. Stadt- und Rathsdirector Schniebers eingeſendeter Vortheilsberechnung

kommt ſelbiger auf einen Morgen von 180 Quadratruthen auf 125 Thlr. Wäre er auch viel geringer, ſo müßte der Gewinn doch immer noch anſehnlich bleiben. 11) Siberiſcher Erbſenbaum (Robinia caragena L.) hält unſre Winter aus, dienet zu Alleen, Gartenflecken und feſten Feldzäunen; zu Nutz- und Brennholze, zum Waſſerbau. Das vom Raupenfraß freye Laub iſt ein nahrhaftes Futter, die wohlriechende Blüthe kann als Thee gebraucht werden. Die Früchte eine Art Erbſen geben eine gute nahrhafte Speiſe für Menſchen und Vieh, zu Mehl gemahlen können ſie als Brod gebacken werden, daher der Anbau ſehr empfohlen wird. 12) Veredlung der Kartoffeln durch Anſäen aus den Saamen zeigt das wahre Nutzbare dieſer überall anzuwendenden Bemühung. 13) Mechaniſcher verbeſſerter Wind-Regen- und Trockenheits Beobachter vom Hrn. Paſtor Herrmann, der viel verſpricht. 14) Vorzüge des franzöſiſchen Raygraßes (avena elatior L.) ſind, daß es drey Ernden gab, zwey Heuernden, davon erſterer Wuchs 68 Zoll, der zweyte 50 Zoll Höhe hatte; die Grummt Ernde aber nur 36 bis 42 Zoll hoch war. 15) Hüthe aus Vegetabilien, nemlich den Teichkolben, der Pappel und Weidenwolle, dem Wollengraſe, Weiderichsröschen, Hundskraut, der Seidenpflanze. 16) Bemerkungen über einige Wurmgattungen in dem thieriſchen Körper. 17) Wacholderbeere, ein Mittel wider den Huſten der Pferde, ingleichen des Rind- und Schafviehes, iſt auch von Rec. bewährt gefunden worden. 18) Verbeſſerung der Wieſen in Bezug auf die Schäfereyen mit der Hirtentaſche, (Thlaſpi burſa paſtoris L.) 19) Urſache des Blitzeinſchlagens unter die Schafe ſey die Dampfſäule, die über den Schafen ſchwebe, weil ſie ſich aus Furcht äußerſt dicht zuſammendrängten und deſto heftiger ausdünſteten, die dem Blitz zum natürlichen Leiter diene, dabei gute Sicherheitsregeln gegeben werden. 20) Neue Walkererde die ohnweit Königſtein gefunden wird. 21) Nähere Benutzung einiger gemeinen Naturproducte; dieſe ſind, die Schwarzwurzel, (Symphytum offic.) die Magen aller ungebohrnen Thiere, die Blüthen der rothen Artiſchocken, die innere Rinde der Stechpalme, die Beeren des gemeinen Hollunders, der Huflattig, das Wollkraut, die Blätter des Sumpf- oder Biberklees. 22) Behandlung der Egelkrankheit der Schafe, vom Herrn D. Hedwig; die Mittel dawider ſind Salz, Aloe und Brandwein.

wein. Hr. Prof. Reuter lehrt aber ein anderes wirksamer scheinendes Mittel. Erfahrungen werden den Nutzen beider bestätigen müssen. 23) Von Askariden in den Augen eines Pferdes, so Hr. Prof. Reuter entdeckt hat, wodurch die Entzündung der Augen vermehrt wird. 24) Eingegangne Geschenke an Büchern, Modellen, Rissen und Zeichnungen.

Schriften der Churfürstlichen sächsischen gnädigst bestätigten Leipziger ökonomischen Gesellschaft achter Theil, mit Kupfern. Dresden. 1790. 8. S. 456. in der Waltherschen Hofbuchhandlung.

Dieser Theil enthält: 1.) Alphabetische Nachricht über die Anzeigen und Auszüge der Leipz. ökonomischen Gesellschaft. Schon vor vielen Jahren liessen verschiedne später beygetretene Mitglieder an die Gesellschaft die Fragen gelangen: welche Gegenstände vom Anfange bearbeitet worden und wie weit man mit jedem derselben gekommen sey? Um diese so wichtige Fragen, die für künftige Arbeiter nur zum Theil, entweder durch Uebersendung der ältern jährlichen Anzeigen, und als diese nicht mehr hinreichten, durch schriftliche Nachrichten vom Sekretariate mühsam beantwortet werden mußten, mit einemmale zu beantworten, trug die Gesellschaft, um alle getrofne Anstalten und Beschäftigungen, den wesentlichen Inhalt der Abhandlungen mit Bemerkung der Zeit und deren Anzeige alphabetisch aufzuführen einem Mitgliede der Meißner Provinzialversammlung mit Zuziehung des beständigen Sekretärs der Gesellschaft nach einem bestimmten Plane, die Ausführung auf. Dadurch erhalten nun die Mitglieder mit dem übrigen Publikum dieses vorliegende, so nützliche und trefflichausgearbeitete Werk, als Realregister zum ungemein bequemen Gebrauch. Sie erhalten alles, was sich von 1764. bis 1789. zur Ostermesse zugetragen hat, in einer so leichten Uebersicht, daß man kaum eine bessere Wahl zu treffen im Stande seyn möchte. Welche Objecte dieser Gesellschaft Endzweck sey, und wie sie mit vereinigten Kräften an Beförderung des allgemeinen Besten arbeite, den Nahrungsstand überhaupt, in Land- und Stadtwirthschaft, in Manufacturen und Handlung, im weitesten Umfange zum Gegenstande ihrer Beschäftigungen mache, auf praktische Abhand-

handlungen, nützliche Versuche und Unternehmungen Prämien setze, auch andre dienliche Einrichtungen veranstalte, ist in und außer Deutschland bekannt. Noch bekannter und verehrter wird sie ohnstreitig dies Realregister machen, da man nunmehro ihre Bemühungen und das Gute, so sie schon in Umlauf gebracht, gleichsam mit einem Blicke überschauen kann. Ueberflüßig würde es seyn, die Reichhaltigkeit der Artikel hier anzuführen. Wißbegierige Leser werden das Buch selbst zur Hand nehmen und gewiß nicht ganz unbefriedigt hinweglegen, wenn auch gleich nicht in jedem Artikel alles zu wissen Verlangte, erschöpft und nicht allemal die gewissesten Resultate, die erst nach und nach entstehen müssen, gezogen worden wären.

II.) folgt: Kurze ökonomische Beschreibung des Dorfs Großen Gottern bei Langensalza in Thüringen vom Pfarrer zu Alten-Gottern Hrn. M. Schulze. Wir wollen des Verf. Beschreibung hie und da berichtigen, und sonst das nützlich scheinende zu des Dorfs wahrhafter öffentlichen Darstellung beifügen. — Dieses große einer kleinen Stadt ähnliche Dorf, das vormals über 322 Häuser und wohlhabende Einwohner hatte, die vor 60, 70, und mehrern Jahren mit vollen Geldbeuteln nach Langensalza kamen, und den Bürgern aufs bloße Wort mit wenigen Interessen Geld als Darlehn nicht blos anboten, sondern aufdrangen, und alle Abgaben willig und rein abtrugen, besteht zwar noch aus 287 Häusern, von welchen aber ein Drittheil von außen ein elendes Ansehen und von innen die größte Armuth dargeben, indem man in vielen außer Tisch und Bank, weder Stuhl noch Federbette und halbnackte mit Lumpen bekleidete Eltern und Kinder antrift. Zu den Ursachen des Verfalls, welche der Verf. im 30 bis 35ten §. zu unbestimmt angiebt, die hier etwas erweitert werden, legte der siebenjährige, Sachsen ins Verderben führende Krieg den stärksten Grund, und hinterließ dem Orte eine wahre Einbuße von mehr als 50000 Thlr. Nach geendigtem Kriege mußte dies Dorf 7000 Thlr. zu Bezahlung der thüringschen Kreißschulden aufbringen; und da die verarmten Einwohner es nicht konnten, wurden in mehrern Jahren beinahe 3000 Thlr. Executionsgebühren, über einen nicht beträchtlichen Rest bis zur Bezahlung von ihnen erpreßt. Im einjährigen Kriege 1778. erlitte es der erhaltenen Entschädigung ohngeachtet noch 2000 Thlr. Verlust. Der

7jähri-

7jährige Krieg entvölkerte den Ort zwar etwas, aber die größte Menschenein buße verursachten die theuren Jahre 1771 und 1772. es starben viel Menschen aus Nahrungsmangel, einige 20 Familien wanderten aus und in der Folge wurden noch manche durch nicht bezahlen könnende Schulden und Abgaben, durch Prozesse, Auspfändungen, Gerichts- und Advokatenkosten hinweggetrieben, daher kommt der angegebne, 200 Köpfe betragende Menschen Verlust. Die jährl. Zinnsen belaufen sich nur auf 2278. nordh. Scheffel an verschiednen Körnern und 250 Thlr. an Geld. Die Churfürstl. und Landesabgaben aber jährlich beynahe an 6000 Thlr. Ferner müssen die Ländereibesitzer, weil hier walzende Grundstücke sind, die sich bis auf $\frac{1}{16}$tel Ar. zerbisseln lassen, von jedem Item 2 Groschen Ab- und Zuschreibegebühren bezahlen, so, daß $\frac{1}{4}$tel oder 4 Ar. Land, welches aus 12, 16, 20, und mehr Stücken bestehen kann, öfters von Kaufbriefen 2 Thlr. und von Erbvertheilungen 4 bis 6 Thlr. nur Ab- und Zuschreibegebühren geben muß, die bey öftern Veränderungen eine enorme Abgabe wird, und arme Leute gewiß nicht wohlhabender machen kann. Unzuvermeidende und zu vermeidende Unglücksfälle, Erstrieren des Getreides, Hagelwetter, Mißwachs, Auswinterungen, Mäusefraß, Ueberschwemmungen kleinere Wasserschäden, der beständige Uferbau an der Unstrut, Viehsterben, der lange Nichtgebrauch des unter Wasser gesetzten großen Riedes, der lange Zeit gewesene Unwerth der Grundstücke, chicanöse Behandlung von vielen Seiten durch Auspfändungen über Auspfändungen wegen oft geringer Schulden und noch dazu zu der Zeit, da der Landmann kein Geld haben kann, aufgelegte Strafen über sehr geringe Verbrechen, welches alles der Verf. als Lehrer der Wahrheit, aus naher Nachbarschaft wissen mußte und hier beibringen konnte, machte dies sonst reiche Dorf vollends bettelarm und verdarb ganz natürlicher Weise, den moralischen Character der meisten Einwohner, so, daß sie nirgends Credit und Glauben fanden. Aber was war Ursache und wer brachte sie dahin? war ihnen nicht in Zeiten wieder aufzuhelfen? Mußte es denn ein Potosi der Rabulisterey und Unterdrückung seyn? — Diese Fragen wären der Auflösung wohl werth und würden manches innre Uebel des Landes entdecken. Jeder Reisende kann von vielen von ihrem Zustande unterrichteten und redlichen Einwohnern alles dies, und überführend hören, daß von 1756. bis 1789. Krieg, Unglücksfälle und Bedrückungen, dem Orte weit über

200,000

200,000 Thlr. Verluſt gemacht, und daß die Churfürſtl., Land- und Zinnsabgaben ebenfalls in einigen dreißig Jahren 236,000 Thlr. betragen haben. Welches Dorf oder anderes Ort gleicher Größe und Gehalts, hat wohl ſo viel innre Kraft, ſich da noch aufrecht zu erhalten, wenn Induſtrie liegt, Ackerbau und Viehzucht ſo oft verunglücken und neue Mittel ſich zu erhalten, erbitten und erbetteln muß? Hier ſieht man deutlich die Ueberbleibſel der vor 60, 70, und mehrern Jahren angefüllten Geldbeutel, die fruchtbare Lage der Dorfgegend, den unvertilgbaren Fleiß der Einwohner, den nicht zu unterdrückenden Willen ſich zu erhalten und die unauslöſchliche Liebe und Anhänglichkeit der Thüringer ans Vaterland. Im 36 und 37 §. erzählt der Verf., daß Grosſen Gottern bey allen drückenden Umſtänden doch auch aufs Armuth geſehen und eine Armen Kaſſe errichtet habe, wodurch manchem Bedürftigtn Unterſtützung gereicht worden, und daß der Hr. Amtmann, nach Anleitung der neuen Feuerordnung daſelbſt weisliche Vorkehrungen getroffen, die ihm zur Ehre gereichten! — Erſteres zeigt von Menſchenliebe und nicht ganz verdorbnen moraliſchen Karakter der Einwohner; Letzteres iſt aber doch wohl weiter nichts als Pflicht und Schuldigkeit. Noch glaubten wir in einer ökonomiſchen Dorfbeſchreibung, von einem Oekonomen wie wir aus dem ſelbſt getriebnen Taback und Krappbau ſehen, auch ökonomiſche Vorſchläge zu Aufhelfung des Orts zu leſen, die bey dem raſtloſen Eifer der das Gute ſo gern befördernden ökonom. Leipz. Geſellſchaft, nicht vergebens geſagt geweſen ſeyn würden, ſondern durch ihre ſo reſpectable Mitglieder gewiß am rechten Orte unterſtützt, für die armen bedrückten Einwohner vortheilhafte Folgen erzeugt haben könnten, aber wir fanden nichts, als dieſe und dieſe Specerey und Färbepflanzen ſind ehemals mit Vortheil erbauet worden, aber warum jetzt nicht mehr? — iſt ein Geheimniß. Nein Geheimniſſe ſind es nicht, denn man darf nur nicht zu ſanft an der Oberfläche in der Unterſuchung ſtehen bleiben, und die Abſicht haben, wirklich etwas Gutes durch ſolche Ortbeſchreibungen bewirken zu wollen, ſo laſſen ſich die Mittel leicht finden, wodurch ein Ort wieder in Aufnahme zu bringen ſey. Die ökonomiſche Lage Gr. Gotterns ſcheint uns ohngefähr folgende zu ſeyn. — Das Dorf hat 1400 Seelen, beſitzt 182⅞ ſteuerbare Hufen, davon 17 Hufen aus der Flur verkauft ſind; 165⅞ blieben alſo dem Einwohner zur Erhaltung übrig. Zu den 8 Rittergütern gehö-

ren

ren 46 Hufen. Wieſen ſind mehr als 500 vorhanden, die aber mehrentheils die Rittergüter im Beſitz haben. Die Schaaftriftgerechtigkeit der Rittergüter verhindert, daß Fütterkräuter nicht angeſäet werden dürfen. Ein Viehried von mehr als 1000 Ackern, iſt zwar da, aber es liegt gröſtentheils durch die gehabten öftern Ueberſchwemmungen verſumpfet und iſt zur Viehweide wenig brauchbar, nur Pferde können von Pflanzenerwachs etwas genieſſen. Rindvieh- und Schafzucht ſey beträchtlich, dem Dorfe fehle aber der Hordenſchlag und wegen der zu öftern Ueberſchwemmungen ereignet ſich faſt jährliches Schafſterben. Die Fohlenzucht war ſonſt ſehr anſehnlich, jetzt wolle ſie nicht viel ſagen; nur noch wenig Perſonen beſchäftigt der Pferdehandel vortheilhaft. Nach Austrocknung des groſſen Riedes kann er aber wieder ſehr einträglich werden. Handelsgewächſe, als Waid, Saflor, Tabak, Anis, Fönum grăcum, ſchwarzer Kömmel, Winter- und Sommerrübſaamen wurden ſonſt ſtark gebauet, erſteres jetzt gar nicht mehr, das andere und dritte ſehr wenig, und folgende weniger als ſonſt. Gartengewächſe, Paſtinatwurzeln, Möhren, Rüben, Gurken, Erdäpfel, Hirſen u. dgl. werden noch als Verkaufsartikel angeſehen, und bringen den betriebſamen Einwohnern, die damit weit umher hauſiren laufen, noch nothdürftig etwas ein. Das Ganze der Erhaltung beruhet faſt allein auf dem ziemlich einträglichen Getreidebau, wo ein vom Waizen, Korn, Gerſte das 12 bis 16te Korn jährlicher Ertrag von der Ausſaat gerechnet werden kann, welches die Güte der Aecker beweiſet. Flachsbau und deſſen Spinnerey bringt gegenwärtig etwas Verdienſt. — Dies ſind wohl die ſämmtlichen Quellen, woraus die Erhaltung der Einwohner, die Bezahlung der Abgaben, der Schulden, der Kulturverlag, der übrige Aufwand und die Zurücklage für ſchlechtere Zeiten flieſſen ſollen! Sind dieſe Einnahmen bei einem ſo ſehr belaſteten Orte wohl hinreichend? Schwerlich wird ſich dies ein Oekonomieverſtändiger überreden können, weil ſo viele Theile der äuſſeren Wirthſchaft entweder gar nicht oder doch weniger einträglich zu gebrauchen ſind. Die Quellen der Uebel müſſen verſtopft oder ſo geleitet werden, daß ſie weniger ſchädlich bleiben. Das erſte und gröſte Uebel bringen die Ueberſchwemmungen der Unſtrut und ein von den Anhöhen durch das Dorf flieſſender Bach, dieſe verderben Aecker, Wieſen, Viehweide und Häuſer, machen Viehſterben, Verluſt am Dünger und Ackerbau und leicht abzuwendende Ausgaben zu

Erkau-

Erkaufung neuen Viehes und die Einbuße des davon zu erwartenden Gewinnstes. Würde durch höhere Vermittelung durch Vorschuß des darzu nöthigen Aufwandes zur Sicherstellung für Ueberschwemmungen, der armen Gemeinde unter die Arme gegriffen, so wäre die erste unversiegbare Quelle der Dorferholung gefunden: aber sie so lange warten zu lassen, bis die angefangne Unstrutschiffbarmachung auch endlich nach Gr. Gottern kame, könnte noch mehrere Jahre unersetzlichen Schaden veranlassen. Das zweyte Uebel sind die Churfürstl. und Landesabgabenreste, die großmüthig erlassen werden müßten, weil dadurch die Gelegenheit der Auspfändungen, und arme Leute vollends an Bettelstab bringende, Plünderungen sub titulo licito, entwunden würde. Nach Erzählung Sachkenntniß habender Einwohner hätte dieses Dorf fast jährlich seit 1772 bis 1790. 400 Thlr. Executionsgebühren im Einzeln bezahlen müssen; welche ungeheuere Summe! —

Der menschenliebende Churfürst haben für kurzem dem Orte einen großen Theil der Reste großmüthig erlassen, einige Jahre Schock- und Quatembersteuer und andere Gefälle zu Bezahlung der Gemeindeschulden bestimmet, und so diese Quelle der Plünderungen versiegend gemacht.

Das dritte Uebel sind die Schulden der ganzen Gemeinde, die aber nur durch Aufhelfung der einzeln Theile, nach Bezahlung ihrer eignen drückenden Schulden, unschädlich abgetragen werden können, weil hinlängliche Gemeindegüter vorhanden sind, wovon man indessen die Interessen ohne Beschwerde der einzeln Theile, abreichen kann.

Das vierte Uebel ist die verderbte Moralität; diese kann durch gute, Zank und Habsucht verachtend machende Beispiele ihrer Pfarrer und Schullehrer, durch wieder erworbnes Zutrauen, und herzliche mit Wahrheitsgefühl vorgetragne Christuslehre nach und nach unschädlicher gemacht und meistens vertilgt werden. Das fünfte Uebel ist die aus Armuth und Immoralität herrührende Zank- Streit- und Diebstalssucht, die eine zwar strenge, aber nicht geldsplitternde, die fehlenden nicht zu Bettlern und zu Dieben aus Nothdurft und Erhaltungstrieb machende Justiz mindern kann. Das sechste Uebel sind die Schulden der einzeln Glieder der Gemeinde, die erst nach Aufhelfung der äußeren und innern Oekonomie derselben nach und nach verringert werden können. Aller Fleiß und alles Wohlseyn des Landmanns beruhet doch gewiß

darauf

kommt, daß er überführend einſehen könne, ſeine angewendete Mühe ſey nicht verlohren, er behalte die Früchte ſeines Fleißes für ſich, werde nicht durch überlaſtete Abgaben und deren Einnehmer zu Boden gedruckt, die Juſtiz werde ihm ohne Verzögerung mit wenigen Koſten geleiſtet, (wozu die vernünftige Einrichtung der feſtgeſetzten Beſoldungen der Juſtizbeamten alles beitragen kann) man ſchätze ihm als einen dem Staate höchſtnützlichen Menſchen, und geſtehe ihm Menſchenwerth, wie jedem andern brauchbaren Bürger zu; ſo wird ſich ſeine Seele erheben, ſein moraliſcher Werth wird durch ihn ſelbſt ſteigen, und jede Schuldigkeit wird er gern und willig leiſten. Eben ſo wird ſich in dieſem äußerſt herabgebrachten Dorfe der Fleiß, die Bevölkerung und die Wohlhabenheit nach und nach vermehren, daß der entflohne und geſunkene Handlungspflanzenbau (der ohne Vorſchüſſe und Abwartung guter Preiſe nirgends einträglich ſeyn kann) ſich leicht wieder finfinden und heben wird. Wenn alle diejenigen Mittel die Großen Gotterns Lage ſich aufzuhelfen, darbietet, hier ausführlich angegeben werden ſollten, ſo würden einige Bogen nicht zureichen, wir wünſchen, daß ein Sachverſtändiger, unpartheiiſcher und in des Orts Lage bekannter Mann deutlich zeigen möchte, wie der alte wohlhabende Zuſtand Gr. Gotterns beſchaffen war, woher er rührte, wie dieſer reiche Ort herabſank, welche Zufälle und künſtlich gebrauchte Mittel, welche Perſonen u. ſ. w. dazu beitrugen, und welchen hohen Grad der Wohlhabenheit, Sittlichkeit und Ordnung, mit weniger Unterſtützung des Landesherrn er allmählig erklimmen könnte? — Ungemein nützlich und belehrend müßte dieſe Arbeit werden, da ſo reichlicher Stoff vorhanden iſt: es würde ſich daraus überzeugend entwickeln, wie leicht es dennoch möglich ſey, gegen den beſten Willen des Regenten, gegen die vortrefflichſten Landesgeſetze und Anordnungen, unter dem Schein der Handhabung derſelben künſtlich ſchlau einen wohlhabenden, geſitteten Ort, geiſtig und leiblich im tiefſten Frieden arm zu machen. Endlich machen

III.) die Erklärungen der Kupfer, wovon die erſte Tab. eine Maſchine das Eis auf großen Flüßen zu ſprengen und einen Erdbohrer zu Vertiefung der Brunnen, die zweyte Tab. aber die Abbildung einer Getreidedarre vorſtellt, mit Inhalt und abgekürztem Regiſter den Beſchluß.

Lz.

Compendiöſe Bibliothek der gemeinnützigſten Kenntniſſe für alle Stände. I. Abtheilung. Der Landmann. Heft II. Göttingen, bey Dieterich. 1791. 96 S. 8. Auch unter dem beſondern Titel: Der Landmann oder compendiöſe Bibliothek alles deſſen was einem deutſchen Bauer oder Landwirth zu wiſſen nütz und gut iſt. Heft II.

Rec. beſtätiget bey dieſem zweyten Heft ſein Urtheil, was er über das erſte gefället hat. Die Abſicht des Herrn Verf. durch dieſe kleine Sch. iſt das Gute und Brauchbare, was in vielen ökonom:ſchen Schriften beſonders des Hrn. Amtsr. Riem enthalten iſt, gemeinnütziger zu machen, iſt ganz gut und löblich. Allein dies iſt ſchwerlich zu hoffen, daß die Abſicht, dergleichen ökonomiſche Kenntniſſe durch dieſes Büchlein auch unter die Bauern und gemeinen Landwirthe in Deutſchland zu bringen, werde erreicht werden, da der deutſche Bauer gröſtentheils gar nicht fähig iſt und auch nicht Luſt hat dergleichen Schriften zu leſen und zu verſtehen. Der gemeine Bauer bildet ſich auch ein, die Landwirthſchaft beſſer zu verſtehen als alle diejenigen, die darüber ſchreiben. Und ſoll er ja darüber beſſer belehret werden, ſo muß es durch Beyſpiele geſchehen, die er vor Augen hat, wo er den Vorzug einer beſſern Verfahrungsart vor der ſeinigen gleichſam mit Händen greifen kann. Und auch dann hält es oft noch ſchwer ihn aus ſeinem gewohnten Gleiſe zu bringen. Wenn erſt durch ſolche Schriften, als des Hrn. v. Rochows Schulbücher, des Hrn. Beckers Noth- und Hülfsbüchlein, die Kinder der Landleute in den Schulen aufmerkſamer, verſtändiger und klüger gemacht worden ſind, alsdann wird es möglich ſeyn, die Landleute durch Schriften über ihre eigenthümliche Geſchäfte zu belehren. Bis dahin ſcheint aber dem Rec. die Bemühung der Gelehrten, dem erwachſenen Landmann durch Schriften nützlich zu werden, ganz unnütz und vergeblich zu ſeyn.

Abz.

## XV. Mittlere und neuere politiſche und Kirchengeſchichte.

1) Charakteriſtik Joſephs II., eine hiſtoriſch-biographiſche Skizze, ſammt einem Anhang der Ausſichten in die Regierung Leopolds II. Von Johann Pezzl. Wien, bey Kraus. 1790. 21 Bogen in 8.

2) Lebensbeſchreibung Kaiſer Joſephs II. bis an ſeinen Tod. Aus authentiſchen Quellen. Frankfurt und Leipzig, 1790. 16 Bogen in 8. Nebſt dem Portrait des Kaiſers.

3) Anekdoten und Charakterzüge von Kaiſer Joſeph II. Nebſt einer Skizze ſeines Lebens. Wien und Leipzig, 1790. 3 Stücke, zuſammen 1 Alph. in 8.

4) Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Joſephs des Zweyten, Römiſchen Kaiſers. Des erſten Bandes 1ſter—4ter Heft. Neuwied, Wien und Leipzig, bey Gehra. 1790. Zuſammen 20 Bogen in 8.

5) Anekdoten, Fürſten- und Volkslaunen, als Beyträge zur Charakteriſtik Kaiſer Joſephs des Zweyten, Frankreichs und unſrer Zeiten überhaupt. 2 Hefte (Zittau, bey Schöps) 1790. Zuſammen 14½ Bogen in 8.

6) Skizzen aus dem Charakter und Handlungen Joſephs des Zweyten u. ſ. w. Vierzehnte Sammlung. Von Adam Friedrich Geisler, dem Jüngern. Halle bey Hendel. 1790. — Funfzehnte

und letzte Sammlung. Ebendaſ. 1791. 16 und 18 Bogen in 8.

7) Politiſch-kirchliches Manch Hermäon von den Reformen Kaiſer Joſephs überhaupt, vorzüglich in Ungarn, mit nützlichen Winken zur Richtung der Geſinnungen des Adels und der Geiſtlichkeit und des Volks auf den nächſtbevorſtehenden Reichstag in Ungarn. Gedruckt mit Wörbäziſchen Schriften (1790) 16 Bogen in 8.

Obgleich der verſtorbene Monarch, deſſen Leben und Thaten in dieſen Schriften auf gar verſchiedene Art behandelt werden, Publicität beförderte und ſie ſelbſt nicht ſcheute, und man folglich glauben ſollte, alle, zu einer pragmatiſchen Geſchichte ſeiner Regierung erforderliche Hülfsmittel ſtünden jedem, der ihre Ausarbeitung übernehmen wollte, zu Dienſten; ſo fehlt doch noch viel, daß ſie ſobald nach deſſen Abſterben geliefert werden könnte. Denn einer Seits leben noch angeſehene und mächtige Perſonen, geiſtlichen und weltlichen Standes, männlichen und weiblichen Geſchlechts, wie auch nahe Verwandte des verſtorbenen Kaiſers, die den Geſchichtſchreiber, ſey er auch noch ſo offenherzig und unerſchrocken, hier und da zurückhaltend machen: andrer Seits ſind ihm doch gewiß noch gar manche handſchriftliche Nachrichten, die erſt in der Folge der Zeit zum Vorſchein kommen werden, verborgen, zumahl Bemerkungen von Staatsmännern und Kriegern, die näher um den Monarchen waren und Gelegenheit hatten, ſein Thun und Laſſen genauer, als andre, zu beobachten. Es kann nicht fehlen, daß dergleichen, ſowohl zu ſeinem Lobe als zu ſeinem Tadel, niedergeſchrieben worden und dereinſt werden bekannt gemacht werden. Ueberdies geht es auch hier, wie bey jedem Menſchen, er ſey hoch oder niedrig, daß man ſogleich nach ſeinem Abſterben unmöglich ganz richtig und unpartheyiſch von ihm reden und ſchreiben kann. Man ſteht zu nahe bey dem Gemählde. Alles demnach, was bisher über K. Joſeph den 2ten gedruckt worden iſt, hat man als Zeitſchriften zu betrachten, als mehr oder minder brauchbare Materialien für den künftigen Biographen des Monarchen, oder für den Geſchichtſchreiber ſeiner thatenreichen Regierung. Die beſten

eſten ſind ohne Zweifel diejenigen, die das, was man mit Gewißheit von ihm und von ihr weiß, in einer guten Ordnung, geſchickten Zuſammenſetzung und gefälligem Stil vortragen, die eine belehrende und angenehme Rückerinnerung an deſſen öffentlichen Handlungen gewähren.

Unter den ſieben Schriften, deren Titel hier voran ſte-hen, iſt Nr. 1. nicht zu verachten. Hr. Pezzl giebt S. 4. ſelbſt den Gehalt ſeiner Arbeit ziemlich richtig an, indem er ſagt: „Die gegenwärtigen Blätter ſollen weder eine Lobrede auf ihn „(den Kaiſer)“ enthalten, noch eine ſchulgerechte Lebens-beſchreibung oder eine umſtändliche Regierungsgeſchichte. Es ſind bloß leichte Pinſelſtriche zur Geſchichte ſeiner Tage und ſeines perſönlichen Charakters, die vielleicht einſt dem pragmatiſchen Geſchichtſchreiber brauchbar werden.“ Hiernach alſo muß man dieſe Charakteriſtik von Rechtswegen beurtheilen.

Hr. P. iſt in der That kein ſo blinder Lobredner, noch in ſo leidenſchaftlicher Tadler Joſephs, als manche andre. Denn ob er ſich gleich merklich zu deſſen Lobe hinneigt, ſo entſchuldigt und billigt er doch nicht alles, was J. gethan hat, Man muß es loben, daß er in Wien ſo offen ſchrieb und ſchrei-ben durfte; wozu denn freylich die Denkart des Kaiſers Leo-pold in Rückſicht auf ſeinen verſtorbenen Bruder und deſſen öffentliche Mißbilligungen eines Theils ſeiner Handlungen nicht wenig mögen beygetragen haben. Mit Vergnügen ſehen wir daher, daß Hr. P. die völlige Zuſchnürung des ſogenannten Kammerbeutels keineswegs mit Lobſprüchen belegt, eben ſo wenig die unterlaſſene Krönung und Huldigung in Ungarn und Böhmen, die übertriebene Strenge, das neue Beſteu-rungsſyſtem, die gezwungene Verlegung aller Waiſengelder in den öffentlichen Staatsfonds, die Unthätigkeit des Kaiſers im erſten Feldzuge gegen die Osmanen u. ſ. w. Indeſſen iſt Herr P. bey weitem nicht ſo unpartheyiſch als die Wahr-heit von ihm fordern könnte; wodurch der Werth und die Brauchbarkeit ſeines Werks ſehr vermindert wird. Beson-ders auch wo von Streitigkeiten zwiſchen Oeſterreich und Preuſ-ſen die Rede iſt, zeigt der Verf. zwar etwas mehr Mäßigung und Unpartheylichkeit, als die Oeſterreichiſchen Schriftſteller gewöhnlichen Schlags, indeß doch auch gar nicht in dem Gra-de, wie es dem Geſchichtſchreiber ziemt, z. B. bey Gelegenheit des Kriegs, wegen der Bayriſchen Erbfolge.

[illegible]

[illegible]

Durch wörtliche Einrückung wichtiger, vom Kaiser Joseph selbst aufgesetzten Verordnungen hat der Verf. sein Buch vergrößert und sich die Arbeit bequem gemacht. Er entschuldiget sich damit, daß er sagt, solche Urkunden gehören zur Charakteristik des Monarchen: da sie aber in allen Zeitungen und politischen Journalen abgedruckt sind; so dürfte nur darauf verwiesen und der Geist oder Kern ausgezogen und dargelegt werden. Dieß würde zugleich mehr Gleichheit im Ausdruck bewirkt haben.

Ueber die Aufhebung des Barrieretraktats gleitet Herr Pezzi, als damaliger Lector des Staatskanzlers, Fürsten von Kaunitz, S. 97, schnell hinweg — Von dem überall als eine Höllenstrafe beschriebenen Schiffziehen behauptet er S. 170, es sey keineswegs peinlicher, als die so allgemein eingeführte Galeerenstrafe, aber ist denn auch die Galeerenstrafe etwan nicht abscheulich? — Der letzte Krieg des Kaisers mit den Osmanen ist nicht so ganz offen und unpartheyisch erzählt.

z. B.

z. B. die in doppeltem Sinne unrühmliche Ueberrumpelung der Feſtung Belgrad iſt ganz mit Stillſchweigen übergangen: doch läßt Hr. P. der Tapferkeit der Osmanen Gerechtigkeit wiederfahren. S. 224 ſcheint uns ein Widerſpruch vorzukommen, wenn es heißt, Joſeph habe in dieſem Krieg vor allen Dingen ſeine Armee ſo viel als möglich geſund zu erhalten geſucht: und doch hieß es vorher, er habe den größten Theil derſelben den ganzen Sommer hindurch in einer höchſt ungeſunden Gegend kampiren laſſen.

Wahr iſt es übrigens, (und es war auch allzuoffenbar, als daß er es läugnen konnte) daß wenn er S. 284. bemerkt, daß ſich der Oeſterreichiſche Staat bey Joſephs Abſterben beynahe in einer noch gefährlichern Lage befunden habe, als bey deſſen Geburt, daß die erſten und letzten Tage dieſes Monarchen trübe und voll von Wiederwärtigkeiten waren. Aber hier wäre der Platz geweſen, die Regierungskunſt Joſephs zu würdigen, der ſeinen Staat in Frieden und gutem Flor bey ſeinem Regierungsantritte fand durch große unaufhörlich ſich folgende weitausſehende Projekte, bey denen faſt niemals die Mittel zu den Zwecken kalkulirt waren, in die größte Verwirrung brachte, die Staatsſchulden gewaltig vermehrte und Mißvergnügen erweckte, das bey einigen Orten in Aufruhr ausartete. — Auch Hr. P. bezeugt es (S. 292.), daß Joſeph den vorigen König von Preußen öfters mündlich und ſchriftlich ſeinen Meiſter in der Kriegskunſt genennt habe.

Die Nachrichten von Joſephs Perſon und Privatleben (S. 287 u. ff.) waren dem Rec. nur zum Theil bekannt und deſto angenehmer, da Hr. Meuſel in ſeinen Vorleſungen über Kaiſer Joſeph und andre, die von Wien entfernt ſchrieben, ſich nicht auf dieſe perſönliche Charakteriſtik eingelaſſen haben. Hier haben wir viel Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe mit Vergnügen wahrgenommen: z. B. S. 309 u. f. von Joſephs Denkart in Anſehung des gelehrten Standes; S. 315 u. f. von der ihm nachtheiligen unmittelbaren Beſchäftigung mit allen, auch unwichtigen und unter der Würde eines ſolchen Monarchen liegenden, alltäglichen Dingen; S. 321. von deſſen Uebereilung bey ſeinen Anſtalten; S. 329. von der Wirkung ſeines choleriſch-ſanguiniſchen Temperaments auf ſeine Handlungen; S. 330. von deſſen allmählig wachſenden Mißtrauen gegen die Menſchen und von der daher entſtandenen Begünſtigung der Denuncianten. S. 331 heißt es: „Ohne

„Schmeicheley darf man es behaupten: Joſephs erſte und „ſtärkſte Leidenſchaft war, herrſchen, regieren, arbeiten. „Dieſer opferte er alles übrige auf. Ambition hatte J. ohnfehlbar; „und ein Monarch eines ſo mächtigen Staats muß ſie haben. „Zum Zorn machte ihn ſein aufbrauſendes Temperament ge„neigt, und die es erfuhren zu Zeiten ſeine Bedienten, die er „überhaupt ſtrenge hielt, in ſpätern Jahren aber reichlich „beſchenkte, als ehedem.“ Der merkwürdige Schluß dieſer Charakteriſtik lautet ſo. „Indeſſen geſteh' ich ganz willig, „daß ſein moraliſcher und politiſcher Charakter, genau genom„men, noch eine Art von Räthſel iſt: eine wunderbare Miſ„chung von Gutherzigkeit und Härte, von großen und klei„nen, von überdachten und übereilten Ideen, von weitausſe„henden und kurzſichtigen Planen und Entwürfen.“ Dieß würden wir kurz ſo ausdrücken: J. beſaß keinen feſten Charakter!

Wir wiſſen nicht, ob es Hr. P. mit Vorſatz oder aus Vergeſſenheit that, daß er kein Wort von ſeinem Helden, als Kaiſer oder Oberhaupt des deutſchen Reichs, erwähnt. Da findet man doch nicht das Mindeſte, von deſſen Geſinnungen gegen das deutſche Reich überhaupt nichts von der Viſitation des Reichskammergerichts, nichts vom Reichshofrath, auch nichts von den Streitigkeiten mit Paſſau, mit Salzburg ꝛc. nichts von den Pantsbriefen; endlich auch nichts von den Verſuchen, Handel nach Oſtindien und Sina zu treiben. Dachte er etwa bey einem Oeſterreichiſchen Monarchen wäre es nicht der Mühe werth, davon zu reden, daß er deutſcher Kaiſer geweſen, und wie er ſich gegen das Reich aufgeführt hat?

Was die angehängten Ausſichten in die Regierung Leopold des 2ten betrifft; ſo deucht uns, Ausſichten in die Zukunft lägen außer dem Gebiete des Geſchichtſchreibers; und überhaupt iſt es eine mißliche Sache um Ausſichten und künftige Regierungen! Ein Theil dieſer Ausſichten hat jetzt ſchon der Erfolg wiederlegt.

Die Schreibart iſt auch in dieſer Schrift des Hrn. Pezzl wie in allen ſeinen Schriften nicht ganz rein und korrekt. So findet man S. 57. unangreifbar. S. 62. unangreiflich. S. 75. eigens. S. 212: dieſe Umſtände hatten für die Oeſterreichiſchen Heere den widrigſten Einfluß.

Wir bemerken nur noch beym Beſchluß dieſer Anzeige, daß Hr. Schlichtegroll in ſeinem Nekrolog auf das J. 1790. B. 1. S. 154—188. die Quinteſſenz des Pezziſchen Buches eingelegt hat.

Nr. 2. ſteht weit unter Nr. 1. Aus authentiſchen Quellen, ſagt der Titel. Wenn ſie doch der Ungenannte angeführt hätte! Nur zwey derſelben nennt er in der Vorrede, nämlich Friedrich des 2ten hinterlaſſene Werke, und: Neu geſammelte Briefe von Joſeph dem 2ten. Letztere kennen wir nicht. Der Titel und der Anfang der Vorrede ſtehen mit einander im Widerſpruch; denn in dieſer heißt es, das Buch ſolle keine Biographie ſeyn, und jener verkündigt doch ausdrücklich eine Lebensbeſchreibung, oder Biographie! Das Ende der Vorrede ſoll wohl ſinnreich ſeyn? „Joſeph der 2te und Friedrich der 2te hatten viel ähnliches — aber auch viel unähnliches.“ — Der Verf. folget auch der chronologiſchen Ordnung. Er erzählt mehr, als andre, von dem, was Joſeph als Oberhaupt der deutſchen Nation gethan hat. — Wir möchten wohl wiſſen, ob das heftige Schreiben ächt iſt, das S. 57 u. ff. ohne Datum ſteht und das der Kaiſer an den König von Preußen in der Baieriſchen Erbfolgeſache geſchrieben haben ſoll? Es iſt höchſtwahrſcheinlich, daß es erdichtet iſt, denn in des Grafen Herzberg Deduktionen iſt ja faſt der ganze Briefwechſel abgedruckt. Verdächtig ſind uns auch die S. 230. und 241. abgedruckten Briefe. Vermuthlich ſind ſie aus einer apokryphiſchen Sammlung entlehnt. Es folgen mehrere Briefe des Kaiſers und lange Stellen aus des Königs Werken, womit der Verf. ſeine Bogen geſchwind und bequem anzufüllen wußte. Ja, wenn es ungedruckte wären! — Von den enormen Einkünften des Religionsfonds erzählt der Verf. nach öffentlichen Blättern, beynahe ungereimte Dinge. Das ſind vermuthlich öfters ſeine authentiſchen Quellen! — S. 133. wird zwar erzählt, daß der Hr. Kardinal Migazzi das Bisthum (oder wie der Verf. ſchreibt Biſchofthum) Walzen verlohren, aber nicht hinzugeſetzt, daß er es nachher wieder erhalten hat. — In dem elenden Paſquill, das an die von den Lutheranern gekaufte Kirche des Minoritenkloſters zu Wien angeklebt war, wird S. 139. Joſeph ein Lutheraner genannt; ſo auch in folgendem Buch (St. 1. S. 23.): allein, in der Abſchrift, die wir vor uns haben, heißt es: ein Lothringer; und dieſe Leſeart ſcheint uns richtiger.

Das dieſem Verf. ſehr geläufige Wegwerfen der Vokalen am Ende der Wörter, die vor andern auch mit Vokalen anfangenden ſtehen, iſt übertrieben und unangenehm; noch mehr aber das Weglaſſen der n. an den im Plural ſtehenden Wörter. (z. B. „dies fiel in die letzte Lebensmonathe“) Und was für nonſenſicaliſche Ausdrücke ſind es, die folgenden ähnlich ſehen: „Man konnte voraus wiſſen, wie häßlich ſich der Vatikan in Rom gebärden würde.“ (S. 100.) Der Verf. glaubt wohl gar, der Vatikan wäre eine Perſon! — S. 250. finden wir Machten ſtatt Mächte u. ſ. w.

Das dieſem Machwerk vorgeſetzte, im Kupfer gekrazte Bildniß ſieht Joſephen nicht ähnlich.

Nr. 3. verſpricht auf dem Titel eine Skizze des Lebens Joſephs. Sie findet ſich wirklich vor dem erſten und zweyten Stück, iſt aber ein förmlicher Panegyrikus. Ihr zu Folge müßte der Kaiſer nicht den geringſten Fehler an ſich gehabt haben, müßte er der vollkommenſte Fürſt geweſen ſeyn. Von derſelben Beſchaffenheit iſt auch das, was zu Anfang des zweyten Stücks über deſſen Toleranzedikte declamirt wird. Die dort hernach folgende Erzählung ſeiner Lebensumſtände ſcheint dieſem ungenannten Schreiber nicht zuzugehören: wenigſtens ſind wir auf Stellen geſtoßen, die wir anderwärts mit denſelben Worten geleſen haben, ohne uns jetzt beſinnen zu können, wo?

Vor Nr. 3. ſteht gleichfalls ein kurzer Abriß der Lebensgeſchichte des Monarchen: aber auch ſein Urheber iſt ein Lobpreiſer ohne Auswahl. „Dieſes war dein Kaiſer, o Deutſchland, gleich groß als Menſch und Fürſt:“ Das iſt der Ton dieſes Ungenannten: doch iſt er uns weit lieber, als der vorige Anekdotenkrämer. Er lenkt auch zu Anfang des zweyten Heftes ein wenig ein; und ſeine Anekdoten hat er klaſſificirt, auch hin und wieder mit Betrachtungen gemiſcht. — Woher mag er wohl wiſſen, daß Kaiſer Franz einen Schatz von 159 Millionen Kaiſergulden hinterlaſſen hat? (S. 25.) Es iſt ja die gröſte Unvereimtheit, dieß zu ſagen, wäre dieß der Fall geweſen, ſo hätten ja im ſiebenjährigen Kriege nicht nur ſo viele Staatsobligationen, ſondern auch Papiergeld mit und ohne Zinſen nicht dürfen creirt werden. Folgende ganz unwahrſcheinliche Nachricht, die S. 41. ſteht, erinnern wir uns nirgendwo geleſen zu haben: „Am 18ten Febr. ſchrieb er“ (der Kaiſer, a Ta-

ge

ge vor seinem Ende) „an Potemkin, und vertraute ihm das „ganze Interesse von Oesterreich mit Vollmacht zum Frieden „an." — Der Stil in diesen Heften ist äußerst nachläßig und inkorrekt. So heißt es S. 37: Wie konnte sein Körper gesunden, statt gesund werden. S. 262 u. f. kommt das Wort Kaiser in eilf Zeilen viermal vor, da es doch, einmal gebraucht, hinreichend gewesen wäre.

N. 5. setzen wir mit hierher wegen der zu Anfang eines jeden Heftes stehenden sogenannten Original-Anekdoten von Joseph dem Zweyten. Wir können aber versichern, daß die meisten keineswegs originell sind oder vorher ungedruckt waren; denn dies sollen doch wohl Original-Anekdoten bedeuten? Manche sind sogar äußerst abgedroschen. Verschiedene stehen in den vier vorher angezeigten Büchern, und in Geislers Sammelsurium oben drein. Der Endzweck der vor uns liegenden Sammlung geht, wie es S. 5. heißt, dahin, „dem lesenden Publikum, das sich nicht alle kleinere Schrif„ten anschaffen oder in die Hände bekommen kann, das Wich„tigste davon bekannt zu machen, und es zugleich mit interes„santen Anekdoten aus unsern merkwürdigen Zeiten zu unter„halten." Widerspricht aber nicht Manches dieser Absicht? Z. B. die S. 34. aus Schlözers Staatsanzeigen, die so allgemein gelesen werden, entlehnte Nachricht von der Gräfin de la Motte? Auch das Uebrige ist längst und allgemein bekannt. Viele Erzählungen, zumal solche, die die französische Revolution betreffen, sind in den gelesensten Zeitungen bis zum Eckel ausgepauckt worden. Im 2ten Heft lieset man auch sogenannte Anekdoten von K. Friedrich dem Einzigen. Wollte der Sammler sein Lesepublikum ja damit regaliren; so hätte er es billig mit mehr Kenntniß, Ueberlegung und Auswahl thun und nicht grundfalsches, längst ausgezischtes Geschwätz aufwärmen sollen, wie S. 32. von einem sonst unbekannten Hauptmann von Zietern, das Hr. Nicolai schon im J. 1789. im 3ten Heft seiner Anekdoten von K. Friedrich II. S. 311. für ein ganz dummes Mährchen erklärt und Hr. de la Veaux in einem der neuern Theile seiner Vie de Frédéric II. auf diese Erklärung hin zurückgenommen: da er es im ersten Theil verbreitet hatte. Es ist doch gar kläglich, wenn man so allgemein gelesene Schriften, wie die Nicolaischen Hefte sind, nicht kennt oder erst zu Rathe zieht, ehe man Anekdoten drucken lassen will. Der unwissende Kompilator hätte

sich

ſich dann auch ſeine darüber gemachte hochweiſe Gloſſe erſparen können. — Die darauf folgenden Anekdoten vom itzigen König von Frankreich ſind kaum zur Hälfte wahr. — Bey ſo bewandten Rückſtänden hoffen wir, dieſe Anekdotenkunde werde bald geſchloſſen werden.

Bey Nr. 6. freuen wir uns, daß der Geislerſche Miſchmaſch endlich einmal aufhöret. Ueber allen Seiten deſſelben ſollte ſtehen: Sunt falſa mixta veris!

Der Verf. von N. 7. hätte vielleicht beſſer gethan, wenn er ſeinem Buche keinen ſo kauderwelſchen Titel gegeben, ſondern lieber einen jeden andern von den vielen Titeln, die er in ſeiner erſten Vorrede — es ſind der Vorreden nicht weniger denn vier — ſelbſt vorſchlägt, gewählt hätte; denn wir vermuthen, er werde dadurch ſeine Abſicht, Aufſehn zu machen, gerade verfehlt haben: wenigſtens iſt es in Deutſchland ſehr unbekannt geblieben; keine einzige unſrer vielen Zeitungen hat, unſres Erinnerns, deſſen erwähnt. Und doch iſt es wirklich leſenswerth. Die Hauptabſicht des uns ganz unbekannten Verfaſſers ſcheint dahin gegangen zu ſeyn, das Publikum vor dem im Jahre 1790. gehaltenen und zu Anfang des Jahres 1791. geendigten merkwürdigen Ungriſchen Reichstage auf gewiſſe Materien aufmerkſam zu machen und ſie zur Ueberlegung hinzuſtellen. Er meynt es hiermit gewiß recht gut; ihm ſchlägt ein warmes, patriotiſches Herz im Buſen; er kennt ſein Vaterland genau, beſonders das Religionsweſen; er äußert eine Menge Warnungen und thut viele Vorſchläge, die aber vielleicht größtentheils fromme Wünſche bleiben dürften. Er iſt ein edler Mann, er ſey auch wer er ſey: aber praktiſche Staats- und Menſchenkenntniſſe fehlen ihm, in ſeinem Buche vermiſſen wir ein wichtiges Kapitel: vom Einfluſſe und von den Urſachen des Einfluſſes. Er beſitzt viel Ueberredungskraft; nur macht er oft der Worte gar zu viel. Die von ihm erzählten traurigen Thatſachen vom wirklichen Zuſtande Ungarns ſind, ſo weit wir Kenntniß davon haben, wahr, und wichtig, weil ſie öffentlich erzählt werden. Seine Rathſchläge ſind ſüße Träume; denn es müßte erſt die ganze Regierung geändert: die Religions- und andre Vorurtheile der Unterthanen ausgerottet werden, ehe ſie nur zum zehnten Theil Wirklichkeit werden könnten. Er erhebt Joſephs Reformen ungemein, erzählt aber auch umſtändlich die ſchändlichen Mittel, die man zu ihrer Entkräftung oder Vernichtung angewendet hat. Vorzüglich

englisch deckt er die Kniffe und Ränke der Jesuiten und ihrer Gesellschaftsgenossen gegen die bedauernswürdigen Protestanten mit unnachahmlichem Scharfsinn und Freymuth auf. (Uns fiel dabey ein, daß Hr. Pezzl oben in Nr. 1. wider die offenbare Wahrheit behaupten wollte, unter Maria Theresia wäre die Intoleranz nicht so arg gewesen. Wenn sie unter Joseph so arg war, was wird sie unter Maria Theresia gewesen seyn!) Unter andern behauptet der Verf. oder einer seiner Freunde, dessen Brief er voran drucken ließ, (S. 19.) daß die Zeit noch nicht da sey, wo man mit den Katholiken, nach der uns (Ungarn) sonst eigenen Offenheit und Aufrichtigkeit, umgehen und ihnen ganz trauen könnte, und daß der Katholik, als ein solcher, im ganzen, vollen Sinne des Wortes, ein redlicher Mitbürger anderer Religionspartheyen unmöglich werden könne. Er selbst versichert weiter hin, (S. 20.) daß wir jetzt den Geist des Katholicism (warum so französisch? lieber Katholicismus) besser, als ehedem kennen, und seine Bewegungen beobachten, und daß es immer bedenklich sey, mit Menschen freymüthig umzugehen, die, außer Gott und dem Landesfürsten, noch einem Dritten huldigen, die heiligsten Menschenrechte diesem Dritten aufopfern, ehedem, die den Ungarn durch Verträge zugesicherte Gerechtsame, wie, im Scherz, mit unerhörter Treulosigkeit zertraten, und jetzt den kleinen Theil der durch Joseph II. erhaltenen Freyheit ihnen nicht gönnen, überhaupt aber dahin arbeiten, daß der Landesfürst bey allen seinen Unternehmungen, wodurch er dem ganzen Lande und den Protestanten eine vortheilhaftere Stimmung geben wollte, recht viele Hindernisse finde.

Der Verf. beleuchtet hernach besonders das vorige Leidige Toleranzdekret und die unzähligen Ränke, wodurch dessen vollständige Ausübung gehindert wurde. Eben so redet er von den Verbesserungen des Status politico-ecclesiastici, oder, wie er es übersetzt, des politisch-kirchlichen Systems bey den Katholiken. S. 60. u. f. rühmt er die vom verstorbenen Kaiser gestifteten Generalseminarien, als vortreffliche Anstalten zur Erziehung der jungen Geistlichkeit; er zeigt, wie schlimm vorher die Bischöfe mit ihren sogenannten Erziehungshäusern gewirthschaftet, wie sie, unabhängig vom König und Königreich, mit Lehrern und Lehrlingen nach Gefallen schalteten und walteten. Gewiß war Josephs Bruder, der jetzige (nun verstorbene) Kaiser, mit den Folgen unbe-

kannt

kannt oder ihrer uneingedenk, als er dieſe Seminarien überall wieder in die Hände der Biſchöfe gab, aus denen ſie Joſeph, wie es ſcheint, nicht ſowohl aus einem Religions- als vielmehr aus einem Souveränitätsprinzip riß. Wahrlich, durch die Wiederherſtellung jener Erziehungshäuſer untergrub Leopold ſeine eigene Autorität! Wie wahr iſt, was bald nach jener Stelle der Verf. äußert: „Eigentlicher Volksunterricht, „wie er nach den heil. Urkunden der Religion ſeyn ſoll, war „nie Sache der katholiſchen Geiſtlichkeit.“ Er kommt S. 65. auf die, den Ungarn aus purem Eigenſinn ſo verhaßte Populardonſcription oder Zählung des Volks, auf die auch Leopold wirklich Verzicht gethan hat. Von den Ungariſchen Magnaten heißt es S. 67. ſie ſeigen Mücken und verſchlucken Kameele. Sind ſie ſo geſinnt, wie in aller Welt ſollen die von dem Verf. S. 97. u. f. geträumten ſüßen Träume von Ungarns Vervollkommnung realiſirt werden?

Es folget S. 72. das Ausmeſſungsgeſchäffte, die Steuerrektifikation und das phyſiokratiſche Syſtem; lauter neue Wörter und noch neuere Begriffe für den auf gut jeſuitiſch erzogenen Ungar! Auch hier werden die ſataniſchen Ränke, mit denen man Joſephs gute Abſichten anſchwärzte, treffend geſchildert. Von der Unausführbarkeit des phyſiokratiſchen Syſtems iſt indeſſen auch er überzeugt: wenn er aber S. 87. glaubt, Hr. Schlettwein habe im Badiſchen ſehr glückliche Verſuche damit gemacht; ſo irrt er ſich gar ſehr: es muß vielmehr heißen: ſehr unglückliche und landverderbliche. S. 98. verſichert der Verf., Marie Thereſie habe bey Verfertigung des Ungariſchen Urbariums (ſ. Nicolai's Reiſen B. 6. Beyl. 1.) die beſten Abſichten gehabt, man habe ſie aber auf eine niedrige Art vereitelt. Uns kam es immer ſo vor, als wenn ſie und ihr Nachfolger zu wenig Räthe gehabt, die die wahre Beſchaffenheit des Nahrungsſtandes und des Finanzweſens verſtanden haben; und ſelbſt dieſe wenige hatten nur geringen oder gar keinen Einfluß.

Unter der Rubrik: Neue Gerichtsordnung, Gerichtshöfe, Provinzialtafel, Landesarchiv, wird ein Heer von Mißbräuchen, die ſich in die Ungariſche Rechtspflege eingeſchlichen und denen Joſeph abhelfen wollte, zur Schau geſtellt. S. 111. ſtoßen wir auf folgende merkwürdige Stelle: „Nicht die erobernden Kaiſer, ſondern die Unei„nigkeit und Selbſtſucht der Ungarn, zogen den Türken ins „Land. Durch ſie ſelbſt, durch die Ungarn, ward er ſo

„mäch-

unabhängig, daß er ſich ſelbſt im Beſitz eines großen ſchönen Theils dieſes Landes, über 100 Jahre lang erhielt. Nicht die Ungarn, (denn waren ſie wohl damals?) ſondern der Kaiſer und König, mit Hülfe deutſcher Bundsgenoſſen und Dukaten, trieb den Feind aus dem Lande. Dieſe Vertreibung koſtete manche Millionen Gulden. Dieſe viele Millionen waren kein Ungariſches Geld. Der Ungariſche Bauer, und der Bauer allein, fieng erſt 1715. an, eine mäßige Kontribution zu zahlen u. ſ. w.“ — S. 154. giebt der Autor ſeinem Vaterlande 4 Millionen Menſchen; wo ſollten ſo viele herkommen?

Nach den Reverien über das neue Oeſterreichiſche Kriminalgeſetzbuch und über das begonnene politiſche Geſetzbuch kommt der Verf. S. 161. auf die von Joſeph unternommene, aber auch fehlgeſchlagene Einführung der deutſchen Sprache. Hier vertheidigt er ſeinen Joſeph würklich nicht mit ſtarken Gründen. Es bleibt allemal hart, wenn man eine ganze Nation zwingen will, eine Sprache zu reden, die ſie nicht kennt. Es ſind auch der Deutſchen, in Vergleichung mit den übrigen in Ungarn wohnenden Nationen, doch noch zu wenig, als daß man die Hauptnation ſollte zwingen dürfen, ſich nach ihnen zu richten. So wie man in der Staatskanzley für Italien italiäniſch und für die Niederlande franzöſiſch expedirte, und davon nicht abgieng, eben ſo könne man in der Ungariſchen Kanzley fortfahren, lateiniſch zu expediren.

Unter der Rubrik Türkenkrieg (S. 175.) gerath der Verf. auf die Materie von den Produkten und Manufakturen Ungarns, und äußert auch da viele fromme Wünſche; er geſteht aber ſelbſt, daß der eigentliche, gebohrne Ungar jedes mühſame Geſchäffte verachtet, weil ihm noch viel nomadiſches Weſen, oder, wie er ſich anderwärts ausdrückt, ſcythiſche Ungebundenheit anhängt. Was alſo in Anſehung der Fabriken und Manufakturen in Ungarn geſchieht, wird meiſtens von Ausländern bewerkſtelligt. Ja, es fehlen oft viele Meilen weit die allergemeinſten Handwerker. Der V. ſagt S. 180. der Ungariſche Bauer produzire viele Naturalien, könne aber ſolche wegen Mangel an reinen Konſumenten nur wohlfeil abſetzen. Das ſoll nun ein phyſiokratiſches Wort ſeyn, das zu unſäglichen Miſverſtändniſſen Anlaß geben muß. So wie der Verf. die reinen Konſumenten erklärt, wären ja die meiſten Edelleute, die in Ungarn

kannt oder ihrer uneingedenk, als er diese Seminarien überall wieder in die Hände der Bischöfe gab, aus denen sie Joseph, wie es scheint, nicht sowohl aus einem Religions- als vielmehr aus einem Souveränitätsprinzip riß. Wahrlich, durch die Wiederherstellung jener Erziehungshäuser untergrub Leopold seine eigene Autorität! Wie wahr ist, was bald nach jener Stelle der Verf. äußert: „Eigentlicher Volksunterricht, „wie er nach den heil. Urkunden der Religion seyn soll, war „nie Sache der katholischen Geistlichkeit.“ Er kommt S. 65. auf die, den Ungarn aus purem Eigensinn so verhaßte Popularconscription oder Zählung des Volks, auf die auch Leopold wirklich Verzicht gethan hat. Von den Ungarischen Magnaten heißt es S. 67. sie seigen Mücken und verschlucken Kameele. Sind sie so gesinnt, wie in aller Welt sollen die von dem Verf. S. 97. u. f. geträumten süßen Träume von Ungarns Vervollkommnung realisirt werden?

Es folget S. 72. das Ausmessungsgeschäfte, die Steuerrektifikation und das physiokratische System; lauter neue Wörter und noch neuere Begriffe für den auf gut jesuitisch erzogenen Ungar! Auch hier werden die satanischen Ränke, mit denen man Josephs gute Absichten anschwärzte, treffend geschildert. Von der Unausführbarkeit des physiokratischen Systems ist indessen auch er überzeugt: wenn er aber S. 87. glaubt, Hr. Schlettwein habe im Badischen sehr glückliche Versuche damit gemacht; so irrt er sich gar sehr: es muß vielmehr heißen: sehr unglückliche und landverderbliche. S. 98. versichert der Verf., Marie Thereſe habe bey Verfertigung des Ungarischen Urbariums (s. Nicolai's Reisen B. 6. Beyl. 1.) die besten Absichten gehabt, man habe sie aber auf eine niedrige Art vereitelt. Uns kam es immer so vor, als wenn sie und ihr Nachfolger zu wenig Räthe gehabt, die die wahre Beschaffenheit des Nahrungsstandes und des Finanzwesens verstanden haben; und selbst diese wenige hatten nur geringen oder gar keinen Einfluß.

Unter der Rubrik: Neue Gerichtsordnung, Gerichtshöfe, Provinzialtafel, Landesarchiv, wird ein Heer von Mißbräuchen, die sich in die Ungarische Rechtspflege eingeschlichen und denen Joseph abhelfen wollte, zur Schau gestellt. S. 111. stoßen wir auf folgende merkwürdige Stelle: „Nicht die erobernden Kaiser, sondern die Uneinigkeit und Selbstsucht der Ungarn, zogen den Türken ins „Land. Durch sie selbst, durch die Ungarn, ward er so

„mächtig

„mächtig, daß er sich selbst im Besitz eines großen schönen „Theils dieses Landes, über 100 Jahre lang erhielt. Nicht „die Ungarn, (denn waren sie wohl damals?) sondern der „Kaiser und König, mit Hülfe deutscher Bundsgenossen un„terstützt, trieb den Feind aus dem Lande. Diese Vertrei„bung kostete manche Millionen Gulden. Diese viele Mil„lionen waren kein Ungarisches Geld. Der Ungarische Bauer, „und der Bauer allein, fieng erst 1715. an, eine mäßige „Contribution zu zahlen u. s. w." — S. 154. giebt der Autor seinem Vaterlande 4 Millionen Menschen; wo sollten so viele herkommen?

Nach den Reverien über das neue Oesterreichische Krimi[illegible] und über das begonnene politische Gesetzbuch kommt der Verf. S. 161. auf die von Joseph unternommene, aber auch fehlgeschlagene Einführung der deutschen Sprache. Hier vertheidigt er seinen Joseph würklich nicht mit den besten Gründen. Es bleibt allemal hart, wenn man eine ganze Nation zwingen will, eine Sprache zu reden, die sie nicht kennt. Es sind auch der Deutschen, in Vergleichung mit den übrigen in Ungarn wohnenden Nationen, doch viel zu wenig, als daß man die Hauptnation sollte zwingen dürfen, sich nach ihnen zu richten. So wie man in der Staatskanzley für Italien italienisch und für die Niederlande französisch expedirte, und davon nicht abgieng, eben so hätte man in der Ungarischen Kanzley fortfahren sollen, lateinisch zu expediren.

Unter der Rubrik Türkenkrieg (S. 175.) geräth der Verf. auf die Materie von den Produkten und Manufakturen Ungarns, und äußert auch da viele fromme Wünsche; er gesteht aber selbst, daß der eigentliche, gebohrne Ungar jedes mühsame Geschäffte verachtet, weil ihm noch viel nomadisches Wesen, oder, wie er sich anderwärts ausdrückt, scythische Ungebundenheit anhängt. Was also in Ansehung der Fabriken und Manufakturen in Ungarn geschieht, wird meistens von Ausländern bewerkstelligt. Ja, es fehlen oft viele Meilen weit die allergemeinsten Handwerker. Der V. sagt S. 180. der Ungarische Bauer producire viele Naturalien, könne aber solche wegen Mangel an reinen Konsumenten nur wohlfeil absetzen. Das soll nun ein physiokratisches Wort seyn, das zu unsäglichen Misverständnissen Anlaß geben muß. So wie der Verf. die reinen Konsumenten erklärt, wären ja die meisten Edelleute, die in Un-

 garn

garn so sehr müßig gehen, reine Konsumenten. Und [illegible] vollends der zahlreiche Klerus! Der producirt doch gewiß nicht, sondern konsumirt nur. Will ihn wohl der Verf. deshalb auch vermehrt wissen? Sollte es also wohl in Ungarn so sehr an reinen Konsumenten fehlen? Ueberdies hat man Ursache zu zweifeln, ob in allen Gegenden Ungarns so viele Naturalien producirt werden, als der Verf. vorgiebt, oder glaubt. Er, und manche andre Ungarn, bilden sich ein, der Naturproducenten wäre dort eine übergroße Anzahl, und doch ist es, nach dem eigenen Geständniß des Verf. S. [illegible] mit der Landeskultur und mit der Veredelung der Ungarischen Produkte noch gar schlecht bestellt. Doch, er bekennet S. 182. ja selbst, daß ihm dergleichen Sachen nur von der Oberfläche, nur von Hörensagen bekannt sind. Gewöhnlich werden die Arbeiter in Ungarn faul und wollüstig; daher [illegible] selten eine Manufaktur; auch ist, wie der Verf. selbst S. 183. einsieht, die bisherige Konstitution des Landes ein großes Hinderniß alles Kunstfleißes. „Die Ungarische Verfassung begünstigt zu sehr den Adel und die Geistlichkeit. „Diese zwey Klassen von Menschen machen, nach der [illegible]lichen Verfassung, allein Anspruch auf die Freyheit des Erwerbs, des Besitzes. Sie allein haben für sich so viele „Clauseln, Exemptionen u. s. w. gemacht, daß neben ihnen „nur wenige Menschen aufkommen können. Der Fabrikant, „der Manufakturist und der Kaufmann ist gar nicht bedacht „worden. Nirgends in der ganzen breiten Welt wird es „nach so unbestimmten Grundsätzen und so willkührlich be„handelt, als hier u. s. w."

Von dem König Leopold hoffte der Verf. sehr viel; er hatte auch gute Ursache dazu: wenigstens hat er auf dem letzten Ungarischen Reichstag gezeigt, daß er zwar in billigen Dingen weise nachzugeben, aber auch bey unbilligen Zumuthungen (z. B. in Ansehung der Toleranz) standhaft zu beharren gewußt habe.

Lk.

Vaterländische Geschichte, ein durchaus verständliches Lesebuch für Jedermann. Nebst beygefügten Hauptscenen und interessanten Begebenheiten aus der allgemeinen alten und neuen Geschichte. Dritter

ter Band, mit einem hiſtoriſchen Kupferſtich. Halle 1791. auf Koſten des Verf. in Commiſſion bey Doſt. 408 Octavſ.

Das Kupfer zeigt Kaiſer Heinrich IV. demüthige Bußübung vor Pabſt Gregor VII. in Canoſſa. Die vaterländiſche Geſchichte fängt mit Carl dem Großen an, und geht bis zum Tode des auf dem Kupfer in einer ſehr unkaiſerlichen Stellung abgebildeten Heinrichs. Am Ende des erſten Abſchnittes die Geſchichte der alten Römer von Erbauung der Stadt, bis zum Kriege mit Pyrrhus, am zweyten, vom erſten puniſchen Kriege bis zu Cäſars Tode u. ſ. f. Am Ende des fünften Wiſſenſchaften, Künſte, Sitten der alten Römer. Die Begebenheiten ſind in einer gedrängten Kürze erzählt, aber doch verſtändlich, und wohl zu leſen. Aus dem ſchnellen Fortrücken der Geſchichte läßt ſich ſchon urtheilen, das Werk werde nicht zu vielen Bänden anwachſen.

Bu.

Frankreichs politiſche Lage und ſeine gegenwärtigen Verhältniſſe mit den übrigen Europäiſchen Mächten. Dem Könige und der Nationalverſammlung zugeeignet vom Herrn von Perſſonel. Aus dem Franzöſiſchen. Erſter Theil. 160 Seiten. Zweyter Theil. 167 Seiten. Frankfurt, bey Varrentrapp und Wenner. 1790. gr. 8.

Wäre dieſes Buch ein deutſches Originalprodukt, ſo würde der Rec. ſich, um den Werth deſſelben genau zu beſtimmen, eine ſehr umſtändliche Anzeige und Prüfung deſſelben anzuſtellen genöthiget ſehen. Da ihm aber dies der Plan der Allg. d. Bibl. verbietet, ſo kann er nur kürzlich bemerken, daß die Abſicht des ganzen Werks dahin geht, durch hiſtoriſche Fakta ſowohl, als durch Grundſätze der Politik, zu beweiſen, wie ſchädlich die Oeſterreichiſche Allianz bisher für Frankreich geweſen ſey, und zugleich alle die Fehler anzuzeigen, welche das franzöſiſche Miniſterium ſeit den Verſailler Traktaten von 1756. 1757. und 1758. bis auf die jetzigen Zeiten begangen hat. Zu dem Ende betrachtet er im erſten

Theile die Geschichte der politischen Verbindungen und Kriege in Europa vom Aachner Frieden bis zum Jahre 1789. und giebt darauf im zweyten Theile eine allgemeine Uebersicht der gegenwärtigen politischen Verhältnisse, worin Frankreich zu der Zeit, da er sein Buch schrieb, mit den übrigen Europäischen Mächten stand. Darauf folgt noch eine besondere Abhandlung, welche die Vortheile entwickelt, die das Französische und Spanische Seewesen sowohl, als die Seehandlung beyder Mächte, aus dem Familienvertrage ziehen könnten.

Die Uebersetzung ist recht gut, und der Verf. belehrt und unterhaltender Vortrag hat in derselben nichts verlohren. Man wird daher dieses Werk, bey allen historischen und politischen Fehlern, welche es hat, dennoch mit Vergnügen lesen, und durch viele richtige und treffliche Bemerkungen des Verf. die Zeit, welche man darauf verwendet, wohl belohnt finden.

Lm.

Repertorium der Geschichte und Staatsverfassung von Deutschland, nach Anleitung der Häberlinischen Reichshistorie, von D. Chr. von Schmidt genannt Phiseldek. Dritte Abtheilung, erster, zweyter, dritter und vierter Abschnitt. Halle, bey Gebauer. 1790. und 1791. zusammen 57 Bogen in 8.

Der Zweck und die Einrichtung dieses brauchbaren Werks sind den Lesern der Allg. d. Bibl. aus der Anzeige der beyden ersten Theile bekannt. In den vor uns liegenden vier Theilen wird das Repertorium von Rudolfs I. Thronbesteigung, bis zum Tode Friedrichs III, mit Einschluß der Staatsverfassung in dieser ganzen Periode, fortgeführt. Die beygefügten genealogischen Tabellen müssen den Freunden der deutschen Geschichte sehr schätzbar seyn.

Gd.

Oesterreichische Biographien von Johann Pezzl. Wien, bey Degen. in kl. 8. Erster Theil, enthält

hält die Lebensbeſchreibung Joſephs II. 21½ Bogen. Zweyter Theil, enthält die Lebensbeſchreibung Laudons. 21½ Bogen. Dritter Theil, enthält die Lebensbeſchreibung Eugens. 17 Bogen. Vor jeder Lebensbeſchreibung ſteht das Bildniß ihres Helden.

Dieſe Biographien ſind mittelmäßig, und es iſt vielleicht nicht zu hart, wenn wir ſagen, ſie ſind ſchlecht. Hrn. Pezzl*) fehlt es, wir ſagen es ungern, aber die Unpartheylichkeit erfordert es, beynahe an allen Eigenſchaften eines hiſtoriſchen Schriftſtellers. Plan, Auswahl der Begebenheiten, Einſicht in ihrem Zuſammenhange und in ihren Folgen, Freymüthigkeit, Unpartheylichkeit, Darſtellungskraft, Sprachkunde, fehlt ihm nur allzuſehr. Es wird uns leicht ſeyn, dieſe unangenehme Wahrheit zu beweiſen.

In Anſehung des Plans folgt er durchaus und knechtiſch der Zeitordnung, nicht anders als ſchriebe er Annalen. Bey den Nachrichten die einen Feldherrn wie Laudon und Eugen betreffen, iſt das weniger auffallend, weil deren ihr Leben, außer ihren Kriegsthaten nichts Wichtiges fürs Publikum hat; und weil ſie in dieſen Thaten, blos Werkzeuge ſind, die ein nach einem höhern Plane handelndes Weſen in Bewegung ſetzt. Indeſſen hätte doch bey erſtern, das was er that, als ihn der Friede gleichſam nöthigte zu privatiſiren, am Ende zuſammengenommen werden können, wodurch manche Wiederhohlung erſpart worden wäre. Allein beym Leben Joſephs, deſſen Thaten als Geſetzgeber, als Eroberer (welches er ſeyn wollte,) und als deutſcher Kaiſer man gar zu gerne im Zuſammenhange erblickt hätte, da ſie in ſeinem Geiſte als ein Ganzes gedacht worden ſind, und er ſie als ein ſolches anzuführen, im Sinn hatte; erregt eine ſolche Beurtheilung wo alles durch die Zeitfolge verſtückelt wird, wah-



*) Hrn. Pezzls Leben Joſephs des IIten iſt eben in einer Folge von mehrern Schriften über dieſen Kaiſer angezeigt. Hier findet man noch eine andere Anzeige, und zwar von einem militäriſchen Recenſenten, weil dies Leben Joſephs II auch einen Theil eines andern Buchs, nämlich der öſterreichiſchen Biographien ausmacht. Anmerkung des Recenſenten der A. d. B.

ren Widerwillen. Da dies indessen einmal so zusammengesetzt seyn sollte, so würde man sichs noch gefallen lassen, wenn nur die Begebenheiten selbst besser gewählt wären.

Zwey und zwanzig weitläuftig gedruckte kleine Bogen, wollen für die Lebensbeschreibung eines so interessanten Regenten als Joseph wenig sagen, und doch ist dieses wenige mit sehr unbedeutenden Anekdoten durchwebt. Z. B. steht S. 32. eine, von einer Gelegenheit wo Joseph sammt seinen drey Begleitern, sich einmal jeder ein Gericht kochten, weil sie in einem schlechten Dorfe nichts fanden. In diese so höchst unbedeutende Geschichte hat sich Hr. Pezzl so verliebt, daß er sie in Laudons Leben, der auf jener Reise des Kaisers Begleiter war, S. 218. noch einmal der Länge nach vorträgt.

Vom Zusammenhang der Begebenheiten, muß Hr. Pezzl sonderbare Begriffe haben. Und doch wäre nichts nöthiger gewesen als dieses, bey dem Leben eines Mannes, dessen Thaten so wenig anscheinenden Zusammenhang hatten, als Josephs, und dessen Geist doch so beschaffen war, daß jede seiner Thaten gewiß ihre Ursache hatte. Ja es steht sogar zu glauben, daß wenn er ohne Zusammenhang handelte, so war sein Verstand groß genug, um das einzusehen. Wenn wir aber dieses auch nicht annehmen, sondern glauben, daß ihn eine Leidenschaft jedesmal aus seinem Plan heraustrib, und ihn zugleich so verblendete, daß er nicht glaubte davon abzuweichen; so ist es doch immer wichtig zu wissen, welche Leidenschaft entfernte ihn jedesmal von seinen Hauptabsichten? und durch welchen Trugschluß rechtfertigte sie eine solche Abweichung vor seinen Augen? Unsre Behauptung wollen wir kürzlich erläutern.

Kaiser Joseph II. wollte seine Staaten umschaffen; dazu war ihm Friede nöthig. Er war schon zur einzigen Veränderung im Steuersystem und in dem Zustande des Landmannes erforderlich: bey seinen vorhabenden Religionsveränderungen aber ganz unentbehrlich. Daß er bey diesen Entwürfen dennoch gewisse Kriege hätte unternehmen können, läßt sich begreifen; wenn sie sich nämlich an seinem Plane angeschlossen hätten; oder wenn sie von so einer Wichtigkeit für die österreichische Monarchie gewesen wären, daß jede andre Betrachtung dieser hätte nachstehn müssen. Zu der ersten Gattung rechnen wir den, der durch die Schifffahrt auf der Schelde beynahe wäre hervorgebracht worden. In dieser Rücksicht

war

war es ſogar inkonſiſtent von ihm gehandelt, daß er dieſen aufgab. Wenn ferner die Unruhen in Brabant einen Krieg hervorgebracht hätten; ſo würden wir ihn auch in dieſe Klaſſe ſetzen. Zur zweyten Gattung würden wir aber einen ſolchen rechnen, der die Erwerbung von Bayern, für das Haus Oeſterreich zur Abſicht gehabt hätte. Dieſer Punkt iſt von ſolcher Wichtigkeit für dieſes Haus, daß jeder andre davor verſchwindet, und wenn ſich ein günſtiger Zeitpunkt dazu erbietet, vielleicht auch in Zukunft alles übrige ſo lange bey Seite geſetzt werden wird. Aber wie konnte Joſeph den Türkenkrieg gegen ſich ſelbſt rechtfertigen? Das ſcheint unbegreiflich. Man hat laut geſagt, eine ganz beſondere Urſache habe ihn dazu bewogen. Iſt das wahr oder falſch? So viel bleibt ausgemacht, einen vernünftigen oder wenigſtens mit ſeinen übrigen Entwürfen zuſammenhängenden Grund konnte er dabey nicht haben. Warum ward ferner der Krieg ſo gar ſchlecht, ſogar ohne Plan von ihm geführt? Joſeph mit einer Armee von 160000 Mann, begnügte ſich die Türken anzuſehen; und läßt ſich am Ende von ihnen in Unordnung zurücktreiben. In allen dieſem läßt ſich nicht der geringſte Zuſammenhang erblicken. Kannte Hr. Pezzl den Zuſammenhang nicht, ſo hätte er ſich dem Unternehmen eine ſolche Lebensbeſchreibung abzufaſſen, nicht unterziehen ſollen. Hätte er doch wenigſtens einmal verſucht die Urſachen ſolcher unzuſammenhängenden Handlungen, muthmaßlich anzugeben, ſo wäre es doch etwas. In magnis voluiſſe ſat eſt. Vielleicht durfte er aber die wahren Urſachen nicht angeben?

Ein viel ärgerer Fehler iſt noch außerdem die große Partheylichkeit die er überall zeigt. Umſonſt wird er es damit rechtfertigen wollen, daß er ſie beſonders da äußert, wo er des Hrn. von Tempelhof Partheylichkeit für die Preußen widerlegen will. Erſtlich iſt dieſe Entſchuldigung falſch. Denn um nur eins anzuführen, warum ſagt er kein Wort von der noch vor der Kriegserklärung im türkiſchen Kriege unternommenen ſo treu- als fruchtloſen Ueberrumpelung von Belgrad? Dieſe Begebenheit war höchſt wichtig, höchſt karakteriſtiſch, und konnte nur von dem allerpartheyiſchſten Geſchichtſchreiber übergangen werden. Zweytens iſt es gar keine Entſchuldigung. Je mehr Hrn. Pezzl der Fehler, deſſen ſich Hr. v. Tempelhof allerdings zuweilen ſchuldig macht, in

die Augen leuchtete; je mehr mußte er ihn vermeiden. Er schrieb ja keine Adversaria gegen jenen Schriftsteller, sondern Josephs und Laudons Geschichte. Da gehörte Hr. v. Tempelhof gar nicht hin. Allein die Pezzlische Partheylichkeit übertrifft bey weitem die von allen seinen Gegnern, und fällt nicht selten ins Lächerliche. Ich will nur ein Beyspiel anführen S. 188. f. sagt Hr. P., Archenholz behaupte: Laudon habe bey der Ersteigung von Schweidnitz den Leuten Brandewein geben lassen, und Tempelhof erzähle gleichfalls, vor dem Gefechte bey Landshut, sey dasselbe Mittel angewendet worden, um den Muth der Oesterreicher anzufeuern. Hätte Hr. Pezzl das Unwürdige einer solchen Aeußerung gerügt, so hätte er zwar einen unnöthigen Auswuchs in seiner Geschichte angebracht; allein man hätte ihm eine so richtige Aeußerung nicht eben sehr verargen können. Es ist ganz überhaupt unbegreiflich, wie ein sonst so schätzenswürdiger militärischer Schriftsteller als Hr. v. Tempelhof, sich in allem Betrachte so hat vergessen können, nur etwas ähnliches anzudeuten. Bey Hrn. v. Archenholz wundert uns das weniger, denn wenigstens aus seinen Schriften erhellet nicht, daß er vom Kriegswesen wahre Einsicht hat. Es ist der Mühe werth die Sache auseinander zu setzen, um solchen Armseligkeiten bey historischen militärischen Schriftstellern, wo möglich auf immer ein Ende zu machen. Bey dergleichen Gelegenheiten ist der gemeine Mann den physischen Eindrücken gar sehr unterworfen; indem die moralischen, die ihn in die Schlacht leiten können, gewiß sehr schwach sind. Sie bestehen wahrlich in bloßer reiner Begierde seine Pflicht zu thun; denn Ehre genießt er nicht viel; Avancement hat er nicht zu hoffen, wenn er noch so brav in Reihe und Gliedern steht; und seine Paar Kreutzer des Tages sind auch eben kein starkes moralisches Motiv. Unter solchen Umständen glaube ich würden die tapfersten Offiziere, mehr den physischen als moralischen Antrieben folgen. Nun aber ist es gewiß, daß der Mensch viel physisch braver ist, wenn er gut gegessen und getrunken hat, als wenn ihm, wie man sagt, der Magen schlaff ist. Wenn also ein Feldherr seinen Leuten jedesmal vor der Aktion eine gute Mahlzeit reichen ließe, so würde das gewiß eine sehr kluge Handlung genannt werden müssen. Nur kann ein solcher selten oder niemals den Truppen Essen reichen lassen. Dafür läßt er sie also sorgen, und giebt ihnen gemei-

meiniglich nur Zeit, das was ſie haben abzukochen und zu verzehren. Hingegen iſt es eher möglich in Ländern die Wein hervorbringen, dieſes Getränke, und in andern Brandtewein herbey zu ſchaffen. Was könnte alſo wohl Tadelnswürdiges darin ſeyn, wenn er einem jeden ſeiner Leute etwas von ſolchen herzſtärkenden Getränken austheilen ließe? Im Gegentheil das wäre ein ſehr zweckmäßiges Verfahren, das ſeinen Ruhm von Seiten der Klugheit ſehr vermehren müßte; dem Rahme ſeiner Truppen von Seiten der Tapferkeit aber nichts benehmen könnte. Denn es wäre ganz unvernünftig daraus zu ſchließen, er habe dieſelben ſo berauſcht, daß ihnen alle richtige Vorſtellung von der Gefahr vergangen wäre, und das müßte man doch annehmen, wenn das folgen ſollte, was die Herren Erzähler damit ſagen wollen. Um das aber mit einigem Grunde behaupten zu können, müßte man angeben können, wie viel Brandtewein an die Leute vertheilt worden iſt, und welches die Quantität iſt wovon Truppen berauſcht werden, welches bey allen Armeen nicht gleich ſeyn kann. An ſo eine Beſtimmung haben aber die Schriftſteller die ſo etwas geäußert haben, niemals gedacht. Alles was man in ſo einem Falle bey einer Armee von der andern wiſſen kann, iſt dieſes: daß dort Wein oder Brandtewein vor der Affäre ausgetheilt worden iſt; welches, wie geſagt, an ſich für ein ſehr vernünftiges Verfahren gelten muß. Allein, man kann noch überdem behaupten, daß der Argwohn den man durch eine ſolche Aeußerung erregen will, nicht den geringſten Grund haben kann, nicht nur wegen der ungeheuren Menge Brandtewein die dazu gehörte, um nur ein Korps von 12000 Mann in den Zuſtand der Berauſchung zu ſetzen. (Denn dazu wäre für den Mann gewiß ein halb Quartier nöthig; thäte alſo 12000 Quartier, und folglich 50 Oxhöft Brandtewein.) Sondern es könnte auch wohl ein General nimmermehr einen unglücklichern Einfall haben als den, ſeine Truppen vor dem Angriff zu berauſchen. Rec. weiß wenigſtens, daß wenn er zu einer gefährlichen Expedition kommandirt werden ſollte, und der General en Chef wollte ſeinen Leuten ſoviel Brandtewein austheilen laſſen, daß ſie nur den geringſten Rauſch davon haben könnten; er ſich das ſehr verbitten würde. Man hat bey ſolchen Gelegenheiten Mühe genug nüchterne Leute, ſo wie man will, und wie es der Zweck erfordert, zu führen; wie wollte man denn mit be-

rauſchten Menſchen fertig werden? Allein dagegen hätte er nichts einzuwenden, daß jeder einen Becher Wein, oder einen guten Schluck Brandtewein bey der vor dem Marſche oder vor der Affäre gethanen Mahlzeit erhielte, und er würde es ihnen allenfalls, wenn er könnte, ſelber austheilen laſſen.

Aeußerungen wie dieſe von Austheilung berauſchender Getränke, ſind vortrefflich in einer Armee, wenn ſie gegen einen Feind ſteht. Jeder rechtſchaffene Offizier muß ſie, wenn der Feind einen Vortheil erhalten hat, gefliſſentlich unter den Leuten verbreiten; denn man muß alle Mittel hervorſuchen, den Feind in ihren Augen verächtlich zu machen. Aber glauben muß er ſie nicht; viel weniger ſie dem Publikum vortragen, wenn er die Geſchichte ſolcher Begebenheiten ſchreibt. Er ſetzt ſich dadurch nur bey Männern vom Handwerk, wenn ſie Einſichten haben, herunter; indem er Partheylichkeit zeigt.

Um aber wieder auf Hrn. Pezzl zu kommen, ſo erwiedert er auf jene Archenholziſche und Tempelhoffſche Aeußerung folgendes. „Die Sache iſt nicht unmöglich. Vielleicht that „Laudon dieſes in Nachahmung des großen Friedrichs; denn „dieſer erzählt von ſich ſelbſt, daß er vor der Schlacht bey „Leuthen ſelbſt den Wein als ein Hülfsmittel brauchte, um „die niedergeſchlagenen Gemüther ſeiner Soldaten wieder zu „ermuntern. Kein Wunder, daß die Preußen in jener „Schlacht ſo wacker kämpften; denn man ſtelle ſich nur vor: „Preußiſche Soldaten und Wein! Sicher hatten unter „jedem Tauſend derſelben 999 dort zum erſtenmal in ihrem „Leben den edlen Traubenſaft auf ihre Zunge bekommen. „In jedem Fall muß ein Glas Wein auf den Preußen noch „unendlich mehr Wirkung thun, als ein Glas Brandtewein „auf die Oeſterreicher.“ Iſt denn Hr. Pezzl in Freſſen und Saufen ſo verliebt, daß er es nicht nur für ein Glück, ſondern ſogar für einen Vorzug hält, viel Wein getrunken zu haben, und ſich nicht ſchämt dies laut zu ſagen; und mußte eine Archenholziſche Abſurdität, durch eine noch viel häßlichere erwiedert und widerlegt werden? O wie erbärmlich!

Daß es Hrn. Pezzl an Sprachkunde mangelt, und daß ſeine Schreibart nichts taugt, iſt offenbar. Ueberall wird der Poſaunenton angeſtimmt, der ſich zur Geſchichte ſchlecht ſchickt. Nicht einmal richtig deutſch ſchreibt der Verf. Z. B. in Eugens Leben S. 2. 3. ſteht mit ſieben — mit zehn Jahren; ſtatt: da er ſieben — da er zehn Jahr alt war.

Oben

Oben haben wir in Nachahmung ſtatt: zur Nachahmung gehabt. So findet man in Joſephs Leben S. 27. Bardenfeuer ſtatt: Feier, unternahmen; hie und da die Felten, auch ſolche Floskeln als: dieſer Günſtling des Mavors. Engru S. 13. Catharina ſey vollkommne Frau der Tartaren geworden. Joſeph S. 174. um zu ſagen: Sie haben die Tartarn völlig unter ihre Bothmäßigkeit gebracht. Ib. S. 244. Unbäſlichkeiten u. ſ. w.

So mit hätten wir ja wohl unſer Urtheil über Hrn. P. hinlänglich bewieſen. Zu weit würde es uns führen, wenn wir auch über die Perſonen, deren Leben Hr. Pezzl hier beſchreibt, und über die Dinge die er vorbringt, unſre Meynung vortragen wollten. Daß man bey ſolch einem Schriftſteller über keiner einzigen Sache, die würklich intereſſant und dunkel iſt, auch nur die geringſte nützliche und wichtige Aufklärung erhält, kann man ſich leicht vorſtellen. Niemand kann hier erwarten, daß Rec. das thun ſollte, was Hr. Pezzl unterlaſſen hat. Wenn er es könnte, ſo wäre hier der Ort nicht dazu, und bey ſeiner Entfernung von dem Theater der Begebenheiten kann er es nicht. Daher will er ſich damit begnügen noch ein Paar Bemerkungen beyzufügen.

So viel Rec. die Sache einſieht, hat noch nie ein lehrreicherer Charakter auf dem Thron geſeſſen als Joſeph der II.; ſelbſt nicht mit Ausnahme des großen Friedrichs. Im letztern ſieht man völlige Uebereinſtimmung; er iſt ganz ſchlichtweg ein Mann, der beſchloſſen hat ein großer König zu ſeyn und der es auch iſt. Allein in Joſeph findet man den ſichtlichſten moraliſchen Widerſpruch. Auf der einen Seite ſo groß, ſo erleuchtet, ſo muthig, in manchen Punkten an Kenntniſſen Friedrichen überlegen, welches man indeſſen blos dem Theile des Jahrhunderts worin ſich beyde gebildet haben, und gar nicht den natürlichen Anlagen zuſchreiben muß. Auf der andern, ſo klein, ſo blind, ſo ſchwach! — Wer löſt uns dies unausſprechliche Räthſel auf? Man wird ſagen, er war veränderlich; ſein ewiges Schwanken zwiſchen innere Verbeſſerung, und äußere Erweiterung ſeiner Staaten, hat ihm gehindert jegend eines ſeiner Projekte auszuführen. Das iſt gut und wahr, aber auch leicht geſagt. Denn die wahre Schwierigkeit liegt darin, ſich dieſes ewige Schwanken zu erklären. Leichtſinn war es nicht, und wäre ers auch geweſen, ſo ließe ſich dieſer eben ſo ſchwer mit jenem heißem Durſt nach Ruhm und jenen großen erhabnen Projekten zur Beglückung

glückung seiner Unterthanen, und zwar der niedern Klassen derselben, gegen den Willen eines mächtigen Adels, und einer noch mächtigern Klerisey zusammen reimen. Kurz Joseph ist bis jetzt vor den Augen aller, die ihn nicht ganz genau gekannt haben, ein unerklärliches Räthsel. Und hiebey muß man noch einen Unterschied zwischen ihm und Friedrich dem Großen bemerken. In Ansehung des letztern haben uns unzählige Schriften alle Seiten an ihn aufgedeckt. Alle seine Schwächen sind entwickelt worden, so sehr wie noch nicht leicht an einem Sterblichen. Von Josephen hat man auch sehr viel geschrieben. Aber wer und wie? Unter dem ganzen Schwall von Schriften befindet sich nicht ein einziger tief ins Innere dringende Aufsatz. Ein Pezzl, ein Geisler der jüngere u. s. w. das sind die Posäunchen, die diese sonderbaren Regententhaten in die Welt hinein geblasen haben. Also Josephs Charakter ist auf allen Seiten noch ganz unentwickelt.

S. 305. sagt Hr. Pezzl ausdrücklich: „Er hat keine „Bücher zum Druck geschrieben." Es ist indessen neuerlich in Frankreich, Testament politique de Ioseph II. herausgekommen, von welchem ausdrücklich behauptet wird, dieser Kaiser habe es geschrieben, damit es nach seinem Tode gedruckt, in allen Sprachen übersetzt und an alle Regenten in Europa verschickt werden möchte. Wir geben zu, daß es unächt ist, allein es wäre doch gut wenn man dessen Unächtheit aus Gründen erwiese.

Rec. kann nicht unbemerkt lassen, wie viel Seltsames und Charakteristisches in den Briefen liegt, die Joseph auf dem Todbette schrieb. Welch ein Unterschied gegen die Simplizität womit Friedrich starb! Eine ganz sonderbare Stelle befindet sich in dem an den Prinzen Kaunitz. Der sterbende Kaiser sagt darin: „und seyn Sie versichert, daß es mich „unendlich schmerzt, wenn ich daran denke, daß ich außer „Stande bin, länger Ihre Einsichten zu benutzen." Wahrlich das ist sehr glaublich! Denn was heißt das anders als: „es thut mir sehr leid, daß ich vom Throne herabsteigen muß." Sollte dem Kaiser ein Ehrendenkmal durch diese Lebensbeschreibung gesetzt werden, so hätte man vielleicht besser gethan, diese Briefe wegzulassen, da man zumal aus Partheylichkeit so viel andre Auslassungssünden begangen hat. Allein Hr. Pezzl war wohl nicht der Mann, der die wahre Wirkung, die diese Briefe haben, unterscheiden kann.

Ueber

Ueber Laudon wollen wir nun folgendes bemerken. Erſtlich, daß er zwar ein großer Feldherr war, allein daß es ein ſehr vermeßliches Urtheil iſt, zumal von einem Manne, der vom Militär gar nichts verſteht, ihn gerade zu für den größten zu erklären, den Oeſterreich ſeit Eugens Zeiten beſeſſen hätte, wie Hr. Pezzl gleich in der Einleitung thut. Ganz anders druckt ſich hierüber der Oeſterreichiſche Veteran Th. 3. S. 130. aus, deſſen Stimme, bey Beurtheilung militäriſcher Verdienſte ein ganz anderes Gewicht haben würde, als unſer Verf. Allein dieſer ſah ein, wie ſchwer ſich die militäriſchen Verdienſte beſonders in Oeſterreichiſchen Dienſten beſtimmen laſſen, wo die Generale ſo viel Gegendruck von dem Hofe erfahren müſſen. Unter den Generalen die Hr. P. bey der Gelegenheit anführt, um Laudon über ſie zu erheben, vergißt er zwey ſehr große Männer, Neiperg und Browne, die uns die andern von ihm genannten ſämmtlich faſt zu übertreffen ſcheinen. Ferner würde es wohl gut geweſen ſeyn aus andern Gründen darzuthun, daß Laudon ſeine Unterthanen nicht drückte; als darum, weil ſie bey dem Bauernaufſtande in Böhmen ſeine Güter verſchonten. Davon könnte ſehr leicht der Patriotismus der böhmiſchen Bauern die Urſache geweſen ſeyn; vermöge deſſen ſie einen Herrn, deſſen Tapferkeit ſo oft ihre Gränzen vor den Preußen geſchützt hatte, hätten verſchonen wollen. Solche Empfindungen, ſind dem Volke gar nicht fremd, auch dann, wenn es durch harten Druck aufgebracht iſt. Drittens bemerken wir die ſonderbare Mühe, die ſich der Verf. giebt, das hohe Alter des Laudonſchen Adels und deſſen urſprüngliche Abſtammung aus Schottland darzuthun. Dieſem Geſchäfte widmet er ein eigenes Kapitel. Bekannt iſt die Affektation, womit Friedrich der II. in der Geſchichte ſeiner Zeit, dieſen großen General immer Mr. Laudon nennt. Es iſt das eine von den Kleinheiten dieſes ſonſt ſo großen Königs. Die entgegengeſetzte groſſe Bemühung iſt nicht minder klein: und Hr. Pezzl hätte füglich ſollen, wie wenig die Anerkennung dieſer Abſtammung durch die Schottiſche Laudonſche Familie für ihre Wahrheit beweißt. Einen Kaiſerlichen noch dazu ſehr berühmten General erkennt wohl jedermann für ſeinen Vetter, wenn er ſich als ein ſolcher meldet. Dem ſey indeß wie ihm wolle, ſo enthält dieſe Geſchichte einen Zug, der uns ein unwillkührliches Lachen entreißt und die Nichtigkeit des Adelſtolzes darthut. Es iſt der Mühe werth ihn herzuſetzen.

Im

Im J. 1759. ſtand Laudon mit ſeinem Korps bey den Rußen, und gewann die Schlacht bey Kunnersdorf, die dieſe ſchon verlohren hatten. Gegen den Winter zogen die Rußen nach Polen, und dieſer General mußte einen ſehr gefährlichen und ſchweren Marſch zurück nach den Oeſterreichiſchen Staaten thun. Davon erzählt Hr. Pezzl S. 134: „Der in der Folge „ſo berühmt gewordene Banquier Fries verſah ihn auf dieſem „Marſch mit Geld und Lebensmitteln ſo gut, daß dieſes Ver„dienſt nachher ſeinem Grafen-Diplom einverleibt wurde.“ Den Sieger bey Cunnersdorf, den General der ein Korps von einer gefährlichen Expedition glücklich zurückbringt, macht man zum Freyherrn; ſeinen Lieferanten aber zum Reichsgrafen. Wir bitten jeden vernünftigen Menſchen ein wenig hierüber nachzudenken, und wenn ihn das nicht von allem Adelſtolz oder von aller Adelſucht kurirt, ſo wiſſen wir ihm gegen dieſe Krankheiten kein Mittel vorzuſchlagen. Aber was man von Hrn. Pezzls Beurtheilungskraft denken ſoll, der ſo etwas nicht fühlt, mag jeder Leſer urtheilen.

Dſ.

---

## XVI. Erdbeſchreibung, Reiſebeſchreibungen und Statiſtik.

Bemerkungen auf einer Reiſe durch Flandern Deutſchland, Italien und Frankreich von A. Walker. Aus dem Engliſchen überſetzt, und mit Anmerkungen begleitet von K. P. Moritz. Berlin 1791. bey Voß. 298 S. 8vo.

Daß dieſes flüchtige Tagebuch eine getreue Darſtellung des erſten Eindruckes ſeyn ſoll, iſt alles was der Ueberſetzer zur Empfehlung deſſelben zu ſagen weiß. Wäre der Reiſende nun ein vorzüglich organiſirter Kopf, ſo möchte dieſer erſte Eindruck, der bey Beobachtungen aller Art doch ſelten der ſicherſte iſt, immer noch einigen Werth haben. So aber erſcheint Maſter Walker als der einſeitigſte, alltäglichſte Bemerker der ſich nur denken läßt, alles bloß im Vorbeylaufen begafft, und

und die geringſten Kleinigkeiten dadurch zu heben verſucht, daß er, bald dieſe Gegend und Kirche, bald jenen Hausrath und Gegenſtand mit einem in Old England vergleicht, und das tertium comparationis alſo für jeden fremden Leſer um keinen Strahl einleuchtender macht. Hr. M. ſelber geſtehet, daß um die letztere Hälfte des Buches nur einigermaßen lesbarer zu machen, ſolche beträchtlich abgekürzt werden mußte. Wenn dieſes bey der erſtern Hälfte doch auch geſchehen, oder gerade herausgeſagt! die leidige Ueberſetzung ganz und gar unterblieben wäre! Hr. Moritz hat die Welt ſchon mit ſo manchen unnützen Schriften heimgeſucht, darunter denn dieſe wirklich gehört.

Der Engländer, deſſen Stand oder Handwerk ſich keinesweges errathen läßt, hat ſeine fliegende Wanderſchaft am 21 Auguſt 1787. angefangen, und den 9ten November eben dieſes Jahres ſchon wieder geendiget: ein Umſtand, der allein hinreicht, ſchlechterdings nichts Befriedigendes erwarten zu laſſen. Da der Plunder nicht werth iſt, ihm den Platz zu beſſern, oder wenigſtens einheimiſche Geburten in unſrer A. D. B. aufzuopfern: ſo will Rec. ſich mit der Anzeige begnügen, daß der Schwätzer aus Calais über Dünkirchen, Brüſſel, Löwen, Lüttich, Aachen, Cölln, Frankfurth, Mannheim, Straßburg, Kempten, Inſpruck nach Italien u. ſ. w. gelaufen iſt. Ueberall die oberflächlichſten Bemerkungen in Menge; brauchbare Beobachtungen nirgends! — Will man die Gegend unſers Vaterlandes wiſſen, wo alle Weibsleute fett ſind? Im Jülichiſchen. — Wo eine Meſſe ganze ſechzehn Wochen währt? Zu Frankfurt am Mayn. — Welches das älteſte Gebäude in Europa ſeyn ſoll? Das Rathhaus ebendaſelbſt. — Meiſtentheils kommt der Reiſende in ſpäter Nacht an, und hört nicht auf ſich zu verwundern, daß er Sperrgeld bezahlen muß. — Zwiſchen Lüttich und Aachen eine Stadt Verviea, ſoll Verviers heißen, die ſeinem Geburtsorte Kendal in Weſtmoreland überaus ähnlich ſieht. Wißlack ſtatt Wisloch, Namur ſtatt Nevers, u. dgl. — Die ſchöne Stadt, wo das Schloß des Markgrafen von Baden roth angeſtrichen ſteht, hat er nicht einmal zu nennen gewußt. Allem Anſchein nach, iſt es Raſtadt geweſen; denn nach Carlsruh ſcheint er gar nicht gekommen zu ſeyn. Mit einem Worte, alle die Abgeſchmacktheiten und Unrichtigkeiten anzeigen zu wollen, wovon das Buch nur Deutſchland betreffend wimmelt, würde mehr als ein Blatt noch erfordern.

Und

Und nun die Anmerkungen, womit Herr M. das seine Werkchen zu begleiten, auf dem Titel verspricht? In der ganzen ersten Hälfte schränken sich solche auf die Note ein: daß Orrery ein Instrument sey, welches die Bewegung der himmlischen Körper vorstellt, als ob dieß nicht in jedem Lexicon zu finden wäre. Und dennoch wird mehrerer Sicherheit wegen dieses Nötchen kurz darauf noch einmal abgedruckt; und zum dritten Mal steht Orrery eingeklammert, und ohne Note. In der zweyten Hälfte laufen diese Anmerkungen auf ein Paar höchstunbedeutende Berichtigungen Rom und Verona betreffend hinaus. — Noch mehr! Die Uebersetzung selbst, wenn sie, wie wir nicht hoffen wollen aus Hrn. M. Feder geflossen seyn sollte, würde ihm zu großer Unehre gereichen. Sie ist in hundert Stellen so unbehülflich, schielend, unregentlich, daß Hr. Moritz höchstwahrscheinlich nur mit flüchtiger Durchsicht irgend einer Schülerarbeit sich abgegeben hat. Als ob sein eigner Kopf nicht reichhaltig genug wäre, zum Zeitvertreibe des Publici beyzutragen! Vom Leben Reisers an, bis zur Abhandlung über das Schöne ist er ja sonst original; warum will er denn nun auch noch sich mit Uebersetzungen zu thun machen? O des traurigen Berufs für Recensenten, der Lesewelt von dergleichen schriftstellerischen Uebereilungen Bericht erstatten zu müssen! —

Omy.

**Geographisch-Historisch-Statistisches Zeitungs-Lexicon, von Wolfgang Jäger, Professor zu Altdorf. Erster Theil. A—L. Zweyte, durchgehends vermehrte und verbesserte Auflage. Nürnberg, Grattenauer. 1791. 726 S. in kl. 4.**

Als die erste Ausgabe dieses Zeitungslexicon in den Jahren 1782. und 1784. erschien, wurden bey der Anzeigung desselben, in unserer Bibliothek, (B. 56. S. 231. B. 62. S. 172.) einige Erinnerungen über die ganze Einrichtung, und auch über manche Artikel des Buchs gemacht; dessen fleißiger und nützlicher Bearbeitung, sonst ihr gebührendes Lob nicht entzogen wurde. Etwas Rücksicht hat der Verf. wohl auf jene Erinnerungen bey dieser neuen Auflage genommen; aber doch lange so viele nicht, als man hätte erwarten können.

O.

So sehr auch jetzt das Werk durch neue und zweckmäßige Artikel vermehrt worden, und soviel Berichtigungen auch manche der bereits darinne vorhandenen gewonnen haben; so bleibt es doch mehr ein geographisches Lexicon, in welchem die unbedeutenden kleinen Oerter sehr dicht ausgesäet sind, als daß in gleichem Verhältnisse auch für die Statistik gesorgt wäre.

Allergetreueste. Der Verf. bleibt dabey, daß dieses, und nicht Allergläubigste, oder der eifrigste Beförderer des wahren Glaubens, der Titel des K. von Portugal sey (Rex Fidelissimus.) Gebauer soll dieses in seiner Portug. Gesch. gezeigt haben; aber in der That hat er weiter dort nichts bewiesen, als daß er sich in den Kirchenstyl nicht zu finden wisse Er widerlegt sich sogar selbst durch die angeführten Worte des päbstlichen Breve: tanquam *catholicae fidei* Propagatorem — titulo *Fidelissimi* ornamus.

Bey Amerika hätten die in ein solches Buch nicht gehörende Muthmaßungen, wie dieser Welttheil seine ersten Bewohner erhalten habe, weggelassen werden können.

*Banco*, Banck, ist zwar nunmehr eingerückt; aber ein ziemlich dürftiger, zum Theil auch unrichtiger Artikel. Die vornehmsten Bancken und ihr Unterschied sind nicht beschrieben; es wird auch kein Wort von der Wiener Bancalität gesagt.

Barrière und Barrièrie, Traktat. Es wird nicht gemeldet, wider wen eigentlich der Republik der V. Nied. diese Reihe von Gränzfestungen zugestanden worden ist.

Cherbourg. Es wird erzählt, daß im J. 1786. der Graf von Artois, und bald hernach der König selbst, eine Reise dahin gethan haben, um die Arbeiten an diesem Hafen in Augenschein zu nehmen. Statt dieser vorübergehenden Zeitungsauftritte hätte bemerkt werden sollen, warum Frankreich auf die Erweiterung und Befestigung dieses Hafens einen solchen Werth lege.

Codex findet sich zwar; wiewohl etwas mager; aber nicht der berühmte Code noir, der noch mehr hieher gehört.

Cochenille, ingleichen Corinthen fehlt. So ist auch des Brasilienholzes zwar unter Brasilien gedacht; aber kein hinlänglicher Begriff davon gegeben worden. Es scheint doch,

Und nun die Anmerkungen, womit Herr M. das seine Werkchen zu begleiten, auf dem Titel verspricht? In der ganzen ersten Hälfte schränken sich solche auf die Note ein: daß Orrery ein Instrument sey, welches die Bewegung der himmlischen Körper vorstellt, als ob dieß nicht in jedem Lexicon zu finden wäre. Und dennoch wird mehrerer Sicherheit wegen dies Nötchen kurz darauf noch einmal abgedruckt; und zum dritten Mal steht Orrery eingeklammert, und ohne Note. In der zweyten Hälfte laufen diese Anmerkungen auf ein Paar höchstunbedeutende Berichtigungen Rom und Verona betreffend hinaus. — Noch mehr! Die Uebersetzung selbst, wenn sie, wie wir nicht hoffen wollen aus Hrn. M. Feder geflossen seyn sollte, würde ihm zu großer Unehre gereichen. Sie ist in hundert Stellen so unbehülflich, schielend, uneigentlich, daß Hr. Moritz höchstwahrscheinlich nur mit flüchtiger Durchsicht irgend einer Schülerarbeit sich abgegeben hat. Als ob sein eigner Kopf nicht reichhaltig genug wäre, zum Zeitvertreibe des Publici beyzutragen! Vom Leben Reisers an, bis zur Abhandlung über das Schöne ist er ja sonst original; warum will er denn nun auch noch sich mit Uebersetzungen zu thun machen? O des traurigen Berufs für Recensenten, der Lesewelt von dergleichen schriftstellerischen Uebereilungen Bericht erstatten zu müssen! —

Dmp.

**Geographisch-Historisch-Statistisches Zeitungs-Lexicon, von Wolfgang Jäger, Professor zu Altdorf. Erster Theil. A—L. Zweyte, durchgehends vermehrte und verbesserte Auflage. Nürnberg, Grattenauer. 1791. 726 S. in kl. 4.**

Als die erste Ausgabe dieses Zeitungslexicon in den Jahren 1782. und 1784. erschien, wurden bey der Anzeigung desselben, in unserer Bibliothek, (B. 56. S. 231. B. 62. S. 172.) einige Erinnerungen über die ganze Einrichtung, und auch über manche Artikel des Buchs gemacht; dessen fleißiger und nützlicher Bearbeitung, sonst ihr gebührendes Lob nicht entzogen wurde. Etwas Rücksicht hat der Verf. wohl auf jene Erinnerungen bey dieser neuen Auflage genommen; aber doch lange so viele nicht, als man hätte erwarten können.

So sehr auch jetzt das Werk durch neue und zweckmäßige Artikel vermehret worden, und soviel Berichtigungen auch manche der bereits darinne vorhandenen gewonnen haben; so bleibt es doch mehr ein geographisches Lexicon, in welchem die unbedeutenden kleinen Oerter sehr dicht ausgesäet sind, als daß in gleichem Verhältnisse auch für die Statistik gesorgt wäre.

Allergetreueste. Der Verf. bleibt dabey, daß dieses, und nicht Allergläubigste, oder der eifrigste Beförderer des wahren Glaubens, der Titel des K. von Portugal sey (Rex Fidelissimus.) Gebauer soll dieses in seiner Portug. Gesch. gezeigt haben; aber in der That hat er weiter dort nichts bewiesen, als daß er sich in den Kirchenstyl nicht zu finden wisse Er widerlegt sich sogar selbst durch die angeführten Worte des päpstlichen Breve: tanquam *catholicae fidei* Propagatorem —titulo *Fidelissimi* ornatus.

Bey Amerika hätten die in ein solches Buch nicht gehörende Muthmaßungen, wie dieser Welttheil seine ersten Bewohner erhalten habe, weggelassen werden können.

*Banco*, Banck, ist zwar nunmehr eingerückt; aber ein ziemlich dürftiger, zum Theil auch unrichtiger Artikel. Die vornehmsten Bancken und ihr Unterschied sind nicht beschrieben; es wird auch kein Wort von der Wiener Bancalität gesagt.

Barrière und Barrièrie, Traktat. Es wird nicht gemeldet, wider wen eigentlich der Republik der V. Nied. diese Reihe von Gränzfestungen zugestanden worden ist.

Cherbourg. Es wird erzählt, daß im J. 1786. der Graf von Artois, und bald hernach der König selbst, eine Reise dahin gethan haben, um die Arbeiten an diesem Hafen in Augenschein zu nehmen. Statt dieser vorübergehenden Zeitungsanstriche hätte bemerkt werden sollen, warum Frankreich auf die Erweiterung und Befestigung dieses Hafens einen solchen Werth lege.

Codex findet sich zwar; wiewohl etwas mager; aber nicht der berühmte Code noir, der noch mehr hieher gehört.

Cochenille, ingleichen Corinthen fehlt. So ist auch des Brasilienholzes zwar unter Brasilien gedacht; aber kein hinlänglicher Begriff davon gegeben worden. Es scheint doch,

doch, daß in einem Zeitungslexicon die Waaren, sowohl rohe Produkte, als verarbeitete, besonders fleißig erklärt werden sollten.

Sollte nicht auch Compaß und manches andere aus der Schifffahrt und dem Seewesen für Zeitungsleser beygebracht seyn?

Frankreich, „hieß in alten Zeiten Gallien," sagt der Verf. Eigentlich sollte es doch heißen: macht einen Theil des alten Galliens aus.

General-Lieutenant. Außer der militairischen Bedeutung des Worts, sollte auch noch die politische von Lieutenant-général du Royaume erklärt seyn, die erst in den neuesten französischen Unruhen wieder vorkam. Sie wird auch unter Lieutenant nicht angegeben.

Ra.

Topographisch Statistische Nachrichten von Niederhessen, herausgegeben von Johann Christian Martin, Prediger in Holzhausen. Erster Band. Göttingen 1789. Auf Kosten des Verfassers. 3 Hefte, 348 Seiten in 8. Zweyten Bandes, Erstes Heft. 144 Seiten.

Ganz unstreitig richtig ist die Bemerkung des Verfassers: daß Länder und Menschenkunde immer mehr durch Mittheilung der fortgesetzten Beobachtungen einzelner Männer, die sie in dem engeren Kreise in welchem sie leben und wirken, machen, als durch die bekannt gemachten Bemerkungen bloßer Reisenden gewinnen: und daß bey allem Ueberfluße von Reisebeschreibungen über Deutschland, nur sehr wenige sind, die zur richtigen Kenntniß der Provinzen und ihrer Bewohner, auf welche sie sich beziehen, merklich beygetragen hätten.

Zu wünschen wäre es daher: daß sich recht viele Männer fänden, die uns mit so gründlichen, ausführlichen und dabey zierlich geschriebenen Topographien beschenkten, wie die hier vor uns liegende ist. Niemanden, dem es um Fortschritte in der Länder- und Menschenkunde zu thun ist, wird es gereuen, dieses Buch gelesen zu haben; und wer es

gelesen

gelesen hat, wird gewiß in den Wunsch des Recensenten, von ganzem Herzen mit einstimmen.

Bm.

**Neue Erdbeschreibung von ganz Afrika. Aus den besten ältern und neuern Hülfsmitteln gesammlet und bearbeitet von August Christian Borheck. Frankfurt bey Varrentrapp und Wenner. I. Band 1789. 731 Seiten. Zweyten Bandes erste Abtheilung 1791. 464 Seiten gr. 8.**

Herr Hofrath Schlözer ermunterte den Verfasser, die Jenkinsische Beschreibung von Afrika aus dem Englischen zu übersetzen, und mit berichtigenden Anmerkungen zu versehen. Aber er fand bald, daß dieses Werk sehr flüchtig gearbeitet war, und entschloß sich also, lieber eine eigene Beschreibung auszuarbeiten, und seinen Englischen Vorgänger nur da zu folgen, wo er keine andere Quellen hätte. So entstand also dies Werk, welches von dem Publico desto lieber aufgenommen werden muß, da es der erste Versuch einer vollständigen Erdbeschreibung von Afrika ist, und der Verf. wirklich mit vielem sichtbaren Fleiße gearbeitet hat. Wenn manche Quellen, die man benutzt wünschte, nicht gebraucht worden sind, so war wohl nicht der Verf., sondern seine Lage Schuld daran. Genug, daß er das Eis gebrochen hat, und künftig seinem Buche die möglichste Vollkommenheit zu geben verspricht. Vielleicht kommen Andere, die mit ihm in die Wette arbeiten, und so wird der Mangel guter Erdbeschreibungen der übrigen Erdtheile hoffentlich bald und gut ersetzet werden. Die versprochene Vorrede über die Beschaffenheit einer allgemeinen Beschreibung von Afrika soll bey der zweyten Abtheilung des zweyten Bandes folgen, und wir versparen also unsere etwanigen Bemerkungen darüber billig, bis wir diesen erhalten.

In der Ordnung der Länder folgt der Verf dem Abrisse der Geographie von Herrn Gatterer. Im ersten Bande findet man also eine Einleitung in die Erdbeschreibung von Afrika, und alsdann den Anfang der Beschreibung von Nordafrika; nemlich die Asorischen, Maderischen u. Kanarischen Inseln, und von dem festen Lande die Westhälfte, oder Fes, Marokko, und Algier. In der ersten Abtheilung des zweyten

Bandes folgt darauf die Osthälfte, oder Tunis bis gegen die Ostseite des Busens von Kabes, oder Syrtis minor, Tripoli, und Barka, von der Ostseite des Busen Sidra bis zum Katabathmus, nebst der allgemeinen Beschreibung der Barbarey.

Noch müssen wir bemerken, daß der Verf. in der Anführung der Quellen sorgfältiger, als seine Vorgänger gewesen ist, besonders im zweyten Bande. Indessen hat er uns doch darin noch bey weitem kein völliges Gnüge geleistet. Denn es ist schlechterdings nothwendig, daß unsere Erdbeschreiber in Anführung der Quellen den höchsten Grad der Genauigkeit zu beobachten anfangen, damit diese Wissenschaft dadurch denjenigen Grad der Vollkommenheit erreichen möge, dessen sie fähig ist. Die vielen bey beyden Bänden hinzugefügten Zusätze und Verbesserungen zeugen von dem Fleiße und der Sorgfalt des Verf., wenn sie gleich den Gebrauch des Buches erschweren. Dies wird indessen kein billiger Leser dem Verf. zur Last legen. Uebrigens würde es dem Rec. nicht schwer werden, einzelne Fehler und Mängel hier aufzusuchen, da solche bey Arbeiten dieser Art, besonders wenn es an Vorgängern fehlet, unvermeidlich sind. Da er aber nicht wohl einsieht, wozu diese Arbeit nutzen sollte, indem der Verf. und seine Nachfolger diese Fehler wohl selbst bemerken und verbessern werden, so überhebt er sich dieser undankbaren Mühe gern.

Dr.

**Ueber den methodischen Unterricht in der Geographie und die zweckmäßigen Hülfsmittel dazu. Nebst Plan und Ankündigung eines neuen Schulatlasses mit den darzu gehörigen Lehrbüchern. Von A. C. Gaspari, D. der Philos. Weimar, im Verlag des Industrie-Comptoirs. 1791. 5 Bogen in gr. 8.**

Dieß ist eigentlich eine weitläuftigere Umarbeitung einer kleinern Schrift, die der Verf. 1789. zu Hamburg herausgegeben hatte, als er als Lehrer der Geographie beym Johanneum daselbst Norrmanns Nachfolger zu werden wünschte, mit der er die Bekanntmachung eines Plans zu einem heraus-

zugeben.

gebenden Schulatlas verbindet, der in Weimar, wohin er ſich von Hamburg aus begeben hatte, in Güßefelds Nähe zur Reife gekommen zu ſeyn ſcheint. Der Verf. iſt nicht der erſte, der in unſern Tagen Vorſchläge zur Verbeſſerung des geographiſchen Unterrichts gegeben hat: wir müſſen aber bekennen, daß ſich die ſeinigen vorzüglich durch richtige Erfahrung, reife Ueberlegung und Schönheit des Vortrags empfehlen. Er fängt, wie es die Sache mit ſich bringt, damit an, die Nothwendigkeit und den Nutzen der Geographie zu zeigen, über welchen bekannten Gegenſtand er dennoch manches Neue, aber doch das Bekannte ſchön ſagte. Einen Grund nimmt er von dem in unſern Tagen allgemeinen Geſchmack an Reiſebeſchreibungen her. Dabey bemerkt der Verf., daß der 12 Oct. dieſes Jahres (1792.) von ganz Europa, als der dreyhundertjährige Gedächtnißtag der erſten Entdeckungsreiſe, die zu einer langen Reihe der unerwarteteſten Entdeckungen führte, gefeyert werden ſollte; er ſetzt hinzu: ob durch einen allgemeinen Buß- Bet- und Faſttag, oder durch Te Deums, möchte ihm ſich wohl noch ein Jahr Bedenkzeit ausbitten. Wir möchten, wenn das Uebergewicht der Vortheile, die die Entdeckungsreiſen in mehr als einer Rückſicht dem Menſchengeſchlecht gebracht haben, über einige ihrer nachtheiligen Folgen, noch ſo nicht entſchieden wäre, ſo würden ganze Jahre Bedenkzeit der Wagſchaale keinen neuen Ausſchlag geben. Von dem Cookſchen Entdeckungsreiſen ſagt er: aller ökonomiſcher Vortheil, den die engliſche Nation davon hatte, war einen Verbannungsort für ihre Verbrecher gefunden zu haben, von denen es noch ungewiß iſt, ob ſie den Taſchen der Engländer als Diebe, oder als Coloniſten koſtbarer ſind. Dieſe Nothwendigkeit der Geographie überhaupt macht es alſo nöthig, ſie mit der Jugend zu treiben. Gut wäre es wohl, wenn man ſie nach Verſchiedenheit der Stände verſchieden einrichten könnte: allein das geht auf öffentl. Schulen nicht an: und Schulen aller Art brauchen den allgemeinen geographiſchen Unterricht: allein auf den meiſten derſelben iſt er ſchlecht beſchaffen. Dies bahnt dem Verf. den Weg zu ſeinen Vorſchlägen. Er will den geographiſchen Unterricht auf Schulen in drey Curſus getheilt, und für jeden eigne Charten und Bücher beſtimmt haben. Zum erſten Curſus gehören außer dem Planiglob, die Charten von Europa und den europäiſchen Reichen, aber in gr. 4. damit die Kinder, durch ihre Größe nicht veranlaßt werden ſollen, ſich auf die Tiſche zu le-

gen. Sie sollen von geographischen Gegenständen nichts enthalten, keine Stadt, Fluß, Berg, wovon im Unterrichte nicht ausdrücklich die Rede seyn muß: auch die Produkte sollen angezeigt werden, wiewohl der Verf. über deren Zeichen noch nicht einig ist, und Anfangsbuchstaben vorschlägt, welches wir für sehr unschicklich halten würden: auch sollen in den Charten sowohl, als im Buche die Eintheilung eines Landes völlig übergangen werden, welches wir nicht wohl billigen können, da die Kenntniß eines Landes und seiner Theile oder Provinzen, so wesentlich verbunden sind, daß sich eines ohne die andern nicht wohl erwähnen läßt. Endlich sollen diese Charten gar keinen Nahmen, nicht einmal des Landes oder der Hauptstadt, sondern bloße Zeichen enthalten, und auch, außer der Gränzbezeichnung nicht illuminirt seyn, wovon wir uns den überwiegenden Vortheil, gegen die damit verbundenen Unbequemlichkeiten ebenfalls nicht vorstellen können. Das darzu gehörige Lehrbuch aber soll jede Materie, von der im Unterrichte die Rede seyn soll, in der Hauptsache enthalten, aber die ausführliche Erörterung dem Lehrer vorbehalten, soll also weder ein die Stelle des Lehrers vertretender Discours noch ein bloßes Skelet seyn. Die Charten zum zweyten Cursus enthalten, außer vorigen noch das Sonnensystem, die deutschen Reichskreiße, und außer europäischen Ländern, und in denselben mehrere Zeichen von Orten und Producten auch die Hauptabtheilungen eines jeden Staates. Und das darzu gehörige Lehrbuch richtet sich nach dem Inhalte der Charten, greift weiter sowohl in die mathematische als physische Geographie, bestimmt die Quadratmeilen, die Summen der Productionen, und nimmt mehr auf Manufacturen und Handlung Rücksicht, giebt die Eintheilung und Geschichte des Landes an. Die Charten endlich für den dritten Cursus unterscheiden sich von den gewöhnlichen Landcharten an Format und Nahmen der Gegenstände durch nichts, als daß sie ebenfalls nichts enthalten, dessen nicht im Vortrag gedacht werden soll. Das darzu gehörende Lehrbuch enthält, einen systematischen Unterricht in der mathematischen Geographie, und aus der physischen hauptsächlich Klassificationen der Körper der Erde und Geschichte des Menschen; die politische ist umständlicher, geht mehr ins einzelne, giebt Längen und Breiten gerade an, verbindet die Statistik, doch mit zweckmäßiger Kürze bey Beschreibung der Länder der andern Erdtheile. Worzu sollen, spricht der Verf. die umständlichen Beschreibungen von den Sitten der Tataren,

Kalmu-

Kalmucken, Indianer, Neuſeeländer ꝛc. jungen Leuten dienen? Allein nicht dieſen, ſondern dem Zuſammenſtopplern ſolcher Geographien ſelbſt ſollen ſie dienen, um ſich einige abgeſchriebene Bogen mehr bezahlen zu laſſen. Der Verf. ſteckt ſich zur Entwerfung ſeines Lehrbuchs ſowohl überlegte Gränzen, daß er wirklich bey der Menge planloſer Geographien, für die ſeinige viele Erwartung erregt: Nur empfehlen wir ihm darbey, die neueſte Litteratur zum weitern Nachleſen, nirgends zu vergeſſen. Den übrigen Raum von S. 49. an, wendet der Verf. darauf an, einigen Einwürfen zu begegnen, ſich über die Methode des Lehrers zu erklären, einige andre geographiſche Hülfsmittel zu empfehlen, und die bisher gewöhnlichen Charten und Bücher für die Jugend zu beurtheilen, welches letzte mit vieler Sachkenntniß und Beurtheilung geſchieht; doch läßt er ſich auf diejenigen geographiſchen Lehrbücher, die ohne Charten erſchienen ſind, nicht ein: es wäre aber wohl gut geweſen, wenn er wenigſtens die gewöhnlichſten derſelben, z. B. das Raſſiſche mit ſeinen planloſen Fortſetzungen und die Halliſchen Elementarbücher, zumal da dieſe auch den geographiſchen Unterricht in Curſus theilen, nach ſeinen Grundſätzen kurz beurtheilt hätte.

Tb.

## XVII. Gelehrtengeſchichte.

**Hiſtoriſch kritiſche Unterſuchung über das Leben und die Thaten des Landfahrers D. Joh. Fauſt, des Caglioſtro ſeiner Zeiten. Leipz. bey Dyk. 1791. 8. 176 Seiten.**

Recenſent wird ſich nicht freun, wenn er dem Verfaſſer dieſer kleinen Schrift für einen jungen Mann hält, der gern auch als ein Pfeiler am Tempel der Aufklärung prangen möchte, und hier ſein erſtes Specimen eruditionis liefert. Der affektirte Styl, die Selbſtzufriedenheit und die gewaltſamen Wendungen, womit er dem Unſinn, den man von Fauſt und andern vermeynten Hexenmeiſtern erzählt, eine natürliche Erklärung geben will, laßen keinen männlichen geſetzten Schriftſteller

vermuthen, und diese Vermuthung wird zu
man in dieser kleinen Broschüre, eine g
Magie, Lebensbeschreibungen und N
herey verdächtigen Gelehrten, un
viel gelehrt scheinenden D
der Hauptsache aber ni

Die erste Pflicht
was seine Schultern tragen
nen Kräften gemäß,
Arbeit macht, alles aufzuu
nämlichen Gegenstand gesch
unser Kompilator gethan hätte, so würde
daß ein nicht gemeiner Gelehrter unsers
alles gesammelt hat, was man von Fausten
dies so wenig es auch ist, doch immer das g
entbehrlich macht.

D. Hauber fieng im Jahr 1739. eine Bibliotheca magica an, wovon er nach und nach 36 Stück herausgab, die nun drey oktav-Bände ausmachen. Dies Buch ist eine Sammlung, die keinem Bestreiter des Aberglaubens und besonders magischer Fabeln, unbekannt seyn darf. Gleich im ersten Theile dieser Bibliothek erscheint vor dem fünften Theile D. Fausts Bildniß nach einem alten Holzschnitte. Das mag nun ächt seyn oder nicht, so hat es doch so viel dem vermuthlichen Charakter eines solchen Menschen Entsprechendes, daß sich selbst mit Lavatern ein paar Worte drüber reden ließen, denn obgleich die Physiognomie, eben keine Schwarzkünstlerische Bosheit bezeichnet, so hat sie doch viel taschenspielerische Schalkheit und schadenfrohe Lauersamkeit. In allen drey Bänden berührt D. Hauber hier und da die Faustischen Legenden, recensirt auch im 22 Stücke die Neumannische akademische Schrift, von der auch unser Autor S. 51. redet, aber im 27 St. S. 184. ist D. Christoph August Heumanns glaubwürdigste Nachricht von D. Faust, die alle ältern litterarischen und historischen Nachrichten von diesem Manne völlig erschöpft. Heumann giebt für dessen Existenz 4 gültige Zeugen an, wovon auch unser Schriftsteller zwey auf seine Art benutzt hat; aber von dem besten, dem Abt Tritheim, einem Zeitgenossen Fausts, weiß er nichts. Dies Zeugniß ist das wichtigste und Recensent kann nicht umhin es hier anzuführen, damit der Leser schadlos gehalten wird, der in unserm Autor

riedigendes vergebens sucht s. Epistolae familia-
a Iacobo Spigelio editae. Hagenov, 1536. 4.

ille, de quo mihi scripsisti, Georgius Sabelli-
ie principem necromanticorum ausus est nomi-
battologus et circumcellio est: dignus
castigetur, ne temere deinceps tam ne-
sanctae contraria publice audeat profite-
iunt aliud tituli, quos sibi assumit, nisi
ac vi nae mentis indicia, qui se fatuum, non
m ostendit? Sic enim titulum sibi conuenientem
Magister Georgius Sabellicus, Faustus Iunior,
ticorum, astrologus, Magus secundus, chi-
agromanticus, pyromanticus, in hydra arte
Vide stultam hominis temeritatem, quanta
sania, vt se fontem necromantiae profiteri prae-
qui vere omnium bonarum literarum ignarus fa-
potius appellare debuisset, quam Magistrum. Sed
eius nequitia. Cum anno priore de Mar-
burgensi redirem, hunc ipsum hominem apud
oppidum inueni: de quo mihi plura dicebant
pitio friuola, non sine magna eius temeritate
omissa. Qui mox, vt me adesse audiuit, fugit
et a nullo poterat persuaderi, quod se meis
ret aspectibus. Titulum stultitiae suae, qualem
quem memoranimus, per quendam ciuem
oque destinauit. Referebant quidam in oppido
otes, quod in multorum praesentia dixerit, tan-
is sapientiae consecutum scientiam, atque memo-
volumina Platonis et Aristotelis omnia cum tota
sophia in toto periisset ab hominum memoria,
o, velut Ezras alter Hebraeus, restituere vni-
antiore valeret elegantia. Postea me Neome-
e Herbipolim venit, eademque vanitate actus
orum fertur dixisse praesentia, quod Christi Sal-
la non sint miranda, se quoque omnia face-
quae Christus fecit, quoties et quandocunque
in vltima quoque huius anni quadragesima venit
**) et simili stultitia gloriosus de se pollice-
dicens, se in alchymia omnium, qui fue-



*) Speler. **) Creuzenach.

rint vnquam, esse perfectissimum, et scire atque posse, quicquid homines optauerint. Vacabat interea munus docendi scholasticum in oppido memorato, ad quod Franciſci ab Sickingen, Baliui Principis tui, hominis myſticarum rerum percupidi, promotione fuit assumtus: qui mox nefandissimo fornicationis genere, cum pueris videlicet, voluptari coepit: quo ſtatim deducto in locum fuga poenam declinauit paratam. Haec ſunt quae mihi certissimo conſtant teſtimonio de homine illo, quem tanto venturum deſiderio praeſtolaris. Cum venerit ad te, non philoſophum, ſed hominem ſatuum et nimia temeritate agitatum inuenies.

Ob nun dieſer Georgius Sabellicus Fauſtus junior der nehmliche ſey, der ſonſt mit dem Vornamen Johannes bekannt iſt, und was ſich ſonſt wegen Mangel mehrerer Nachrichten etwa noch über dieſen Mann ſagen läßt, das hat Hr. D. Heumann loco citato, wie ſichs gehört geſagt, ohne die armſeligen Lebensbeſchreibungen, die ſich von D. Fauſten herum treiben, eines kritiſchen Blicks zu würdigen, und warlich es war eine ſehr überflüßige Arbeit, dieſen abgeſchmackten Kohl in einem beſondern Traktätgen wieder aufzuwärmen, denn unſer Verf. will gewiß nicht das Anſehen haben, als ob er alte Weiber zu bekehren ſuchte, und wer anders glaubt ſolche Ammenmährchen?

Wir müſſen aber doch eine Probe von des jungen Mannes Paraphraſe geben. S. 69 und 70. macht er ſich damit zu ſchaffen, ob Fauſt wirklich Doktor der Arzneykunde geweſen ſey oder nicht? als ob daran was gelegen wäre; er ſagt: „Daß er die Arzneygelahrheit nicht gründlich ſtudirt haben ſoll, davon ſind keine Beweiſe vorhanden. Was konnte al's die mediciniſche Fakultät abhalten, einen Mann als Doktor ihrer Wiſſenſchaft auszurufen, der das Seine gründlich erlernt hatte und wenigſtens damals wegen ſeines Charakters unverdächtig war.“ (Woher weiß das alles der Herr Autor?)“ Zwar hat er kein Denkmal ſeiner mediciniſchen Gelehrſamkeit hinterlaſſen; aber warum ſollte man einen Mann unter die Ignoranten zählen, dem es nicht gefiel ſein Gedächtniß durch Schriften für die Nachwelt fortzupflanzen?“ Recenſent iſt auch der Meinung ſo gar auch im Contrario, warum ſollte man nicht auch einen Mann unter die Ignoranten zählen, dem es gefallen hat, ſein Gedächtniß durch Schriften für die

Nachwelt

Nachwelt fortzupflanzen, vt supra? S. 75. übersetzt er Scholastici vagantes, durch gelehrte Wanderer, er hätte aber bey seiner übrigen Gelehrsamkeit wissen sollen, daß das im Deutschen fahrende Schüler übersetzt wird, und daß unsre Vorfahren ganz eigentlich einen Teufelsbanner darunter verstanden haben. Noch im vorigen Jahrhunderte bediente man sich dieses Ausdrucks und ich finde es noch in dem 1713. zu Nürnberg gedruckten Simplicianischen Vogelneste 2. S. 359. und in den folgenden Blättern im nehmlichen Verstande.

Die Auslegungen der Faustischen Teufeleyen, um sie, es koste was es wolle, natürlich zu machen, sind sehr bey den Haaren herbeygezogen, für den Forscher unbefriedigend, und lassen bisweilen den Leser im Zweifel, ob sie nicht selbst der Herr Editor bey aller Anstrengung aufgeklärt zu scheinen, geglaubt hat?

Die wichtigste Zauberthat D. Fausts ist die; als er einst zu Leipzig in Auerbachs Keller einige Schröter (in Wien der Sache analoger Faßzieher) beschäftigt sah, ein Faß Wein über die Kellertreppe herauf zu ziehen, die das Werk wegen Schwere des Faßes nicht vollbringen konnten, so gieng er hinunter, setzte sich auf das Faß und ritte zum Erstaunen der löbl. Schröter Zunft also die Kellersteige herauf. Diese Geschichte ist um deswillen wichtiger als die andern Faustischen Possen, weil sie durch eine in Leipzig noch existirende alte Handschrift bestätigt wird. Unser Verfasser ist pro more gar nicht verlegen, die Sache zu erklären. Er sagt S. 136. „Vielleicht schrotete Faust das Weinfaß durch ein damals noch unbekanntes mechanisches Kunststück ohne Beyhülfe andrer aus dem Keller ꝛc." und überlegt nicht, daß ein mechanisches Kunststück, mit welchem ohne Beyhülfe andrer, ein einziger Mann so viel als sonst fünf oder sechs Menschen vermögen, ausrichten kann, Vorbereitung und Maschinenwerk braucht und das Wunderbarste der Geschichte das Reiten bekommt dadurch keine Erklärung oder fällt ganz hinweg. Rec. will also zeigen, daß er nicht nur tadeln, sondern auch besser machen kann und will dieses Abendtheuer mit wenig Worten natürlich zu erklären suchen, ohne die Geschichte dabey leiden zu lassen oder den berühmten D. Faust um das Verdienst zu bringen, wirklich auf dem Faße herauf geritten zu seyn.

Wer in Seestädten gewesen ist, wird oft in den Hafen ein dumpfiges Geschrey der Matrosen gehört haben; wowie

ſie das Signal zum Segel Aufziehen geben, weil das Werk nicht von ſtatten geht, wenn die Leute nicht alle zu gleicher Zeit mit einander anziehen, welches zu bewirken, ſchlechterdings eine Art von Kommando Ruf nöthig iſt. Wenn nun D. Fauß in Leipzig zuſah, wie 5 oder 6 Kerl ein Faß nicht von der Stelle brachten, weil ſie nicht recht mit einander zu gleicher Zeit anzogen, und ſich in ihre Deliberationen miſchte, endlich auf einmal die Treppe hinunter lief, etwas Hokus Pokus machte, ſich auf das Faß ſetzte und den Faßziehern zurief: „Paßt auf und zieht nicht eher an bis ich rufe,“ und dieſe Männer nun voll Erwartung auf ſeinen Ruf paßten,“ und ſodann wirklich in einem Tempo anzogen, ſo konnten ſie nun freylich das Faß mit vereinigten Kräften leichter und ohne ſo große Anſtrengung als vorher mit ſamt dem darauf reitenden Volkszauberer herauf ziehen, weil vis iuncta fortior iſt. Q. E. D.

Fl.

## Leipziger gelehrtes Tagebuch. Auf das Jahr 1791. Leipzig, bey Beer. 9 Bogen 8.

In der Vorrede meldet Herr Prof. Eck, daß bey Gelegenheit der Gegenwart des Kaiſers in Pillnitz eine neue Oeſterreichiſche Stiftung von 3000 Thalern, zur Unterſtützung von Söhnen evangeliſcher Prediger in den k. k. Erblanden, welche auf einer der kurſächſiſ. Univerſitäten Leipz. und Wittenb. den Wiſſenſchaften obliegen, und einer Unterſtützung würdig und bedürftig ſind, gemacht worden iſt, ohne ſich darüber zu erklären, durch wen, (mehrere Umſtände aber giebt das Int. Bl. zur A. L. Z. an) und daß auch der ſel. D. Bathe der Univerſität einige Vermächtniſſe hinterlaſſen habe. Auch gedenkt er, daß im Jahr 1789. eine ſogenannte Linneiſche Geſellſchaft, zur Betreibung der Naturgeſchichte unter dem Hrn. D. Ludwig zuſammengetreten ſey. Durch den Tod hat übrigens die Univerſität in dieſem Jahr verlohren, den verdienten Bathe, den D. Eb. G. Richter, und den Lector Rogler. Dargegen haben Antrittsreden gehalten Hr. Pr. Arndt, als Prof. der Moral und Politik, und Hr. Dindorf, als Prof. der morgenländiſchen Sprachen. Habilitirt haben ſich 6 Magiſter. Die höchſten Würden haben erlangt, in der Rechtsgelehrſamkeit ſechs, in

der

der Arzneygelahrheit acht, und in der Philoſophie 28. Neue akademiſche Bürger ſind eingeſchrieben worden, im Winterhalbenjahr 90, und im Sommerhalbenjahr 294, folglich im ganzen Jahre 384. (62 mehr als voriges Jahr). Aus den Lectionsverzeichniſſen haben wir die ſtärkſte Concurrenz öffentlicher und Privatlehrer in der Juriſten Facultät bemerkt, wo ihrer 21 gezählt haben. Unter den Studirenden dieſes Jahres waren, ein ruſſiſcher Prinz, acht Grafen, und 54 von Adel, und darunter 14 aus Liefland, Curland und Rußland. Der in dieſem Jahr herausgekommenen Schriften Leipziger Gelehrten ſind 198. Die zu Ende des Jahres 1791. erfolgte Ernennung des Prof. Rüdigers zum Obſervator auf der neuerbaueten Sternwarte, und ſeiner beyden Gehülfen, wird alſo wohl der Hr. Herausgeber im künftigen Jahrgang nachholen. Auffallend iſt es uns geweſen hier zu leſen, daß Hr. D. Schleußner in Göttingen, in Leipz. den 11 Oct. 1791. ordinirt worden iſt.

Th.

---

## XVIII. Klaſſiſche, griechiſche und lateiniſche Philologie, nebſt den dahin gehörigen Alterthümern.

**Oden des Horatius Flaccus. Ueberſetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. F. K. Herzlieb, Königl. Inſpector und Oberprediger zu Züllichau. Dritter und letzter Theil. Stendal, bey Franzen und Großen. 1791. 290 S. 8.**

Die Beſcheidenheit, mit welcher Hr. H. in der Vorrede zu dieſem Theile von ſeiner Arbeit ſpricht, iſt lobenswerth, und der Wunſch mit dem Verleger mag ihn, wie wir gern glauben, in die Nothwendigkeit ſetzen, dieſe angefangene Ueberſetzung zu vollenden: dies ſind aber weiter keine Gründe für den Kunſtrichter, ſein Urtheil von dieſem Buche günſtiger abzufaſſen, als der innere abſolute Werth deſſelben verſtattet.

Eine

Eine ſehr entbehrliche Arbeit iſt und bleibt es, da die Schmidtiſche ungleich beßere Ueberſetzung ſchon ſämmtliche Oden des Dichters mit ſehr brauchbaren Anmerkungen enthält, und vom Hrn. Ramler nun auch bald eine vollſtändige Ueberſ. der lyriſchen Gedichte Horazens, gleichfalls mit Erläuterungen erſcheinen wird. Daß Hr. H. Fleiß auf ſeine Arbeit gewendet, glauben wir gern, daß dieſer Fleiß aber ſehr oft ohne Belohnung Früchte geblieben iſt, zeigt der Augenſchein.

3. B. Ode 11. Die Verruchten konnten (was konnten ſie ärgers?)
Konnten drücken den Mordſtahl
In die Bruſt des Verlobten.

An dem doppelten potuere des Horaz war es dem deutſchen Ueberſetzer nicht genug. „Aber ich weicher, als ſie, ego mollior —

Ode 13. Dir weih ich morgen ein Böcklein,
Dem ſchon die Stirn von jungen Hörnern ſchwillet

Böcklein? Warum dieſe veraltete Form?

Denn ſingen will ich den Eichbaum
Der die Felſengrotte beſchattet, aus welcher
Deine geſchwätzige Welle rinnt

caua Saxa überſetzt auch R. Felſengrotte: allein wahrſcheinlich verſteht der Dichter hier Felſenſpalten, keine Grotte, die nicht erſt beſchattet werden durfte, um Kühlung zu haben.

Ode 14. Sag der melodiſchen Neära, daß ſie
Eilig ihr braunes Haar in Knoten ſchürze!
Wehrt dirs der verhaßte Pförtner;
Nun, ſo kehre zurück.

Wie matt und gemein iſt hier das Nun! Auch iſt nicht von Wehren, ſondern vom lange aufhalten die Rede: Si per inuiſum mora ianitorem

Fiet abito.

Ode 16. Je mehr ſich jemand verſagt, deſto mehr ertheilen
Die Götter ihm. Mit Freuden entlauf ich
Dem Haufen der Reichen, und eile nakt zu dem Lager
Derer, die nichts begehren.

Eben-

[illegible]
Als wenn ich die ganze [illegible]
Das unverdrossenen Avaliers
In meinen Schauern verwahrte [illegible]

[illegible] Verf. des Lateiners dominus [illegible] [illegible]
[illegible] rei) durch besitz ich übersetzt. [illegible]
[illegible] desselben doch auf seine Weise [illegible]
[illegible] er eine Dunkelheit in die Stelle, [illegible] ich
[illegible] ohne das Original nicht finden wird.

[illegible] 21. Die unzertrennlich verbundenen Grazien —
[illegible] und prosaisch gegen das bildlich schöne:

Segnes nodum solvere gratiae

Ode 24. Sein Vater täuscht indessen durch
Verrath und Trug
Den Handlungsfreund, des Hauses Freund,
Für den unwürdigen Erben [illegible] Schätze auf —

[illegible] properat, eine poetische Uebers. darf sich nicht [illegible]
[illegible], so ohngefähr den Gedanken des Originals [illegible]
[illegible], sie muß auch den angemessensten, [illegible]
[illegible]. —

Ode 27. Ehe noch scheußliche Dürre diese [illegible]
[illegible] Wangen
Bedecket, ehe noch das [illegible] in der [illegible]
Beute vertrocknet, in meinen Reizen
Wünsch' ich der Tiger Speise zu [illegible]

Die wörtliche Uebers. der tenera praeda ist im Deutschen [illegible]
zwungen und unverständlich: [illegible]
Dürre (macies) gesagt, daß [illegible]

Viertes Buch Ode 4. [illegible]
Donnerträger [illegible]
Welchem der König der [illegible]
Die Herrschaft verlieh —

Das Widersinnige des Worts Donnerträger [illegible]
Zergliederung. Auch zweifeln wir, daß [illegible]
der rechte Ausdruck für [illegible]
wenigsten lassen sich diejenigen [illegible]
den ältern meisterhaften Ramlerischen [illegible]

Eine ſehr entbehrliche Arbeit iſt und bleibt es, da die Schmidtiſche ungleich beßere Ueberſetzung ſchon ſämmtliche Oden des Dichters mit ſehr brauchbaren Anmerkungen enthält, und vom Hrn. Ramler nun auch bald eine vollſtändige Ueberſ. der lyriſchen Gedichte Horazens, gleichfalls mit Erläuterungen erſcheinen wird. Daß Hr. H. Fleiß auf ſeine Arbeit gewendet, glauben wir gern, daß dieſer Fleiß aber ſehr oft ohne Belohnende Früchte geblieben iſt, zeigt der Augenſchein.

3. B. Ode 11. Die Verruchten konnten (was konnten ſie ärgers?)
Konnten drücken den Mordſtahl
In die Bruſt des Verlobten.

An dem doppelten potuere des Horaz war es dem deutſchen Ueberſetzer nicht genug. „Aber ich weichere, als ſie, ego mollior —

Ode 13. Dir weih ich morgen ein Böcklein,
Dem ſchon die Stirn von jungen Hörnern ſchwillet

Böcklein? Warum dieſe veraltete Form?

Denn ſingen will ich den Eichbaum
Der die Felſengrotte beſchattet, aus welcher
Deine geſchwätzige Welle rinnt

caua Saxa überſetzt auch R. Felſengrotte: allein wahrſcheinlich verſteht der Dichter hier Felſenſpalten, keine Grotte, die nicht erſt beſchattet werden durfte, um Kühlung zu haben.

Ode 14. Sag der melodiſchen Neära, daß ſie
Eilig ihr braunes Haar in Knoten ſchürze!
Wehrt dirs der verhaßte Pförtner;
Nun, ſo kehre zurück.

Wie matt und gemein iſt hier das Nun! Auch iſt nicht von Wehren, ſondern vom lange aufhalten die Rede: Si per inuiſum mora ianitorem

Fiet abito.

Ode 16. Je mehr ſich jemand verſagt, deſto mehr ertheilen
Die Götter ihm. Mit Freuden entlauf ich
Dem Haufen der Reichen, und eile nakt zu dem Lager
Derer, die nichts begehren.

Ehren-

Ehrenvoller beſitz ich den verachteten Reichthum,
Als wenn ich die ganze Erndte
Des unverdroßnen Apuliers
In meinen Scheuren verwahrte ꝛc.

Daß der Verf. des Lateiners dominus (contemptae dominus ſplendidior rei) durch beſitz ich überſetzte, was den ſelbſt Doppelſinn deſſelben doch auf keine Weiſe ausdrücken kann, brachte er eine Dunkelheit in die Stelle, aus der ſich der Leſer ohne das Original nicht finden wird.

Ode 21. Die unzertrennlich verbundenen Grazien — Wie ſchleppend und proſaiſch gegen das bildlich ſchöne:

Segnes nodum ſoluere gratiae

Ode 24. Sein Vater täuſcht indeſſen durch
Verrath und Trug
Den Handlungsfreund, des Hauſes Freund,
Für den unwürdgen Erben rafft er Schätze auf —

pecuniam properat, eine poetiſche Ueberſ. darf ſich nicht begnügen, ſo ohngefähr den Gedanken des Originals wiederzugeben, ſie muß auch den angemeßenſten, beſten Ausdruck wählen. —

Ode 27. Ehe noch ſcheußliche Dürre dieſe blühenden Wangen
Bedecket, ehe noch das Blut in der zarten
Beute vertrocknet, in meinen Reizen
Wünſch' ich der Tiger Speiſe zu ſeyn.

Die wörtliche Ueberſ. der tenera praeda iſt im Deutſchen gezwungen und unverſtändlich: und wer hat noch je von der Dürre (macies) geſagt, daß ſie die Glieder bedecke?

Viertes Buch Ode 4. Wie der Adler, der
Donnerträger Jupiters
Welchem der König der Götter über die unſtäten Vögel
Die Herrſchaft verlieh —

Das Widerſinnige des Worts Donnerträger bedarf keiner Zergliederung. Auch zweifeln wir, daß die unſtäten Vögel der rechte Ausdruck für aues vagae ſey. — — Am allerwenigſten laſſen ſich diejenigen Oden leſen, die dem Leſer aus den ältern meiſterhaften Ramlerſchen Verdeutſchungen im

Gedächt-

Gedächtniß ſind. Hr. H. hat ſehr übel daran gethan, daß er einzelne Ausdrücke, Wendungen, oft halbe Verſe aus denſelben entlehnt, und ſo nur deſto mehr zu Vergleichungen aufgefordert hat, die ohnmöglich zu ſeinem Vortheil ausfallen können. Z. B.

| Ramler. | Hr. Herzlieb. |
|---|---|
| Cenſorinus, auch ich ſpendete Becher aus | Gern ſchenkt ich meinen Freunden Pokäle |
| Und Corinthiſches Erz; theilte mit milder Hand | Und manch ſchönes Gefäß von Erz, Cenſorin! |
| Manchen Tripus (den Preis tapfrer Griechen) aus; | Gern Tripoden, den Preis tapferer Griechen, |
| Und vor allen bekämſt du von dem Dichter ein | Und dir gäb' ich vor allen das |
| Unverächtlich Geſchenk, wär ich an ſolcherley | Schlechteſte nicht. |
| Kunſtwerk reich wie Parrhas, oder wie Scopas ſchuf, | Wär' ich nur an Kunſtwerken reich, |
| Dieſer glücklich in Stein, jener mit Farbe, bald | Die Parrhaſius ſchuf und Scopas, |
| Menſchenkinder und bald Götter zu konterfeyn. | Dieſer geſchickt, in Stein, jener mit Farben |
| Doch mein Reichthum iſt dieß nicht, noch bedarf dein Haus | Bald Menſchen darzuſtellen, bald Götter. |
| Noch begehret dein Herz dieſer Kleinodien: | Doch, das vermag ich nicht, auch bedarf dein Haus |
| Lieder reizen dich nur, Lieder kann Flakkus dir | Auch verlangt dein Herz ſolches Prunkes nicht. |
| Schenken, und für den Werth ſeines Geſchenkes ſtehn | Lieder ſind dir willkommen, Lieder kann ich dir ſchenken, |
| u. ſ. w. | Und kann für den Werth ſolcher Geſchenke ſtehn u. ſ. w. |

Aus den Anmerkungen können junge Leute wohl manches zum Verſtändniß des Dichters Nöthige vernehmen, in ſo fern es gelehrte Notizen betrift; allein zur Bildung des Geſchmacks werden ſie wenig beytragen. Da wo am meiſten Stoff und die ſchönſte Gelegenheit zu Winken und Zergliederungen geweſen wäre, die das Schönheitsgefühl junger Leſer zu ſchärfen dienen, geht Hr. H. gewöhnlich mit einem kalten, unbedeutenden Gemeinſatz vorüber. Z. B. bey der 29 O. des 3 B. ſagt er: „daß dieſe Ode eine der vortrefflichſten des H. ſo

so wohl in Rücksicht des Inhalts, als des Ausdrucks und der Composition sey, braucht gar nicht erinnert zu werden, das lehrt uns schon unser Gefühl. „Die Vortrefflichkeit der Composition eine Sache des Gefühls? Autoren, die vorzüglich zum Gebrauch junger Leute schreiben, sollten besondere Sorgfalt auf den Styl wenden: allein Hr. H. schreibt oft sehr nachläßig: z. B. „von der eigentlichen Beschaffenheit der „alten Dithyramben haben wir keinen genauen Begriff, da „wir keine aus dem Alterthum besitzen.“ — — Dieses „Gedicht ist an Lyden gerichtet. Sie hatte vielleicht von ihm „ein Lied gefordert, und er ihr ein Lied versprochen. Nun „wählt er zum Gegenstand seines Liedes u. s. w.“ — Dieser Theil enthält den Schluß des dritten Buchs (von der 10 Ode an) und das vierte Buch. Die Epoden will Hr. H. also nicht übersetzen.

Ee.

**Gotthold Ephraim Leßings Leben des Sophokles. Herausgegeben von J. J. Eschenburg. Berlin, bey Voß. 1790. 8. 172 S.**

Daß der selige Leßing an einer Biographie des Sophokles gearbeitet habe, ist wohl den wenigsten unsrer Leser unbekannt gewesen. Die sieben ersten Bogen derselben wurden schon vor dreyßig Jahren gedruckt, die Fortsetzung derselben aber, wie Hr. Eschenburg vermuthet, durch L. Entfernung von Berlin verhindert. Er hatte ein großes Werk von vier Büchern im Sinn, von welchem die Biographie nur den ersten Theil ausmachen, eine kritische Zergliederung und eine Uebersetzung der noch übrigen Trauerspiele des Sophokles die übrigen Bücher füllen sollte. Aber nicht einmal die erstere war vollständig ausgearbeitet, und nur von der ersten Scene des Ajax fand sich eine Uebersetzung vor. Leider können wir also nur von den Fragmenten der Lebensbeschreibung Rechenschaft geben. Diese ist in Baylens Manier abgefaßt. Zuerst eine summarische Erzählung, vornehmlich nach Svidas und dem unbekannten Biographen, der sich vor den Ausgaben des Sophokles findet. Dann umständliche, kritische Noten, in denen sich Leßings ganze Gelehrsamkeit und Scharfsinn zeigt. Dieser glückliche Scharfsinn, der sich selbst in der Berichtigung der kleinsten Umstände zeigt, giebt dessen Anmerkungen auch für

den

den einen Werth, dem der gröſste Theil ihres Inhalts ziemlich gleichgültig seyn wird. Vielleicht wird es nur einer oder der andre dem unsterblichen Verfasser Dank wissen (S. 5.) daſs er so viele Mühe angewendet, so viel Unnützes gelesen hat, um andern die Mühe zu ersparen, dasselbe zu lesen; aber bewundern wird jedermann den seltnen Fleiſs, die unglaubliche Genauigkeit, den feinen kritischen Sinn, der sich auf jeder Seite offenbart. Wir wollen einige der vorzüglichsten Stellen anzeigen, und einige Anmerkungen einstreuen, die sich uns bey der Lectüre angeboten haben. S. 21. Die Stelle des ungenannten Biographen, welche das Vorgeben des Ister betrifft, als sey Sophokles ein Phliaster gewesen, wird bey Brunk vollständiger gelesen. Er meynt S. sey vielleicht τὸ ἐνέκαθεν ein Phliaster gewesen. S. 23. Diodor nennt den Vater des S. Θεοφίλος, da er bey allen andern Σοφίλος heiſst. K. meynt, beydes sey im Grunde derselbe Name; indem er den letztern von dem dorischen Σιος herleitet. Dies ist offenbar gar zu gelehrt, um wahr zu seyn. Die Lesart beym D. entstand wahrscheinlich aus der so gewöhnlichen Verwechselung des C und Θ. Dagegen ist die Vermuthung S. 28. über die Entstehung des Vorgebens von Ister und Aristophanus, daſs Sophilus eine Handthierung getrieben oder eine Fabrik gehabt, äuſserst sinnreich. Dagegen ist die Etymologie S. 29. des κολωνιτης von ὄνος mercenarius zuverläſsig falsch. S. 32. schöne Verbesserung des ungenannten Biographen an einer Stelle, die den Unterschied der Jahre des Aeschylus und Euripides betrift. S. 37. wird sehr gründlich gezeigt, daſs Lamprus nicht habe der Lehrer des Sokrates, in der Kunst auf der Flöte zu spielen, seyn können. Auch Brunk hat dem Fabrizius diesen Irrthum nachgeschrieben. (Sophocl. T. I. p. XV. ed. 8vo) — Sophokles soll die tragische Kunst vom Aeschylus gelernt haben: L. zeigt S. 51, wie wenig wahrscheinlich dies sey. Vielleicht muſs aber in der Stelle, auf welche sich dieses ganze Raisonnement bezieht, gelesen werden: περὶ Αἰσχύλῳ δὲ τὴν τραγῳδίαν ἔλαβε statt ἔμαθε. Er überkam die Tragödie vom Aeschylus. S. 89. Gelehrte Untersuchung über den Unterschied der Richter bey den tragischen und komischen Wettstreiten. S. 93. Aus einer Stelle des Plinius wird scharfsinnig erwiesen, daſs der Triptolemus das erste Trauerspiel (eigentlich war es eine satyrische Fabel) des S. gewesen sey. S. 104. Fragmente aus dem Thamyris. Brunk führt deren einige mehr an, als L. bekannt waren.

Eine

eine bisher nicht verſtandne Stelle des Pollux IV. c. 19. p. 434. wird hier ſehr ſchön erläutert. Die Maſke des Thamyris hatte bey der Vorſtellung dieſes Trauerſpiels ein graues und ſchwarzes Aug. Jenes zeigte er den Zuſchauern, nachdem er beſiegt und der Augen beraubt war. Die Richtigkeit dieſer Erklärung erhellet unwiderſprechlich aus Quintilian. hiſt. XI. 3. — S. 115. Es iſt nunmehr ganz ausgemacht, daß die Πλυντρια und Ναυσικαα nur ein Trauerſpiel waren. Auch hat die Dacier ſo Unrecht nicht, den erſten Namen anzuführen, denn er war allerdings der gewöhnlichere. Wenn ſie aber ſagt, daß dieſes Stück großen Beyfall erhalten habe, ſo ſcheint uns dieſer Irthum aus der Flüchtigkeit entſtanden zu ſeyn, mit welcher ſie eine Stelle im Euſtathius anſah, wo es nur heißt, daß S. in ſeiner Rolle großen Beyfall erhalten habe, ſ. Fragmenta Sophocl. T. IV. p. 636. — S. 117. hören die zum Druck ausgearbeiteten Anmerkungen auf, und das Uebrige iſt aus einzelnen Zetteln geſammelt, die den rohen Stoff, oft nur die Stellen aus den Alten anführen. — S. 140. fängt L. an die verlohrnen Tragödien des S. aufzuzählen, und in ihrem Inhalt mit Winken auf neue Bearbeitung anzugeben. Er bricht aber bey der dritten ſchon wieder ab. Ueber den Inhalt des erſtern Achamad iſt Brunk derſelben Meynung als L. Einen Erechtheus hat S. nicht geſchrieben. Die Verſe, welche Stobäus daraus anführt, gehören dem Euripides an, ſ. Brunck Tom. IV. p. 669. — Den Beſchluß macht die Ueberſetzung der erſten Scene des Ajax.

**Erklärende Anmerkungen zum Homer von J. H. F. Köppen, Director der Schule zu Hildesheim. Dritter Band. 1790. 314 S. Vierter Band, 1791. 337 S. Hannover, bey Ritſcher.**

Dieſe beyden Bände enthalten den Commentar vom neunten bis zum ſechzehnten Buche der Ilias. Der Verf. bleibt ſeiner Manier getreu und wir können uns deshalb auf das Urtheil berufen, das wir von den erſten Bänden dieſer nützlichen und verdienſtvollen Arbeit gefällt haben. Einzelne Stellen, in denen wir nicht einerley Meinung mit dem Verf. ſind, näher zu beleuchten, würde uns weiter führen, als der Raum verſtattet. Fk.

## XIX. Erziehungsſchriften.

**Bilderbuch für Kinder. Nr. VI. Mit ſchwarzen oder ausgemalten Kupfern. Fünf Tafeln Kupfer und 5 Seiten Text. Nr. VII. enthält eben ſo viele Kupfertafeln, und gleichfalls 5 Seiten Text. Weimar, im Induſtrie-Comptoir, 4. 1791.**

Die Einrichtung und der Endzweck dieſes Buchs iſt ſchon bekannt. Es befindet ſich in mehrern Händen, und wird gewiß nicht ohne Nutzen in den Familien von den jüngern Gliedern derſelben gebraucht. Die ausgemalten Kupfer ſind vorzüglich ſauber, und mit allem Fleiße illuminirt. Man findet im ſechſten Hefte vierfüßige Thiere, Amphibien und Pflanzen. Unter den Raubthieren ſind der Auguar, die wilde Katze und der Luchs aufgeführt. Von erſtern wird behauptet, daß er den Menſchen nie anfalle. — Rec. erinnert ſich, irgendwo geleſen zu haben, daß er den Menſchen, wenn er ihn ſchlafend trifft, anzufallen pflege. Dieſer Meinung iſt auch Büffon, der ſich aber im Anfange, einer ihm vom Herrn de la Borde mitgetheilten Nachricht zufolge, erklärt, daß er und der Jaguar die Menſchen nicht anfalle, wenn ſie nicht verwundet ſind. — „Der Luchs hat ein außerordentlich ſcharfes Geſicht.“ Nach genauerer Beobachtung iſt dies nicht ganz richtig. Die Beſchreibungen ſeiner außerordentlichen Scharfſichtigkeit ſind übertrieben. Die Alten haben ſie ihm angedichtet, weil ſeine Augen glänzen. Die natürliche Erklärung von der Zauberkraft der Klapperſchlange hat Rec. ungemein gefallen. „Alle vierfüßige Thiere und Vögel haſſen und verfolgen ſie mit Geſchrey, ſobald ſie ſie entdecken, ſo wie die kleinen Vögel eine Eule. Daher kommt auch der Aberglaube der Indianer, daß ſie durch ihren Blick die Eichhörnchen und kleinen Vögel auf den Bäumen, unter welchen ſie läge, bezaubern könne, daß ſie ſelbſt zu ihnen herunter kommen, und ihre Beute werden müßten. Das Wahre davon iſt; ſobald die Vögel und Eichhörnchen die Klapperſchlange als ihren Feind gewahr werden, verfolgen ſie ſie mit Geſchrey und blinder Wuth, wie z. B. eine Eule, und kommen

men ihr dadurch aus Unvorsichtigkeit so nahe, daß die Schlange sie leicht fangen kann. „Aus dem Pflanzenreiche findet man die Abbildung und Erklärung des Oelbaums, Cacaobaums, der Pfefferstaude und des Ingwers. Der Verf. schreibt Coffee. Wir würden nach der Ableitung die Schreibart Caffe vorziehen. Sowohl im sechsten als siebenten Hefte ist für Mannichfaltigkeit gesorgt. Dieses beweiset die Inhaltsanzeige. Zur Bestätigung führen wir aus dem siebenten Hefte das Verzeichniß der abgehandelten Gegenstände an. Sie sind: der Canadische Fischotter, der Meerotter, der Baummarder, der Zobel, der Hermelin, das Beeh, der braun und schwarze Landbär, der Eisbär, der Maschbär, der Dachs, der Vielfraß, der Lachs, der Thun, der Hering, die Makrele, der Goldadler, der gemeine Adler, der Pygargun, der Lämmergeyer, der Habicht, der Falke, der Virginische und Asiatische Taback. — Der Hermelin, dessen Körper zehn Zoll und sein Schwanz vier Zoll lang angegeben wird, ist genau und treffend bestimmt, wovon sich Rec. durch Nachmessung eines Balges nach dem Rheinländischen Maaßstabe überzeugt hat. Der Verf. sagt richtig, daß er sonst eine vorzügliche Tracht großer Herren gewesen sey, die aber jetzt aus der Mode gekommen wäre. Der letzte Zusatz hätte auch können beym Maschbären gebraucht werden, von dessen Felle hier behauptet wird, daß meistens Müffe daraus gemacht werden. (Dergleichen Müffe sind aus der Mode, und man bedient sich des Felles des Maschbären jetzt zu Husarenmützen. Auch wird es zu Mützen für den Landmann, z. E. in der Ukermark, verarbeitet.) — Die Heringe einzusalzen verstand man schon vor Wilhelm Beukel oder Beukelsen, ungeachtet er vielleicht eine bessere Methode erfand. So ungewiß und verschieden die Zeit, wenn er lebte, angegeben wird, so darf man doch schwerlich diese Erfindung gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts setzen. Ungeachtet einige das Todesjahr dieses Mannes 1397. setzen, so scheint doch er das Salzen und Kaaken 1416. erfunden zu haben, so wie er nach den sichersten Nachrichten erst 1447. zu Biervliet in Seeland beerdigt worden ist. Man hat ältere Urkunden, wo vom Einsalzen der Fische die Rede ist. Sollte der Hering, mit dem schon 1183. ein so starker Handel getrieben wurde, hievon ausgeschlossen gewesen seyn, da man ihn unmöglich so weit hätte frisch versenden können? Daß in dem genannten Jahre der Fang in

der Oſt-See und der Handel mit Heringen ſehr einträglich geweſen ſey, und die Wichtigkeit deſſelben nicht bezweifelt werden könne, davon hat Möhſen in der Geſchichte der Wiſſenſchaften in der Mark Brandenburg, Zeugniſſe angeführt. Theil 2. Seite 203 ff.

Die Stelle, die er aus Arnolds von Lübeck fortgeſetzter Chronik der Slaven (Helmold. L. III. c. 5.) anführt, beſtätigt es noch mehr, und verdient daher einen Abdruck: „die Dänen, heißt es, die vormals in Schifferkleidern gingen, ſind nun in Purpur und feiner Leinewand gekleidet. Alle Nationen bringen der Gefahr des öfters vorfallenden Schiffbruchs ungeachtet ihnen Gold, Silber und koſtbare Waaren, um Heeringe zu kaufen, die ihnen die gütige Vorſehung an ihren Küſten ſo überflüßig giebt.“ — Nicht das Kraut, ſondern das Rohr, wodurch man Taback rauchte, hieß nach Hernandez Zeugniſſe Tabacos. Schon 1496. machte ein Spaniſcher Mönch Romanus Pane den Taback bekannt, den er auf der Inſel Domingo hatte kennen lernen, und beſchrieb zugleich eine zweyzackige Tabackspfeife. — Man findet nicht ſelten Thunfiſche von 1000 Pfunden, ja man hat ſchon ein ſolches Ungeheuer geſehen, das ein Gewicht von 1800 Pfund hatte. — Es freuet N. ungemein, daß es dem H. gefällt, bey der Fortſetzung ferner auf die Mährchen Rückſicht genommen zu haben, die die Naturgeſchichte verunſtalten, und ſie unter dem rechten Namen vorzuſtellen. Die Kinder wiſſen nun was ſie von dergleichen Dingen zu halten haben, wenn ſie ſie anderswo finden. Z. E. daß die Bärin ihre Jungen als rohe Fleiſchklumpen gebähre, und ihnen erſt durch ihr Lecken Form und Geſtalt gebe. Oder: daß die Adler ihre Jungen auf dem Rücken der Sonne entgegen trügen, oder ſie nöthigten in die Sonne zu ſehen, und diejenigen tödteten, die den Sonnenglanz nicht mit offenen Augen ertragen könnten. — Die Sprache iſt rein und fällt nicht in den ſpielenden und tändelnden Ton, den Raff zuweilen annahm. Hier wird das Kind dennoch nicht lange Weile haben, der Text ſowohl als die Kupfer werden es unterhalten und reitzen. Mancher Ausdruck z. E. der 50 Grad der Breite, dürfte wohl zuviel Erkenntniß in der mathematiſchen Geographie vorausſetzen. Die Wörter: marginiren, Methode, Haſenbeize, u. d. g. ſollten doch wohl dem leſeluſtigen Kinde, das an dieſe im gemeinen Leben ſeltener vorkommende Ausdrücke nicht gewohnt

iſt,

ist, Veranlassung werden, den nächsten besten nach der Bedeutung dieser hier unerklärt gelassenen Wörter zu fragen, ungeachtet wir im Ganzen die Art des Vortrags den Fähigkeiten solcher Kinder, die zu den gebildeten Ständen gerechnet werden können, ganz angemessen finden. Wir wünschen den Herausgeber viele Käufer dieses nützlichen und angenehmen Bilderbuchs, damit sie zur Fortsetzung Ermunterung und Veranlassung finden.

Ok.

Die interessanten Züge und Anekdoten aus der Geschichte alter und neuer Zeiten. Ein Lesebuch für die Jugend zum Vergnügen und Unterricht. Nach dem Französischen des Herrn Fillaßier, mit Anmerkungen und Zusätzen des Herausgebers. IV. Bändchen. Berlin, 1791. im Verlage der Akadem. Kunst- und Buchhandlung. 17 Bogen in 8.

Wir können nicht errathen, was der Herausgeber für eine Absicht gehabt haben müße, seinen Lesern die Uebersicht dieses Bandes dadurch zu erschweren, daß er weder Inhaltsverzeichniß, noch Register beygefügt hat, so daß man das Buch ganz durchgelesen haben muß, um seinen Inhalt anzugeben. Es enthält aber dieses Bändchen blos sogenannte Charakterschilderungen von Regenten, und zwar nach vier Abtheilungen. 1) Römischer Kayser; des Cäsar, Augustus, Vespasians, Titus, Nerva, Trajans, Adrians, Antonins, Marc Aurels, Pertinax, Alexander Severus, Probus, Diocletians, Constantins des Großen, Julians, Valentinians II., Theodors des Gr. und des II. und des Mauritius. Die Ausführung ist im eigentlichen Verstande französisch, d. i. oberflächlich, unzuverläßig und ungleich. Berichtigungen, Hinweisungen auf Quellen, Ausfüllungen der ordnungslosen hingeworfnen Anekdoten und Charakterzüge durch die Zeitfolge der Geschichte, wären vielmals nöthig gewesen: statt dessen aber hat der Herausgeber Hr. Pr. Brunn in Berlin, der sich selbst als den Herausgeber, seinen Bruder aber, einen Pomeranidaten, als den eigentlichen Uebersetzer und Bearbeiter, angiebt, blos einige geographische Noten hinzugefügt, 2) Fränkischer und Französischer Könige des Klodowig,

Theudlebert, Sigebert, Chlotars II., Carl Martells, Pipins, Carls des Gr. (nicht wie es hier heißt Sohns, sondern Vaters, Carls des Gr., Ludwigs des fr., Hugo Capets, Ludwigs VI., Philipps II., Ludwigs VIII. und IX., Philipps III. IV. V., Carls IV., Philipps VI., Carls V. VII. Ludwigs IX. XII., Franz I., Carls IX., Heinrichs IV., Ludwigs XIII. XIV. XV. und XVI. Die Charakterisirung Ludwigs XIV. ist äußerst partheyisch: sein gränzenloser Despotismus, Bundbrüchigkeit und Grausamkeit werden verschwiegen, und blos seine Intoleranz gegen die Hugonoten gerügt. 3) Deutscher Könige und Kayser, von Ludwig dem Deutschen an bis auf Joseph II. und 4) Brandenburgischer und Preußischer Regenten, von Albrecht dem Bär an bis auf Friedrich II. Wir haben uns, um den Raum zu schonen, enthalten die Namen aller einzelnen Regenten der beyden letzten Abschnitte abzuschreiben. Sie sind nicht von Tillaßier, sondern vom Hrn. Brunn dem jüngern. Da Charakterzeichnungen von Regenten, aus dem Zusammenhang der Geschichte, die ihre Thaten beschreibt, herausgerissen, für junge Leute weniger Brauchbarkeit und Interesse haben: so kann der Nutzen des Buches wohl nur darin bestehen, daß es zum Nachlesen oder zur Wiederholung bey der Geschichte diene.

Th.

**Materialien zu Vorschriften zum Dictiren und Vorlesen in deutschen Schulen von Ludwig Anton Christian Wiegand, Prediger in Südgrüningen. Siebentes Bändchen, welches Fabeln und Sinngedichte für die Jugend enthält. Halberstadt, bey Große's Erben. 1791. S. 104. 8.**

Wir haben die vorigen Bände nicht gesehen, und ob es uns reuet, mögen folgende Proben, die zugleich als Beurtheilung dieses Bändchens dienen können, beweisen.

1) Der Verfasser und sein Buch.

So geh denn immerhin mein liebes Buch
Geh in die Welt, mach den Versuch,
Ob sie dir Beyfall werde schenken.
Du weigerst dich? — was trägst du für Bedenken?

Ach

Ach viel! ich zweifle ob ich auch mit Ehren
Mich sehen lassen kann.
Wenn Gellert, Lessing, Gleim und Lichtwer nicht schon wären,
Ja, dann so gieng es noch wohl an;
Allein vor solchen Männern zu erscheinen.
Wer nimmt sich leicht so viel heraus!
Und dann die Kritiker! — Kurzum, ich sollte meynen,
Es wäre gut, ich bliebe nur zu Haus. —
Die Männer, die du nanntst sind groß,
Die Recensenten scharf und los;
Doch sag ich auch zum Troste dir:
Vernünftge Freunde sagten mir,
Du könntst dich immer lassen sehen,
Drum meyne ich, es bleibt beym Gehen.

## 2) Der Streit der Vögel und der Frösche vom Esel entschieden.

Im Dunkeln eines Haines saß
Einst eine Nachtigall und sang. Der Wanderer blieb stehen,
Und horchte, staunte und vergaß,
Bezaubert durch die süße Melodie, das Weitergehen.
Die Lerche schwieg. Der Stieglitz und der Hänfling schweigen,
Und alle andre Vögel sitzen still auf ihren Zweigen,
Und hören da in Ruh
Und voll Verwunderung der holden Sängrinn zu.
Ein Guckguck nur — ein Guckguck will sich zeigen.
Er glaubt noch beßer zu gefall'n
Als alle Nachtigall'n,
Und ließ daher ganz unermüdet seinen werthen Namen
Durch Feld und Hain erschall'n.
Die Nacht'gall schwieg. Die andern Vögel ärgern sich und kamen
Und baten ihn, doch endlich aufzuhören,
Allein er ließ durch nichts sich stören.
Sie spotten — schelten — doch er will nicht weichen.
Denn aus den nahen Bächen, Sümpfen, Teichen.
Hört er der Frösche lautes Lob.
Dies feuerte ihn an. Daraus
Erhob sich dann ein großer Streit

Der Frösche und der Vögel.

Dies hört ein Esel, der nicht weit
Davon, von seiner Last befreit,
Recht in sich selbst vergnügt und trägel,
Auf einem Anger sich am frischen Grase labte.
He! jauchzet der, und trabte
Dem Haine näher; He! ihr Frösche und ihr Vögel,
Was ist es; das euch so entzweyt?
Sie gaben ihm von ihrem Streit
Ganz kurz Bescheid.
O! sagte er, die Sache läßt sich leicht entscheiden;
Die Frösche haben Recht.
Ich habe auch da in der Stille beyden
Was zugehört, die Nachtigall singt zwar nicht schlecht,
Allein — Warum? das kann ich just nicht sagen,
Genug, sie will mir doch nicht recht behagen;
Der Guckguck aber, das muß ich gestehn,
Der singet schön, u. s. w.

Wd.

## XX. Handlungs- Finanz- und Polizey-wissenschaft, nebst Technologie.

Vorschlag, wie Landkarten auf eine sehr wohlfeile Art können gemeinnützliger gemacht werden. Mit einem Versuche, dieß durch die Holzschneidekunst zu bewirken, von J. F. Unger, Mitglied der Ak. der bildenden Künste, und Buchdrucker derselben, Berl. 1791. 4. 4 Seiten nebst Dedication, und einer Karte.

Der Verfasser giebt eine kurze Nachricht von dem, was die Holzschneidekunst bewirken könnte, die Karten wohlfeiler und daher auch gemeinnützliger zu machen; behält sich aber die ausführlichere Auseinandersetzung seiner Ideen dann vor, wenn sein Versuch Beyfall erhält. Hr. U. meint; durch die Kunst in Holz zu schneiden, würde Wohlfeilheit der Karten, und ih-

te Gemeinnützigkeit erreicht; dadurch bliebe das Geld im Lande und würde sogar hineingezogen, weil niemand die in Kupfer gestochenen Karten so wohlfeil zu liefern im Stande seyn würde, als die in Holz geschnittenen. Gewiß ist es, daß hierdurch bey der Menge der Abdrücke die Karten wenigstens zum Unterricht der Schulen wohlfeiler geliefert werden könnten; wenn nur nicht etwa das Papier, was in Berlin viel theurer ist, als in Nürnberg, wieder einen Unterschied macht. Den Einwurf, welchen man mit Recht machen könnte, daß es jetzt, überhaupt nur wenige Formschneider gäbe, — da sie ihre Arbeiten von Berlin nach Wien und Rußland liefern — scheint der Verf. zu fühlen und schlägt daher eine Unterrichtungsanstalt für junge Leute in diesem Fache vor. Ferner sagt der Verf., daß von einer Kupferplatte höchstens etwas über 5000 Abdrücke, von einem Holzschnitte hingegen wenigstens 200000 gemacht werden können. Zuzugeben; allein wer steht bey der ungleich mühsamern und weitläuftigern Arbeit in Holz zu schneiden, dem sorgsamsten Arbeiter für das Ausspringen? Wenn dies nun geschieht, wenn die Arbeit fast geendigt ist? Geht da nicht Arbeit, Zeit und Mühe verloren? Wer steht dafür, daß selbst bey dem Reinigen mit der Lauge bey so sehr kleiner Schrift nicht Manches wegspringen möchte?

Die hier vorgesetzte Karte von den im Oppelschen Kreise neu angelegten Oertern ist so nett und sauber, als Rec. sich nie gesehen zu haben erinnert. So wie denn Hr. Unger gewiß der vorzüglichste Formschneider in Europa, und einzig in seiner Art ist. Auch findet er bey dem vorliegenden Exemplare nicht, daß etwas ausgesprungen sey, wie er doch bey andern Abdrücken wahrnahm, wo z. B. bey dem Buchstaben k etwas mangelte, auch ein Punkt über dem i (bey in Holz) ausgelassen war. Sonst ist der Fleiß des Zeichners Hrn. Sotzmann sowohl, als die Kunst des Hrn. Unger unverkennbar und die Nettigkeit der klein geschnittenen Schrift bewundernswürdig. In einer gewissen gelehrten Zeitung hatte daher auch ein Recensent, der vermuthlich Hrn. Unger und seine Kunst gar nicht kennen mußte, sehr lächerlicherweise gesagt: die Karte wäre ein Betrug, denn sie wäre mit Buchdruckerschrift gesetzt; so könnte man nicht in Holz schneiden. Die Schrift selbst ist mit aller typographischen Sauberkeit und mit Didotschen Lettern auf geglättetes Velin-Papier gedruckt, wie man aus

der vortreflichen Offizin des Verf. davon schon bekannte Proben hat.

Pf.

## Ueber die Bildung des Volks zur Industrie von Arnold Wagemann. Erster Theil. Göttingen, bey Ruprecht. 1791. gr. 8vo 364 Seiten.

Man hat bisher so viel und heftig über Aufklärung, über ihren Begriff, über die Grenzen, den Vortheil oder Schaden derselben gestritten, sie mit guten oder seichten Gründen, aus Verstand oder Mißverstand, bald gelobt, bald getadelt; aber meistens ließ man es noch bey abstrakten Speculationen bewenden, und vielen Abhandlungen kann man es recht ansehen, daß sie keinen andern Entstehungsgrund hatten, als weil es jetzt eben in der Schriftstellerwelt Mode war, über Aufklärung zu debattiren, und in der Lesewelt, die Debatten anzuhören. Hier tritt ein Mann auf, den wir schon aus dem Magazin für Industrie und Armenpflege von einer rühmlichen Seite kennen gelernt haben, ein Mann, der durch langjährige und scharfe Beobachtungen vertraut mit dem Charakter und den Bedürfnissen der niedern Volksklassen, ausgerüstet mit den zweckdienlichsten Kenntnissen und Hülfsmitteln, ermuntert durch thätigen Eifer fürs gemeine Beste, diesen Gegenstand in einem solchen Lichte darstellt, daß er hoffentlich die Stimmen der Kenner und Nichtkenner, der Freunde und Feinde der Aufklärung für sich vereinigen wird. Ohne sich lange bey abstrakten Untersuchungen zu verweilen, tritt er der Hauptsache näher und entwickelt in dem vor uns liegenden Theile seines Werks die Bestimmung des Baurenstandes und seine Verhältnisse gegen den Staat, nebst den Mitteln wodurch er am besten jener Bestimmung näher gebracht werden kann. Der zweyte Theil wird die Bildung der Städtebewohner zum Gegenstand haben.

Im ersten Abschnitte wird der Begriff der Industrie überhaupt festgesetzt, und dann auf den Baurstand angewendet. Industrie im allgemeinsten Sinn ist dem Verf. „Verwendung der Zeit und Kräfte zu den besten Zwecken, nach dem Gesetze der Sparsamkeit.“ Die Zwecke lassen sich bestimmen nach der Beziehung, die sie auf das Glück der handelnden Person selbst, und auf das Wohl der Gesellschaft haben,

ben, mit Rückſicht auf die Lage der handelnden Perſon, den Standpunct von welchem aus ſie wirkt, das Maas der Kräfte, die in ihrer Gewalt ſind, und die Hinderniſſe, welche die Freyheit der Wahl begränzen. Es kommt alſo bey Unterſuchung der Induſtrie eines gewiſſen Standes auf die richtige Beantwortung folgender Fragen an: 1) Was erwartet der Staat für einen Beytrag zum gemeinen Wohl von dieſem Stande? 2) Welchen Anſpruch auf perſönlichen Genuß haben die Individuen deſſelben? 3) in wiefern iſt ihre Freyheit in Zeit und Kräften beſchränkt oder nicht? Dieſe ſo beſtimmten Zwecke mit dem wenigſten Kraft und Zeitverluſt zu erreichen, heißt Induſtrie, daher 1) Kraft-Oekonomie 2) Zeit-Oekonomie. Dieſe allgemeinen Grundſätze werden nun S. 13. auf den Bauerſtand angewandt, 1) die Forderungen des Staats an den Bauer, 2) die Anſprüche deſſelben auf perſönlichen Genuß erörtert und daraus der Begriff der bäuriſchen Induſtrie gezogen: „Verwendung der Zeit und Kräfte des Bauern nach dem Geſetze der Sparſamkeit, zur Erreichung des häuslichen Wohlſtandes, der ihm die Erfüllung der Pflicht gegen den Staat, möglich und leicht macht, und ſeinen eignen Lebensgenuß erhöhet.“ Bey dieſer Erklärung ſcheint uns der Verf. nicht hinlängliche Rückſicht auf den oben von ihm ſelbſt, zu richtiger Beurtheilung der Zwecke, angegebnen dritten Punct genommen zu haben, nämlich: In wie fern die Freyheit des Bauern in Zeit und Kräften beſchränkt ſey, oder nicht? welches doch vorzüglich bey dieſem Stande nöthig geweſen wäre. Der deutſche Bauer ſteht nach unſrer bisherigen Verfaſſung in einem doppelten Verhältniß gegen den Gutsherrn von dem er ſeinen Hof bekommen hat, und als Unterthan gegen den Staat. In dieſer zwiefachen Rückſicht ſind ſeine Zeit und Kräfte mannichfaltig beſchränkt. S. 16. folg. zeigt der Verf. in bündiger Kürze, daß eine zweckmäßige Aufklärung der niedern Volksklaſſen über ihre Beſtimmung und Pflicht nöthig und nützlich ſeyn, und die Induſtriebildung darinn beſtehen müſſe, „die Kinder von früher Jugend an, daran zu gewöhnen, daß ſie über die Gegenſtände, welche ihnen zur Betrachtung vorkommen, ſo weit ſie Bezug auf ihre Geſchäfte haben, richtig urtheilen und ihr Verfahren mit denſelben auf dieſes beſtimmte Urtheil gründen.“

Der zweyte Abſchnitt liefert Ideen zur Beurtheilung des Bauren-Charakters, mit beſonderer Rückſicht auf Induſtrie. Die

Die Beobachtung deſſelben iſt in verſchiedner Hinſicht höchſt wichtig, kann aber nur dann erſt nützlich werden, wenn der Beobachter mit einem beſtimmten Zwecke, Kenntniß der Hauptumſtände die den Charakter dieſer Klaſſe modificiren können, verbindet. Der Verfaſſer, welcher die Induſtrie des Bauern zum Standpuncte ſeiner Beobachtungen wählt, entwickelt hier vortreflich, die phyſiſchen, gemiſchten, politiſchen und moraliſchen Urſachen, welche die Summe und Regſamkeit der Kräfte dieſes Standes mehren oder mindern. Zu den phyſiſchen Urſachen werden gezählt und mit Beyſpielen erläutert; Clima, Lage des Wohnorts, mehrere oder mindre Fruchtbarkeit des Bodens, Lebensmittel und Lebensordnung; zu den gemiſchten, Nähe oder Ferne großer Flüſſe, Städte, Heerſtraßen; zu den moraliſchen, Volksreligion u. Erziehung; zu den politiſchen, die Beziehung welche den Baurenſtand auf die übrige Geſellſchaft und dieſe auf ihn hat. Dahin gehört nun 1) die Art des Beſitzers der Grundſtücke, wo zugleich die Nachtheile der Koppelhute, Waldhute, Gemeinheiten u. ſ. w. gehörig geſchildert werden. 2) Die Abgaben, die Einſchränkung des Landmanns beym Handel mit ſeinen Producten durch Auflagen, die Geldſtrafen, der Münzfuß. 3) Frohnen. Ob wir gleich in den mehrſten Puncten mit den Grundſätzen des Verf. übereinſtimmen; ſo ſcheint er uns doch in ſeinem Eifer für den Baurenſtand zu weit zu gehen, wenn er S. 100. ausruft: „Schrecklich iſt es wahrlich, daß man einmal auf den Gedanken kommen konnte, bey dem Bauer müſſe die Dienſtbarkeit ſo lange angenommen werden, bis er das Gegentheil bewieſen habe.“ Er leſe die bewährteſten Lehrer des deutſchen Rechts über dieſen Gegenſtand, und gehe auf den Urſprung der Frohndienſte zurück, und jene Behauptung wird ihm nicht nur nicht mehr ſchrecklich, ſondern auch der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen die Guthsherren gemäß erſcheinen. Wenigſtens dürfte dieſen die vortragsmäßige Nutzung der Dienſte nicht ohne hinlängliche Endſchädigung durch einen Machtſpruch entzogen werden, wie man neulich in Frankreich gethan hat. Allerdings kann die Uebertreibung dieſes Rechts eine Quelle vieler ſchädlichen Mißbräuche werden; aber dieſen kann der Staat durch Wachſamkeit und zweckdienliche Geſetze vorbeugen, und ſo können Herrendienſte, wie der Verf. ſelbſt bemerkt, oft ſogar eine Wohlthat für den Landmann und ein Förderungsmittel ſeiner Induſtrie werden. 4) Soldatenſtand, deſſen Einfluß auf die Induſtrie des Landvolks erwo-

gen

gen wird, a) nach dem Verhältniß der Recruten aus dem Bauernstande zur Volksmenge; b) darnach, wie es in Friedenszeiten mit den als Soldaten dienenden Landskindern gehalten wird, c) wie lange die Dienstzeit derselben dauert; d) welche Wirkungen entstehen, wenn der Bauerssohn als Soldner in ferne Gegenden geschickt wird.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich nun mit einer genauern Erörterung der Zwecke, auf welche bey der Bildung der Bauern zur Industrie hinzuarbeiten ist. Der Verf. betrachtet hier erstlich die Zwecke, welche vorzüglich dem männlichen, dann auch die so besonders dem weiblichen Geschlechte des Bauernstandes zukommen. Für jenes gehören nun als die wichtigsten Gegenstände des Unterrichts und der Uebung I. Acker- und Wiesenbau, dieser wird befördert, 1) durch richtige Beurtheilung des Bodens und Geschicklichkeit ihn zu verbessern. Vortreflich wird hier erläutert, wie der Bauer in dieser Hinsicht zur bessern Bearbeitung, Auswahl und Nutzung des Düngers, der Wasserableitung, des Mergels, der Wiesenbewässerung, der Ackergeräthschaften angeführt werden könnte. 2) Durch Kenntniß der Gewächse, die er auf seinem Acker und in seiner Wiese ziehen, oder als unnütz und schädlich verbannen soll, wo zugleich die vorzüglichsten schädlichen Gewächse für Aecker u. Wiesen angegeben werden. 3) Durch Bekanntschaft mit den Feinden der guten Agrikultur an dem Thierreiche. II. Gartenbau und Baumzucht. III. Viehzucht. Dahin gehört 1) klige Bestimmung der Zahl und Art der Hausthiere 2) rechte Behandlung derselben. IV. Zeitökonomie. Hieran fehlt es unsern Bauern noch sehr, und am allerwenigsten wissen sie die leeren Zeiträume zwischen dem Ackerbau und der Viehwartung durch nützliche Nebenarbeiten auszufüllen. Besonders empfiehlt der Verf. den Bauer zu gewöhnen, jeden kleinen entdeckten Schaden an Wohnung, im Felde, so fort auszubessern, und im voraus die Materialien zu seinen Geräthschaften selbst zu bereiten. V. Bienenzucht. VI. Kaufmännische Behandlung der Wirthschaft. Der Bauer muß vorzüglich richtige Kenntniß der Waaren und des Geldes bekommen, womit er umgeht; er muß angeleitet werden, über jede Art der Benutzung des Bodens, über jede Gattung des Viehes, das er hält, über die Arbeiten seiner Hausgenossen bestimmte Rechnung zu führen, um am Ende des Jahres zu wissen, welche Produkte, welche Arten

der Naturaldienſt angerechnet wird. „Damit iſt nun nach S. 287. auch poſitiver Beyſtand, durch Anſchaffung guter Saamenfrüchte, einiger für den einzelnen Bauer zu koſtbarer Gerätyſchaften, z. B. eines Erdbohrers, Wieſenpfluges, Einführung guter Viehracen, u. ſ. w. zu verbinden. 2) Muß aber auch der Bauer zur Anwendung ſeiner Kräfte ermuntert werden, durch vorſichtig gewählte Beyſpiele, Geldbelohnungen und Ehre. 3) Muß man Sorge tragen, daß er in der Betriebſamkeit, worzu er ermuntert iſt, nicht geſtöhrt werde, oder ermüde, durch Krieg oder innre Unruhen, Wetterſchaden, Viehſterben, Brand u. ſ. w. Daher Vieh-Arzney-Schulen, Vieh- (und Erndte-) Aſſecuranzen, Feuerordnungen und Verſicherungsanſtalten, Steurung des Bettelweſens und Verſorgung der Armen auf dem Lande, Volksluſtigungen, Volkslieder. Zur Realiſirung dieſer Vorſchläge muß 1) die Landesinduſtrie ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit eines beſtimmten Landescollegiums ſeyn, und die Ausführung in einzelnen Diſtricten, geprüften Männern aufgetragen werden. Ein ſolcher Mann müßte die Mittelsperſon zwiſchen dem Directorium und dem Bauernſtande ſeines Diſtrikts ſeyn, und die dazu erforderlichen Eigenſchaften und Kenntniſſe haben Zu letztern werden gerechnet a) chemiſche, mineralogiſche, botaniſche und zoologiſche, b) ökonomiſche, c) mathematiſche, d) technologiſche Kenntniſſe, denen wir noch die kaufmänniſche hinzufügen würden. 2) gehört zur Beförderung der Induſtrie des Landvolks, Allgemeine Theilnahme und Mitwirkung vieler Perſonen aus allen Ständen, als a) der höchſten Landescollegien, b) des Landadels, c) der Beamten auf dem Lande, d) der Prediger beſonders, e) der Unternehmer der Landesmanufacturen und Kaufleute, f) des Officierſtandes. Damit aber dieſe allgemeine Theilnahme fortdauernd ſey, muß das Publikum in beſtändiger Bekanntſchaft mit dieſer als einer der vorzüglichſten Landesangelegenheiten erhalten werden, durch öffentliche Nachrichten in den Landesannalen, u. ſ. w.

Im fünften Abſchnitt werden endlich einige Vortheile dargelegt, welche aus der Induſtrie des Bauernſtandes entſtehen. Dieſe ſind theils politiſche, theils moraliſche. Von jenen werden zwey Hauptvortheile angegeben, 1) die Induſtrie des Bauernſtandes iſt Hauptbedingung des Nationalreichthums. Denn a) die Naturproducte werden dadurch

durch vermehrt, welches durch einleuchtende Beyſpiele aus der Erfahrung bewieſen wird. b) Die rohen Producte werden möglichſt veredelt, wie gleichfalls Thatſachen beweiſen, c) die Landesmanufacturen werden dadurch begünſtigt. 2) Durch Induſtrie wird Ruh im Staate befördert und geſichert. Unter den moraliſchen Vortheilen werden gleichfalls nur die vorzüglichſten angegeben, da der Verf. ſich vorbehält, dieſelben im Götting. Magazin für Induſtrie ꝛc. durch einzelne Lebensgeſchichten induſtrieſer Bauern weitläuftiger zu erörtern. „Es wird überall mehr Plan in das ſittliche Leben der Bauern kommen — der Aberglaube mit ſeinem traurigen Gefolge wird verſcheucht. — Die Verirrungen und unſittlichen Handlungen, welche aus Rohheit, Langerweile und Dürftigkeit entſtehen, werden ſich mindern, z. B. die Spiel- und Proceßſucht u. ſ. w. Wir wünſchen, daß der vom Verf. ſelbſt angegebne Zweck dieſer wichtigen Schrift: die Männer, welche durch ihr Herz beſtimmt und durch ihre Lage begünſtigt ſind, etwas zum Wohl des zahlreichſten Standes im Staate beytragen zu können, aufmerkſam darauf zu machen, was für den Bauernſtand ſich noch mit Grunde wünſchen läßt, „auf das vollkommenſte erreicht werden, und das Publikum den zweyten Theil, über die Bildung der Städtebewohner zur Induſtrie, recht bald erhalten möge.

Ah.

**Johann Philipp Frank's Syſtem der landwirthſchaftlichen Polizey beſonders in Hinſicht auf Deutſchland nach den beſten Verordnungen, Vorſchlägen und Anſtalten. Dritter und letzter Theil. Leipzig, bey Cruſius. 1791. 366 Seiten.**

In dieſem dritten und letzten Theile kommt Hr. D. Frank nun auf die zweyte Abtheilung der landwirthſchaftlichen Polizey nehmlich: auf die allgemeine Landespolizey für die Erhaltung und Wohlfahrt der Staatsbürger, beſonders in Beziehung auf das Landvolk; nach dem perſönlichen Zuſtande; oder kürzer geſagt: die perſönliche Polizey der Landleute. In zehn Kapiteln handelt er 1) von der Vorſorge für die öffentliche, und privat Sicherheit innerhalb den Staaten, 2) von Verpflegung der Armen auf dem Lande, 3) von

öffentlichen Anstalten für die Gesundheit der Landleute, 4) von Einrichtung des Schulwesens und der kirchlichen Polizey auf dem Lande, 5) von Abstellung oder billiger Erleichterung der Leibeigenschaft, 6) von Frohndiensten, 7) von Erweckung und Beförderung der Industrie unter dem Landvolke, 8) von der ländlichen Kirchenpolizey; Fortsetzung des vierten Kapitels. Rec. begreift nicht, warum Hr. D. Frank dieß letzte Kapitel so außer ihren Zusammenhang gestellt hat? 9) von Gesinde- und Dienstordnungen, 10) von Gegenständen gemischten Inhalts, deren einige in die persönliche, andere in die Güterpolizey einschlagen. Diese sind: a) Niederlassung neuer Colonisten und Häuslinge in Dorfschaften, b) Feuerordnung, c) Dorfwachten, d) beschränkte Verpachtung der Spinnstuben, e) Strafe der Betrügereyen im Maaß und Gewicht, f) Bestrafung wissentlichen Feldabpflügens, g) Einführung einerley Maaßes und Gewichtes im ganzen Lande.

Die dritte Hauptabtheilung enthält: Polizeygrundsätze in Beziehung auf die mit der Landwirthschaft in Verbindung stehenden Gerechtigkeiten, und Einrichtungen. 1) Dorfkrugordnung, 2) Mühlenpolizey, 3) Grundbesteuerung und Remission, 4) von den übrigen Entrichtungen der Landleute. Diesen ist ein Anhang beygefügt, bestehend in einigen Auszügen, zum Behuf einer einzuführenden Versicherung der Gebäude gegen Feuersgefahr (nach Hartley's Erfindung,) wie auch Verbesserung und Verwahrung der Feuerspritzen.

Ich glaube nun, unsre Leser hinlänglich mit dem Inhalt dieses Systems der landwirthschaftlichen Polizey bekannt gemacht zu haben. Was ich von den beyden ersten Theilen gesagt habe, gilt auch von diesem letztern, da es billig ist, jedes Buch nach dem Endzwecke, wozu es geschrieben wurde und der Absicht seines Verfassers zu beurtheilen, so muß man auch hier nicht mehr fordern als Herr D. Frank zu geben versprach: Ein Handbuch zu Wiederholung des akademischen Vortrags. Nicht ein förmliches allgemeines System einer einzuführenden landwirthschaftlichen Polizey, welches die so verschiedenen Lokalumstände ohnedem unmöglich machen, blos die ersten Grundlinien zu fernerm Nachdenken und Belehrungen.

Das diesem dritten Theile angehängte Realregister, über sämmtliche in den drey Theilen befindliche Materien, vermehrt die Brauchbarkeit des Ganzen.

Es

[illegible] das Gute, welches seiner Einsicht nach in enthalten ist, unpartheyisch angezeigt hat, so derselben Offenherzigkeit sagen: daß die [illegible]ryassers nicht die beste ist. Nur ein Beydritten Theile. „Es ist nicht genug, sagt gerechte Strafen zu erfinden, und unpartheyisch bringen. Der Gesetzgeber muß gleichsam [illegible]el aussäten machen und die Keime ersticken, worchen erwachsen.“ Ermäßigung der Leibeigenichtungen der Landleute u. s. f. Ist das alles [illegible] nur verständliches Deutsch?

Rm.

## XXI. Kriegswissenschaft.

1) Briefe eines alten preußischen Officiers verschiedene Charakterzüge Friedrich des Einzigen betreffend, mit Rücksicht auf das Zimmermannsche Werk über eben diesen Gegenstand. Hohenzollern, 1790. 8. 134 S.

2) Zweyter Theil, ebend. 1791. 8. 162 S.

3) Briefe eines Preußischen Feldpredigers verschiedne Charakterzüge Friedrich des Einzigen betreffend, mit Rücksicht auf die Briefe eines alten Preußischen Officiers über eben diesen Gegenstand. Potsdam, 1791. 8. 116 S.

Daß die erstere dieser Schriften, vorzüglich der erste Theil derselben, viel Aufmerksamkeit erregte, ist bekannt. Von einem alten Preußischen Officier mußte man allerdings eine Menge interessanter Aufschlüsse, über Friedrich den Zweyten, über diesen König, den auch sogar die alten Officiers bey andern Armeen zuweilen ihren König nannten, weil er dem Soldatenstande überhaupt, durch seine Achtung dafür, Achtung und Ansehn verschafte, zu erhalten sich versprechen. Aber

der Rec. seines Theiles, der sich zur Ehre macht, ein Preußischer Officier und ein alter Preußischer Officier zu seyn, der mehrere Feldzüge unter diesem großen Könige that, gesteht aufrichtig, daß er in dieser Erwartung völlig getäuscht worden ist. Nicht, weil er verschiedene Anekdoten fand, welche eben kein günstiges Licht über den Charakter Friedrichs des Zweyten verbreiteten, denn auch dem alten Soldaten muß die Wahrheit heilig seyn; sondern, weil die Unrichtigkeit sehr vieler dieser Anekdoten jedem alten Preußischen Officier in die Augen fallen mußte, und weil das Ganze besonders im ersten Theile beynahe geflißentlich zusammengesetzt zu seyn scheinen möchte, um über Friedrich den Zweyten, ein falsches Licht zu verbreiten. Der Rec. will dem Verf. zwar diese Absicht nicht zutrauen, aber er bekennt, daß er weder die Unrichtigkeit, noch diese Art der Darstellung von einem alten Soldaten erwartet hätte, auch wenn dieser, für seine Person, sich über Friedrich den Zweyten zu beschweren Ursache gehabt, oder zu haben geglaubt hätte. Ueberhaupt setzt die Ueberschrift dieser Briefe, wenn man sie mit S. 9. vergleicht, den Leser in einige Verwirrung. Der Verf. nennt sich einen alten Preußischen Officier; hiebey denkt man sich natürlich einen Mann, der viele Jahre in dem Preußischen Heere gedient hat; und an der angeführten Stelle schreibt der Hr. Verf. sich blos einen beynahe zehnjährigen Aufenthalt in den preußischen Ländern zu. Aber selbst zehnjährige Dienste würden noch nicht Recht zu dem Titel eines alten Officiers geben. Doch, dem sey, wie ihm wolle: wir wollen uns an die Schrift desselben halten. Die Prüfung aller Anekdoten zu unternehmen, ist der Rec. durch No. 3. der angezeigten Schriften zum Theil überhoben worden; er schränkt sich also nur auf einige Bemerkungen ein. Zuerst dünkt es ihm, daß der Hr. Verf. zuweilen etwas redneriſch zu Werke gegangen ist. Gleich S. 6. heißt es, z. B. „daß ein großer Theil von Friedrichs Ruhm in dem Schloße zu K: ochwitz begraben liegt.“ Der Rec. will das; was sich dort zutrug, keinesweges rechtfertigen; vielleicht war es, unter der Würde Friedrichs des Zweyten, an einem Privatmanne, auch wenn er noch so sehr von ihm gereizt war, sich zu rächen; aber, Zerstören und Plündern hätte bey der Preußischen Armee gleichsam gesetzmäßig, oder als Belohnung dem Soldaten ausgesetzt seyn müssen, wenn die Anspielung des Hrn. Verf. auf die, von ihm angeführte Art, de guerre Friedrichs des Zweyten gegen diesen hätte anwend-

wend-

wendbar ſeyn ſollen. Von eben dieſer Beſchaffenheit iſt es, wenn der Hr. Verf. S. 10. den Generallt. Hrn. von Anhalt den größten militäriſchen Kopf nennt, und S. 11. ſagt, daß eben dieſer Mann aus Nichts empor geſtiegen ſey. Wenn dieſer General, wie Rec. nicht zweifelt, zu den größten militäriſchen Köpfen gehört, ſo iſt es gar nicht zu verwundern, daß er der Günſtling Friedrichs des Zweyten wurde; und ſo lag ſeinem Glücke doch etwas anders, als ein Nichts zum Grunde. — Eben ſo läßt der Hr. Verf. S. 91. „ganz Potsdam über die Krankheit eines Hundes des Königs in Bewegung ſeyn.“ Hier kann man ſich, wenn man nur ungefähr weiß, wie es in Potsdam zugieng, kaum des Lachens erwehren. Auch rächt ſich dieſe Darſtellungsart auf der folgenden Seite, an dem Hrn. Verf. ſelbſt. Quintus ſoll von der Unruhe des ganzen Potsdams nichts gewußt haben, Quintus, der mitten in Potsdam lebte! Am allermehreſten aber zeigen ſich dieſe rhetoriſchen Verzierungen in dem 7ten Briefe, S. 62 u. f. wo die Rückberufung des, im J. 1762. bey der Preußiſchen Armee befindlichen Rußiſchen Corps, unter dem General Tſcherniſcheff, erzählt wird. Und hier werden auch die gewöhnlichen Folgen dieſer Manier, die Sachen zu behandeln, am ſichtlichſten, denn die ganze Erzählung des Hrn. Verf. iſt dadurch höchſt unwahrſcheinlich geworden. Zuerſt läßt er den G. Tſchernitſcheff die Rußiſchen Generale verſammeln, um der itzigen Kaiſerin den Eid der Treue zu ſchwören, ohne daß dieſer den König von der, in Rußland vorgegangenen Veränderung, und von den zum Abmarſch erhaltenen Befehlen benachrichtigt haben ſoll; aber, wenn nun auch der Hr. Verf. nicht ſelbſt, S. 67. den Rußiſchen Feldherrn als einen Mann dargeſtellt hätte, welcher dem Könige äußerſt ergeben war, und der dieſen alſo wohl aus eigener Bewegung, von allem benachrichtigt haben könnte: ſo war es ja, bey der Lage der Sache, ſeine Pflicht es zu thun; er mußte ſogar, auch wenn die Kaiſerin Willens geweſen wäre, den König wieder als Feind zu behandeln, von ſeinem Hofe angewieſen ſeyn, den König wenigſtens zu benachrichtigen, daß er ihn verlaſſen würde. Er konnte nicht ehe ſich für ganz unabhängig vom Könige anſehen, als bis er dieſem gleichſam den Dienſt aufgeſagt hatte. Dadurch wurde er nur dazu befugt. Zweytens, würden die übrigen Rußiſchen Generale, der Darſtellung des Hrn. Verf. zu Folge, in nicht geringe Unruhe und Bewegung haben gerathen müſſen, wenn, wie er erzählt,

der G. Tſchernitſchef ſich, unter ſolchen Umſtänden (nachdem das Rußiſche Corps ſchon ohne Vorwiſſen des Königs der neuen Kaiſerin geſchworen hätte,) im Geheim zum Könige begeben hätte. Es wäre kein Wunder geweſen, wenn ſie das Rußiſche Corps ſogleich hätten das Gewehr ergreifen laſſen. Vermißt unter ſich müſſen ſie ihn doch haben; und nach der Erzählung des Hrn. Verf. hätten ſie allerdings fürchten können, daß der König entweder ſich ſeiner, als einer Geiſſel, bemächtigen, oder daß er gar zum Verräther an ihnen werden könnte. Drittens erſcheint der Rußiſche Feldherr in einem wirklich nicht vortheilhaften Lichte, wenn er, bey der Verbindung worin ein Corps mit der Preußiſchen Armee ſtand, und bey dem Aufſehen, welches, in einer ſolchen Nähe, die Zuſammenberufung ſeiner Generale zu einem Eyd der Treue für einen neuen Souverain machen mußte, ungewiß iſt, ob der König etwas von der vorgegangenen Veränderung wiſſe? Sollte man nicht glauben, daß das Rußiſche Corps Meilenweit von der Preußiſchen Armee entfernt geweſen ſey? Oder würde der Rußiſche Feldherr nicht von dem Hrn. Grafen von Schwerin eine ſonderbare Meynung haben faſſen müſſen, falls dieſer, wofern er ſeinen König noch für unbekannt mit der Veränderung in Rußland hätte halten können, nicht ſogleich, ſo bald er ſah, was im Rußiſchen Hauptquartiere vorgieng, auf das plötzlichſte zurück geeilt wäre, den König davon zu benachrichtigen? Daß der Graf von Schwerin bey dem, was er ſah, ruhig blieb, mußte allein hinlänglich ſeyn, den Gr. von Tſchernitſchef zu überführen, daß der König unterrichtet war. Und der Widerſprüche in dieſer Erzählung, ſind noch weit mehrere; aber ſie ſind, zum Theil, ſchon in den Briefen des Feldpredigers No. 3. gerügt; und zum Theil von ſolcher Beſchaffenheit, daß ſie dem aufmerkſamen, aber unpartheyiſchen Leſer von ſelbſt ins Auge fallen müſſen. Die natürliche Folge hiervon aber iſt, daß ein ſolcher Leſer, auch gegen die Erzählung anderer Thatſachen ſogar dann mißtrauiſch wird, wann er ſonſt nichts gegen ſie einzuwenden weiß. Doch dergleichen Einwendungen finden zweytens, bey mancher von den erzählten Begebenheiten ſelbſt Statt. Der Rec. iſt, als Augenzeuge, von der Unrichtigkeit mancher ſehr gewiß überzeugt; ob der Hr. Verf. dieſer Briefe von irgend einer der Begebenheiten, die er erzählt, Augenzeuge geweſen ſey, muß man dahingeſtellt ſeyn laſſen, da er ſich nicht genennet hat. So viel

man

man von Ihm ziemlich glaubwürdig erfahren hat, iſt Er nach dem ſiebenjährigen Kriege aus fremden Dienſten nachdem Er ſich eine ganz kurze Zeit in Potsdam aufgehalten, in Preußiſche Dienſte bey einem Regimente in einer Preußiſchen Provinz getreten, hat nachher den Preußiſchen Dienſt verlaſſen, und befindet ſich jetzt in andern Militärdienſten. Ob der Rec. gleich nur, als Anonym, das Gegentheil von Manchem bemerket, was der Hr. Verf. erzählt; ſo iſt der Hr. Verf. der Briefe doch auch nur anonym aufgetreten, und, von dieſer Seite, kann keiner auf größere Glaubwürdigkeit Anſpruch machen; es wäre denn, daß nachtheilige Dinge mehr Glauben verdienen, als Widerlegungen derſelben. So ſoll, z. B. S. 52. der König diejenigen Regimenter (es waren ihrer zwey, die Dragoner Regimenter Hollſtein und Finkenſtein) welche bey der Armee des Herzogs Ferdinand geſtanden hatten, nicht, nachdem er ſie wieder an ſich gezogen, haben leiden können, lediglich weil ſie bey der Armee des Herzogs geſtanden. Aber der Hr. Verf. als ein alter Officier hätte billig wiſſen ſollen, und wenn er den ſiebenjährigen Krieg bey der Armee des Königs mitgemacht hätte, hätte er es wiſſen müſſen, daß das Mißfallen des Königes ſich nicht eher zeigte, als bis dieſe Regimenter, in eben dem Feldzuge, in welchem ſie zu der Armee des Königs ſtießen, im J. 1759. und vorzüglich im Lager bey Dittmannsdorf, ſehr viel Deſertion hatten. Wäre er damals bey der Armee geweſen, ſo würde ihm bekannt ſeyn, daß in eben dieſem Lager, die Vedetten der übrigen Cavallerieregimenter eben ſo ſehr auf die Leute der gedachten Regimenter, als auf die feindlichen Vorpoſten Acht geben mußten. — S. 56. läßt er den König, im Lager bey Neumark, den Abend vor der Schlacht bey Leuthen, zu der Guarde du Corps ſagen: „Seht wo die Oeſterreicher dort ſtehen, wie ſie verſchanzt ſind.“ Zum deutlichen Sehen, waren wir ihnen aber an dieſem Abende wahrlich noch nicht nahe genug, ſo wie ſie ſelbſt nicht in Verſchanzungen ſtanden. Dieſes ſind Kleinigkeiten; aber ſie beweiſen denn doch, daß der Hr. Verf. ſeine Worte nicht eben abgewogen haben kann. — S. 117. erzählt Er, daß der Marſchall von Schwerin, noch in dem Augenblick ſeines Heldentodes, mitten unter dem Getümmel, dem Könige zugerufen: Sire, ce ſera ici le tombeau de votre Infanterie; aber in dieſem Augenblicke war der König nicht bey dem Feldmarſchall; und dieſer fiel, bey der erhaltenen Wunde, ohne weiteres Ziehen des Lebens, ſo-

gleich nieder. Auch war, mit des Hrn. Verf. Erlaubniß, die Dispoſition zu der Schlacht bey Prag keinesweges fehlerhaft, wenn es gleich ein Fehler geweſen ſeyn ſollte, die Oeſterreicher überhaupt in der, von ihnen genommenen Stellung anzugreifen. Vielmehr war dieſe Dispoſition, wenn die Oeſterreicher einmal angegriffen werden ſollten, ſo vortreflich, wie ſie, bey dem Terrain, worauf die feindliche Armee ſtand, nur immer ſeyn konnte; um ſich hievon zu überzeugen, braucht man nur den Plan zu unterſuchen. Und wäre ſie fehlerhaft geweſen: ſo würde ein Theil der Schuld davon auf den Feldmarſchall fallen; denn er war es, der das Terrain zum Angriff, gegen das Dorf Mirſitz zu, ausſuchte und beſtimmte. Wahrſcheinlicher Weiſe hat der Hr. Verf. alſo dadurch nichts ſagen wollen, als was wir ſchon wiſſen, daß nämlich der Feldmarſchall den erſten Gedanken des Königs, das Oeſterreichiſche Heer von vorne anzugreifen, nicht bewilligte, und vielleicht überhaupt lieber den Angriff bis auf den folgenden Tag verſchoben hätte, weil unſre Armee zu ſehr ermüdet war. Und, was den vorgedachten Zuruf deſſelben an den König anbetrifft: ſo meynt der Hr. Verf. damit wohl nur das, was, dem G. von Warnery zu Folge, der Marſchall, aber bey dem Recognoſciren, und zwar zum G. von Winterfeld, geſagt haben ſoll. Allein, wer ſieht denn nicht, daß dieſem gemäß, die Sache ganz anders iſt, als es ſich darzuſtellen, dem Hrn. Verf. beliebt hat? Ueberhaupt erzählt Er verſchiedene Begebenheiten aus dem ſiebenjährigen Kriege auf ſolche Art, als wenn Er ſie bloß durch ein mißverſtandenes Hören Sagen wüßte. Der G. v. Wunſch ſoll, z. B. S. 118. dem Könige, während der Schlacht bey Kunersdorf, einen Entwurf zugeſchickt haben, der, wenn ihn der König befolgt hätte, der Sache eine viel vortheilhaftere Wendung gegeben haben würde. Der Rec. bekennt, daß, ob er gleich damals in einer Lage geweſen iſt, Dinge dieſer Art erfahren zu können, er doch nie das geringſte hievon gehört hat. Er weiß zwar wohl, daß gedachter General, während der Schlacht Frankfurt beſetzte; aber er geſteht, nicht einmal die Möglichkeit zu begreifen, wie dieſer General von dort aus, dem Könige, während der Schlacht, einen Entwurf zuſchicken können, wenn er ihn zu machen auch die Zeit gehabt hätte, oder, von dem Zuſtande der Dinge bey Kunersdorf, und wie weit es mit dem Angriff auf die Ruſſen war, wäre unterrichtet geweſen. Ein anderer Entwurf ſetzt ja voraus, daß der Kö-

nig

nig die Anordnung zum Angriff hätte verändern müſſen. Vielleicht hat aber der Hr. Verf. blos dadurch ſagen wollen, daß, wenn der König ſich mit dem, gleich Anfangs erfochtenen Vortheile begnügt, und nicht gleichſam die Ruſſen gezwungen hätte, ſich zu wehren, ſie das Schlachtfeld von ſelbſt verlaſſen haben würden; und darin kann er vielleicht Recht haben, wie denn dieſes ſchon mehrere geſagt haben.

Ferner, war es nicht der Damm bey dem großen Teiche von Törgau, wie der Hr. Verf. S. 119. erzählt, ſondern der Damm bey Siptitz, welcher von der Oeſterreichiſchen Armee vielleicht nicht hinlänglich genug beſetzt war; wenigſtens verſteht man unter dem großen Teiche immer diejenigen Teiche, hinter welcher der Oeſterreichiſche linke Flügel, oder das Corps de Reſerve unter dem G. Laſcy anfänglich ſtand. — Doch genug von dieſem erſten Theile, zumal da wir, bey Gelegenheit der Briefe des Feldpredigers darauf zurücke kommen werden. Aus dem, was darüber bemerkt worden iſt, werden aber die Leſer ſehen können, wie ſehr ſie gegen den lebhaften Vortrag und die Darſtellungsgabe des Hrn. Verf. auf ihrer Huth zu ſeyn haben: und wie ſehr es zu bedauern iſt, daß ſeine Erzählungen nicht, wenigſtens in ſich ſelbſt, zuſammenhängen; dieſer innre Zuſammenhang kann doch allenfalls den Schein der Wahrheit geben. —

Der zweyte Theil derſelben (No. 2.) enthält minder eine Charakteriſtik Friedrichs des Zweyten, als verſchiedener Preußiſcher Generale; und der erſte Brief, ſo wie der letzte des vorhergehenden Theiles, beſchäftigt ſich ſogar mit dem Hrn. Ritter von Zimmermann, dieſe laſſen wir einſtweilen gänzlich dahin geſtellt, da überhaupt über den Hrn. Ritter von Zimmermann und über ſein Betragen in ſeinen Fragmenten wohl in Deutſchland nur eine Stimme iſt, allenfalls den Hrn. von Kotzebue und Hrn. D. Marcard und Hrn. Hofmann in Wien, ausgenommen. Wir wollen den Leſern Rechenſchaft von dem Uebrigen geben. Was der Hr. Verf. S. 11 u. f. gegen die Art und Weiſe ſagt, wie Friedrich der Zweyte die gefangen genommene Sächſiſche Infanterie in ſeine Armee aufnahm, ſcheint dem Rec. ganz gegründet. Friedrich der Zweyte ſelbſt hat ſich darüber getadelt; nur möchte der Bewegungsgrund hierzu wohl nicht in der Eigenliebe des Königs gelegen haben. Zwar ſtellt auch Hr. von Warnery die Sache ſodar; und unſer Hr. Verf. hat öfters, wie es zu wün-

schen wäre, Urtheile und Nachrichten von diesem General in seine Schrift aufgenommen; aber der Hr. von Warnery hat fast immer, wie es mehrern Menschen gegangen ist, seine eigene Denkart dem Könige untergeschoben. Wenn dieser gleich zuweilen seinen Feinden wenig zugetraut haben sollte: so gab Er doch sicher noch öfterer nur das Ansehn, sie geringe zu schätzen, um seine Armee mit desto grösserm Vertrauen in sich selbst zu erfüllen. Die Beweise hievon sind häufig da; und auch die abgezweckten Wirkungen haben sich mannichfaltig gezeigt; dadurch aber, daß er die Sächsischen Regimenter beysammen ließ, konnte er weder sich selbst gleichsam ein Compliment, noch Eindruck auf seine Armee machen; und der Grund dazu ist also an einer ganz andern Stelle zu suchen. —

Was der Hr. Verf. übrigens in diesem Briefe noch von dem G. von Katzler erzählt, kann der Rec. nicht beurtheilen, weil er diesen General nicht gekannt hat; und von der Mißlichkeit alter Erzählungen auf Hören-Sagen überzeugt ist. Leute, die den General v. Katzler gut gekannt haben, wollen auch von diesen Geschichten nichts wissen. Wenigstens ist es dem Rec. ein wenig aufgefallen, daß der Hr. Verf. welcher, nach seinem eignen Zeugnisse (Th. I. S. 8.) nur zehn Jahre sich im Preußischen aufgehalten hat, und, nach allem, was er erzählt, sich erst, in den letztern Zeiten daselbst aufgehalten haben kann, den gedachten General (Th. II. S. 18.) mitten im Winter Stundenweit reiten gesehen haben will, um einen kranken Gendarme zu besuchen. So etwas könnte sich nur im siebenjährigen Kriege zugetragen haben. Aber was in diesem Briefe darüber, daß der König von Männern, welche seine Achtung durch Verdienste erworben hatten, Widerspruch vertragen konnte, und von dem Geist der Preußischen Officiers, welche auf die Urtheile und Meynungen des Königes, wenn sie solche für ungerecht hielten, nicht achteten, gesagt wird, ist, aus zu viel Thatsachen bekannt, als daß da wider sich etwas einwenden ließe. Nur hätte der Hr. Verf. eben hievon Gelegenheit nehmen können, in den Charakter des Königs, den er schildern will, tiefer einzudringen, da dieser es sehr gut wußte, und wissen mußte, was seine Officiers thaten, ohne daß er es je im mindesten geahndet hätte. Uebrigens ist dem Hrn. Verf. in eben diesem Briefe noch ein kleines genealogisches Unglück begegnet, welches einem Geschichtschreiber wohl nicht begegnen sollte. Er hat S. 34. den, zuletzt

in

in Sächsischen Diensten gestandenen Prinzen Eugen von Anhalt Dessau zu dem jüngsten Bruder des, unter dem Namen des alten Dessauers bekannten Fürsten Leopolds gemacht. Aber der Prinz Eugen war nicht der Bruder, sondern der Sohn dieses Fürsten.

In dem dritten Briefe wird zuerst der G. v. Winterfeld geschildert. Daß dieser sehr wenig Freunde hatte, so wie daß er zu dem Mißvernehmen zwischen dem Könige, und seinem Bruder dem Pr. von Preußen, vielleicht Manches beytrug, ist bekannt; besonders erhellt das Letztere ziemlich augenscheinlich aus bekannten gedruckten Urkunden. Und was das erste anbetrifft: so läßt sich dieses, so wie das Zutrauen des Königes zu ihm, vielleicht dadurch hinlänglich erklären, daß der G. v. W. ausschließungsweise an nichts, als an den König attachirt war, daß er diesem alles, ohne Ausnahme gleichsam aufopferte. Auch läßt es sich nicht läugnen, daß W. dem Könige wichtige Dienste, besonders in den ersten Schlesischen Kriegen, und auch in Rußland, leistete. Aber unmöglich können Officiers dem Hrn. Verf. gesagt haben, daß dieser General Schuld an dem Verluste eines Transportes, bey dem Ausmarsch aus Böhmen im J. 1757. gewesen sey; denn ein eigentlicher Transport gieng ja nicht verloren. Zwar wurde zu Zittau ein Magazin verbrannt; aber das eigentliche Unglück bestand darin, daß durch den Verlust von Gabel, die Armee von Zittau abgeschnitten wurde, und einen Weg (zu welchem jedoch der Generallt. von Schmettau, und nicht der G. v. Winterfeld rieth) dahin nahm, auf welchem das Gepäcke, die Pontons u. s. w. der Armee verloren giengen. Strafbar war also der G. v. W. wohl nur in so fern, als er vielleicht dem Prinzen rieth, in der Stellung bey Leipe, als in welcher er von der Oesterreichischen Armee umgangen wurde, zu lange zu bleiben, und daß er nachher die Schuld hievon auf den Prinzen schob. Von dem G. Krusemark scheint der Hr. Verf. ein wenig zu hart zu urtheilen. Wenn gleich dieser General den Wein liebte: so behielt er doch, wenigstens während dem siebenjährigen Kriege, wie alle bezeugen müssen, welche sich im Hauptquartiere befanden und mit ihm zu thun hatten, auch wenn er dessen vielleicht ein wenig zu viel getrunken hatte, so viel Besonnenheit, daß von dem, was er zu besorgen hatte — und dessen war wirklich nicht wenig — nie etwas vergessen, oder verkehrt bestellt, oder ver-

vernachläßigt wurde. Der Rec. hat ihn, in diesem Zustande, Befehle geben hören, die so bestimmt gefaßt waren, wie mancher sie, bey ganz nüchternem Muthe, schwerlich ausgedrückt haben würde. Auch er war übrigens, gleichsam mit Leib und Seele, dem Könige zugethan, hatte keine von den kleinen Eitelkeiten, und machte keine von den Ansprüchen, wodurch mancherley sonst verdienstvolle Männer sich vielleicht um die Achtung des Königes brachten; denn gewiß ist, daß dieser dergleichen Dinge viel weniger, als Härte, Rohigkeit u. d. D. m. an seinen Officiers ertragen konnte, und vielleicht hielt er den Geist der Eitelkeit mit Recht für unfähig zu großen oder beschwerlichen Dingen, weil dieser Geist sich immer mehr mit sich, als mit den Dingen selbst beschäftigt, und aus eben diesem Grunde schwerlich Alles, ohne Ausnahme, was von ihm gefordert wird, gleich gut ausrichten vermag. Wer an sich selbst zu viel denkt, zu hohe Begriffe von sich hegt, zu vielen Werth auf sein Selbst legt, kann auf Dauer unmöglich einem Manne, wie Friedrich der Zweyte war, gefallen.

In eben diesem Briefe erzählt der Hr. Verf. von dem, jetzt in Rußischen Diensten befindlichen Hrn. Grafen von Anhalt, daß er dem Könige lange Zeit unangenehme Empfindungen verursacht habe, weil er zweymal hinter einander ihm unangenehme Nachrichten bringen müssen. Daß, bey der lebhaften Einbildungskraft des Königes, dieses ganz wahr seyn kann, muß jeden, der sich selbst beobachtet, die Erfahrung lehren. Es liegt nichts Eigenes, oder Anziehendes darin; aber der Hr. Verf. scheint sich zu irren, wenn er unter jene unangenehme Nachrichten die Wegnahme von Schweidnitz setzt. Wenigstens war, wie diese Festung das letztemal im J. 1761. verloren gieng, der Hr. Gr. von Anhalt bey der Armee des P. Heinrich in Sachsen; und wie sie das erstemal von den Oesterreichern erobert wurde, lag er, wofern Rec. sich recht erinnert, an seiner Wunde krank. Auch ist wohl nicht in diesem Umstande, wie der Hr. Verf. zu meynen scheint, zum Theil der Grund der Ungnade zu suchen, in welche der Hr. Graf nachher zu fallen schien, sondern vielleicht in ganz andern, eben so alten, und auch nicht sehr unbekannten Dingen. —

Der fünfte Brief beschäftigt sich mit dem Hrn. G. v. Dallwig. Daß dieser zuweilen Gesellschafter und Rathgeber des Königs

Kenntniß geweſen iſt, iſt dem Rec. nicht bekannt; aber aus dem, was der Hr. Verf. ſelbſt, S. 63. erzählt, wird es begreiflich genug, wie zwiſchen dem Könige und ihm ſo oft Mißverſtändniſſe entſtehen konnten. Auch hätte der Hr. Verf. noch mehrere, und der Freymüthigkeit des Hrn. v. Dallwig wirklich Ehremachende Züge hinzu ſetzen können. Indeſſen war beſonders die Art, mit welcher er ſie äußerte, noch mehr, als ſeine Freymüthigkeit ſelbſt, vielleicht die Schuld jener Mißverſtändniſſe; und gewiß iſt es, daß, obgleich kein Menſch ihm ſeine Verdienſte, als General und als Menſch abſprechen kann, er doch nicht die Herzen der Officiers im Ganzen ſo an ſich zu ziehen wußte, wie z. B. der G. v. Seidlitz, u. a., und daß Er nicht immer diejenigen, welche Fehler machten, auf eine ſo freundſchaftliche, nachſichtsvolle Art zu recht zu weiſen wußte, wie dieſer, oder der Hr. Verf. ebend. meynt. Was in eben dieſem Briefe alles von dem G. v. Loſſow erzählt wird, ſcheint nicht wenig Partheylichkeit zu verrathen. Es iſt ſorgfältig, alles darin zuſammen geſucht, was dieſen General in ein höchſt nachtheiliges Licht ſetzen kann. Der Geſchichtſchreiber ſoll aber nie einſeitig darſtellen. Militäriſche Verdienſte laſſen dem G. v. Loſſow ſich nicht abſprechen. Schon, daß er, in gewiſſer Art, Zögling von dem G. v. Seidlitz war, und durch dieſen den Grund zu ſeinem Glücke legte, bürgt dafür. Er hatte, bekanntermaßen, bey der Schwadron, welche dieſer General nach dem zweyten Schleſiſchen Kriege bey dem weißen Huſarenregiment beſaß, und die in Trebſen lag, zuſammen mit dem bey Torgau todtgeſchoſſenen Major von Zetmar und dem verſtorbenen G. v. Hohnſtock geſtanden; und der General, welcher damals nur noch Major war, hatte ihnen, wie er von dort fort, als Commandeur zu dem damaligen Würtenbergiſchen Dragonerregimente gieng, verſprochen, einſt für ſie zu ſorgen. Er hielt ſein Wort; und Rec. war gegenwärtig, wie er, lange Jahre nachher, zu dem letztern, als dieſer von dem damaligen Krokowſchen Dragonerregimente weg, und als Commandeur zu einem Huſarenregimente im Jahr 1767. verſetzt wurde, ſagte: „Ich habe mein „Verſprechen aus Trebſen erfüllt; Loſſow hat ſeinen Weg ge„macht; Zetmarn hat der T—. auf dem Wege geholt, und „Ihnen iſt der Wagen angeſpannt; der König hat Sie zum „Commandeur eines Regiments ernannt.“ Einen Mann ohne alle Fähigkeit aber, und mit einem Charakter, wie der Verf. hier dem G. v. Loſſow beygelegt hat, zu unterſtützen,

vertrug

vertrug ſich nicht mit der Denkart des G. v. Seidlitz. Auch ſind Beweiſe von Muth und Entſchloſſenheit von Seiten des Hrn. von Loſſow aus dem ſiebenjährigen Kriege bekannt genug. Er war, z. B. einer der erſten Preußiſchen Huſaren-Officiers, welcher die Huſaren von ihrem Vorurtheil, in Anſehung der Koſſaken, heilte. Und von ſeiner Uneigennützigkeit in eben dieſem Kriege weiß der Rec. verſchiedne Beyſpiele. Ob nach der Zeit Veränderungen in ſeinem Charakter vorgegangen ſind, muß er dahin geſtellt ſeyn laſſen? So viel iſt aber gewiß, daß z. B. der G. v. Loſſow nicht, wie der Hr. Verf. S. 72. zu ſagen ſcheint, auf den G. Dallwig einen Groll werfen konnte, weil Cavallerieofficiers aus Preußen nach Schleſien kommen mußten, denn dieſes ereignete ſich vorzüglich nur in den Zeiten, wo der G. v. Seidlitz noch lebte und Inſpecteur der Schleſiſchen Cavallerie war. Auch iſt der Hr. v. Dallwig nie, wie dieſer, Inſpecteur der ſämmtlichen Schleſiſchen, ſondern nur der Oberſchleſiſchen Cavallerie geweſen; von der Niederſchleſiſchen war es von Röder; und die Bosniaken erſchienen auch wieder in eben dem Jahre bey der Niederſchleſiſchen Revüe, in welchem ſie in Oberſchleſien (S. 73.) Unfug angerichtet hatten. Ueberhaupt finden in dieſem Briefe ſich allerhand kleine Unrichtigkeiten. So erzählt der Hr. Verf. z. B. S. 71. etwas von einem gegen Polen gezogenen Peſtcordon; aber nicht der Peſt, ſondern eigentlich der Confoederirten wegen, wurde der Cordon gezogen.

Der ſechſte Brief handelt zuerſt von dem General der Cavallerie, H. v. Ziethen. Der Rec. ſtimmt von Herzen in das Lob ein, welches der Hr. Verf. dieſem Generale giebt, und freut ſich, daß das, was hier von der Achtung des Königes für dieſen ehrwürdigen Mann geſagt wird, dasjenige widerlegt, was der Hr. Verf. im erſten Theile, S. 85. erzählt hat; und überdem nicht gegründet iſt. Nur könnte es zu einigen Irrthümern verleiten, wenn es S. 95. heißt, daß dieſer General ſich „aus dem Stande eines herumirrenden, und oft mit dem Mangel kämpfenden Partheygängers“ zu ſeinem Poſten empor gehoben habe; denn dieſes führt auf andre Begriffe, als auf den öftern, aber immer in der Preußiſchen Armee gehabten Dienſtwechſel dieſes Generals, der bekannter Maaßen vom Jahr 1720—1724. als Fähndrich bey einem Infanterieregimente ſtand, dann ſeinen Abſchied nahm, darauf im J. 1726. als Lieutenant bey dem jetzt Wertherſchen

therschen Dragonerregiment angestellt wurde, aber im Jahr 1730. wieder aus dem Dienste und endlich im J. 1731. eine Schwadron bey seinem nachherigen Regiment bekam. Auch leidet vielleicht die Erzählung von den Händeln desselben mit dem Hrn. v. Wurmb einige Berichtigungen. Wenigstens können dieser Händel nicht, nach dem J. 1740. sehr viele vorgefallen seyn, weil der Obriste v. W. im J. 1741. zu dem damaligen Röderschen Garnisonregiment versetzt wurde; und Ziethen das Regiment, welches, im Vorbeygehn gesagt, damals schon aus 10 Schwadronen, nicht blos aus einem Batallion bestand, erhielt. Doch dieses sind Kleinigkeiten, welche man so gern z. B. bey dem Auftritte vergißt, welchen der Hr. Verf. S. 107 u. f. darstellt, und wobey Friedrich der Zweyte ganz in dem, Ihm und nur Ihm, eigenen Lichte erscheint. Sehr wahr ist es, daß wenn dieser Fürst einem Manne, wie z. B. dem alten Ziethen, etwas Verbindliches sagte, „man in seinen Augen, Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit, Hochachtung, dringendes Verlangen etwas Gefälliges auszudrücken, las, daß er mehr um Worte, als um „Gedanken verlegen schien," daß in solchen Augenblicken jeder, der ihn sah, und einer Theilnehmung an solchen Dingen fähig war, sich mit Freuden für ihn in den Tod gestürzt haben würde. Freylich erschien Er nicht immer so; aber, durfte, konnte Er als König, immer so erscheinen? Immer ganz seinen Empfindungen sich überlassen? Oder mußten diese Empfindungen nicht sehr oft ganz anders gestimmt werden? —

In eben diesem Briefe werden noch die Generale von Saldern, von Möllendorf und von Prittwitz geschildert; u. S. 118. Manches von dem herzlichen Wunsche Friedrichs, seine Unterthanen und Untergebenen heiter und vergnügt zu sehen, und glücklich zu wissen, erzählt, welches diejenigen, welche diesen Fürsten richtig beurtheilen wollen, immer mit Aufmerksamkeit lesen mögen. An der kleinen Geschichte mit dem Justizamtmann, und an des Königs Andenken daran, sieht man, daß Er nicht blos zufriedne Menschen gern sah, sondern daß ihm die Zufriedenheit derselben wirklich am Herzen lag.

Der siebente Brief enthält einen zusammengedrängten Auszug aus der Geschichte des Königes, um seine verschiedne Denkart zu verschiednen Zeiten ins Licht zu setzen, und ist, einige Kleinigkeiten abgerechnet, der interessanteste unter allen.

Ulrich-

Unrichtigkeiten finden ſich auch hier. Döhſen, z. B. (deſſen Geſchichte und Tod auch überhaupt nicht ganz richtig erzählt iſt) erſchoß ſich nicht erſt (S. 146.) nach Endigung des einjährigen Krieges, ſondern ein paar Jahr vorher; und der Dinge, welche allmählig Veränderungen in der Denkart Friedrichs des Zweyten hervor brachten, oder das Menſchengeſchlecht im Ganzen in ſeinen Augen herabſetzten, Ihn mißmüthig und verdrüßlich machten, könnten leicht mehrere geweſen ſeyn. Hiezu gehört der Undank Verſchiedener, welche er, entweder ſchon mit Wohlthaten überhäuft und vorgezogen hatte, oder noch glücklich machen wollte, und die ſeine Dienſte entweder weil ſie genüg erworben zu haben glaubten, oder aus Laune, und zum Theil zu einer Zeit verließen, wo Er ihrer ſo nothwendig bedurfte. Er hatte ſo viel für ſie gethan, und ſie wollten nichts von Ihm ertragen. Ferner konnte es ihm unmöglich günſtige Begriffe von den Menſchen geben, wenn Er öfterer ſah, oder doch zu ſehen glauben mußte, daß er das Ganze eines einzeln Geſchäftes beſſer umfaßte, als derjenige, deſſes beſtimmtes Amt es war; und dieſes eräugnete ſich nicht ſelten, nicht weil die Sache ſich wirklich immer ſo verhielt, ſondern weil viele Menſchen nicht ruhig genug vor Ihm blieben, um vollkommene Beſonnenheit zu behalten. Sie ſtockten, ſtammelten, waren ſichtlich verlegen, und erweckten in ihm den Argwohn, daß ſie ihre Pflichten nicht gänzlich erfüllt hätten. Auch hatte Er vielleicht ſchon während dem ſiebenjährigen Kriege ungünſtige Meynungen von ihnen gefaßt. Wenigſtens fällte Er, gleich nach geſchloſſenem Frieden, harte Urtheile über ſie gegen einen General, welcher ſich ihrer, in Anſehung des Eigennutzes annahm, und unterſtützte ſeine Urtheile mit Thatſachen, welche Er, während dieſem Kriege, beobachtet hatte; und ſo viel iſt gewiß, daß diejenigen, welche das, was Er, aus Nothwendigkeit thun mußte, und aus politiſchen Urſachen zu wünſchen ſchien, zu gefliſſentlich und ämſig betrieben, dadurch nicht eben ſeine Achtung gewannen. Uebrigens ſcheinen in dieſem Briefe noch einige Dinge ein wenig übertrieben dargeſtellt zu ſeyn. Z. B. S. 141. ſoll der König, während dem Winterquartier des einjährigen Krieges zu Breslau ſich vor den Augen der ganzen Welt verborgen haben. Aber Er lebte hier nicht einſamer, als er in Potsdam zu leben gewohnt war; und Zerſtreuungen ſolcher Art, wie ſie hier noch allenfalls Statt finden konnten, mußten in Winterquartieren wegfallen. Auch ließ er ja, bekannter

Maaßen,

Maaßen, verschiedene Breslauer Gelehrte öfter als einmal zu sich rufen, und schränkte also nicht, wie man nach jener Darstellung glauben möchte, sich so ganz auf sich allein ein. Und der Grund zu dem Befehle, der (S. 149.) in Ansehung der Grafen, welche in der Armee dienen wollten, erging, war viel älter. Sogar in Schlözers Briefwechsel ist ein, in Ansehung dieser Sache merkwürdiger, uns auch sonst bekannter, verschiedene Jahre vorher geschriebener Brief von Ihm abgedruckt. Indessen behält, wie gedacht, diese Schilderung des Hrn. Verf. immer ihren großen Werth. Nach einer kurzen Darstellung der Geschichte des Königes, sagt er, unter andern, S. 149. vortreflich: „Gewiß, es gehört eine „solche Größe des Geistes und ein so kultivirter Verstand, „als Friedrich selbst besaß, dazu, um das alles auszuhalten. „Man nehme einen Sterblichen, aus welcher Klasse man „will, der beständig Schmerzen des Körpers leidet, seine ei„gentlichen Freunde alle verloren hat, dabey mit fast lauter „unangenehmen Nachrichten gequält wird, sehr oft Beweise „erhält, daß aller seiner angewandten Mühe ohnerachtet, sei„ne Angelegenheiten, doch nicht so gut betrieben werden, als „wie er denkt, .... und wir wollen sehen, ob er noch so bleiben „würde, wie Friedrich blieb?“

Der achte und letzte Brief enthält ein Raisonnement über die, von Friedrich dem Zweyten nach dem siebenjährigen, in die Armee eingeführten Inspectorate. Wenn auch das, was der Hr. Verf. von ihren nachtheiligen Folgen sagt, zum Theil etwas übertrieben seyn sollte; so ist es doch gewiß, daß daraus keine großen Vortheile entsprangen, und daß nur die von dem Hrn. Verf. selbst, S. 152. angeführten Absichten und Ursachen des Königes dazu, diesen rechtfertigen. Besonders mußten sie, nach des Rec. Ermessen, deswegen übel auf den Geist der Armee, weil diese gleichsam nicht mehr, unmittelbar und zunächst von dem Könige abzuhängen, und gleichsam eine Scheidewand zwischen Ihm und ihr aufgeführt zu sehen, glauben mußte. Es schien als ob Er sie gleichsam zurücksetzte, aber sie von sich entfernte, als ob sie Ihm nicht mehr werth genug sey, um sich unmittelbar mit ihr zu beschäftigen: ein Umstand, der, bey einem Stande der vorzüglich auf dem Gefühl von Ehre beruht, sehr wichtig, aber von dem Hrn. Verf. übersehen worden ist. —

Nun sollten wir der bereits gedachten, über die Fragmente des Hrn. Ritters von Zimmermann, und dessen Betragen, in beyden Sammlungen befindlichen Briefe gedenken; aber der Rec. bekennt, daß es ihm äußerst schwer wird, die Begriffe von Friedrich dem Zweyten und von Zimmermann in seinem Kopfe zu verbinden. Wer denkt gern an höchst interessante, und höchst — ungereimte Dinge zu gleicher Zeit? Uebrigens ist er ganz der Meynung des Hrn. Verf. darüber; und was die eiserne Stirn des Hrn. Ritters anbetrifft: so scheint diese Sache sich ja endlich zur Aufklärung zu neigen, ob es gleich auch von einigen Seiten so angefangen wird, daß sie nicht völlig aufgeklärt werden soll. — —

Die Briefe des Feldpredigers (No. 9.) enthalten, wie gedacht, Prüfungen und Berichtigungen verschiedener, in dem ersten Theile der Briefe des alten Officiers, erzählten Thatsachen. Es war wirklich gut, daß Jemand sich fand, der dieses unternahm. Die Zuversicht, mit welcher der Hr. Verf. der Letztern manches erzählt hatte, der Ton der Schrift, und vielleicht der Genius der Zeit, verschafften diesen Briefen fast allgemeinen Glauben; und doch mußte Jeder, der unpartheyisch und aufmerksam sich um die Geschichte Friedrichs bekümmert hatte, auf den ersten Anblick eine Menge Irrthümer entdecken. So beschuldigte der alte Officier diesen König der Undankbarkeit, und führte als Beweise Thatsachen an, die notorisch unrichtig sind. Zwar war Friedrich dem Zweyten öfterer dieser Vorwurf gemacht worden: aber worauf gründete er sich? Darauf, daß viele Menschen sich für verdienstvoller hielten, als sie in den Augen des Königs seyn konnten, daß sie Ansprüche auf Belohnungen machten, welche nur ein einseitiger, partheyischer, schwacher Fürst ihnen hätte geben können, und daß sie, um diese ihre eigenen Ansprüche, diese ihre hohen Meynungen von sich zu maskiren, nun dem Könige Undankbarkeit gegen Andere andichteten. Wenigstens ist das, was der alte Officier z. B. von dem Betragen des K. gegen die Familie von Catt, gegen die Nachgelassenen des Obersten v. Heyden, gegen den Jäger Cappel, gegen einen gewissen Hrn. v. Keiserling, u. s. w. uns erzählt hatte, durch den Feldprediger hinlänglich widerlegt worden. Und wie vieles hätte der Feldprediger nicht noch hinzusetzen können, um Friedrich dem Zweyten gerade von der entgegengesetzten Seite zu zeigen! Oder haben z. B. die Generale von

von Leſtewitz und von Prittwitz nicht auszeichnende Belohnungen dafür erhalten, daß, wie der König ſich ausdrückte, der eine ihn, und der andere den Staat, im ſiebenjährigen Kriege gerettet hatte? Sind nicht ſelbſt die, verſchiedenen Generalen von Ihm aufgerichteten Statuen, Beweiſe von ſeiner Dankbarkeit? Wo iſt der monarchiſche Staat in welchem man, bis jetzt, dergleichen Denkmähler ruhmvollen Dienern deſſelben geſetzt hätte? Man nenne ihn doch dieſen Staat! Oder giebt es keine andre Art von Belohnung, kein anderes Zeichen von Dankbarkeit, als Geldgeſchenke? Ein alter Officier wird ja dieſes wenigſtens nicht glauben. — Eben ſo verhält es ſich mit vielen andern Nachrichten, über die Verhältniſſe des K. mit dem Feldmarſchall Schwerin, über den Einfluß, welchen verſchiedene Perſonen, zu verſchiedenen Zeiten, auf Ihn ſollen gehabt haben, über den Charakter verſchiedener dieſer Perſonen, über das Bataillon Garde, über das, was mit dem D. und Bürgermeiſter Stieglitz zu einer Zeit, da dieſer ſchon fünf Jahre todt war, ſoll vorgenommen worden ſeyn, u. dg. m. Es iſt der Mühe werth, die Briefe des Feldpredigers hierüber ſelbſt zu leſen. Diejenigen, welche die Erzählungen des alten Officiers für entſcheidend wahr annehmen, werden mit Befremden ſehen, wie ganz ſonderbar falſch er verſchiedene Thatſachen dargeſtellt hat, und wie oft er, vielleicht ohne Vorſatz, von der Wahrheit abgewichen, oder, durch Erzählungen Anderer, von ihr abgeführt worden iſt. Und wie vieles hätte nicht noch darüber angemerkt werden können, wenn nicht Rückſicht auf lebende Perſonen davon zurück halten müßte! Wie läßt ſich aber, bey falſchen, ungegründeten Thatſachen, irgend ein Charakter, irgend ein Vorfall richtig aburtheln? Ueberhaupt ſcheint der alte Officier den Charakter des Königs nicht ſo ganz gefaßt zu haben, wie er vielleicht war. Er wundert ſich, z. B. (Th. I. S. 85.) wie der König mit dem G. v. Ramin nur eine Minute anders, als auf der Parade ſprechen können; den Rec. der übrigens den Charakter des G. v. Ramin gar nicht in Schutz nehmen will, hat dieſes nie gewundert, weil er zu aller Zeit fand, daß Friedrich der Zweyte vorzügliche Achtung für diejenigen hegte, die das, was ihre Pflicht war, nach Maaßgabe ihrer Einſichten und ihrer Denkart, mit Leib und Seele betrieben, und nichts mehr, und nichts anders, als was ſie waren, ſeyn wollten, zu dieſen gehörte der G. v. Ramin gewiß. Auch hatte der Kö-

nig ihn, in der Schlacht bey Zornsdorf, Proben außerordentlichen Muthes geben sehen; und Er hätte nichts, als ein bel-esprit seyn müssen, wenn er nichts als beaux esprits zu seiner Gesellschaft hätte nehmen wollen. Wie würde aber dann unser Hr. Verf. von Ihm geurtheilt haben? doch genug! Nur noch ein paar Worte über den Feldprediger. Der Rec. hat verschiedene von der Glaubwürdigkeit der Erzählungen desselben zweifeln hören, weil er blos anonym spricht, und sich öfterer auf Andre beruft. Aber der alte Officier hat sich ja auch nicht genannt, und der Feldprediger erzählt, zum Theil, nur Dinge, die jeder weiß, oder, wenn er sie noch nicht weiß, sehr leicht erfahren kann. Es erfordert, z. B. keine weitläuftige Untersuchung, sondern eine bloße Nachfrage, um zu sehen, daß er von der Familie von Cart, von den Nachgelassenen des Obersten von Heyden, von dem Jäger Cappel, von dem D. Stieglitz nichts unwahres gesagt hat. Auch sieht man an den umständlichen Nachrichten, welche er giebt, zur Gnüge, wie sorgfältig es ihm um Erforschung der Wahrheit zu thun gewesen ist, und wie genau er sich erkundigt haben muß. Indessen ist er freylich einmal, wahrscheinlicher Weise, durch eine, in den Danziger Beyträgen (Th. 2. S. 243.) gedruckte Nachricht zu einem Irrthum verleitet worden. Er sagt, nämlich, diesen Berichten zu Folge, S. 7. daß der König im J. 1756. dem Könige von Pohlen die Neutralität angeboten, dieser aber sie ausgeschlagen habe. Allein unter den mancherley Zeugnissen hingegen widerspricht ihm auch Friedrich der Zweyte selbst in dem 3ten Bande der Oeuvr. posthumes. S. 88. (erste Ausg.) wo es heißt: Les Saxons ... firent à plusiers reprises des propositions, qui n'ayant rien de solide, furent rejettées; leur but était d'obtenir une parfaite neutralité; et le Roi ne pouvoit y donner les mains, parce que les engagemens du Roi de Pologne avec la Cour de la Vienne et avec la Russie lui étoient trop bien connus. Auch erhellet eben dieses aus dem, in den Oeuvr. div. du Philosophe de Sans Souci, T. III. f. a. 1761. 8. S. 88 u. f. abgedruckten Briefwechsel zwischen dem Könige von Pohlen und Friedrich dem Zweyten.

Az.

Friede-

**Friedrich Meiners Lehrbuch der geſammten Kriegswiſſenſchaften, für Officiere bey der Infanterie und Cavallerie. Erſter Theil in zwey Bänden in 8. Erſter Band 331 Seiten. Zweyter Band 415 Seiten. Halle, bey Hemmerde, 1789.**

Dieſer erſte Theil enthält blos die Vorbereitungswiſſenſchaften. Es ſind demnach in dem erſten Band die gemeine und allgemeine Arithmetik, im zweyten Band, die gemeine Geometrie, die ebene Trigonometrie, die gemeine Analyſis oder Algebra und die analytiſche Geometrie abgehandelt worden. Die ſyſtematiſche Ordnung, der gründliche und deutliche Vortrag, welche durchgängig in dieſem erſten Theil herrſchen, müſſen nothwendig in dem Leſer den Wunſch erzeugen, daß der Verf. mit den beyden folgenden Theilen, welche mit dem erſten das ganze Werk ausmachen ſollen, das litterariſche Publikum ſo bald als möglich bereichern möge. Dem Leſer kann es nicht unangenehm ſeyn, mit dem Plan dieſes ſchätzbaren Werks näher bekannt zu werden. Wir wollen alſo denſelben mittheilen.

Erſter Theil.

Die Vorbereitungswiſſenſchaften.

Erſte Abtheilung. Allgemeine Vorbereitungslehren, gemeine und allgemeine Arithmetik.

Zweyte Abtheilung. Gemeine Geometrie und ebene Trigonometrie; gemeine Analyſis oder Algebra, und analytiſche Geometrie.

Dritte Abtheilung. Mechaniſche und optiſche Wiſſenſchaften, in ſo fern ſie dem Infanterie- und Cavallerieofficier unentbehrlich ſind; militäriſch mathematiſche Geographie, verbunden mit der Lehre vom Aufnehmen, durch Hülfe der Specialcharten.

Zweyter Theil.

Die eigentlichen Kriegswiſſenſchaften.

Erſte Abtheilung. Geſchützwiſſenſchaft.

Zweyte Abtheilung. Tactik der Infanterie, Kavallerie und Artillerie.

Dritte Abtheilung. Befestigungswissenschaft.

Vierte Abtheilung. Lagerwissenschaft.

Fünfte Abtheilung. Einrichtung, Vollzählighaltung und Verpflegung der Armeen.

Dritter Theil.

Hülfswissenschaft.

Erste Abtheilung. Physische und politische Geographie in militärischer Rücksicht.

Zweyte Abtheilung. Geschichte und Statistik, in so fern sie den Officier interessirt, nebst einer kurzen Geschichte der wichtigsten Kriege.

Dritte Abtheilung. Nöthige Lehren aus dem Natur-Völker- und Kriegsrechte, verbunden mit den dem Officier unentbehrlichsten Kenntnissen der Landesgesetze.

Es wäre zu wünschen, daß der Verf. seinem Werk noch die höhere Tactik nämlich die Lehre, wie die einzelnen Theile der niedern Tactik zu einem gewissen Endzweck verbunden, die Operationen eines Feldzugs, so wie die eines ganzen Krieges angeordnet werden müßen, beyfügte, damit der junge Officier durch das ganze Gebiet der Kriegswissenschaften hindurch geführt würde.

Ad.

Ueber Emploiement der Festungen. Erster Nachtrag zu den Elementarbegriffen. W. Neustadt bey Adam und K. 1790. 4½ Bogen. gr. 8vo.

Dieß ist eine neue Zugabe zu dem schon von uns nach Verdienst geschätzten Werke: Elementarbegriffe von Dienstsachen, genannt. Was Graf Kinsky schreibt, kann nicht anders als lehrreich seyn, und also ist es auch diese Schrift. Es ist aber dabey zu merken, daß sie eigentlich drey Nachträge enthält, und wir begreifen nicht, warum das nicht auf dem Titel angezeigt ist. Außer dem ersten handelt noch

einer

einer vom Türkenkriege und ein dritter liefert eine kurze Zugabe zu dem ſchönen Abſchnitte von den allgemeinen Regeln in Anſehung des Terrains, oder von der militäriſchen Erd- und Ländertheorie. Der erſte Abſchnitt S. 1—19. iſt recht gut, und giebt die Generalregeln wegen des Emploiements der Feſtungen richtig und ordentlich an. Allein etwas Beſondres und einen Kinsky karakteriſirendes haben wir darin nicht gefunden. Ueberhaupt kann dieſe Materie nicht wohl anders als durch Beyſpiele recht deutlich gemacht werden, und ſie gehört, wegen der doppelten Rückſicht der geographiſchen und der militäriſchen Lage der Feſtungen zu dem Allerſchwerſten in der Kriegskunſt. Indeß iſt doch hier ein Gedanke richtig und bis jetzt noch immer zu wenig bekannt: Daß es nämlich heut zu Tage zumal, bey den Feſtungen weit mehr auf das gute Profil als auf den Plan derſelben ankömmt. Alle die Grübeleyen der alten Ingenieurs über dieſen Punkt hat die neuere Attakenkunſt unnütz gemacht. Zu verwundern iſts, daß der Verf. hiebey ganz und gar nicht der Montalembertiſchen Erfindungen gedacht, und ihr Studium den angehenden Ingenieurs anempfohlen hat, welches wir hier nochmals thun, und keine Gelegenheit dazu verſäumen werden, weil ſie allein wahres Genie, wahre Rückſicht auf die Bedürfniſſe des Zeitalters zeigen.

Der zweyte Abſchnitt vom Türkenkriege S. 22—62. iſt außerordentlich lehrreich, und ein wahres koſtbares Geſchenk für das Oeſterreichiſche Militär. Wer mit dieſer ſonderbaren Nation Krieg führen ſoll, vom geringſten Subaltern bis zum Feldmarſchall, muß dieſe Schrift immer vor Augen haben.

Der dritte Abſchnitt S. 65—70. iſt kurz; enthält aber auch viel Gutes. Dieſe Materie verdient wohl, daß ſie jemand ganz eigen ausarbeitete. Freylich iſt ſie ſchwer, und erforderte einen Mann von gleich großen Verſtande und Länderfahrung; allein er würde auch einen der allernützlichſten Beyträge zur Militärwiſſenſchaft liefern. Einen Gedanken wollen wir auszeichnen, weil er uns immer im Sinne gelegen hat: Daß es nämlich ſehr nützlich iſt, für den Soldaten, ſich Kenntniſſe von den Wetteranzeigen anzuſchaffen. Wir haben immer gedacht, ob das nicht der Grund der Haruſpizien bey den Alten geweſen iſt, und ob es nicht nützlich wäre immer einen ordentlichen Wetterpropheten bey dem Hauptquartiere zu halten, deren Kenntniſſe in dieſem Punkte auf richtige Erfahrungen

fahrungen gegründet wären, und bey denen man ſich in nöthigen Fällen darüber Raths erholen könnte. Eine ſolche Anſtalt würde dies nützliche Studium ſehr beleben, und Anlaß geben, die Erfahrungen beſſer, als bis jetzt geſchehen iſt, zu merken und aufzubewahren.

N.

## XXII Vermiſchte Nachrichten.

**Papiere eines Belletriſten, von dem Verf. des Rudolph Eichenhorſt. Freyberg und Annaberg, bey Craz, 1791. I. Theil. VIII und 136. II. Theil. 141 S. 8.**

Warum Papiere mit doppeltem p? etwan irgend einer fehlerhaften Provinzialausſprache zu Gefallen? Und wozu das Belletriſtenſchild ausgehängt? dieſes Zwitterwort, das weder franzöſiſch noch deutſch iſt. Ob übrigens Verfaſſer eines Rudolph Eichenhorſt zu ſeyn, zur Empfehlung gereiche, muß Rec. dahin geſtellt ſeyn laſſen; aus der ganz ſimpeln Urſache, weil er ihn nicht geleſen, auch das Regiſter unſrer A. d. B. darüber keine Auskunft giebt.

Der Vorrede zufolge iſt es der Beyfall, womit competente Richter (?) des Belletriſten frühere Verſuche aufgemuntert haben, dem die Leſewelt die Mittheilung auch dieſer Papiere zu danken hat. Eine anziehende Unterhaltung zu liefern, ohne des Leſers Kopf und Herz zu verderben, iſt ſeine Hauptabſicht; die zweyte Hälfte des Perioden aber, worin er ſich über dieſen Zweck erklärt, ſo undeutlich conſtruirt, daß, wenn anders nicht Druckfehler obwalten, welches Rec. aus chriſtlicher Liebe gern glauben will, dieſe Verworrenheit in limine operis ſelbſt, dem Uebrigen wohl eben nicht zur Empfehlung gereichen dürfte.

Arſaces und Ismene, eine morgenländiſche Geſchichte nach Montesquieu, macht den Anfang. Bekanntlich fand ſich dieſer kleine Roman, der gewiß ſchon längſt ins Deutſche übergetragen iſt, erſt nach dem Tode des großen Mannes unter ſeinen Papieren; ein Umſtand, der jeden Ueberſetzer von Ge-

Geschmack doppelt aufmerksam und vorsichtig machen mußte. Dieser hier hat die Sache ohne alle Schwierigkeit gefunden; und von dem Zauber des Styls, der selbst den ersten Wurf eines M. begleitet, ist in der Verdeutschung nicht die mindeste Spur anzutreffen. Nur ein paar Proben gleich aus den ersten Blättern. 1) wie er ihn versteht: on *voulut* suivre la nature (bey seiner Verheurathung) et *n'* apprendre, que si les besoins de sens étoient bornés, ceux du coeur l'étoient encore davantage: man folgte im Gegentheil den Gesetzen der Natur, und überzeugte mich, daß die Bedürfnisse des Herzens ungleich eingeschränkter sind, als die Bedürfnisse des Körpers. — Oder: où tout se meut avec le maitre (in einem Serail) et tout s'engourdit avec lui; wo alles sich nur nach dem Winke des Herrn bewegt, und alles mit diesem dahin *stirbt*. — 2) Wie er ihn auswählt: venez prendre un appartement dans mon palais; celui qui l'habite aime la vertu, et Vous n'y serez point étranger: komm mit in meinen Pallast, den Du von nun an als den Deinigen betrachten kannst, und ich werde Dir ein Zimmer zunächst dem meinigen anweisen lassen. 3) Wie er ihn verbessert: j'y voyois (in ihrem Gesicht) une *certaine* indignation, melée de desespoir: jede ihrer Mienen drückte tiefe Verachtung aus. — Nous savons aimer et mourir: wir lieben uns ja, und können sterben. — Wie es endlich aussieht, wenn es unserm Bearbeiter einfällt, einen M. zu paraphrasiren und zu epitomiren, kann der Leser sich nunmehr vorstellen.

Don Juan de Ribera, eine portugiesisch seynsollende Novelle, deren Hauptverdienst darin besteht, daß sie kurz ist. — Ueber den Zweykampf: in welchem Aufsatze der Vers. proprio Marte zum Resultat giebt, daß solcher doch nicht ganz abzuschaffen, sondern unter gewissen Bedingungen für Militairpersonen zu erlauben seyn möchte. Den in Schlözers Staatsanzeigen enthaltenen Vorschlag, dergleichen Zänker fürs erstemal unter ein anderes Reglement zu versetzen, findet unser Philosoph schon deshalb unthunlich, weil der versetzte Offizier sich ja alsdann eine neue Uniform anschaffen müßte!! Betrachtungen über den Tod auf dem Schlachtfelde: dem auf dem Siechbette weit vorgezogen: wiewohl der ehrliche Mann, aber auch nur unter gewissen Bedingungen nicht so ganz Unrecht haben mag. — Ueber die Eifersucht, mit einem Alltagsgeschichtchen belegt, welches, so wie das voran-

vorangeschickte Raisonnement, ganz unbefriedigend ist, das Kind mit dem Bade ausschüttet, und über die Modifikationen und Aeußerungen dieser Leidenschaft, ohne die wahre Liebe doch nicht bestehen kann, den Leser völlig ununterrichtet läßt.

Das zweyte Theilchen enthält die Uebersetzung der bekannten Briefe, die A. G. v. Busbeck während und nach der Gesandschaft an die Pforte an einen seiner Freunde in lateinischer Sprache geschrieben hat. Hier ist sogleich der Kitzel auffallend, womit unser Dollmetscher den Namen Busbeck überall in Buschbeck verwandelt, da doch, um ihn auf diese Art germanisiren zu dürfen, soviel Rec. davon versteht, er in dem Original hätte Boschbeck heißen müssen. Eher noch durft er ihn in Busbach verhochdeutschen. Ferner: nach was für einer Ausgabe ist das Buch übersetzt? So viel Rec. deren gesehen, und er glaubt sie alle zu kennen, besteht das Ganze aus vier Sendschreiben. Der neue Uebersetzer hat, die häufigen Abkürzungen ungerechnet, daraus sieben zugeschnitten; ohne den mindesten triftigen Grund, und oft auf eine Art, worüber der ernsthafte Busbequius sehr die Stirne runzeln würde; nicht weniger über die selbige sogenannte freye Bearbeitung, welche „diese Briefe für „unser Zeitalter genießbar zu machen, und sie dadurch zu „einer unterhaltenden Lectüre umzubilden, (was für Anmaßung und für Tautologie!) alles Ueberflüßige weggeschnitten hat.“

Daß Rec. unserm Uebersetzer das Prädikat eines neuen giebt, geschieht nicht ohne Ursach; denn schon vor 130 Jahren (Nürnberg, 1664. 12.) hat dieser einen Vorgänger gehabt, der ihn an Achtung gegen das Publikum unendlich übertrifft. Der anonyme alte Uebersetzer nämlich nennt seinen Autor kurz und gut von Busbeck, und liefert den Inhalt aller vier Briefe unzerschnitten und mit großer Gewissenhaftigkeit. Sein Styl trägt freylich das Gepräge jenes Jahrhunderts, weiß aber doch durch unzemeine Treuherzigkeit den Leser fest zu halten. Noch mehr: die 900 Seiten betragende alte Verdeutschung enthält, außer einer Menge gar nicht schlechter Kupferstiche, Aufrisse und Landkärtchen, auch Busbecks Lebensbeschreibung (denn an wen B. diese Briefe vermuthlich schrieb, nämlich an seinen Jugendfreund und Landsmann Nic. Micault, fand der freye Bearbeiter anzugeben für ganz überflüßig) mehrere die Türkischen Angelegenheiten betreffende

von

von B. sowohl als andern herrührende Aufsätze: zur Zugabe endlich ein brauchbares Register; und was sie am meisten empfiehlt, hundert Seiten mit Anmerkungen, die den wackern Nürnberger Philolog Christoph Arnold zum Verfasser haben, und besser geschrieben sind, als die Uebersetzung selbst, die, wie er anzuzeigen nicht vergißt, auch von andrer Hand herrühret. — Einer noch ältern, auch vollständigen und treuen Verdeutschung, von 1596 nämlich, Frkfurt, 8. will Rec. beyläufig nur deshalb erwähnen, weil ihr Unternehmer, Michael Schweicker, Schulrector zu Frankfurt am Mayn, zu seiner Empfehlung doch den Umstand angeben konnte, sich eine geraume Zeit in Ungarn aufgehalten zu haben.

Nun ein einziges Pröbchen, wie der neueste Uebersetzer auch hier sein Original verstanden und bearbeitet hat. Sogar auf der letzten Seite selbst, wo doch eine vertrauter gewordne Bekanntschaft mit demselben zu vermuthen ist: unum (codicem) reliqui Constantinopoli decrepitae vetustatis, totum descriptum litera *maiuscula*, Dioscoridem, cum depictis plantarum figuris, *in quo sunt paucula quaedam, ni fallor*, Cratovae, et libellus de avibus: ein Werk von hohem Alterthum und großer Seltenheit, ganz mit veralteten Buchstaben geschrieben: — es war der Dioscoris, mit gemahlten Abbildungen der Figuren, und das Buch von den Vögeln. — Est vetustatis iniuria pessime habitus, ita extrinsecus a vermibus corrosus, ut cet. „einen so berühmten Autor, der in „Absicht seiner Schriftzüge einen sehr hohen Werth hat, „ob er schon von aussen so beschaffen, und von Würmern „zernagt ist, daß u. s. w."

Doch mehr als zu viel schon über einen vermuthlich angehenden Schriftsteller, der zu einer so umständlichen Anzeige kaum berechtiget war, wenn es nicht nöthig schiene, von Zeit zu Zeit das deutsche Publikum durch motivirte Beurtheilungen von der Keckheit zu überzeugen, womit unsre Scribler ihre Sudeley freye Bearbeitung zu nennen sich erdreisten. — Wie viel lieber würde Rec. diese Zeit dazu angewandt haben, einen künftigen und der Sache gewachsenen Uebersetzer oder Herausgeber von Busbecks Briefen auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß es in mehrern Bibliotheken Copien von dem deutschgeschriebenen Tagebuche eines gewissen Hanns Derenschwam oder Dornschwam giebt, der sich an eben diese Gesandtschaft mit drey Pferden anschloß, und auf eigne

Kosten

Kosten volle zwey Jahre, von Ende Junii nämlich 1553 bis Anfang Augusts 1555 auf diese Reise verwandte, auch die Gesandten nach Amasia u. s. w. begleitete. Sein, einen ziemlichen Folioband füllendes Tagebuch fängt von Wien an, und endiget sich ebendaselbst, ohne über Vaterland, Beruf, Absichten oder dergl. etwas Näheres anzugeben. — Im ersten Buche der Commentariorum Lambecii de Bibliotheca Vindobonensi, wo jedoch dieses Journals nicht erwähnt wird, findet sich sein Name Dernschwam de Hhradiczin geschrieben; ferner, daß er für die reichen Fuggen Handschriften und Seltenheiten in der Türkey eingekauft habe, und überhaupt viel gereiset sey; daß er endlich einen seinen Büchervorrath besessen, der nach seinem Tode der Kaiserlichen Bibliothek einverleibt, und in dessen Katalog 1494 als sein Geburtsjahr von ihm selbst angegeben worden. — Der Ehrenmann sey nun gewesen, wer und woher er will, nach seiner Schreibart scheint er ein Oberdeutscher, kein Katholik und allerdings schon bey Jahren gewesen zu seyn, weil er von einem Aufenthalte zu Rom 1513 spricht. Daß er lateinisch verstand, beweisen häufige Stellen in dieser Sprache; und die nicht unerheblichen Inschriften in griechischer, war er wenigstens aufmerksam genug, durch einen kundigen Reisegefährten sich abzeichnen zu lassen. Mit der Eleganz und dem Scharfblick eines Busbeck hält er freylich keine Vergleichung aus; allein, sein Tagebuch hat noch immer so manche ihm eigene Localbemerkungen und Zusätze, daß, beyde Reisende gegen einander zu halten, für den Liebhaber dennoch der Mühe werth bleiben dürfte.

Ec.

Proselytenmacherey durch Aberglauben. Criminalacten von dem Jahr 17[illegible] Geschichte. Nebst philosophischen und hist[illegible] Untersuchungen über diesen Gegenstand. [illegible]gen, bey Heerbrandt, 1791. 8. 7 Bogen.

Diese kleine Schrift verdient bemerkt zu [illegible] sucht an seinem Theile der Verführung [illegible] Aberglauben, welche unter dem vornehmen, gemeinen Pöbel noch immer so häufig

auf eine wirksame Art auch dadurch
er in dieser Schrift solche Verführer durch
machung brandmarkt. Er hofft um so
Bemühungen weder von rechtschaffenen Pro-
tholiken werden unrichtig beurtheilt werden,
Menschen, mögen sie sich Protestanten oder Ka-
nen, nur Ein Interesse, das Interesse der Wahr-
alität haben, und dieses Interesse schlechterdings
alle Betrüger, mögen sie sich Protestanten oder
nen, und alle heimlichen Ränke, und folglich
n Ränke der Proselytenmacherey aufgedeckt

hichte, welche der Verf. aus Criminalacten er-
an und für sich eine ganz gemeine Geschichte,
dem gemeinen Volk gar häufig zuträgt:
sie, besonders durch seine hinzugefügte
lehrreich für unsere Zeiten zu machen.
einem Wirtembergischen Städtchen, Ja-
gen, geräth aus Verschwendung in bittere
su nun eine Zuflucht und Rettung in der
det sich zuerst an einen herumirrenden Ex-
mit diesem in Gesellschaft eines Dritten auf
ren, geräth bald in die Hände eines andern
auch auch für einen Exjesuiten ausgab, lernt
vorzügliche Kraft kennen, welche der Aberglau-
Ausgabe der Weimarischen Bibel, dem soge-
denbüchlein, und dem Cornelius Agrippa
mit nun überall herum, um sich diese Bücher
fen, findet bald mehrere Gesellschafter, und da er
vorzüglich katholische Ceremonien und
Benutzung jener Bücher und der aus ih-
en nntnisse ganz nothwendig erfordert
et er sich wieder an katholische Geistliche,
zu rechtschaffenen Männern zurückgewie-
er nun durch seine bisherigen Versuche seine Um-
terte; so wurde er selbst Betrüger,
n Einfaltigen, unter abergläubischem Vorwand
ngen, Geld ab, und legte sich endlich mit noch
einer Gesellschaft auf Münzverfälschungen, bis
Mitverbrechern entdeckt, durch das Oberamt
gen, zum Geständniß gebracht, und ins
Ludwigsburg abgeführt wurde, wo er nun
mit

mit seinen Gesellschaftern die Strafe seiner Thorheiten und Verbrechen büßt.

Dieser simpeln Geschichte hängt der V. zwey vortrefliche Abhandlungen an. Die erste handelt von der Proselytenmacherey durch Magie und Aberglauben. Hier untersucht der Verf. folgende Fragen: 1) Warum ist der Aberglauben und besonders die Magie auch der Protestanten mit katholischen Ideen vermischt? Zur Beantwortung dieser Frage bahnt sich der Verf. den Weg dadurch, daß er im ersten Abschnitt seiner Abhandlung die Verbindung der Magie mit der Religion überhaupt untersucht, und zwar sowohl bey solchen Religionen, in welchen der Gegenstand der Religion und der Magie ein und ebenderselbe war, als auch bey solchen, in welchen der Gegenstand der Religion und der Magie verschieden ist. Sodann handelt er von der Verschiedenheit der Religionen nach dieser Rücksicht; von der Wichtigkeit fremder Religionsceremonien bey der Magie; und von der Wichtigkeit der Ceremonien einer Religion, die man verlassen hat, zur Magie. Im zweyten Abschnitt handelt der Verf. von der Verbindung der unter Protestanten schleichenden Magie mit der Religion, und zwar besonders mit fremden und verlassenen Religionen. Zuerst sucht er die Spuren nichtchristlicher Religionsideen in der Magie, die unter den Protestanten schleicht. Hier führt er dergleichen Spuren aus der heidnischen, jüdischen und mohammedanischen Religion an. Alsdann untersucht er die Spuren katholischer Religionsideen in der Magie und dem Aberglauben der Protestanten. Er erklärt die Beobachtung, daß sich auch in der Magie der Protestanten so viele Ceremonien aus der katholischen Religion erhalten haben, dadurch; weil Luther die wesentlichen Sätze, auf welchen die schon von ihm vorhandene Magie beruhte, gar nicht angegriffen; weil die Katholiken die Magie mehr treiben, und mehr Mittel dazu aufsuchen; weil ihre Religionsceremonien tauglicher dazu sind; und weil die katholische Religion vielen Gegenständen magische Kraft ertheilt. 2) Warum sind auch manche Protestanten von der Wirksamkeit katholischer Ceremonien so sehr überzeugt? 3) Können Protestanten durch Magie zur katholischen Religion übergeführt werden? 4) Wird Magie wirklich zum Proselytenmachen gebraucht? Die Antwort auf diese Frage ist: „Es fehlt weder an Beyspielen, noch an allgemeinen Gründen, welche sattsam erweisen,

„wesen, daß der Katholik nicht selten des Aberglaubens sich „bedienet, um Protestanten in den Schoos seiner Kirche „zurückzuführen, und Niemanden, der die menschliche Natur „kennt, kann dies befremdend seyn. Wenn Aberglauben oder „Magie deswegen, weil sie Ceremonien aus einer fremden „Religion enthält, ein geschicktes Mittel ist, zu dieser über „zu führen, wenn die letztere Proselyten zu machen gebietet, „und überdies jenes Mittel nicht als verwerflich ansieht; so „ist doch die Vermuthung nicht zu hart, daß sich eifrige Be„kenner derselben eines so natürlichen und dabey ihrer Ueber„zeugung nach nicht unerlaubten Mittels auch bedienen wer„den, um jene Absicht auszuführen, oder wäre es nicht viel„mehr auffallende Inconsequenz, wenn sie nicht auch dieses „Mittel gebrauchen würden, einen Zweck auszuführen, der „ihnen durch das Gewissen selbst vorgeschrieben ist?“

In der zweyten beygefügten Abhandlung untersucht der Verf. die Gründe: Warum der Aberglaube, und besonders die Magie auch in unsern aufgeklärtern Zeiten sich noch so mächtig äussere? Der Verf. bemerkt zuerst im Allgemeinen, daß, je unwissender und schwachsinniger eine Nation, ein Zeitalter, ein Mensch ist, desto mehr sieht er übernatürliche Dinge; denn desto mehr schließt er, unbekannt mit den wirklichen Gesetzen der Natur, von den ihm unerklärbaren Erscheinungen, (und wie vieles ist dem Unwissenden unerklärbar) auf dieselben, desto mehr wird sein Kopf durch Leidenschaften, Empfindungen und äußere Lage, die wenigstens zum Theil und unter Voraussetzung bestimmter Grade auf Richtungen dem Aberglauben günstig sind, beherrscht, und desto mehr ist er das Spiel des nächsten besten Betrügers oder Schwärmers. Nirgends sieht man daher so viele Gespenster, als unter dem Pöbel jeder Nation und jedes Standes; unter den Grönländern mehr, als unter den Engländern; in Madrid mehr, als in Paris. Besonders aber ist eine Art der Verirrung, der Vorurtheile, der Unwissenheit oder Verstandesschwäche gefährlicher, als die andere; denn vorzüglich unterstützen falsche oder mangelhafte psychologische und physische Begriffe, wie jeden Aberglauben überhaupt, so auch insbesondere den magischen, weil gerade physische und psychologische Begriffe es sind, durch welche die wirkliche Natur aufgedeckt wird, und falsche Chimären verjagt werden, und bey deren Mangel und Unrichtigkeit also die Natur unent-

unenthüllt bleibt, und folglich alle Chimären Platz finden. Nach diesen vorangeschickten allgemeinen Bemerkungen findet der Verf. die Gründe: warum der Aberglauben und die Magie besonders sich auch in unsern aufgeklärtern Zeiten noch so mächtig äußere? — in dem Kampf der Aufklärung mit dem Aberglauben; in der Beschaffenheit der wachsenden Geisteskräfte, in der Sinnlichkeit, im Verstande, in den neuerlangten Kenntnissen; in dem, was durch Aufklärung ausgerottet wird; in den Leidenschaften; in den Empfindungen; im Körper; in äußerlichen Gegenständen; in der Art der Beschäftigungen und Vergnügungen, zu denen man Gelegenheit hat, und in zufälligen Begebenheiten. Der Verf. entwickelt jeden dieser Punkte sehr gut, und beantwortet dadurch die vorgelegte Frage vollständig. — Noch wollen wir unsern Lesern das Urtheil des Verf. über die Streitigkeiten, welche in unsern Zeiten über die katholische Proselytenmacherey geführt worden sind, mittheilen. Er sagt S. 70: „Mein Urtheil hierüber liegt in dem, was ich so eben gesagt habe. Auf „einer Seite bin ich überzeugt, daß es gerade jetzt sehr nöthig war, die Protestanten aufmerksam zu machen, und aus „dem angenehmen Schlummer, in den sie sich eingewiegt „hatten, zu erwecken, und daß also die verdienstvollen Männer, die dieses gethan, wirklich manches Böse verhindert, „und dadurch die größte Dankbarkeit ihrer Zeitgenossen verdient haben. Aber auf der andern Seite glaube ich auch bey „dieser Streitigkeit die beyden eben genannten nachtheiligen „Folgen wahrgenommen zu haben, anfangs mehr die erstere, „neuentstandenen Verdacht zwischen verschiedenen Religionspartheyen, nachher aber die andere, neue und „größere Unaufmerksamkeit und Gleichgültigkeit gegen „diese Gegenstände. In der That hat, um von der erstern „nur ein Beyspiel anzuführen, ein protestantischer Beysitzer „eines der ersten Collegien im deutschen Reich, das aus Protestanten und Katholiken besteht, versichert, daß durch jene „so lebhaft geführten Streitigkeiten in diesem Collegium aufs „neue einiges Mißtrauen zwischen beyden Partheyen erregt „worden. In Rücksicht auf die andere Folge ist es nur zu „deutlich, daß bereits manche deswegen, weil sie nicht Alles, „was jene Schriftsteller angegeben, ganz vollständig erwiesen „glauben, in alle ihre wichtigen Behauptungen und Entdeckungen ein Mißtrauen setzen, und an fortdauernde Bemühungen der Exjesuiten, sich selbst und ihr Reich zu erhalten, „weni-

„weniger als vorher glauben. Indessen wäre es unbillig, „diese Folgen geradezu nur auf die Rechnung jener verdienst„vollen Männer zu setzen; denn das erstere anbelangend „konnten sie Aufmerksamkeit und Theilnahme ihrer Zeitgenos„sen hoffen, wenn sie nicht ihre Sache mit Eifer und Lebhaf„tigkeit führten, und konnte, wenn sie einmal dieses thaten, „jener Mißbrauch ganz verhütet werden? Was aber das an„dere anbelangt, war es wohl möglich, daß sie auch erweis„bare Facta immer auch öffentlich erweisen konnten, da ihnen „diejenigen, aus deren Händen sie die zum Beweis nöthigen „Documente empfangen, den öffentlichen Gebrauch derselben, „oder doch die Nennung ihres Namens, ohne welche jene öf„ters die Beweiskraft verlohren, verboten hatten; und über„haupt, welche Belehrungen weiser Männer sind nicht dem „Mißbrauch unterworfen? Allerdings werden sie jedoch, „glaube ich, ihre Hauptabsicht gegen die Intriguen der Ex„jesuiten, die Hierarchie und den Aberglauben, stets besser „erreichen, je mehr sie den bessern Theil der Katholiken, „das ist, nicht blos die wirklich Aufgeklärten, sondern „auch die zwar noch weniger Aufgeklärten, aber doch „nach Aufklärung sich sehnenden und hineilenden un„ter denselben, durch genaue und sorgfältige Unterscheidung „von den hierarchisch und abergläubisch Gesinnten, von denen „jene sich selbst so gerne unterscheiden, immer mehr auf ihre „Seite zu ziehen suchen werden; denn sicherlich werden sie „von solchen gutmeinenden, obgleich noch nicht ganz aufge„klärten Katholiken, welche die ersteren vielmehr kennen und „hassen, als Protestanten nur möglich ist, wichtige Aufschlüsse „erhalten; und ein in der Aufklärungsgeschichte Wiens sehr „bekannter Mann hat versichert, daß daselbst manche seit dem „Anfang jener Streitigkeiten nichts so sehr gewünscht haben, „als eine Verbindung mit jenen berühmten Männern, um „durch sie Schriften und Sachen bekannt zu machen, die sie „selbst ohne Gefahr nicht bekannt machen können. Eine sol„che Verbindung ist um so nützlicher und nöthiger, da sonst „manche unter denselben, in der Ueberzeugung, daß die prote„stantischen Eiferer eben so sehr gegen sie, als gegen jene Ka„tholiken erbittert sehen, und müde des Vorwurfs von ihren „eigenen Glaubensgenossen, daß sie von Protestanten so gut, „als von ächten Katholiken gehaßt und verachtet werden, kurz „und Verzweiflung, und um sich wenigstens aus Einer Ver„legenheit zu retten, sich ihren bisherigen Gegnern selbst in

„die Arme werfen, und mit ihnen gemeinſchaftlich gegen die „Proteſtanten kämpfen.“ —

Nb.

Lucians neueſte Reiſen, oder wahrhafte Geſchichten. Alethopel, 1791. 354 Seiten. 8.

Es verräth ſehr viel Präſumtion von dem ungenannten Verf. ſich neben einen Schriftſteller, wie Lucian, zu ſtellen, und ſein Machwerk als eine Fortſetzung einer der geiſtreichſten Satyren des Griechen zu verkaufen. Auch das blödeſte Auge muß ſogleich den unendlichen Abſtand zwiſchen beyden Reiſen und Reiſebeſchreibern bemerken. Der Deutſche hat nichts, oder doch nur äußerſt wenig von der originellen Laune und dem attiſchen Salz des Griechen. In ſeinen Erfindungen herrſcht eine ermüdende Einförmigkeit, ſie ſind eben ſo abentheuerlich, aber bey weitem nicht ſo witzig, als die des Griechen. Statt der lachenden Satyre des Alten hat der Junge nur Muthwille, Kitzel, ſich an berühmten Namen zu reiben, und eine Dreiſtigkeit, die oft in wahre Ungezogenheit ausartet. Dabey iſt ſein Witz meiſt ſo froſtig, ſeine Anſpielungen ſo gezwungen, ſeine Erzählung ſo weitſchweifig und ſchläfrig! Wir haben weder Zeit noch Luſt, den Verf. auf ſeiner ganzen phantaſtiſchen Reiſe zu begleiten, wir theilen nur etwas zur Beſtätigung unſers Urtheils und zur Charakteriſirung des V. und ſeiner Manier mit.

Lucian — weil er doch einmal ſo heißen will — entſchloß ſich auf Bitten ſeiner alten Reiſegefährden eine neue Fahrt anzuſtellen. Er baute ein Schiff von Papier in Geſtalt eines Luftballons, und zwar aus lauter Bogen der A. d. B. Zu den Ecken nahm er Maculatur von Bunkels Leben u. d Meinungen, „weil er hofte, es (ſie) werde durch die ſtar„ken Gründe, die in demſelben gegen die Dreyeinigkeit vor„gebracht ſind, ſelbſt ſo ſtark worden ſeyn, daß es den Stoß „der orthodoxeſten Stürme aushalten könnte.“ (Welch ein läppiſcher Einfall! Rec. iſt nichts weniger, als ein Gönner von Bunkel; allein, Bunkel ſey, wer er ſey, der Spott des Verf. iſt und bleibt armſelig.) Den 16. Jul. 1789 flog er mit dieſem Schiff in die Höh. Neben dem Sirius ruderte es ſo nah vorbey, daß ſie ein Stückchen Feuer von demſelben abbre-

abbrechen und mitnehmen konnten. Auf diesem Stern fanden sie ein Magazin von Dingen, die auf der Erde verlohren gegangen, und darunter D. Bahrdts Klugheit und Weltkenntniß, Klopstocks leichten Odengang, Würde eines Dictators in der gelehrten Republik u. s. w. Sie setzten ihre Reise fort, und landeten an Adraſtea (Vergeltungsinsel). Hier sahen sie Heinrich VIII. von England, der neben seiner Katharina von Spanien aß, die er täglich drey Stunden lang küssen muß; Karl den XII. von Schweden, der den geräderten Patkul führen muß; Alexander den Großen, der ein Bedienter vom Darius worden ist, und ihm den Nachttopf ausleeren muß u. s. w. Die 1200 Könige, die in Paris sitzen, sind bestimmt, hier eine Wildniß anzubauen. Die Reisenden giengen wieder unter Segel, und begegneten einer ungeheuern Biene, die das Schiff mit Mann und Maus verschlang. Nach einer Unterredung mit dem Propheten Jonas, den sie im Bauch dieses Ungeheuers fanden, und andern Abentheuern, kamen sie beym Eyerlegen der Biene wieder mit zur Welt. „Es war nämlich die Stunde gekommen, da die „Biene ihre Eyer legen sollte, damit noch mehrere Bienen „die für die Juden nothwendigen Honigflüsse schaffen „könnten.“ Dieser Einfall ist noch kläglicher, als der obige mit Bunkel. Nun geht die Reise weiter von einer Insel zur andern. Nach der Heiligen- oder Faullenzerinsel, wo sie unter andern auch den neuesten Heiligen, den größten Faullenzer und Läu,eknittel Labre' antrafen — nach der Papstinsel, wo Sixtus V. mit der dreyfachen Krone auf dem Haupte Schweine hütet, und der gelehrte Blondel täglich die sella stercatoria ausleeren muß, weil er die wahre Geschichte der Päpstin Johanna bezweifelte — nach der Journalisten- oder Schreyerinsel: hier Ausfälle gegen die A. d. B., die Jenaer Litteraturzeitung u. s. w. — nach Abadonnesos, wo Leßing gestraft wird, „weil ers für eine alte gothische Tugend „hielt, den Tadel, den man gegen andere vorbringt, auf eine „höfliche Art und mit einem gewissen Reste von Anstand *) „zu sagen, weil er überhaupt denjenigen, die weniger waren



*) Der Verf. will einem Mann, wie L., Mangel an Höflichkeit und Beobachtung des Anstands vorwerfen, er, der einen verdienten Gelehrten deswegen einen Speichellecker nennt, weil er dem berühmten Heyne ein wahrlich sehr verdientes Compliment machte!

„als er, unter andern dem braven Paſtor zu Laublingen zu „ſtolz und höhniſch begegnete, und endlich, weil er ſich von „einem Buchhändler verführen ließ, Klotzen zu weit „herab zuſetzen, und gar nichts Gutes an ihm zu finden.“ (Solchen Armſeligkeiten widerfuhre durch eine Widerlegung zu viel Ehre.) — Nach der Friedensinſel, wo Leßing, Götze, Heinrich VIII., Luther u. a. in Ruhe zuſammenlebten. „Wir „faßten den Entſchluß, bey unſrer Nachhauſekunft, die Nach„richt von dieſer Inſel gleich bekannt zu machen, ob wir etwa „einige ſtreitſüchtige Gelehrte, z. E. einen Friederich N.., „der mit aller Welt händelt, einen Tode, die Berl. Monats„ſchriftſteller, einen Ritter Z..., nebſt einigen andern bewe„gen könnten, ſich nach dieſer Inſel einzuſchiffen.“ In Platonesos waren 30,000 Bäcker beſchäftigt, aus einer Maſſe von Ducs, Grafen, Biſchöffen und Bauern, die nie etwas Recht der Menſchheit geſäuert war, neue Menſchen zu backen. Ob der Kopf war, wie er ſeyn ſollte, erkannte man daran, wenn das Hirn in demſelben ganz von Rouſſeau verſengt war. In dieſer ganzen Kritik der franzöſiſchen Revolution herrſcht eben ſo viel glänzende Phantaſie, als Wahrheit und Vernunft! — Auf der Inſel der Wahrheit waren die Perſonen nicht mehr das, was ſie auf unſerm Planeten vorſtellten, ſondern, was ſie vermöge ihres Charakters und ihrer Fähigkeiten ſeyn ſollten. Ludewig XV. war Paſtetenbäcker, Jacob der I. von England Hoftheologe, Peter der Grauſame Scharfrichter, Midas Hofjournaliſte, der die Bülletins beſorgte, Karl III. von Spanien Oberjägermeiſter u. ſ. w. Wie ſinnreich! Auf der Kryſtallinſel mußten ſich die Reiſenden die Schuhe mit den Gedichten im Geſchmacke Grecourts reiben, wovon die Sohlen ſo klebrig wurden, daß ſie nun ſicher auftreten konnten. Wie witzig! Dies wird genug ſeyn, den Leſern einen Begriff von dem Geiſt und Tone zu geben, der in dieſem Buche herrſcht. Der Anhang enthält eine Vergleichung des deutſchen Bauernkriegs im Jahr 1525 mit der neuen Revolution in Frankreich. Aehnlichkeiten entdecken ſich freylich, ſo wie zwiſchen allen großen und gewaltſamen Erſchütterungen Statt finden: gleichwohl verräth es einen ſehr geringen Grad von Beurtheilungskraft und eine große Blödſichtigkeit, die Empörung einiger tauſend Bauern mit der Inſurrection einer ganzen Nation in Parallele zu ſetzen. Auch erhellt die Denkungsart des Verf. genugſam aus Aeußerungen wie folgende: „Ein Noailles, ein Broglio,

ein

„ein Clermont-Tonnerre iſt jetzt von dem Waſſerträger in Pa„ris und dem armſeligſten Schuhputzer ein Bruder in Plato „und Rouſſeau, ein Holzhacker ſo viel als ein Montmorency.“ Schlimm genug für die Noailles, die Montmorency's, wenn ſie ſich durch nichts vom Schuhputzer und Holzhacker unterſcheiden ſollten, als durch ihre Titel, und wenn ſie durch Vernichtung derſelben dieſen ganz gleich werden. Verdienten ſie in dieſem Fall ein beſſeres Schickſal? Aber ſo iſt es nicht. Männer aus dieſen Familien ſind ja ſelbſt noch jetzt Mitglieder der Nationalverſammlung, Geſandten, Generale u. ſ. w. das können doch Schuhputzer und Waſſerträger nicht werden.

Ee.

**Das Theater der Religionen, oder Apologie des Heidenthums; geſchrieben von einem Katholiken, und mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen herausgegeben von einem Proteſtanten. Athen, 1791. 212 Seiten in 8.**

Eine Apologie des Heidenthums gegen das Chriſtenthum? — Wahrlich, eine Erſcheinung, die beym erſten Anblicke äußerſt unerwartet iſt! Jedoch man kommt von ſeiner anfänglichen Verwunderung über dieſe Seltſamkeit ſehr bald zurück, wenn man beym Leſen allmählig die Entdeckung macht, daß der V. unter Heidenthum eigentlich blos die natürliche Religion verſteht, in ſofern ſie auch ſchon von den Weiſen des heidniſchen Alterthums zum Theil ſehr richtig erkannt wurde; unter dem Chriſtenthume aber nicht das Chriſtenthum an ſich ſelbſt, ſo wie Jeſus es gelehrt hat, ſondern chriſtlichen Aberglauben, und inſonderheit chriſtkatholiſche Volksreligion ſich denkt, ſo wie die Schwärmerey der finſtern Jahrhunderte ſie erzeugt und auf die gegenwärtigen chriſtkatholiſchen Orthodoxen ſie vererbt hat. Da mag er denn freylich wohl, leider, nicht ganz Unrecht haben, wenn er behauptet, daß der hergebrachte noch immer herrſchende chriſtliche Aberglaube der ehemaligen heidniſchen Volksreligion in vielen Stücken ſehr ähnlich iſt, und an Ungereimtheit und Thorheit ihr nicht viel nachgiebt. Er ſchreibt alſo auch eigentlich nicht eine Apologie deſſen, was man gewöhnlich unter Heidenthum verſteht, nämlich heidniſche nach Verſchiedenheit der Nationen ſehr verſchiedene und mannichfaltig geformte Volksreligion, ſondern eine Apologie für die

die großen Männer der heidnischen Vorwelt, die sich durch bessere Begriffe und durch ihre bewunderungswürdige Weisheit und Tugend unter dem großen Haufen ihrer Zeitgenossen vorzüglich auszeichneten, und wie die Sterne erster Größe mitten in einer weitverbreiteten Nacht, oder wie ein Licht in der Finsterniß leuchteten. Diese ehrwürdigen Männer verdienen allerdings um so mehr alle Achtung und Bewunderung, je größer auf der einen Seite die Weisheit und Tugend war, wodurch sie sich auszeichneten, und je mehr es ihnen dazu an allen den Hülfsmitteln fehlte, die wir besitzen; und je größer hingegen auf der andern Seite die Hindernisse waren, unter welchen sie sich bildeten. Einer förmlichen Apologie aber sind sie um so mehr werth, je mehr es zu geschehen pflegt, daß sie unter dem verächtlichen Namen der Heiden von vielen Christen noch verkannt und gleichsam weggeworfen werden. Nur Schade, daß der Verf. bis jetzt noch nicht der Mann ist, der eine Apologie für dieses bessern Theil des heydnischen Alterthums in Vergleichung mit dem Christenthume schreiben konnte. Denn so enthusiastisch eingenommen und partheyisch er für jenes ist; so sehr ist er es wider dieses. Schlimm, sehr schlimm aber ist es für die gute Sache seiner Apologie, daß er den großen himmelweiten Unterschied, der eines Theils zwischen der Privatreligion heidnischer Philosophen und dem Heidenthume überhaupt; andern Theils aber zwischen dem wahren ächten Christenthume an sich selbst, und zwischen christkatholischer Mönchs- und Volksreligion Statt findet, so ganz übersehen und aus den Augen gesetzt hat. Billig hätte er doch aber wissen und bedenken sollen, daß jene eben so wenig schlechthin Heidenthum, als diese alleinseligmachendes Christenthum heißen kann. Schade also, daß der Verf. Begriffe und Sprache so erschrecklich verwirrt hat. Hätte er dieses zu vermeiden gewußt, so würde das viele Wahre, Gute und Lehrreiche, welches sein Buch bey alle dem doch wirklich noch enthält, in einem ganz andern Lichte erschienen seyn; es würde gewiß vielen Nutzen gestiftet, und den gerechtesten Beyfall sich erworben haben, anstatt daß es nun durch eine unverzeihliche Verwirrung der Begriffe und der Sprache fast ganz verhunzt wird. — Außer der Vorrede des protestantischen Herausgebers, die ebenfalls viel Wahres und Gutes, und zu einer richtigen Beurtheilung des Buchs Dienliches und Nützliches enthält; und einer kurzen Vorerinnerung des Verf. selbst, worin er unter andern sagt: „meine Absicht ist

„keines-

„keinesweges, dem Menschengeschlechte Religion hinweg zu „philosophiren; — der mag ein grausamer Mann seyn, der „solch ein liebloses Geschäft zu unternehmen vermag! — son„dern den Menschenverstand an seine Schwachheit zu erin„nern, ihn duldend und nachsichtig gegen unverschuldete Män„gel, und gerecht gegen Verdienst zu machen.“ (Gewiß, eine gute, edle Absicht! Wenn nur das Mittel besser gewählt, oder vielmehr nur besser ausgeführt, und der Verf. selbst gegen die Verdienste des Christenthums gerechter, und in Beurtheilung der Mängel, die doch gewiß keinesweges die Schuld des Christenthums selbst sind, billiger gewesen wäre!) Außer jener Vorrede und dieser Vorerinnerung, sage ich, ist der Inhalt kürzlich dieser: I. Abschnitt. Allgemeine Betrachtungen über Religion. — Der Verf. scheint auf die Cultur der Menschen durch Religion und gesellschaftliches Leben in einer ordentlichen Staatsverfassung nicht wohl zu sprechen zu seyn. Denn S. 23—26 bedauert er — „den Verlust jenes seli„gen Zustandes, wo der sorgenfreye Wilde Eicheln und Kräu„ter aß, und in einer Bärenhaut schlief, und auf welchen „seligen Zustand der Freyheit unsere Stammväter so gleich„gültig Verzicht thaten.“ (Sie mußten ihn doch also wohl nicht so selig gefunden haben!) Und — „das traurige Ge„fühl des bedürfnißvollen Zustandes, worin wir uns jetzt be„finden, — erweckt ihm — den schmerzlichsten Hinblick nach „jenem großen Gute, das rein aus der Hand des Schöpfers „kam, und unter den Menschen so erbärmlich verhunzt wurde.“ — Wir wundern uns also, daß der Verf. nicht schon längstens zu Schiffe gegangen ist, um sich auf irgend eine von ähnlichen Wilden bewohnte Insel des weiten Weltmeers aussetzen zu lassen, und daselbst Eicheln oder Kräuter zu essen, und auf einer Bärenhaut zu schlafen; müssen indessen gern gestehen, daß wir diesen sogenannten seligen Zustand auf keine Weise ihm beneiden würden! Wer wird doch so erbärmlich schwärmen, und das Menschengeschlecht auf immer und ewig so verhunzen wollen! — II. Abschn. Hauptgrundsätze der heidnischen Religion, — Ein recht guter und lehrreicher Abschnitt, worin der Verf. eine nicht gemeine Belesenheit und Bekanntschaft in und mit den Schriften des Alterthums, und über das Alterthum, und dessen vorzüglichste Lehrmeinungen und Religionsgrundsätze an den Tag legt. — III. Abschn. Religion des Heidenthums im Parallele mit andern. — Diese Parallele trifft denn zuerst das Judenthum, und es fehlt ihr

weiter nichts, als daß ſie nur etwas zu partheyiſch gezogen, und überdies durch ein zwiefaches Verſehen gänzlich unbrauchbar geworden iſt; erſtlich nämlich dadurch, daß der Verf. das rabbiniſche und kabbaliſtiſche Judenthum mit der urſprünglichen Moſaiſchen und mit der reinern prophetiſchen Religion zu ſehr vermengt, wenigſtens beydes nicht gehörig unterſchieden hat; zweytens dadurch, daß er auf den herrſchenden Geiſt des Zeitalters und des Jüdiſchen Volks inſonderheit, der auf die damaligen Sitten und Gebräuche ſowohl, als auf religiöſe Vorſtellungen und Ausdrücke nothwendig wirken, und nach welchem Moſes ſich bequemen mußte, nicht gebührend Rückſicht genommen, und mithin ſich ſelbſt außer Stand geſetzt hat, über das Ganze richtig zu urtheilen. Um alſo billiger und dem Geiſte der Zeiten angemeſſener über Moſen und ſeine Religion denken zu lernen; empfehlen wir ihm vorzüglich, nebſt den Werken eines Michaelis, auch Jeruſalems Betrachtungen u. a. m. — Nach der Jüdiſchen kommt dann die Reihe an die chriſtliche Religion; und von dieſer ſagt er unter andern S. 165: „Man darf nur in den theologiſchen Schulen umhergehen, und die chriſtliche Religion auf ihrem eigentlichen Tummelplatze belauſchen; und man wird einen Wirwar von Unſinn antreffen, deſſen Ende nur ein Initiirter finden mag. Da balgen ſich u. ſ. w.“ — Aber, ums Himmels Willen, wie kann doch der Verf. ſo äußerſt unbeſonnen ſprechen! Iſt es denn die chriſtliche Religion, die ſich da auf ihrem eigentlichen Tummelplatze zeigt, ſich balgt, excommunizirt und anathematiſirt? Nicht doch! Nur der leidige Scholaſticismus und Catholicismus iſt es ja, der ſo leidenſchaftlich aufbrauſt, ſo menſchenfeindlich verdammt, oder ſo hartherzig verfolgt! Für Anhänger und Verfechter dieſer Abartungen und Auswüchſe der chriſtlichen Religion mag die Lection, mit welcher der Verf. hier ſeinem guten Herzen Luft macht, ganz treffend und nützlich ſeyn; Kenner und Anhänger der ächten chriſtlichen Religion aber, oder ächte proteſtantiſche Chriſten, können das alles ſich gar nicht anziehen, und auch nichts daraus lernen, als wenn ſie es nicht ohnehin ſchon wüßten, höchſtens nur das einzige, wie ſehr verſchieden von einander proteſtantiſches und katholiſches Chriſtenthum iſt, und wie ſehr wir Urſach haben, unſerm großen und unſterblichen Luther für die köſtliche Gabe ſeines Proteſtantismus, oder für die Wiederherſtellung der freyen Erkenntniß des ächten bibliſchen Chriſtenthums, herzlich zu danken, und ihm dafür Ehrenſäulen

aufzu-

aufzurichten. — IV. Abſchn. Reſultate aus dem Vorhergehenden. — Vermittelſt dieſer Reſultate will nun der Verf. die Parallele zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum vollenden, die den Vorzug des erſtern vor dem letztern beweiſen ſoll. Allein, noch hierbey liegt faſt durchgängig, wie man leicht denken kann, eben dieſelbe Verwirrung der Begriffe, nebſt einer oft ſehr mangelhaften Exegeſe und Kritik der Zeiten zum Grunde, die auch ſchon in dem Vorhergehenden ſichtbar war. Es iſt doch aber wohl äußerſt partheyiſch, ungerecht und unvernünftig, zwiſchen Heidenthum, als Privatreligion einiger Weiſen betrachtet, und zwiſchen Chriſtenthum, als ausgeartete Mönchs- und Volksreligion, oder als Glaube des groben Haufens betrachtet, und alſo aus ganzen falſchen, einſeitigen Begriffen eine Parallele ziehen zu wollen. Wo hat doch der Verf., der übrigens ſehr vernünftig denkt, und ein für das Gute ſonſt ſehr fühlbares Herz verräth, ſeinen Kopf und ſein Herz gehabt, als er es unternahm, zum Nachtheil des Chriſtenthums eine ſo erſchrecklich ſchiefe Parallele zu ziehen? Schade um ein Buch, das bey allen den lehrreichen und treffenden Bemerkungen, woran es übrigens gar nicht arm iſt, doch auch zugleich ein trauriger Beweis iſt, wie leicht der Menſch von einem Extrem auf das andere verfallen kann. Jedoch er ſagt ja am Ende, wiewohl freylich nur ganz beyläufig, S. 304 ſelbſt: „ich verſtehe hier nicht das „Chriſtenthum, welches ſeinen Grund in der Bibel hat, noch „weniger das, welches man zu den Zeiten der Apoſtel lehrte; (warum denn noch weniger? beydes iſt ja einerley!) ſondern „das, welches die Prieſter verunſtalteten.“ — Aber wenn er dieſen großen, ſo ſehr weſentlichen Unterſchied kannte; ſo iſt es deſto unverzeihlicher, daß er gleichwohl in ſeiner ganzen Vergleichung des Chriſtenthums mit dem Heidenthume ihn gänzlich aus den Augen ſetzte, wenigſtens nirgends deutlich und vollſtändig ihn ins Liche ſtellte, und alſo veranlaßte, daß Leſer, die nicht aufgelegt oder nicht im Stande ſind, zu prüfen, oder denen es an der nöthigen Kenntniß des Chriſtenthums fehlt, leicht verleitet werden können, darüber ebenfalls hinwegzuſehen. Wenn er alſo ſein verſprochenes größeres Werk über eben dieſe Materie noch herausgeben will; ſo wollen wir ihn vor der hier gerügten Verwirrung der Begriffe, und vor beſorglicher Veranlaſſung ähnlicher Mißverſtändniſſe wohlmeynend warnen, und ihm zu dem Ende den guten Rath

mit auf den Weg geben: diſtinguas, quaeſo, inter et inter! —

Bw.

**Iſt Caglioſtro Chef der Illuminaten? oder, das Buch: Sur la ſecte des illuminés (in) Deutſch. Mit erklärenden Anmerkungen des deutſchen Translators. Gotha in der Ettingerſchen Buchhandlung 1790. 228 S. 8.**

Dieſes Franzöſiſche Product hat einen Ueberſetzer gefunden, der nicht nur die Sprache, ſondern auch die Sachen, wovon es handelt, verſtand, und der durch ſeine hinzugefügten, theils berichtigenden, theils aufklärenden Anmerkungen dem Buche auf gewiſſe Weiſe noch ein vergrößertes Intereſſe gegeben hat. Dieſe Zuſätze des Ueberſetzers ſowohl, als der Umſtand, daß das Buch überhaupt Deutſchland betrifft, nöthigten uns, bey der Anzeige deſſelben ausführlicher zu ſeyn, als wir es ſonſt bey urſprünglich fremden Schriften zu ſeyn pflegen. Zuförderſt will Rec. nur erinnern, daß man bey dem Worte: Illuminaten, ja nicht an den Deutſchen Orden der Illuminaten denken muß. Von dieſen iſt hier in der Hauptſache gar die Rede nicht, ſondern von dem, was der Franzöſe unter la ſecte des illuminés verſteht, nemlich von der Secte der Schwärmer oder Fanatiker. Uebrigens wird der Rec. aus dieſer Schrift, wie er bey vielen andern Werken zu thun gewohnt iſt, blos referiren, ohne daß er es ſich herausnehmen könnte, über Thatſachen, die der Verfaſſer oder der Ueberſetzer angeführt haben, zu urtheilen, weder ſie für gewiß noch für ungewiß auszugeben; denn Rec. geſteht aufrichtig, daß es ihm an den Kenntniſſen, welche dazu erfordert würden, über die Wahrheit oder Unrichtigkeit der hier erzählten Thatſachen zu urtheilen, gänzlich fehlet; und daß er über viele hier vorkommende Nachrichten nicht viel weniger erſtaunt iſt, als vielleicht ein großer Theil der Leſer ſeiner Relation erſtaunen wird.

Aus der Einleitung des Verf., welche voll von Declamation iſt, an der es auch im ganzen Buche nicht fehlt, wollen wir nur zwey Umſtände auszeichnen, nemlich: daß der Verf. hier ausdrücklich geſteht, daß ſeine meiſten Ideen auf

Deutſch-

Deutschland zielten, und seine Schilderungen nach dem Leben gemacht wären; und daß er uns versichert, man zähle in Europa wohl dreyßig, regierende und nicht regierende Fürsten, welche von den Schwärmereyen, von denen hier die Rede ist, so eingenommen wären, daß auch die nachsichtsvollste Vernunft keinen Zutritt zu ihnen finden könnte.

I. Cap. Von dem Hange der Menschen zum Auferordentlichen. Hier werden allerhand Schwärmereyen aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung aufgezählt, um den Hang der Menschen zum Schwärmen zu beweisen. II. Cap. Gegenwärtige moralische Stimmung der Europäischen Nationen. Wir wollen nur etwas von dem auszeichnen, was der Verf. von uns Deutschen sagt: „In Deutschland ist der Nationalcharakter empfänglicher für mystische Ideen (als in Frankreich). Sklavensinn herrscht hier durchaus; so genau ist der Zusammenhang zwischen Freyheit im Denken und Freyheit im Staate. Der Gottesdienst besteht dort in Predigten. Unter den vielen Predigern giebt es solche, die sich hervorthun wollen, und deswegen eine auferordentliche Lehre vortragen; und so nach entsteht ein Gemisch von Catholicismus, Lutheranismus und Dogmen der Reformirten, welches keine deutliche Begriffe über diese grossen Gegenstände giebt. Ueberhaupt genommen, finden die emsigen Deutschen auf ihren Universitäten alle mögliche Hülfsquellen des Unterrichts. Allein vielleicht weiß man auf diesen Universitäten dasjenige besser, was unsere Vorfahren wußten, als manches, was man für die gegenwärtigen Zeiten wissen sollte. — Am meisten wird Theologie studirt. — Die Menge der Höfe begünstigt nothwendig die Unwissenheit. Ueberall sind sie Freystätten des Flattersinns, der Intrigue, der Verhetzungen, u. s. w. In Deutschland besonders sind sie es für die Geschäfftslosigkeit. Hier werden um einen Kammerherrnschlüssel eben solche Cabalen gemacht, wie anderswo um ein Gouvernement. Man weiß Alles, was man zu diesem wichtigen Geschäfte wissen muß; das heißt: Nichts. Da nun die Secte der Kreuzfrommen die einzige in der Welt ist, bey der Unwissenheit eine schätzbare Eigenschaft vorstellt: so darf man sich nicht wundern, daß Leute, die Nichts sind, und doch nichts Anders seyn können, die Gelegenheit ergreifen, hier Etwas zu werden. Man kann diese

Beobach-

Beobachtung kühnlich bis zu den höhern Ständen hinauf verfolgen. Denn was ist es nun am Ende mit vornehmer Herkunft allein, ohne Talent und große Eigenschaften des Herzens? Wegen der vielen in Deutschland aufgenommenen Religionen macht ein neues Glaubenssystem nicht so viel Aufsehen, als in Frankreich, wo man nur ein Dogma predigen hört, und nur einen Gottesdienst zu sehen bekommt.“ — Der Uebersetzer meynt: dem Verf. hätten, als er diese Uebersicht nahm, die nördlichen Reiche Europens wohl ein wenig zu entfernt gelegen, um die Objecte deutlich zu sehen. Sonst hätte er doch wohl von dem Glanze des neuen Jerusalems ein wenig Schimmer wahrgenommen, wenn er auch den Salomonischen Tempel nicht entdeckt hätte, weil dieser wohl noch im Gerüste stände. — III. Cap. Vom Jesuitismus, als der ersten Quelle des Theosophischen Systems. Der Verf. tritt hier gar sehr leise auf, und hält den Jesuiten, mit deren Aufhebung er gar nicht zufrieden ist, eine Lobrede. Mißbraucht sollen die Schwärmer die Grundsätze der Jesuiten nur haben. Sonderbar! IV. Cap. Von der Freymaurerey, betrachtet als das vortheilhafteste Institut für die Kreuzfrommen. „Diesen Orden, sagt der Verf., machen sowohl sein Alter, als seine beyden vorzüglichsten Grundpfeiler, Gleichheit und Wohlthätigkeit, ehrwürdig. Der große Haufe hat ihn immer mit Achtung, der Weise mit Gleichgültigkeit, und jede billig denkende Regierung mit Duldung angesehen.“ Der Uebersetzer meynt, der Verf. wisse nicht viel von der Freymaurerey und ihren verschiedenen Systemen, oder wolle es wenigstens hier nicht wissen. Daher bringt er hier etwas Weniges zur Berichtigung desselben bey. Wir bemerken daraus nur Folgendes. Die Französische Maurerey ist den geheimen Wissenschaften keinesweges so abgeneigt, als der Verf. behauptet. Selbst die Jagd auf Grade hat in Frankreich sehr freyes Spiel; denn man ertheilt da an zwey Tausend höhere Grade. Weder die eclectische Maurerey noch die übrigen Deutschen Logen der untern Grade führen zu geheimen Wissenschaften. Man wird schwerlich eine anerkannte Loge nennen können, die ordentlicher Weise auf verborgene Wissenschaften arbeitete, oder in ihren Zusammenkünften von Religion und Staatssachen handelte. Das verbieten die alten allgemeinen Freymaurergesetze von 1721. ausdrücklich. Indessen ist es auch nicht zu läugnen, daß es seit zehn bis zwölf Jahren, manchen Freymaurer giebt,

giebt, der in den Freymaurerhieroglyphen den Schlüssel zu allen geheimen und übernatürlichen Künsten und Wissenschaften sucht. Und wenn also die Visionaire die Logen als eine Baumschule betrachten, aus der sie einen brauchbaren Stamm nach dem andern herausheben, so kann man eben so wenig sagen, die Freymaurerey ist Schwärmerey, als man sagen kann, die Pflanzschule ist ein Obstgarten. V. Cap. Was es mit der Secte der Kreuzfrommen für eine Beschaffenheit hat. Der Verf. will uns überreden, diese Secte, welche er aber durch keinen bestimmten Namen näher kenntlich macht, gehe mit einer allgemeinen Unterjochung des menschlichen Verstandes um. Der Uebersetzer bemerkt richtig, daß das keine Gefahr hat, und daß es für das Publicum hinreichend seyn wird, aufmerksam zu seyn. Uebrigens versichert der Verf. am Schlusse dieses Cap., daß er die Nachrichten, welche er hier vorlegt, von einigen Ueberläufern erfahren habe, welche geglaubt hätten, die Sünden ihrer leichtgläubigen Jugend dadurch wieder gut zu machen, daß sie alles entdecken, was ihnen im Alter der reifern Vernunft Abscheu einflößte. Der Uebersetzer bemerkt dabey, daß es besser seyn würde, wenn Männer, die sich zu dergleichen verpflichtet hielten, ihre Erfahrungen niederschrieben, und dies Zeugniß der Wahrheit, als ein durch den Tod bestätigtes Testament, bey einem unpartheyischen Manne niederlegten, der es nach ihrem Tode bekannt machte, und die Urschrift, zur Bekräftigung der Wahrheit, der Einsicht des Publici irgendwo vorlegte. Einige solcher Testamente würden gewiß mehr wirken, als hundert anonymische Schriften, die gar zu leicht für Erdichtungen, übertriebene Declamationen des Mißvergnügens, oder etwas Aehnliches, ausgegeben werden können. VI. Cap. Von den Kreisen. Man weiß schon, was Kreise und Zirkel in einer gewissen geheimen Verbindung sind. Diese Einrichtung soll nun auch bey derjenigen Secte, die uns der Verf. malt, Statt finden. Er benennt sogar S. 66. eine Kette, wodurch diese Kreise zusammenhängen. Ob diese Kette nur ein willkührlich angenommenes Beyspiel, oder wirkliche Thatsache seyn soll, weiß der Uebersetzer und nicht zu sagen, bezweifelt jedoch das Letztere. VII. Cap. Von den Prüfungen bey der Aufnahme eines Neophyten zum Mitglied eines Kreises. Diese Prüfungen erregen Schaudern und Entsetzen so sehr, daß der Uebersetzer nicht unrecht sagt: er möchte mit demjenigen, dessen Herz beym ersten

ſten Leſen ruhig bleiben könnte, nicht gern in einem Hauſe, geſchweige denn in einer Art von enger Verbindung leben. Schauderhaft iſt beſonders der Eid, aus dem wir doch Einiges zur Probe des Ganzen herſetzen wollen: „Im Namen des Gekreuzigten ſelbſt zu ſchwören, alle Bande zu zerreiſſen, die dich noch an Vater, Mutter, Brüder, Schweſtern, Gattinnen, Verwandte, Freunde, Geliebte, Könige, Vorgeſetzte, Wohlthäter, oder ſonſt an einen Menſchen feſſeln, dem du Treue, Gehorſam, Dankbarkeit, oder Dienſtreiſer geſchworen haſt. Von dieſem Augenblicke an biſt du frey von dem ſogenannten Schwure an Vaterland und Geſetze. — Ehre und ſchätze die aqua toffana, als ein ſicheres geſchwindes und nothwendiges Mittel, den Erdboden durch den Tod, oder durch Beraubung des Verſtandes von denjenigen zu ſäubern, welche die Wahrheit herabzuwürdigen, oder ſie aus unſern Händen zu reiſſen ſuchen.“ Der Verf. verſichert nun zwar, was er hier erzählt, von zweyen Männern zu verſchiedenen Zeiten, ohne Rückſprache unter ſich, und an verſchiedenen von einander weit entfernten Orten, erfahren zu haben. Aber der Ueberſetzer bezweifelt mit Recht die Wahrheit dieſer Erzählung. Die Zweifelsgründe, welche er dawider anführt, ließen ſich noch aus der Erzählung ſelbſt vermehren und verſtärken. — VIII. Daß die Secte der Kreuzfrommen jedes Reich, das ihr Schutz giebt, nothwendig zu Grunde richten müſſe. Der Ueberſetzer hat das Uebertriebene auch hier ſehr gut gezeigt, und die Fehlſchlüſſe des Verf. hinlänglich berichtiget. Das Verfinſtern und das Ausrotten der Aufklärung geht in unſern Tagen ſo leicht nicht mehr an, als es ſich vielleicht Mancher vorſtellt. Und der Ueberſetzer hat nicht unrecht, wenn er ſagt: „Wahre Aufklärung erhellet nicht blos den Kopf, ſondern erwärmt auch das Herz.“ IX. Cap. Den Königen liegt am meiſten daran, die neue Secte auszurotten. Vieles von dem, was hier geſagt wird, iſt richtig genug. Aber bey mancher Stelle weiß man wieder nicht, wie man eigentlich mit dem Verf. daran iſt. Der Ueberſ. hat darauf auch aufmerkſam gemacht. X. Cap. Daß die neue Secte die bürgerliche Geſellſchaft zerſtören würde, wenn dieſe zerſtört werden könnte. Aus der ſonderbaren Ueberſchrift mag man auf den Inhalt des ganzen Cap. ſchließen, das eine ſeltſame Declamation enthält. XI. Cap. Welches wohl die Mittel ſeyn möchten, die Secte der Kreuzfrommen

men zu zerstören. Was hier Gutes gesagt wird, das haben wir längst gewußt, und haben es auch auszuüben gesucht. XII. Cap. Was man von den theosophischen Schwärmern gedacht hat, und was man jetzt von ihnen denkt. Rec. stößt hier auf eine Note, wo der Uebers. dem Verf. wirklich Unrecht thut. Der Verf. vergleicht nemlich den berüchtigten Saint-Germain mit einem ältern Narren, und bedient sich bey dieser Gelegenheit der Worte: „Sainr-Germain, der so kräftig beschützt worden ist.“ Dies bringt den Uebersetzer in eine Wärme, welche sich die meisten Leser schwerlich werden erklären können. Dabey vertheidigt er den St. G. nennt ihn einen hellen Kopf, und möchte die Leser gern überreden, daß er gar der Mann nicht gewesen sey, den man in eine solche Parallele stellen sollte. Rec., der Gelegenheit gehabt hat, von dem Manne, dessen sich hier der Uebers. so warm annimmt, sehr authentische Nachrichten zu erhalten, muß hier aber demselben widersprechen. St. G. war nichts weniger, als ein heller Kopf, wie schon der einzige Umstand beweisen kann, daß er noch auf seinem Todbette verjüngt zu werden hoffte, und andere versicherte, daß das, was Auflösung war, Vorbereitung zu seiner bevorstehenden Verjüngung sey. Andere Umstände läßt Rec. hier unberührt, weil sie nicht hieher gehören. Besser hätte indessen der Uebers. gethan, er hätte seine Note zu St. G. Rechtfertigung weggelassen. Denn sie erregt auch gegen seine Aufrichtigkeit nicht ungegründeten Verdacht. Einige Blätter weiter läßt er gar ein paar Seiten des Originals, die St. G. betreffen, weg; versichert uns aber, daß solches nicht aus Kriecherey und Schmeicheley, sondern aus Abscheu an Verläumdung, geschehe, und er dadurch der Gerechtigkeit ein Opfer bringe. — XIII. Cap. Was man von den Stiftern der neuen Secte hält. XIV. Cap. Von dem Zustande, in welchem sich die Länder befinden, worin die Secte wahrscheinlich den meisten Schutz erhält. XV. Cap. Verschiedene Mittel, den Credit der Secte zu schwächen. Wir müssen uns sehr irren, wenn die meisten Leser hier nicht wieder an dem Verf. sowohl, als an dem Uebersetzer, irren möchten. Angehängt sind noch Noten vom Verfasser mit Noten vom Uebersetzer, aus denen die meisten Leser aber wohl nicht klüger werden dürften. Das Ganze schließt mit einer Abhandlung des Uebersetzers über die Fragen: Ist Cagliostro Chef der Illuminaten? Kann

er

er es ſeyn? Oder kann er es geweſen ſeyn? Die allermeiſten Leſer dürften die Beantwortung dieſer Fragen unnütz finden, es müßte denn ſeyn, daß ſie das politiſche Journal, welches unter unzähligen andern lächerlichen Unwahrheiten auch dieſe Legende aufgetiſcht hat, für ſo wichtig hielten, daß es einer Widerlegung bedürfte. Aber wir bedauern den Ueberſetzer, wenn er alle Legenden des politiſchen Journals widerlegen wollte. Da würde er ein artig Stück Arbeit bekommen! Gern hätte er ſich daher die hier gehabte Mühe erſparen können. Denn eine Legende mehr oder weniger im politiſchen Journale, was thut das? Und welcher verſtändige Mann glaubt etwas, weil es da ſteht? Uebrigens will Rec. doch noch bemerken, daß der Ueberſetzer den Verfaſſer (ſollte doch wohl heißen: dem Verfaſſer) des politiſchen Journals ein Compliment zu machen glaubt, wenn er ſagt, daß ſie keine gemeine Zeitungsſchreiber wären. Wir finden aber dies Compliment in allem Betrachte ungerecht. Denn meynt der Ueberſ., daß alle Zeitungsſchreiber gemeine Zeitungsſchreiber wären, ſo thut er einigen würdigen Männern darunter ſehr unrecht. Mancher von ihnen dürfte ſich ſehr die Ehre verbitten, mit Schirach in eine Claſſe geſetzt zu werden. Ein guter Zeitungsſchreiber zu ſeyn, wie es z. B. die Verfaſſer der Hamburgiſchen und Leidener Zeitungen ſind, das iſt ſo leicht nicht, als Mancher denkt. Aber ein politiſches Journal, wie das Altonaer zu ſchreiben, dazu wird nichts erfordert, als — ein Schirach zu ſeyn.

Rw.

Unterhaltungen für junge Leute aus der Naturgeſchichte, dem bürgerlichen Leben, und der Kunſt, mit Kupfern, von Johann Peter Volt, Archidiacanus und Profeſſor publ. zu Schweinfurth ꝛc. Dritter und letzter Theil. Nürnberg, bey Weigel und Schneider. 8. 1790. 420 S.

Wir beziehen uns auf unſer Urtheil über die beyden erſten Theile dieſes nützlichen Buchs in u. B. und fügen hier nur den Wunſch hinzu, daß es dem Verf. gefallen möchte: ſeine Gedanken über alle Arten der Mißbräuche bey Künſtlern und Handwerkern, und beſonders über ihren Urſprung, wie auch

auch über die ſogenannten Wanderungen der Handwerksburſche, die jetzt noch ſo zweckwidrig ſind, bekannt zu machen, wozu er in der Vorrede Hoffnung gemacht hat. Wenn dieſes alles nach einem guten Plane, und nach authentiſchen Urkunden aller Gilden, beſonders in den Reichsſtädten, bearbeitet würde; ſo würde es gewiß ſehr viel zur Aufklärung beytragen, und man würde ſich über den Urſprung manches Mißbrauchs wundern, und ſich ſeiner ſchämen.

In dieſem dritten Theile ſind 40 Künſte und Handwerker beſchrieben. Sehr gut iſt es, daß der Verf. hier und da die kurze Erfindungsgeſchichte derſelben mit angeführet hat.

1) Der Zuckerbäcker (Conditor), 2) der Bleyweißfabrikant, 3) der Büchſenmacher, 4) der Büchſenſchäfter, 5) der Perückenmacher, 6) der Friſirer, 7) der Goldſchläger, 8) der Gold- und Silberdrathzieher, 9) der Kupferdrucker, 10) der Formſchneider, 11) der Schriftgießer, 12) der Leimſieder, 13) der Sirbmacher, 14) der Kupferſchmied, 15) der Rothgießer, 16) der Gelbgießer, 17) der Glasſchleifer, 18) der Glasſchneider, 19) der Schieferdecker, 20) der Pottaſchenſieder, 21) der Glockengießer, 22) der Tapezierer, 23) der Brückgießer, 24) der Pulvermüller, 25) die Porcellanfabrik, 26) der Mechanikus, 27) der chirurgiſche Inſtrumentenmacher, 28) der Sporer und Striegelmacher, 29) der engliſche Seſſelmacher, 30) der Knopfmacher, 31) der Großuhrmacher, 32) der Korbmacher, 33) der Ziegelbrenner, 34) der Apotheker, 35) der Zeug- und Raſchmacher, 36) der Meſſingbrenner, 37) der Orgelbauer, 38) der Lackirer, 39) der Pfefferküchler, 40) der Tuchſcheerer.

Nach unſerm Urtheil bleibt dieß eins unſerer gemeinnützigſten Bücher, und verdiente in allen Schulen eingeführt zu werden. Ein allgemeines Sachregiſter über alle drey Theile würde das Buch noch brauchbarer gemacht haben. Vor dieſem dritten Theile iſt das Bildniß des Verfaſſers.

Fm.

Kleine Natur- und Sittengemälde. Zittau, bey Schöps, 1790. 362 Seiten. 8.

Enthält verschiedne kleine Aufsätze, die sich gut lesen lassen. Lauchstädt, ein kleines Gemälde, über das Bad und die dortigen gesellschaftlichen Verhältnisse; die Beduinen Araber; über die Schauspiele der kleinen herumziehenden Gesellschaften; zwey merkwürdige Blinde; Dr. Moyns und John Metcalf; geheime Geschichte der Liebschaften Heinrich IV. Königs von Castilien; Leben und Abentheuer des Laharillo von Tormes. Die drey letzten Aufsätze sind Uebersetzungen.

Df.

# Nachrichten.

## Beförderungen.

1792.

Herr D. Siegmund Friedrich Hermbstädt in Berlin ist zum Hofapotheker und Professor der pharmaceutischen Chemie beym Collegio medico-chirurgico daselbst ernannt worden.

Die durch des sel. Silberschlags Absterben in dem Oberconsistorium zu Berlin erledigte Stelle hat Herr Andreas Jacob Hecker, Director der Realschule und Prediger an der Dreyfaltigkeitskirche, erhalten.

An des verstorbenen Hähns Statt ist der zweyte Consistorialrath und Hauptpastor zu Esens, Herr Gerhard Julius Coners, zum ersten geistlichen Consistorialrath und Generalsuperintendenten des Fürstenthums Ostfriesland ernannt worden.

Der König von Preußen hat dem Oberconsistorialrath und Professor Erman in Berlin den Titel eines Historiographen von Brandenburg ertheilt.

Herr Professor Niemeyer in Halle hat auf den nach Danzig als erster Prediger erhaltenen Ruf durch ein Königl. Rescript von Berlin eine Gehaltszulage von 500 Thalern und den Titel eines Consistorialraths erhalten.

Auf der Universität zu Marburg ist der bisherige Herr Stiftsprediger Münscher zu Hersfeld dritter ordentlicher Professor der Theologie, Consistorialrath und Inspector der reformirten Kirchen des Oberfürstenthums Hessen, und die ausserordentlichen Lehrer der Weltweisheit, die Herren de Beauclair, Crede und Duysing sind zu ordentlichen Lehrern der Weltweisheit, mit Sitz und Stimme im Senat (der erstere eigentlich zum Lehrer der Pädagogik) ernannt worden. Auch ist vorher der Herr D. Hille ausserordentlicher Professor des Rechts geworden.

Der König von Preußen hat den Magister der Philosophie, Herrn Joh. Gottfried Carl Christian Kiesewetter, der zeither in Berlin Personen von allerley Ständen Vorlesungen über die Philosophie gehalten, zum Professor dieser Wissenschaft ernannt, und ihm darüber eine Bestallung ausfertigen lassen.

Der bisherige Vicepräsident der obersten Justizstelle in Wien, Karl Anton Freyherr von Martini, ist zum wirklichen zweyten Präsidenten dieses höchsten Hofgerichts ernannt worden.

An des verstorbenen geheimen Raths Darjes Stelle ist Herr Professor Madihn in Frankfurt an der Oder zum Director der dortigen Universität ernannt worden.

Den vorherigen Landgräfl. Hessencasselschen Rath und Bibliothekar, Herrn Ernst Wilhelm Cuhn, hat der König von Preußen zum Historiographen bey dem Departement der auswärtigen Affairen zu Berlin ernannt, und ihm den Charakter eines Kriegsraths beygelegt.

Der Herzog von Braunschweig hat den bisherigen Obercommissar, Herrn Philipp Christian Kibbentrop, der sich hauptsächlich durch seine Topographie der Stadt Braunschweig rühmlich bekannt gemacht, zum Kammer- und Commerzienrath ernannt.

Der vor kurzem als ausserordentlicher Professor der Theologie zu Göttingen angestellte Herr M. C. L. W. Ziegler hat den Ruf zu einer ordentlichen Lehrstelle der Theologie mit 600 Rthlr. Gehalt nach Rostock erhalten und angenommen.

Ende verwichnen Jahrs hat die philosophische Facultät in Helmstädt den Herrn Bergrath D. Mose in Elberfeld zum Doctor der Philosophie und Magister der freyen Künste ernannt, und ihm das Diplom darüber zugestellt.

Kleine Natur- und Sittengemälde. Zittau, bey Schöps, 1790. 362 Seiten. 8.

Enthält verschiedne kleine Aufsätze, die sich gut lesen lassen. Lauchstädt, ein kleines Gemälde, über das Bad und die dortigen gesellschaftlichen Verhältnisse; die Beduinen Araber; über die Schauspiele der kleinen herumziehenden Gesellschaften; zwey merkwürdige Blinde; Dr. Moyns und John Metcalf; geheime Geschichte der Liebschaften Heinrich IV. Königs von Castilien; Leben und Abentheuer des Lazarillo von Tormes. Die drey letzten Aufsätze sind Uebersetzungen.

Df.

# Nachrichten.

## Beförderungen.

1792.

Herr D. Siegmund Friedrich Hermbstädt in Berlin ist zum Hofapotheker und Professor der pharmaceutischen Chemie beym Collegio medico-chirurgico daselbst ernannt worden.

Die durch des sel. Silberschlags Absterben in dem Oberconsistorium zu Berlin erledigte Stelle hat Herr Andreas Jacob Hecker, Director der Realschule und Prediger an der Dreyfaltigkeitskirche, erhalten.

An des verstorbenen Hähns Statt ist der zweyte Consistorialrath und Hauptpastor zu Esens, Herr Gerhard Julius Coners, zum ersten geistlichen Consistorialrath und Generalsuperintendenten des Fürstenthums Ostfriesland ernannt worden.

Der König von Preußen hat dem Oberconsistorialrath und Professor Erman in Berlin den Titel eines Historiographen von Brandenburg ertheilt.

Herr Professor Niemeyer in Halle hat auf den nach Danzig als erster Prediger erhaltenen Ruf durch ein Königl. Rescript von Berlin eine Gehaltszulage von 500 Thalern und den Titel eines Consistorialraths erhalten.

Auf der Universität zu Marburg ist der bisherige Herr Stiftsprediger Münscher zu Hersfeld dritter ordentlicher Professor der Theologie, Consistorialrath und Inspector der reformirten Kirchen des Oberfürstenthums Hessen, und die ausserordentlichen Lehrer der Weltweisheit, die Herren de Beauclair, Crede und Duysing sind zu ordentlichen Lehrern der Weltweisheit, mit Sitz und Stimme im Senat (der erstere eigentlich zum Lehrer der Pädagogik) ernannt worden. Auch ist vorher der Herr D. Hille ausserordentlicher Professor des Rechts geworden.

Der König von Preußen hat den Magister der Philosophie, Herrn Joh. Gottfried Carl Christian Kiesewetter, der zeither in Berlin Personen von allerley Ständen Vorlesungen über die Philosophie gehalten, zum Professor dieser Wissenschaft ernannt, und ihm darüber eine Bestallung ausfertigen lassen.

Der bisherige Vicepräsident der obersten Justizstelle in Wien, Karl Anton Freyherr von Martini, ist zum wirklichen zweyten Präsidenten dieses höchsten Hofgerichts ernannt worden.

An des verstorbenen geheimen Raths Darjes Stelle ist Herr Professor Madihn in Frankfurt an der Oder zum Director der dortigen Universität ernannt worden.

Den vorherigen Landgräfl. Hessencasselschen Rath und Bibliothekar, Herrn Ernst Wilhelm Cuhn, hat der König von Preußen zum Historiographen bey dem Departement der auswärtigen Affairen zu Berlin ernannt, und ihm den Character eines Kriegsraths beygelegt.

Der Herzog von Braunschweig hat den bisherigen Obercommissar, Herrn Philipp Christian Ribbentrop, der sich hauptsächlich durch seine Topographie der Stadt Braunschweig rühmlich bekannt gemacht, zum Kammer- und Commerzienrath ernannt.

Der vor kurzem als ausserordentlicher Professor der Theologie zu Göttingen angestellte Herr M. C. L. W. Ziegler hat den Ruf zu einer ordentlichen Lehrstelle der Theologie mit 600 Rthlr. Gehalt nach Rostock erhalten und angenommen.

Ende verwichnen Jahrs hat die philosophische Facultät in Helmstädt den Herrn Bergrath D. Nose in Elberfeld zum Doctor der Philosophie und Magister der freyen Künste ernannt, und ihm das Diplom darüber zugestellt.

Der Churfürst von Pfalzbaiern hat seinem geheimen Referendar und wirklichen Oberlandesregierungsrath, Herrn Johann Caspar Edlen von Lippert, zu München, der auch als Schriftsteller rühmlich bekannt ist, nicht nur den Geheimenrathscharakter ertheilt, sondern auch verordnet, daß er seine Vorträge in der Conferenz persönlich erstatten soll.

Herr D. Peter Theodor von Leveling, bisheriger ordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie auf der Universität zu Heidelberg, ein Sohn des Herrn Professors von Leveling zu Ingolstadt, hat von dem Fürstbischof von Speyer den Ruf als Hofmedicus erhalten und angenommen.

Der bisherige Prediger und Rector zu Joachimsthal zu Berlin, Herr Johann Heinrich Tieftrunk, ist zum ordentlichen Professor der Philosophie bey der Universität zu Halle ernannt worden.

Herr Rector Rosegarten zu Wolgast ist zum Rectorat des Gymnasiums zu Riga mit einem Gehalt von 1200 Albertsthalern berufen worden.

Herr D. Mohl, bisheriger ausserordentlicher Professor der Rechte zu Stuttgard, ist zum ordentlichen Professor mit Sitz und Stimme in der Jurisfacultät ernannt worden.

Herr M. Schelling, Professor und Prediger zu Bebenhausen, hat die Stelle eines Specialsuperintendenten und Stadtpfarrers zu Schorndorf im Würtembergischen erhalten, und an seine Stelle kommt der bisherige Diaconus, Hr. M. Hoff zu Waiblingen, als Professor nach Bebenhausen.

An des sel. Köppen Stelle ist Herr Johann Christian Heinrich Krause, bisheriger Rector zu Jever, Rector des Lyceums zu Hannover geworden.

Herr D. Link zu Göttingen hat in Rostock die Professur der Botanik, Chemie und Naturgeschichte erhalten.

Herr Licentiat Johann Arnold Günther, rühmlichst bekannt durch Beförderung nützlicher Anstalten und durch Schriften, ist zum Senator der freyen Reichsstadt Hamburg erwählt worden.

---

## Todesfälle.

Im Jun. 1791 starb Herr Johann Jacob Bülcher, reformirter Prediger zu Eupen (oder frauz. Neau) im Oesterreichischen

chischen Lurenburg. Er hat verschiedene gute exegetische Abhandlungen in lateinischer Sprache geschrieben, und war mehrere Jahre Mitarbeiter an der A. d. B. im biblisch-exegetischen Fache.

Am 18. November 1791 starb der Königl. Pommersche Generalsuperintendent und Consistorialrath, Herr Friedrich Christ. Göring, in Demmin, wohin er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gereiset war, im 56ten Jahre seines Lebens. Seine unermüdete Thätigkeit, seine Treue und Eifer, mit welcher er seine Aemter verwaltete, seine Verdienste um die Verbesserung der Schulen, besonders der Landschulen, sowohl durch Einführung zweckmäßiger Lehr- und Lesebücher, als auch durch Ansetzung geschickter Lehrer, und seine große Dienstfertigkeit machen sein Andenken schätzbar. Von litterarischen Arbeiten sind nur einige Gelegenheitspredigten bekannt.

1792.

Am 21. Jannar 1792. starb in Jena Herr Johann Christian Blasche, überzähliger ordentlicher Professor der Theologie und Rector der Stadtschule, im 74ten Jahre seines Alters.

Am 31. Jan. starb Herr Christian Gottfried Böckh, Diaconus an der Hauptkirche der freyen Reichsstadt Nördlingen, einer unsrer vorzüglichen pädagogischen Schriftsteller, in einem Alter von 60 Jahren.

Am 11. Februar starb in Jena Herr Johann Gottfried Müller, Herzogl. Sachsen-Weimarischer Hofrath, ordentlicher Professor der Philosophie und Universitätsbibliothekar. Er besaß mannichfache Kenntnisse, besonders im Fache der Diplomatik.

Am 20. Februar starb in Kiel Herr Christian Carl Lorenz Hirschfeld, Königl. Dänischer Justizrath und ordentlicher Professor der Philosophie, im 50ten Jahre seines Alters.

Am 28. Februar starb in Erlangen Herr D. Johann Christoph Rudolph, Senior der Universität, wie auch Königl. Preußischer Hofrath und erster ordentlicher Professor der Rechte. Er war gebohren zu Marburg am 5. November 1723 (nicht 1726, wie im gel. Deutschlande steht).

Am 8. März starb zu Berlin an einem hitzigen Brustfieber Herr Friedrich Germanus Lüdke, Archidiaconus

an der Nicolaikirche, im 62ten Jahre seines Alters. Er war ein Mann von vielen Einsichten und von unermüdetem Fleiß. Seine Schrift über die Toleranz hat ihm allgemeinen Ruhm zuwege gebracht. Er war vom ersten Anfange dieser A. d. Bibl. ein sehr fleißiger Mitarbeiter an derselben, daher sie durch dessen Tod einen ungemeinen Verlust leidet.

Am 29. Februar starb in Augsburg der berühmte Orgel- und Instrumentenmacher, Herr Johann Andreas Stein, alt 64 Jahre.

Am 15. März starb in Göttingen Herr D. Johann Nicolaus Möckert, Hofrath und ordentlicher Professor der Rechte, im 61ten Jahre seines Alters.

Am 26. März starb zu Freyburg im Breisgau Herr D. Georg Karl Staravaßnig, ordentlicher Professor der Physiologie und der Materia medica, im 44ten Jahre seines Lebens, allgemein geschätzt und betrauret. Ausser einigen gründlichen Disputationen hat er sich hauptsächlich berühmt gemacht durch seine Abhandlung von dem ausserordentlichen Fasten der Maria Mauka Matschlerin zu Rothweil.

Am 7 April starb in Erlangen Herr D. Johann Philipp Frank, Privatdocent bey dortiger Universität, bekannt durch sein aus drey Bänden bestehendes System der landwirthschaftlichen Polizey, nicht gar 32 Jahre alt.

Am 12. April starb zu Frankfurt an der Oder Herr D. Julius Friedrich Knüppeln, Königl. Preußischer Kriegs- und Steuerrath, in seinem 33ten Lebensjahr.

Am 14. April starb in Wien Herr Maximilian Hell, Exjesuite, ordentlicher Professor der Astronomie und Vorsteher der Königl. Sternwarte daselbst, im 72ten Jahre seines Alters.

---

## Die Kön. Akademie der Wissenschaften in Berlin hat folgende Preisaufgaben bekannt machen lassen.

Die K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin hat, ihrer ursprünglichen Stiftung gemäß und nach dem von des Königs Majestät gebilligten Wunsch ihres Curators, Sr. Excellenz des Herrn Grafen v. Hertzberg, auch die deutsche Sprache und die Geschichte derselben zu einem Gegenstande ihrer Untersuchungen und Arbeiten zu machen beschlossen, um dadurch

nach

nach und nach zur Ausführung [illegible] discours lus dans l'assemblée publique [illegible] Janv. 1792. etc. [illegible] zur Beförderung der Reinigkeit, [illegible] thums der deutschen Sprache [illegible] daher darum gelegen, auch auswärtige [illegible] forscher in diesen ihren neuen [illegible] und mit sich zu jenen nützlichen [illegible] glaubt, dieses für ihr nicht zweckmäßiges [illegible] können, als durch Aufstellung [illegible] Beantwortung sie alle deutsche [illegible] philosophisches und gründliches [illegible] zum Geschäft gemacht haben, [illegible] gegenwärtig in Ansehung der [illegible] che gewissermaßen eine Spaltung [illegible] lehrten, indem theils auf der einen [illegible] deutsche Schriftsteller, deren [illegible] ahmung reize, sich eine Menge [illegible] densarten erlauben, die nicht immer [illegible] nen, theils andre in ihrem patriotischen [illegible] keit der Sprache vielleicht auf der [illegible] wenn sie alles Ausländische mit [illegible] schen Sprache verbannen wollen. Die Akademie sieht sich hierdurch veranlaßt, zunächst und [illegible] aufzuwerfen: „Ist vollkommene Reinigkeit einer Sprache überhaupt und besonders der deutschen möglich und notwendig? Wie und nach welchen Grundsätzen kann die Reinigkeit der deutschen Sprache am besten befördert werden? Wie weit kann und muß dieselbe gereinigt werden, ohne ihr noch wesentlichere Vollkommenheiten aufzuopfern, und welche Theile des deutschen Sprachschatzes bedürfen vorzüglich die Absonderung des Fremdartigen, in welchen andern hingegen würde diese Absonderung unthunlich oder nachtheilig seyn?“ Die Akademie wünschte, daß vornehmlich die in Werken des Geschmacks und in der Umgangssprache am häufigsten vorkommenden entbehrlichen Wörter, ferner diejenigen, welche abstrakte und moralische Begriffe und gesellschaftliche Verhältnisse bezeichnen, zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden. Sie erwartet daher in Ansehung der meisten und gangbarsten ausländischen Wörter dieser Klasse, wofern sie nicht wirklich durch schon vorhandne und gebräuchliche einheimische Wörter verdrängt zu werden verdient hätten,

Vor-

an der Nicolaikirche, im 62ten Jahre seines Alters. Er war ein Mann von vielen Einsichten und von unermüdetem Fleiß. Seine Schrift über die Toleranz hat ihm allgemeinen Ruhm zuwege gebracht. Er war vom ersten Anfange dieser A. d. Bibl. ein sehr fleißiger Mitarbeiter an derselben, daher sie durch dessen Tod einen ungemeinen Verlust leidet.

Am 29. Februar starb in Augsburg der berühmte Orgel- und Instrumentenmacher, Herr Johann Andreas Stein, alt 64 Jahre.

Am 15. März starb in Göttingen Herr D. Johann Nicolaus Möckert, Hofrath und ordentlicher Professor der Rechte, im 61ten Jahre seines Alters.

Am 26. März starb zu Freyburg im Breisgau Herr D. Georg Karl Caravaßig, ordentlicher Professor der Physiologie und der Materia medica, im 44ten Jahre seines Lebens, allgemein geschätzt und betrauret. Ausser einigen gründlichen Disputationen hat er sich hauptsächlich berühmt gemacht durch sein Abhandlung von dem ausserordentlichen Fasten der Maria Rauka Mutschlerin zu Rothweil.

Am 7 April starb in Erlangen Herr D. Johann Philipp Frank, Privatdocent bey dortiger Universität, bekannt durch sein aus drey Bänden bestehendes System der landwirthschaftlichen Polizey, nicht gar 32 Jahre alt.

Am 12. April starb zu Frankfurt an der Oder Herr D. Julius Friedrich Knüppeln, Königl. Preußischer Kriegs- und Steuerrath, in seinem 33ten Lebensjahr.

Am 14. April starb in Wien Herr Maximilian Hell, Exjesuite, ordentlicher Professor der Astronomie und Vorsteher der Königl. Sternwarte daselbst, im 72ten Jahre seines Alters.

---

## Die Kön. Akademie der Wissenschaften in Berlin hat folgende Preisaufgaben bekannt machen lassen.

Die K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin hat, ihrer ursprünglichen Stiftung gemäß und nach dem von des Königs Majestät gebilligten Wunsch ihres Curators, Sr. Excellenz des Herrn Grafen v. Hertzberg, auch die deutsche Sprache und die Geschichte derselben zu einem Gegenstande ihrer Untersuchungen und Arbeiten zu machen beschlossen, um dadurch

nach

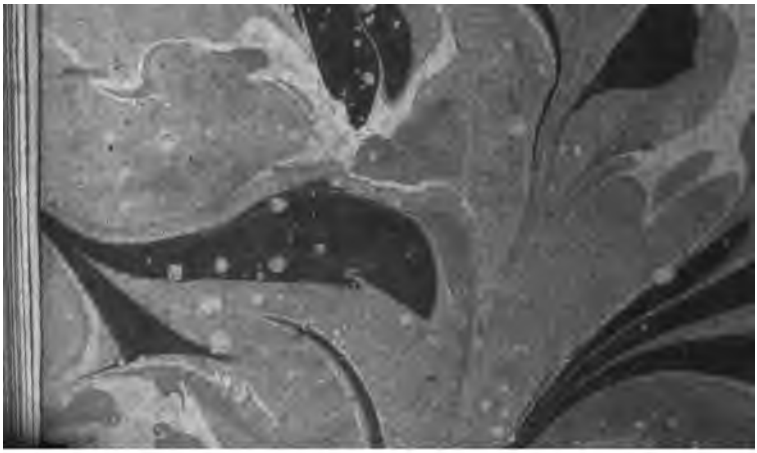
nach und nach zur Ausführung des (neuerlich mit den Discours lus dans l'assemblée publique de l'Académie, le 26. Janv. 1792. etc. wieder abgedruckten) Leibnitzischen Plans zur Beförderung der Reinigkeit, Richtigkeit und des Reichthums der deutschen Sprache etwas beytragen. Es ist ihr daher daran gelegen, auch auswärtige philosophische Sprachforscher in diesen ihren neuen Wirkungskreis hineinzuziehen, und mit sich zu jenen wichtigen Zwecken zu vereinigen. Sie glaubt, dieses für itzt nicht zweckmäßiger bewerkstelligen zu können, als durch Ausstellung einer Preisfrage, zu deren Beantwortung sie alle deutsche Gelehrten, die sich bisher ein philosophisches und gelehrtes Studium ihrer Muttersprache zum Geschäft gemacht haben, einladet. Bekanntlich herrscht gegenwärtig in Ansehung der Reinigkeit der deutschen Sprache gewissermaßen eine Spaltung unter den deutschen Gelehrten, indem theils auf der einen Seite mehrere berühmte deutsche Schriftsteller, deren Beyspiel viele jüngere zur Nachahmung reizt, sich eine Menge ausländischer Wörter und Redensarten erlauben, die nicht immer nothwendig zu seyn scheinen, theils andre in ihrem patriotischen Eifer für die Reinigkeit der Sprache vielleicht auf der andern Seite zu weit gehen, wenn sie alles Ausländische und Fremdartige aus der deutschen Sprache verbannen wollen. Die Akademie sieht sich hierdurch veranlaßt, zunächst und für itzt folgende Preisfrage aufzuwerfen: „Ist vollkommene Reinigkeit einer Sprache überhaupt und besonders der deutschen möglich und nothwendig? Wie und nach welchen Grundsätzen kann die Reinigkeit der deutschen Sprache am besten befördert werden? Wie weit kann und muß dieselbe getrieben werden, ohne ihr noch wesentlichere Vollkommenheiten aufzuopfern, und welche Theile des deutschen Sprachschatzes bedürfen vorzüglich die Absonderung des Fremdartigen, in welchen andern hingegen würde diese Absonderung unthunlich oder nachtheilig seyn?“ Die Akademie wünscht, daß vornämlich die in Werken des Geschmacks und in der Umgangssprache am häufigsten vorkommenden ausländischen Wörter, ferner diejenigen, welche psychologische und moralische Begriffe und gesellschaftliche Verhältnisse bezeichnen, zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden. Sie erwartet daher in Ansehung der meisten und gangbarsten ausländischen Wörter dieser Klasse, wofern sie nicht wirklich durch schon vorhandne und gebräuchliche einheimische Wörter verdrängt zu werden verdient hätten,

Vor-

Vorſchläge, wie ſie entbehrlich gemacht, und alſo entweder durch alte deutſche Wörter, die in unverdiente Vergeſſenheit gerathen, oder durch neue, theils ſchon geprägte, theils noch zu prägende, oder endlich durch Entlehnung aus den verſchiedenen Mundarten Deutſchlands, oder auch aus den mit der deutſchen verwandten Sprachen, erſetzt werden können. Es würden dabey zugleich die Grundſätze anzugeben ſeyn, nach welchen die eine oder die andre der genannten Quellen in der Benutzung zur Bereicherung und Reinigung des deutſchen Sprachſchatzes den Vorzug verdienen würde, auch die Fälle näher zu beſtimmen ſeyn, in welchen keine derſelben zur Verdrängung eines bereits gangbaren und unentbehrlich gewordenen ausländiſchen Worts ohne Nachtheil genutzt werden könnte. Zugleich würde auf die bisherigen von den Zeiten der fruchtbringenden Geſellſchaft her gemachten Verſuche zur Reinigung der Sprache Rückſicht zu nehmen, und dabey zu zeigen ſeyn, warum dieſe Verſuche zum Theil mißglückten und mißglücken mußten. Für die Beantwortung dieſer Preisaufgabe ſetzt die Akademie den gewöhnlichen akademiſchen Preis von 50 Ducaten aus. Die Abhandlungen werden bis zum 1ten Jul. 1793, als dem letzten Zeitpunkt, an den beſtändigen Secretär der Akademie, Herrn Geheimerath Formey, eingeſandt, und wie gewöhnlich mit einer Inſchrift verſehen, mit der zugleich ein beyzulegender verſiegelter Zettel, der den Namen, Stand und Wohnort des Verfaſſers nachweiſt, bezeichnet wird. Der ausgeſetzte Preis wird in der zur Feyer des Geburtstages des Königs im September 1793 beſtimmten öffentlichen Sitzung der Akademie derjenigen Abhandlung, die den Abſichten und Wünſchen der Akademie am meiſten Genüge gethan, zuerkannt werden. Berlin, den 24. April 1792.

---

## Druckfehler.

### Im CIV. Bande I. Stücke.

S. 282 iſt die Recenſion Fh unterzeichnet, muß heiſſen Fk.